

**Soziale Architektur und Nachbarschaft in der Stadt
Teil I: Hauptband**

**Dissertation zur Erlangung des Grades eines Doktors
der Wirtschafts- und Sozialwissenschaften der Uni-
versität Hamburg, Fakultät Wirtschafts- und Sozial-
wissenschaften**

Vorgelegt von

Erich Schmidt

Hamburg, den 13.06.2005

Vita

Geburtsdatum 30. Juni 1970
Geburtsort Norden
Kontakt Erich-Schmidt@web.de

Schulabschluss

8/1987 – 5/1990 Allgemeine Hochschulreife am Fachgymnasium Wirtschaft der Berufsbildenden Schulen I Emden

Studium

10/1991 – 7/1997 Interdisziplinäres Studium der Soziologie, Wirtschafts- und Rechtswissenschaften an der Hochschule für Wirtschaft und Politik Hamburg, Abschluss: Diplom-Sozialökonom

Promotion

1/2003 – 9/2005 Promotion zum Thema »Soziale Architektur und Nachbarschaft in der Stadt« an der Universität Hamburg, Fakultät Wirtschafts- und Sozialwissenschaften

Datum der letzten mündlichen Prüfung: 13.09.2005

1. Gutachter: Prof. Dr. Wulf D. Hund

2. Gutachter: Prof. Dr. Horst Meier

Inhaltsverzeichnis

	Abbildungsverzeichnis.....	5
	Tabellenverzeichnis.....	8
	Diagrammverzeichnis.....	9
	Abkürzungsverzeichnis.....	10
1	Einleitung.....	13
2	Gesellschaftspolitik als Stadterneuerungspolitik.....	21
2.1	Wechselspiele zwischen Gesellschaft und gebauter Umwelt.....	23
2.1.1	»Der Weg der Esel und der Weg der Menschen.« Rationaler Städtebau.....	24
2.1.2	Sterben und Leben der Großstädte.....	29
2.1.3	Die Gestaltung unwirtlicher Städte.....	35
2.1.4	Humaner Städtebau für eine nahe Zukunft.....	38
2.1.5	Sich selbst verteidigende Räume.....	46
2.1.6	Utopia im Versuch.....	51
2.1.7	Zwischenbilanz eines (un)geklärten Verhältnisses.....	54
2.2	Stadtteile mit besonderem Entwicklungsbedarf.....	56
2.2.1	Handlungsfelder der Sozialen Stadt.....	59
2.2.2	Bürgerbeteiligung in der Sozialen Stadt: Mitwirkung mit Wirkung.....	65
2.3	Nachbarschaft.....	71
2.4	Soziale Architektur im Wohnungsneubau als Korrektiv.....	78
2.5	Der Traum von einer Insel. Kommunale Sozialstaatlichkeit mit Selbstbeteiligung.....	85
3	Realisierung sozialer Architektur.....	88
3.1	»Hallenhäuser« an der Steinbeker Straße.....	90
3.1.1	Die Rezeptionsgeschichte.....	101
3.2	Kommunikatives Wohnen am Ortolanweg in Berlin-Neukölln.....	113
3.3	Empirisch-soziologische Studie zum Wohnen in Hallenhäusern.....	123
3.3.1	Konzeption der Interviews.....	124
3.3.2	Klassifizierung und Interpretation.....	126
3.3.3	Kenntnisse der Interviewpartnerinnen und -partner.....	128
3.3.4	Soziale Daten.....	132
3.3.5	Der Wohnalltag.....	133
3.3.6	Wohnzufriedenheit.....	139
3.3.7	Wohnutopien und Wohnwünsche.....	142
3.3.8	Genossenschaftliche Wohnverhältnisse und Genossenschaftlichkeit.....	144
3.3.9	Nachbarschaft.....	145
3.3.10	Stadtteil.....	148
3.3.11	Interviewbezogene Angaben.....	150

4	Revitalisierung des Stadtteils Hamm-Süd	152
4.1	(Un)verwirklichte Entwicklungsgeschichte Hamm-Süds.....	153
4.1.1	Aufbruch	161
4.1.2	Rückzug.....	167
4.1	Statistisches Profil Hamm-Süds	174
3.1.	Hamm-Süd erfahren	177
5	Kommunikatives Wohnen in Genossenschaften	189
5.1	Die Baugenossenschaft freier Gewerkschafter eG	190
5.2	Kommunikation in der Wohnungsgenossenschaft.....	199
5.3	Genossenschaftsverständnis im Wandel.....	217
6	Wohnen im Hallenhaus	222
6.1	Architekturkritik aus der Perspektive der Hallenhausbewohnerinnen und -bewohner	222
6.2	Kommunikative Wohnungen.....	234
6.3	Modernes Wohnen am Wasser.....	247
6.4	Freizeit.....	248
6.4.1	Exkurs: Mietergärten.....	251
7	Nachbarschaftliches Wohnen im Hallenhaus.....	253
7.1	Nachbarschaftsbildung im Hallenhaus.....	253
7.2	Erfahrungen mit Nachbarschaftshilfe.....	263
7.3	Erfahrungen mit Meinungsverschiedenheiten im Hallenhaus.....	265
7.4	Interpretationen des Hallenhauswohnens.....	267
7.5	Bilanz nachbarschaftlichen Wohnens im Hallenhaus.....	273
8	Mit Nachbarn Städte bauen? Ein Fazit.....	253
9	Literaturverzeichnis.....	287
9.1	Verzeichnis der Gesetze,Verordnungen und Normen.....	311
9.2	Verzeichnis der Internetauftritte.....	312

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: »Anthro / Socio: Rinde spinning«, Installation Bruce Nauman (Wappler 1998).....	23
Abbildung 2: Ein Produkt modernen Städtebaus (Le Corbusier 1945).....	26
Abbildung 3: Ausschnitt aus Le Corbusiers Stadt der Gegenwart für 3 Millionen Menschen (Le Corbusier 1979)	30
Abbildung 4: Nachteile langer Wohnblöcke (Jacobs 1992)	33
Abbildung 5: Vorteile kurzer Wohnblöcke (Jacobs 1992)	33
Abbildung 6: »König Fußgänger« – Schemaskizze eines Verkehrssystems für ein Wohnquartier (Bahrtdt 1968).....	40
Abbildung 7: Schematische Skizze für eine mögliche Bebauung eines citynahen Mischquartiers (Bahrtdt 1968).....	42
Abbildung 8: Sprengung eines Wohnblocks der Siedlung Pruitt-Igoe (Newman 1996)	46
Abbildung 9: Straße der Dienstleistungen, Pruitt-Igoe (Newman 1996).....	48
Abbildung 10: Straße der Dienstleistungen, Unité d'habitation, Marseille (Cohen 2004) .	48
Abbildung 11: Sprengung der Eldon and Oak Gardens, Birkenhead (Coleman 1985).....	51
Abbildung 12: »Semi-detached« home als Ergebnis britischer gesellschaftlicher Haustypenentwicklung (Coleman 1985)	53
Abbildung 13: Räumung der Ekhostraße 39 (Bild 24.05.1973)	66
Abbildung 14: »Schlafräume der Polit-Rocker« (Bild 24.05.1973)	68
Abbildung 15: Neighborhood-unit von Clarence Perry (Perry 1998)	72
Abbildung 16: Ehemaliges Eiswerk (Stadtteilarchiv Hamm)	90
Abbildung 17: Das Wettbewerbsgebiet und seine Umgebung im Radius von 1 km (BGFG 1996a).....	94
Abbildung 18: Wettbewerbsbeitrag des Architekten-Contors Schäfer – Agather, Modellansicht aus Süden (BGFG 1996b).....	96
Abbildung 19: Wettbewerbsbeitrag der Architektin Alexandra Czerner, Modellansicht aus Süden (BGFG 1996b).....	96
Abbildung 20: Wettbewerbsbeitrag der Architekten Stoeppler + Stoeppler, Modellansicht aus Süden (BGFG 1996b)	97
Abbildung 21: Wettbewerbsbeitrag der Architekten Kleffel, Köhnholdt und Gundermann, Modellansicht aus Süden (BGFG 1996b).....	97
Abbildung 22: Wettbewerbsbeitrag der Architekten Birwe – Kähne – Nähring – Krause, Modellansicht aus Süden (BGFG 1996b).....	98
Abbildung 23: Wettbewerbsbeitrag der Architekten von Gerkan, Marg und Partner, Modellansicht aus Süden (BGFG 1996b).....	98
Abbildung 24: Modell mit überdachtem Hof, Ansicht aus Norden (BGFG 1999a)	101

Abbildung 25: Das neue Hamm im Bau (BGFG 1999).....	103
Abbildung 26: Vorgefertigte Treppe als Baustein zur Kosteneinsparung (Beton 1999)....	106
Abbildung 27: Siesta auf der Billerhuder Insel (Wochenblatt 5.08.1999)	107
Abbildung 28: BGFG-Vorstände im Gespräch mit dem Präses der Baubehörde (Bei uns 1/2000).....	108
Abbildung 29: Aufmerksame Gäste bei den Einweihungsfeierlichkeiten	108
Abbildung 30: Glasüberdachte Halle der »gemeinschaftsbildenden Anlage« (BGFG)	110
Abbildung 31: Modell des Glashallenhauses am Ortolanweg (Typ A, B, C) (Amann 1993)	113
Abbildung 32: Grundriss des Glashallenhauses von Liepe und Steigermann, 1. Obergeschoss (Amann 1993).....	115
Abbildung 33: »Erschließungshalle« des Glashallenhauses (Rumpf 1992)	117
Abbildung 34: Modell des Atrium-Haustyps von Fritz Matzinger für den Ibisweg (Amann 1993).....	118
Abbildung 35: Wohnhalle eines Atrium-Wohnhofes am Ibisweg, Bepflanzungsthema »tropical« (Amann 1993).....	119
Abbildung 36: Lebensstile in Westdeutschland, nach Bildung und Alter differenziert (Spellerberg 2001).....	127
Abbildung 37: Ausstattungswahlmöglichkeiten für die Küche	129
Abbildung 38: Flexible Raumkonzeption mit offenem Wohn- und Essbereich (Wohnung 68; Czerner).....	135
Abbildung 39: Straßenkarte von Hamm-Süd (Dumrath 2005).....	152
Abbildung 40: Rundbau an der Steinbeker Straße (Stadtteilarchiv Hamm).....	153
Abbildung 41: Schlittschuhlaufen im Innenhof der Wohnanlage Süderstraße / Borstelmansweg (Stadtteilarchiv Hamm).....	154
Abbildung 42: Einzelhandel in Hamm-Süd 1957 (Pemöller 1961)	156
Abbildung 43: Gartenkolonie Billerhude von 1921 e.V.....	159
Abbildung 44: Bille-Marina (Stadtentwicklungsbehörde 1993).....	162
Abbildung 45: Wohnen an den Ufern des Bille-Beckens mit grünem Polster zum nördlich gelegenen Gewerbegebiet (Stadtentwicklungsbehörde 1993).....	166
Abbildung 46: Einkaufsstadtteile	181
Abbildung 47: Wege nach Hamm-Süd	188
Abbildung 48: Porträt der BGFG im Internet.....	190
Abbildung 49: Grundlage genossenschaftlichen Handelns der BGFG	193
Abbildung 50: Werbung für Hamburger Wohnungsbaugenossenschaften	197
Abbildung 51: Baustelle Neubau.....	208
Abbildung 52: BGFG-Hausverwalter (BGFG 2000a).....	211
Abbildung 53: Informationstafel im Hallenhaus.....	213
Abbildung 54: Aufruf zum Dialog im Hallenhaus	216
Abbildung 55: Wir machen das zusammen	221
Abbildung 56: Ideen für Nutzungsmöglichkeiten gesucht und gefunden	224

Abbildung 57: Ein für Hamm-Süd typisches Wohngebäude.....	225
Abbildung 58: Selbst gestalteter Wohnungseingangsbereich.....	228
Abbildung 59: Schneeschmelze vor der Wohnungstür	232
Abbildung 60: Blick vom Innenhof in den Garten	234
Abbildung 61: Grundrissbeispiel 039.....	240
Abbildung 62: Grundrissbeispiel 175.....	240
Abbildung 63: Grundrissbeispiel 052.....	241
Abbildung 64: Grundrissbeispiel 136.....	241
Abbildung 65: Spielbereich südlich der Hallenhäuser	247
Abbildung 66: Stadtteilinformationen.....	250
Abbildung 67: Eintritt über den Garten.....	252
Abbildung 68: Spielende Kinder in der Halle.....	263
Abbildung 69: Handwerker auf einer Loggia	270
Abbildung 70: »OH DU FRÖHLICHE... HALLENHAUSZEIT«.....	273

Tabellenverzeichnis

Tabelle 1: Handlungsfelder der Sozialen Stadt.....	60
Tabelle 2: Aufgabenfelder, Ziele und typische Maßnahmen im Rahmen der Sozialen Stadt	62
Tabelle 3: Haushaltsgröße und Wohnungsgröße im Sozialen Wohnungsbau (1999)	130
Tabelle 4: Soziale Daten.....	132
Tabelle 5: Brutto-Jahreseinkommen für Arbeitnehmer/innen im 1. und 3. Förderungsweg	133
Tabelle 6: Fragenkatalog zum Wohnalltag im engeren Sinne.....	134
Tabelle 7: Fragenkatalog zum Wohnalltag im weiteren Sinne	137
Tabelle 8: Fragenkatalog zur Wohnzufriedenheit.....	139
Tabelle 9: Fragenkatalog zu Wohnutopien und Wohnwünschen	142
Tabelle 10: Fragenkatalog zu Genossenschaften	144
Tabelle 11: Fragenkatalog zu Nachbarschaft.....	146
Tabelle 12: Fragenkatalog zum Stadtteil.....	149
Tabelle 13: Interviewbezogene Angaben.....	150
Tabelle 14: Arten der Bindung an Hamm-Süd und die nähere Umgebung	177
Tabelle 15: Beurteilung der Adresse Hamm-Süd	179
Tabelle 16: Regelmäßig genutzte Infrastruktur Hamm-Süds und der näheren Umgebung.....	180
Tabelle 18: Spontane Meinung zu Wohnungsgenossenschaften.....	202
Tabelle 19: Bewertung der Kontakte.....	206
Tabelle 20: Durchschnittliche Bewertung der Reaktionen der BGFG auf Mitgliederanliegen aus den Bereichen Technik und Betreuung.....	209
Tabelle 21: Vorschläge für zusätzliche Serviceleistungen.....	214
Tabelle 22: Zu intensivierende Hallennutzung und Gründe für die Intensivierung	229
Tabelle 23: Zu verbietende Hallennutzung und Gründe für das Verbot.....	230
Tabelle 24: Entfaltung des Mitglieds in der neuen Wohnung.....	238
Tabelle 25: Pauschale Beurteilung der Raumgröße und des Wohnungsschnitts*.....	239
Tabelle 26: Auszug wohnungsbezogener Änderungsvorschläge	243
Tabelle 27: Wohnflächengewinne und Verluste.....	245
Tabelle 28: Übersicht über die durchschnittliche jährliche Häufigkeit ausgewählter Freizeitaktivitäten.....	248
Tabelle 29: Häufigkeit ausgewählter Nachbarschaftsaktivitäten im letzten Jahr*	259
Tabelle 30: Anzahl der beteiligten Haushalte an Nachbarschaftsaktivitäten*	261
Tabelle 31: Umgang mit Meinungsverschiedenheiten	265
Tabelle 32: Persönliche Vorteile des Hallenhauswohnens.....	275

Diagrammverzeichnis

Diagramm 1: Sozialstatistisches Profil Hamm-Süds und Hamburgs.....	174
Diagramm 2: Entwicklung des Wohnungsbestandes der GBFG bis 1981.....	192
Diagramm 3: Verteilung der Sozialwohnungen in Hamburg auf Eigentümergruppen. Bestand am 1.1.2004: 143.000.....	195
Diagramm 4: Anzahl der Kontakte zur BGFG 2001	212
Diagramm 5: Wandel der Meinungen zu Wohnungsgenossenschaften.....	218
Diagramm 6: Relativer Anteil der am häufigsten genannten Tätigkeiten im Allraum in verschiedenen Phasen.....	237
Diagramm 7: Anwesende im Hallenhaus im Tagesverlauf.....	255

Abkürzungsverzeichnis

Abs.	Absatz
AG	Aktiengesellschaft
AHW	Arbeitsgemeinschaft Hamburger Wohnungsunternehmen
ARGE	Arbeitsgemeinschaft
Art.	Artikel
Aufl.	Auflage
BauGB	Baugesetzbuch
BBR	Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung
BBW	Berliner Bau- und Wohnungsgenossenschaft von 1892 eG
Betr.	Betreff
BGF	Bruttogrundfläche
BGFG	Baugenossenschaft freier Gewerkschafter eG
BMVBW	Bundesministerium für Verkehr, Bau- und Wohnungswesen
BRD	Bundesrepublik Deutschland
BUND	Bund für Umwelt- und Naturschutz Deutschland
ca.	circa
CDU	Christlich Demokratische Union Deutschlands
CPTED	Crime Prevention Through Environmental Design
DIN	Deutsches Institut für Normung
DM	Deutsche Mark
DVU	Deutsche Volksunion
e. V.	eingetragener Verein
e-doca	european design out crime association
EG	eingetragene Genossenschaft
eGmbH	eingetragene Genossenschaft mit beschränkter Haftung
erg.	ergänzte
etc.	et cetera
EUR	Euro
f.	folgende
F. D. P.	Freie Demokratische Partei
FC	Fußballclub

ff.	fortfolgende
FuHH	Freie und Hansestadt Hamburg
GAL	Grün-Alternative Liste
GBFG	Gemeinnützige Baugenossenschaft freier Gewerkschafter
GdW	Bundesverband deutscher Wohnungsunternehmen
GenG	Genossenschaftsgesetz
GEWOS	Institut für Stadt-, Regional- und Wohnforschung
GG	Grundgesetz für die Bundesrepublik Deutschland
ggf.	gegebenenfalls
GmbH	Gesellschaft mit beschränkter Haftung
GWG	Gesellschaft für Wohnen und Bauen Hamburg
ha	Hektar
Hg.	Herausgeberin / Herausgeber
hg.	herausgegeben
HHAG	Hamburger Hochbahn AG
HSV	Hamburger Sportverein
HVV	Hamburger Verkehrsverbund
i. d. F. v.	in der Fassung vom
Jg.	Jahrgang
km	Kilometer
lt.	laut
Neuauf.	Neuaufgabe
neubearb.	neubearbeitete
Nr.	Nummer
NRW	Nordrhein-Westfalen
o. Ä.	oder Ähnliches
o. J.	ohne Jahresangabe
o. O.	ohne Ortsangabe
o. S.	ohne Seitenangabe
o. V.	ohne Verfasserin- / Verfasserangaben
OG	Obergeschoss
ÖPNV	Öffentlicher Personennahverkehr
Pkw	Personenkraftwagen
qkm	Quadratkilometer
qm	Quadratmeter
RAF	Rote-Armee-Fraktion

Reps	(Die) Republikaner
S.	Seite
SAGA	Siedlungs-Aktiengesellschaft Hamburg
Sp.	Spalte
SPD	Sozialdemokratische Partei Deutschlands
St.	Sankt
STEP	Stadtteilentwicklungsprogramm
TU	Technische Universität
u. a.	unter anderem
u. a. m.	und anderes mehr
u. w.	und weitere
überarb.	überarbeitete
unv.	unveränderte(r)
usw.	und so weiter
v. l.	von links
vgl.	vergleiche
VNW	Verband norddeutscher Wohnungsunternehmen e. V.
VV	Verwaltungsvereinbarung
WBF	Wohnungsbauförderungsgesellschaft Hamburg mbH
WK	Hamburgische Wohnungsbaukreditanstalt
WoBindG	Wohnraumbindungsgesetz
WoFG	Wohnraumförderungsgesetz
II.WoBauG	II. Wohnungsbaugesetz

1 Einleitung

»Das wird ein Haus, um das sich die Mieter reißen werden«, prognostizierte eine Tageszeitung bei der Grundsteinlegung zum Neubauprojekt an der Steinbeker Straße in Hamburg Hamm-Süd.¹ Entzückt zeigte sie sich von der Möglichkeit der zukünftigen Mieter, von ihren Balkonen aus den »Blick aufs Wasser genießen« zu können. Ebenso beschrieb sie, dass jeweils zwei leicht V-förmig zueinander stehende »Riegel mit einem Glasdach verbunden sind«. Das erschien auch einem Preisgericht als innovativ, das dieses Modell unter 71 eingesandten Entwürfen auswählte und der Baugenossenschaft freier Gewerkschafter eG (BGFG) zu bauen empfahl.² Finanziert wurde dieses Vorhaben im damaligen Rahmen des öffentlich geförderten sozialen Wohnungsbaus.

Die BGFG als Bauherrin wählte einen größeren Deutungsrahmen. Sie verkündete den »Aufbruch in Hamm-Süd«³ und stellte damit ihr Bauvorhaben in den Dienst einer Stadtteilentwicklung für das schlecht beleumdete Quartier. Sie ging noch einen Schritt weiter und übersetzte die architektonische Innovation programmatisch in »(n)achbarschaftliches Wohnen«.⁴ Die BGFG dachte dabei an »Feste der Hausgemeinschaft, aber auch das Spiel der Kinder«. Dort »herrsch(e) keine Anonymität«, war sie sich sicher. Solches nachbarschaftliche Wohnen schien der BGFG geeignet, dem Bedeutungsgehalt der Genossenschaft ein deutlicheres Profil zu geben.

Dieses Bündel architektonischer, städtebaulicher, genossenschaftlicher und gesellschaftspolitischer Schlagworte verdeutlicht, dass an der Steinbeker Straße 4-18 in Hamm-Süd nicht nur neue Wohnungen geschaffen und nicht nur gewohnt werden soll. Die Begriffe verweisen auf zwei miteinander verbundene Ebenen, die das Wohnen in der Stadt auf unterschiedliche Weise diskutieren. Eine Ebene verhandelt Strategien zur Förderung der funktionalen und sozialen Integration städtischer Teilräume. Angespornt wird die Strategiesuche auch in Hamburg durch die zunehmende und sich dauerhaft verfestigende räumliche Konzentration von Armut in einzelnen Stadtteilen. Die Symptome sich räumlich verfestigender Armut reichen dabei von baulichem Verfall über soziale Spannungen bis zu infrastruktureller Unterversorgung und kultureller Ödheit.⁵ Die Armuts- und Gesundheitsberichterstattung und weitere statistische Kennziffern unterstreichen den

¹ Hier und im Folgenden *Morgenpost* 23.11.1998. Die kursiv gesetzten Stichworte mit Datumsangabe verweisen auf das Literaturverzeichnis am Ende dieses Hauptbandes.

² Siehe *Entscheidungen 1996*; *BGFG 1996b*.

³ *BGFG 1999a*, 1. Umschlagseite.

⁴ *BGFG 1999a*, S. 7.

⁵ Siehe *Dangschat 1997*; vgl. *Alisch 1998*; *Harth 2000*; *Löw 2002*; *Raumentwicklung 2003*.

Eindruck einer räumlichen Ungleichverteilung von Wohn- und Lebensqualitäten und damit von ungleichen Chancen zur Integration in die städtische (Erwerbs)Gesellschaft.⁶

Der Umschlag vom benachteiligten zum benachteiligenden Stadtteil ruft zahlreiche Akteure zur Abwehr städtischer Spaltungstendenzen auf.⁷ Aus europäischer⁸, sozialstaatlicher⁹, polizeilicher¹⁰, städtebauplanerischer¹¹ und architektonischer¹², feministischer¹³, ökologischer und nachhaltiger¹⁴, wohnungswirtschaftlicher¹⁵, gesundheitspolitischer¹⁶ und bildungspolitischer¹⁷ Perspektive werden Handlungsstrategien und Beispiele erörtert, die »Differenzierung des Städtischen«¹⁸ zu gestalten.

Auf einer anderen Ebene steht die Diskussion von Wohnformen im Mittelpunkt: »Weiter wohnen wie gewohnt« scheint nicht mehr alle Wohnenden in der Stadt zu befriedigen.¹⁹ Die Diskussion speist sich aus Kritiken an standardisierten Wohnungsgrundrissen, aber auch an funktionaler Trennung von Arbeit, Konsum und Wohnen. Hieraus erwachsen Forderungen nach städtischen Räumen, die selbstbestimmtes, nachbarschaftliches Wohnen und Leben ermöglichen sollen.²⁰ Das zielt auf die Bürgerbeteiligung an der Stadtgestaltung wie auch auf die Eröffnung von Mitbestimmung der Wohnenden bei der Konzeption von innovativen Wohnmodellen. Gerade die Differenzierung der Wohnformen würde dabei mit der Differenzierung von Haushalten und Lebensstilen korrespondieren.²¹

⁶ Siehe zur ArmutBerichterstattung *Behörde für Arbeit 1997*. Zur Gesundheitssituation siehe *Behörde für Arbeit 2001*. Zum statistischen Profil Hamm-Süds siehe *Statistisches Landesamt 2002b*, S. 27 f.

⁷ Vgl. *Breitling 1989*; *Mersmann 1993*; *Raumentwicklung 1995*; *Rohr-Zänker 1998*; *Krings-Heckemeier 1998*; *Bremen 2003*.

⁸ Die Europäische Städtecharta von 1992 formuliert die Rechte Bürgerinnen und Bürger in der Stadt. Sie ist hervorgegangen aus Kampagne des Europarats von 1980 bis 1982 »zur Wiedergeburt der Stadt«. Siehe *Städtecharta 1992*.

⁹ Vgl. *Raumentwicklung 2003*; *Harth 2000*; *Alisch 1998*.

¹⁰ CPTED – Crime Prevention Through Environmental Design – fördert u.a. die europäische Vornorm ENV 14383-1, -2 und -3 tatkräftig. Siehe <http://www.cpted.net>. Diese Vornorm enthält Leitlinien zur, wie der Organisationsname programmatisch formuliert, »Kriminalprävention durch städtebauliche Gestaltung«. Das gleiche Ziel verfolgt das Netzwerk E-DOCA – European Designing Out Crime Association. Siehe <http://www.e-doca.net>. In Deutschland diskutiert dies offensiv *Niedersächsisches Innenministerium 2002*; *Niedersächsisches Ministerium 2004*. In das deutsche Normenwerk wurde bisher die DIN ENV 14383-2 aufgenommen.

¹¹ Siehe *Baubehörde 2002*.

¹² Vgl. die Wettbewerbsergebnisse zu neuen Landschaften urbanen Wohnens in *Rebois 1999*.

¹³ Vgl. *Bauhardt 1997*; *Schneider 1992*.

¹⁴ Vgl. *Fürst 1999*.

¹⁵ Vgl. *GdW 2002*, *Krings-Heckemeier 1998*.

¹⁶ Vgl. für Hamburg die Gesundheitsberichterstattung *Behörde für Arbeit 1992*, *Behörde für Arbeit 2001*.

¹⁷ Vgl. zur Bildungssituation in Hamburg *Behörde für Arbeit 1997*.

¹⁸ Die Formulierung ist *Löw 2002* entnommen.

¹⁹ Siehe *Werkbund 1979*.

²⁰ Vgl. *Brech 1989b*; *Raumentwicklung 1995*; *Breckner 1995*.

²¹ Siehe *Häußermann 1999*; *Brech 1999*.

Die Städterinnen und Städter ziehen ihre Konsequenzen aus raumwirksamen gesellschaftlichen Veränderungen. Differenziert nach Einkommen wandern sie ab in attraktivere Hamburger Stadtteile oder über die Grenzen des Stadtstaates hinaus ins Umland.²² Andere bleiben und versuchen, in zahlreichen Initiativen und Vereinen auf konkrete Entwicklungen in ihrem Stadtteil Einfluss zu nehmen. Einige finden sich schließlich zu Wohnprojektgruppen zusammen und versuchen, ihre Wohnvorstellungen in Wahlnachbarschaften zu verwirklichen, häufig mit öffentlichen Wohnungsbaufördermitteln.

In dieser widersprüchlichen Situation starten 1999 der Bund und die Länder die Gemeinschaftsinitiative »Stadtteile mit besonderem Entwicklungsbedarf – die Soziale Stadt«.²³ Sie verknüpft kommunalpolitische Integrationsstrategien mit dem vorhandenen Engagement von Bürgerinnen und Bürgern. Aus der Verschränkung beider Ebenen entwickelt das Programm ein Modell zur Stadtteilentwicklung, das neue Formen kommunaler Sozialstaatlichkeit mit Selbsthilfepotenzialen der Bürgerinnen und Bürger verquickt. Die Soziale Stadt entwickelt dabei Ansätze weiter, die unter anderem in Hamburg mit dem Armutsbekämpfungsprogramm umgesetzt werden sollten.²⁴ Die Soziale Stadt versammelt Fachressorts und lokale Akteure innerhalb der Stadtteile mit so genanntem besonderem Entwicklungsbedarf. Ihre Aufgabe lautet, Ressourcen und Politiken zu bündeln und gemeinsam mit so genannten lokalen Akteuren in den betroffenen Quartieren Mängel zu beseitigen. Die Hürde hierfür liegt hoch, gilt die räumlich und sozial gedachte Nachbarschaft in einem desintegrierten Stadtteil häufig als »überfordert«, wie eine einflussreiche Studie ermittelt haben will.²⁵ Den zu belebenden sozialen Nachbarschaften lässt die Soziale Stadt vielfältige Strategien angedeihen zur Entwicklung ihres Engagements für die Wohn- und Lebensbedingungen in ihrem von besonderem Entwicklungsbedarf gekennzeichneten Stadtteil.

Die Wiederentdeckung der Nachbarschaft vermag gleich dreifaches Erstaunen auszulösen. Zunächst galt in der bundesdeutschen Diskussion der Begriff Nachbarschaft als stadtplanerische Kategorie als überkommen. Eine letzte intensive Auseinandersetzung mit dem Begriff liegt nun mehr als dreißig Jahre zurück.²⁶ Des weiteren steckte die Bürgerbeziehungsweise Betroffenenbeteiligung an Stadterneuerungsprojekten im Wesentlichen immer noch in den Schuhen, die ihr ebenfalls vor mehr als dreißig Jahren geschustert

²² Siehe *Empirica 2000a; Empirica 2000b; Empirica 2000c*.

²³ Siehe hierzu *Leitfaden 2000*. In dramatischen Bildern beschreibt eine Kurzcharakteristik die Problemlagen in Stadtteilen mit besonderem Entwicklungsbedarf.

²⁴ Vgl. die Beiträge in *Walther 2002a, Krummacher 2003; Schader-Kolloquium 2001*. Zur Ausgestaltung dieser Initiative in Hamburg siehe *Stadtentwicklungsbehörde 1999a; Stadtentwicklungsbehörde 1999b; Stadtentwicklungsbehörde 2000a; Stadtentwicklungsbehörde 2001b; Stadtentwicklungsbehörde 2001d*. Zu den Ergebnissen des Programms zur Armutsbekämpfung siehe *Forschung 1997*.

²⁵ Siehe *Krings-Heckemeier 1998*.

²⁶ Siehe *Hamm 1973*.

wurden.²⁷ Schließlich waren soziale und räumliche Nachbarschaften wie auch bürgerhaftliches Engagement bereits Bestandteile von Analysen und Konzepten aus den 1960er Jahren, deren Autorinnen und Autoren fast gänzlich von der Leseliste empfohlener Literatur der Sektion Stadt- und Regionalsoziologie verschwunden sind.²⁸

Dieser fast vergessenen Vorläuferinnen und Vorläufer nimmt sich die vorliegende Arbeit unter dem Blickwinkel der Gesellschaftspolitik als Stadterneuerungspolitik an. Zu ihnen zählen Jane Jacobs »Tod und Leben großer amerikanischer Städte«²⁹, Alexander Mitscherlichs Kritik an der »Unwirtlichkeit unserer Städte«³⁰, Hans Paul Bahrdts »(h)umaner Städtebau«, Oscar Newmans Konzept der »sich selbst verteidigenden Räume«³¹ und schließlich Alice Colemans³² Analysen fehlgeschlagener städtebaulicher und architektonischer Designs. Alle fünf verbindet zum einen eine Kritik funktionalistischen Städtebaus, die sie mit Le Corbusiers städtebaulichen Visionen assoziieren. Was sie trennt, ist ihr Verständnis von Bedeutung und Funktion von Nachbarschaft: Sie gilt einerseits als städtebauliche Gliederungseinheit, andererseits als spezielle Form wohnortbezogener Sozialbeziehungen. Beide würden durch entsprechende Gestaltung zur Vitalität der Städte beitragen. Die Erörterung dieser Konzepte offenbart äußerst disparate Vorstellungen von der Struktur und der Bedeutung der Nachbarschaft. Das bleibt nicht folgenlos für die Gestaltungs- und Partizipationsmöglichkeiten, die der Bewohnerschaft beziehungsweise Bürgerschaft konzeptionell eingeräumt werden. Ohne das Verhältnis zwischen gebauter Umwelt und städtischer Gesellschaft genauer zu bestimmen, sind sich die oben Genannten einig, der Architektur ebenso die Verantwortung wie auch die Fähigkeit zuzubilligen, das eingeschriebene Gesellschaftsmodell den Wohnenden zu vermitteln. Ihnen stehen zahlreiche Experimente gegenüber, die unberührt von solchen theoretischen Erwägungen innovative Wohnmodelle verwirklichen, die eine eigenständige Antwort zum Wohnen in Nachbarschaft suchen. Aus beiden wird ein analytischer Begriff destilliert, der die gebaute gesellschaftliche Wohnutopie als soziale Architektur zu fassen vorschlägt. Er soll in dieser Arbeit analytisch die gesellschaftlichen Ambitionen von Wohnmodellen und -architekturen mit den veränderten Wohn- und Lebensbedingungen zusammenführen. Der Begriff legt seinen Fokus auf die Entfaltung ambitionierter Wohnkonzepte im gesellschaftlichen Prozess. In diesem beeinflussen sich Nutzungen, Gestaltungsweisen, Rezeption und Aneignung von Wohnarchitektur gegenseitig.

²⁷ Bürgerbeteiligung ist heute Teil des besonderen Städtebaurechts im Baugesetzbuch. Siehe § 137 BauGB.

²⁸ Siehe zur Leseliste der Sektion Stadt- und Regionalsoziologie der Deutschen Gesellschaft für Soziologie http://www.labourcom.uni-bremen.de/sta_reg/leselist.html. Stand 30.06.1998.

²⁹ Siehe Jacobs 1992.

³⁰ Siehe Mitscherlich 1969.

³¹ Siehe Newman 1996.

³² Siehe Coleman 1985.

Aus diesem Blickwinkel werden die Neubauten der BGFG an der Steinbeker Straße als Versuch zur Realisierung sozialer Architektur interpretiert: In einer mit reichlicher fachlicher Anerkennung bedachten Architektur bietet eine Wohnungsgenossenschaft zukünftigen Mieterinnen und Mietern mit geringem Einkommen eine Wohnanlage mit attraktivem Sichtbezug zum Wasser, zum nachbarschaftlichen Wohnen an – in einem Stadtteil, der mehr durch »LKW und Blaue Bohnen« für Schlagzeilen sorgte, denn durch »(n)eu(e) Wohnungen in Hamm-Süd«.³³

Das Kapitel über die Realisierung sozialer Architektur arbeitet die Gemengelage gegensätzlicher Einschätzungen auf, die an das zu realisierende Bauprojekt herangetragen beziehungsweise ihm entgegengehalten wurden. Es verdeutlicht, wie lang und hürdenreich ein Weg vom Bebauungsplan bis zum Einzug der ersten Mitglieder sein kann und als wie wandlungsfähig sich sowohl die Argumente wie auch die Argumentierenden erweisen können.

Während in Hamburg Hamm-Süd an nachbarschaftlichem Wohnen gebaut wurde, konnten an einem vergleichbaren Pilotprojekt der Berliner Bau- und Wohnungsgenossenschaft (BBW) in Berlin-Neukölln erste Resultate studiert werden.³⁴ Unter dem Titel »kommunikatives Wohnen« suchte sie nachbarschaftliches Wohnen mit genossenschaftlichem zu verbinden. Den Wohnenden wurden dazu Möglichkeiten der Gestaltung und Verwaltung in Selbstverantwortung übertragen. Die BBW besann sich damit traditionsreicher genossenschaftlicher Prinzipien der Selbsthilfe, Selbstorganisation und Selbstverantwortung. Tatsächlich schienen die Mitglieder nachbarschaftliche Beziehungen zu entfalten und die genossenschaftlichen Prinzipien zu beleben. Davon blieb der Alltag des Berliner Wohnungsunternehmens nicht unberührt.

Das Projekt zum nachbarschaftlichen Wohnen in Hamm-Süd hatte damit eine weitere Dimension erschlossen. Oszillierte es bisher zwischen städtebaulichem Stadtteilentwicklungsprojekt und einem Wohnreformmodell, gesellte sich nun die Profilierung der Genossenschaftsidee hinzu. Bei der Einweihung des ersten Neubaus betitelt die BGFG den Gebäudetyp als »Hallenhaus«. Der Begriff Hallenhaus stand hier synonym für gemeinsames Wohnen unter einem Dach und war an die Lebens- und Wirtschaftsweise im gleichnamigen mittelalterlichen norddeutschen Bauernhaus angelehnt.³⁵

Diese drei Dimensionen wurden in meiner soziologisch-empirischen Studie zum Wohnen in den Neubauten an der Steinbeker Straße zusammengeführt. Sie sollte die Frage beantworten, ob die ambitionierte Architektur nachbarschaftliche Beziehungen

³³ *Hamburg 2002*, S. 455.

³⁴ Siehe hierzu *Amann 1992*; *Amann 1993*; *Amann 1996*.

³⁵ Siehe *Dirlmeier 1998*, S. 286 f. In der Nähe Hamburg-Bergedorfs, in den Marsch- und Vierlanden, kann ein ursprüngliches Hallenhaus aus dem Jahr 1533 besichtigt werden. Siehe <http://www.riek-haus.de/>.

fördert. Aus der Perspektive sozialer Architektur untersuchte sie zuerst, welche Wohnformen und welche nachbarschaftlichen Aktivitäten das Hallenhaus tatsächlich ausfüllten. Dazu wurde ein Teil der Bewohnerinnen und Bewohner vor dem Einzug, ein halbes Jahr nach ihrem Einzug und schließlich zwei Jahre nach dem Einzug interviewt.

Die Fragebögen mit geschlossenen und offenen Fragen sollten zunächst den Umgang der Befragten mit dem für sie neuen Hallenbereich und der Wohnung mit dem nutzungsneutralen Grundriss und dem, gewissermaßen zur Halle in der Wohnung zusammengefassten, Ess- und Wohnbereich erfassen. Darüber hinaus wurden die befragten Mitglieder gebeten, Änderungsvorschläge einzubringen und diese zu begründen. Der Gebrauch der Hallenhäuser war dabei von Beginn an nicht allein durch individuelle Anforderungen und Vorlieben geprägt, sondern ebenfalls Ergebnis eines fortwährenden Aushandlungsprozesses.

Der überdachte Hallenbereich war der Ort, an dem sich dieser Prozess entfaltete. Er bezog individuell bestimmtes Handeln ebenso ein wie die Architektur und die Mitbewohnerinnen und Mitbewohner, welche nicht nur über Nachbarschaft unterschiedliche Vorstellungen hegten. Auf das Hallenhausleben nahm ebenso die BGFG in ihren beiden Rollen als Vermieterin und Genossenschaft Einfluss. Schließlich prägte auch der Stadtteil mit einer Grünanlage zwischen Hallenhäusern und Bille, einigen Geschäften und den Bussen, die im Viertelstundentakt das Quartier verließen, die Einkaufs- und Freizeitmöglichkeiten im Wohnumfeld. Diese Ebene der gesellschaftlichen Vermittlung des Wohnens unter einem gemeinsamen Dach komplettierte die Analyse der Hallenhäuser als Modell sozialer Architektur.

Die quantitative und qualitative Auswertung der Fragen, die sich auf die vorgenannten Bestimmungsgrößen bezogen, sollten deren Relevanz für die Wohnenden in ihrer Gesamtheit erhellen. Indem die Befragten Architektur, Nachbarschaft, Genossenschaft und den Stadtteil interpretierten und bewerteten, setzten sie zwei Maßstäbe zur Beurteilung eines nachbarschaftsorientierten Wohnprojektes. Die Ergebnisse sind in Tabellenform zusammen mit den Fragebögen im Materialienband zu dieser Arbeit dokumentiert. Als Ergänzung zu den Daten enthält der Materialienband einige themenbezogene Fotoserien. Sie sind eine kleine Auswahl der rund 800 Fotografien, die über einen Zeitraum von zwei Jahren die Veränderungen in den vier Hallenhäusern an der Steinbeker Straße und in deren Außenanlagen bildlich festhielten.

Die sich in der empirischen Studie abbildenden Nutzungen des Stadtteils durch die Hallenhausbewohnerschaft wiesen dabei auf erwünschte und vielleicht mögliche Veränderungen im Quartier hin. Ob sie als potenzielle Nachbarschaft einen Beitrag zur Stadteilerneuerung leisten können, lässt sich allein aus dieser Perspektive nicht ergründen. Unter dem Titel Revitalisierung des Stadtteils Hamm-Süd zeigt das vierte Kapitel die

bisherigen stadtplanerischen Bemühungen und Beispiele von Bürgerbeteiligung auf. Dabei treten die Grenzen der interessierten Handelnden deutlich hervor. Diese Geschichte liegt zeitlich vor der Gemeinschaftsinitiative Soziale Stadt, illustriert aber beispielhaft scharfe Konfliktlinien, die auch ein neuartiges Beteiligungsmodell erst überwinden müsste, würde es in Hamm-Süd eingesetzt. Zudem können die befragten Mitglieder eine eigene Vision von der zukünftigen Entwicklung Hamm-Süds hegen, die nicht jener Vorstellung folgt, die die Interpretation der Datenlage aus einer Stadtteilentwicklungsperspektive nahe zu legen vermag.

Die Baugenossenschaft freier Gewerkschafter stellt mit ihrem Wagemut zur Realisierung innovativer Wohnarchitektur ihren Anspruch auf die Probe, wonach bei ihr »schöner wohnen besser« sei. Das Kapitel zum kommunikativen Wohnen in Genossenschaften skizziert zunächst Facetten von Wohnungsgenossenschaften wie der BGFG.³⁶ Die Kommunikation zwischen den Mitgliedern einerseits und zwischen Mitgliedern und Genossenschaftsverwaltung andererseits verdeutlichen das aktuelle Verständnis von Genossenschaftlichkeit im Hallenhaus. Das gestattet ebenfalls einen erneuten Blick auf Gemeinsamkeiten und Unterschiede von »(n)eu(e)n Wohnprojekte(n) (und) alte(n) Genossenschaften« zu werfen.³⁷

In welcher Weise die Hallenhäuser den unterschiedlichen individuellen Ansprüchen und alltäglichen Erfordernissen der Bewohnerschaft gerecht zu werden vermögen, erweist sich im Wohnalltag. Diesen untersucht das Kapitel Wohnen in sozialer Architektur. Das alltägliche Wohnen widmet sich Wohnwünschen und -utopien, stellt Fragen zur Wohnungs- und Hallennutzung sowie zu Gestaltungsvorschlägen. Es folgt der Frage, welche Nutzungspotenziale der Wohnung erschlossen und warum andere wiederum außer Acht gelassen werden. Das Wohnen bleibt damit als offener Prozess beobachtbar und meidet damit Determinismen, von denen die funktionalistische Vision Le Corbusiers nicht frei war, die Konzepte der Kritiker jedoch auch nicht gänzlich.

Ob dem nahe beieinander Wohnen ein nachbarschaftliches folgt, ergibt die Auseinandersetzung mit den Kontakten, Begegnungen und gemeinsamen Aktivitäten, zu denen der glasgedeckte halbprivate Hallenbereich einlädt. Intensität und Inhalte der nachbarschaftlichen Kontakte können dabei sowohl als Entwicklungsgeschichte sozialer Netze im Hallenhaus interpretiert werden wie auch als Potenziale, die die Halle, die Genossenschaft und die Bewohnerschaft gemeinsam zu entfalten gestatten.

Der Verlauf und die Resultate solcher nachbarschaftlichen Prozesse führen an den Beginn der vorliegenden Arbeit zurück und können auf den beiden Ebenen eingefügt werden. Sie erlauben, das nachbarschaftliche Wohnen in Hallenhäusern als möglichen

³⁶ Vgl. hierzu *Analyse 1998c*.

³⁷ Siehe *Bärsch 1989*.

Beitrag zur Sozialen Stadt zu erörtern wie auch als Ergebnis eines ambitionierten wohn-reformerischen Modells unter sich rasch wandelnden gesellschaftlichen Bedingungen.

2 Gesellschaftspolitik als Stadterneuerungspolitik

Die Gesellschaftspolitik als Stadterneuerungspolitik thematisiert den gestaltenden Eingriff in städtische Strukturen – nachholend zur Korrektur sozialer Desintegrationsprozesse oder präventiv zur Abfederung negativer Effekte künftiger sozialer Veränderungen. Der Ideologieverdacht ist in diesem Zusammenhang so unvermeidlich wie die Verteilung von Ursache und Wirkung auf Stadt und Gesellschaft. In dieser Arbeit sind insbesondere jene Denkweisen über Stadt und Gesellschaft von Bedeutung, die durch Jane Jacobs Essay zum Tod und Leben großer amerikanischer Städte angeregt wurden und werden.³⁸ Dieser wirkmächtige Essay begleitete Wohnreformbewegungen, Stadtentwicklung, Stadtteilarbeit, Gewaltprävention und lokale Ökonomie. Er hebt die Kommunikation fördernde Gestaltung von Straßen und Plätzen in urbanen Kontexten hervor – und die daraus folgenden positiv gewerteten Effekte für die Nachbarschaft. In umgekehrter Richtung bleibe solches »community building« nicht folgenlos für die Physis des urbanen Kleinraums. Diese Ideen lassen sich bruchlos in das Verständnis der Europäischen Stadt integrieren, gelten sozialer Ausgleich und soziale Integration doch als strategische und vornehmste Ziele der europäischen Stadt.³⁹

Die Durchsetzung sozialen Ausgleichs und sozialer Integration gelingt der europäischen Stadt nach heute vorherrschender Meinung nicht mehr flächendeckend. Das Bund-Länder-Programm »Stadtteile mit besonderem Entwicklungsbedarf – die Soziale Stadt« sucht hier mit einem integrierten Handlungskonzept das weitere Abdriften zu verhindern. Es führt viele Teile jener Erkenntnisse aus höchst differenzierten Forschungen, Modellversuchen und Diskussionen zusammen, die sich in den vergangenen vier Jahrzehnten der insbesondere von Jane Jacobs angestoßenen Thematiken annahmen und sie fortführten.

Das Bund-Länder-Programm setzt bei der Reorganisation von Stadtstrukturen auf die aktive Mithilfe von (betroffenen) Bürgerinnen und Bürgern beziehungsweise Nachbarinnen und Nachbarn, lokaler Wirtschaft, Kultureinrichtungen, Verwaltungsstellen, Politik und Caritas. Das eingesetzte Instrumentarium folgt dem Bild der »Vernetzung«. Dabei entsteht eine beachtliche organisatorische wie auch inhaltliche Expansionsdynamik. Nicht mehr nur die genannten lokalen »Akteure« knüpfen dort an, und nicht mehr nur benachteiligte Stadtteile sollen saniert werden. Bürger fordern echte »Partizipation«,

³⁸ Siehe *Jacobs 1992*; zur Wirkung siehe *Albers 1993*.

³⁹ In der Erläuterung zur Europäischen Städtecharta wird auf die vorangegangene Dekade verwiesen, die sich unter dem Motto »Liveable Cities / Lebendige Städte« mit den krisenhaften Phänomenen dieses Stadtmodells beschäftigt hatte. Siehe *Städtecharta 1992*.

Sozialpolitiker liebäugeln mit »empowerment«, die Innenbehörde träumt von »sicherem Wohnen«, und die Wohnungsgenossenschaft wünscht ihren Mitgliedern »gute Nachbarschaft«. Diese Ansätze nehmen Nachbarschaft als Garanten ihres Erfolges. Schlussendlich bleibt die Frage, was sich zwischen den Wohnenden und zwischen ihnen und ihrer gebauten Umwelt vollzieht und wie sich dies abbilden lässt. Vor großem Optimismus sei gewarnt, denn häufiger schon erwies sich »die Stadt für die kleinen Schwierigkeiten (als) zu groß und für die großen zu klein«. ⁴⁰

⁴⁰ Siehe hierzu *Göschel 2003*, insbesondere das Kapitel Widersprüchliche Prognosen: Effizienz und legitimatorische Basis.

2.1 Wechselspiele zwischen Gesellschaft und gebauter Umwelt

In der Raum- und Videoinstallation »Anthro / Socio: Rinde Spinning« des Künstlers Bruce Nauman ist auf mehreren TV-Bildschirmen und Wandprojektionen der rotierende Kopf von Rinde Eckert zu sehen, den die Abbildung 1 zeigt. Begleitend tönt aus verschiedenen Lautsprechern sein immer wiederkehrender aggressiver Singsang aus drei Sätzen: »Feed me / Eat me / Anthropology«, »Help me / hurt me / Sociology« und »Feed me, help me, eat me, hurt me.«⁴¹ Naumans Installation bezieht die Betrachtenden ein. Nauman konfrontiert sie mit ihrer als selbstverständlich erachteten, unhinterfragten, gesellschaftlichen und ihrer natürlichen Verbundenheit zu der sie umgebenden Welt. Die Betrachtenden erfahren hier ebenso essenzielle Solitritt wie auch komplexe Eingebundenheit. Sie werden eingefangen in einen irritierenden »(e)ndlose(n) Schlagabtausch«⁴² zwischen diesen Antipoden.

Die Wechselspiele von Gesellschaft und gebauter Umwelt bewegen sich in diesem Spannungsfeld. Die wechselseitigen Beeinflussungen nehmen sich unvoreingenommen als Prozesse innerhalb einer so genannten Blackbox aus. Die besondere

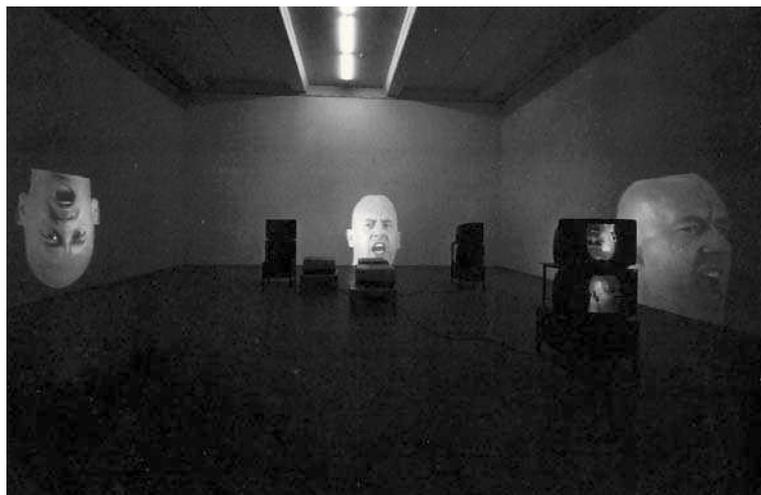


Abbildung 1: »Anthro / Socio: Rinde spinning«, Installation Bruce Nauman (Wappler 1998)

Gestaltung von Wohnhäusern, Plätzen und Straßen provoziert beziehungsweise verhindert bestimmte menschliche Verhaltensweisen. Sie wirken auf die ganze Stadtgesellschaft mit individuell verschiedener Intensität. Soziologie und Anthropologie werden den Schlagabtausch auch am Ende dieser Arbeit nicht beenden.

Die folgenden Analysen dieses Wechselspiels nehmen einige Schlaglichter der Stadtentwicklungsdebatten der 1960er Jahre erneut auf. Wichtige Beiträge lieferten insbeson-

⁴¹ Vgl. Wappler 1998; vgl. auch Medien Kunst Netz <http://www.medienkunstnetz.de/werke/anthro-socio/>.

⁴² Zeit, 29/1998.

dere Alexander Mitscherlich, Jane Jacobs und Hans Paul Bahrdt, mit zeitlichen Abständen fortgeführt von Oscar Newman und Alice Coleman. Sie sind in dieser Arbeit aus drei Perspektiven aussagekräftig.

Die erste Perspektive konzentriert sich auf den Versuch, die in den Arbeiten jeweils angenommenen Wechselwirkungen zwischen sozialer und gebauter Umwelt herauszustellen. Das kriminalpräventive städtebauliche Design gegen Delinquenz gibt die eindrücklichste Illustration ab zum aktuellen Forschungsstand dieser theoretischen Fragestellung und gleichzeitig zur pragmatischen Umsetzung.

Die kriminalpräventiven Vorstellungen akzeptieren gemeinhin, dass »(e)ine Vielzahl unterschiedlichster Faktoren und deren Wechselwirkungen (...) Ursachen für die Entstehung von Kriminalität« sind.⁴³ »Die Schwerpunkte« für die Entstehung von Kriminalität lägen »überwiegend im sozialen Bereich«. Daraus folgert die Kriminalistik überraschenderweise: »Unbestritten ist daher, dass zwischen dem räumlichen Umfeld, der Sozialstruktur und dem individuellen Verhalten von Menschen ein direkter Zusammenhang besteht.« Übertragen auf das Wohnen in der Stadt wäre hiernach der städtebaulich und architektonisch gestaltete Raum das dritte Kraftfeld, neben Sozialstruktur und individuellen Verhaltensmustern, das das Wohnen prägt.

Die zweite Perspektive beinhaltet die Kritik an Stadt- und Wohnquartieren, die aus utopischen Ideen destilliert und gewissermaßen ohne empirische Validierung unhinterfragt geplant und gebaut wurden. Die Kritik der Autorinnen und Autoren zielt dabei regelmäßig auf Le Corbusiers strahlende Architektur- und Städtebauvisionen und Ebenezer Howards »Garden Cities«.⁴⁴ Zumindest der Einfluss ihrer Ideen auf Stadtplaner und Architekten kann wohl kaum unterschätzt werden.

Die dritte Perspektive nimmt sich der Rolle der Großstadtbürger in den vorgestellten Ansätzen an. Sie sind dort nicht immer bloße Statisten, nicht immer Aktivisten und nicht immer Leidtragende einer ihnen oktroyierten Stadtplanung und -gestaltung.

2.1.1 »Der Weg der Esel und der Weg der Menschen.« Rationaler Städtebau

Le Corbusier propagiert in seinen Publikationen seit dem Ende des Ersten Weltkriegs den Siegeszug der Ingenieurwissenschaften in der Architektur und dem Städtebau.⁴⁵

⁴³ Hier und im Folgenden *Kriminalprävention 2003*, S. 5.

⁴⁴ Zur Garden City siehe *Howard 1898*.

⁴⁵ Siehe zu den Architekturvisionen von Le Corbusier, der mit bürgerlichem Namen eigentlich Charles Édouard Jeanneret heißt, die 1923 veröffentlichte programmatische Schrift: 1922 – Ausblick auf eine Architektur, *Le Corbusier 2001*; *Bruyn 1996*, S. 234-258; *Kähler 1996a*.

Naturwissenschaftliche Methoden, der rechte Winkel und die taylorische wissenschaftliche Betriebsführung prägen seine Auffassung einer zeitgemäßen architektonischen Produktion. Sein Begriff der »Wohnmaschine« verkörpert diese Forderung mustergültig. Diese Wohnung ist nicht mehr das Ergebnis einer von Tradition geleiteten Baukunst, sondern wird zuerst auf funktionale Notwendigkeiten hin analysiert, die sie erfüllen soll. Die Konzeption eines Ozeandampfers mit Schlafkabinen, Sonnendeck, Speisesaal, Wandelgängen veranschaulicht die analytische Perspektive.⁴⁶ Le Corbusiers Unité d'Habitation in Marseille bedeutet mit ihrem Sonnendach und den Dienstleistungskorridoren die Umsetzung dieser Analysen in den Wohnungsbau.⁴⁷ Solcher Analyse folgt die Entwicklung eines Prototyps, der sich aus standardisierten Bauteilen vorfertigen lässt, um auf der Baustelle von wenigen Arbeitern in kurzer Zeit lediglich zusammengefügt oder in den vor Ort angerührten Beton gegossen zu werden. Die Wohnungsproduktion folgt somit dem Gebot der Serienfertigung.⁴⁸ Die Anziehungskraft modernster Produktionsweisen und Materialien verstärkt Le Corbusier mit Analogien zum Flugzeug- und Autobau.⁴⁹

Der Bau der Stadt gehorcht der gleichen geistigen Haltung. Die vier Funktionsbereiche der Stadt sind der von Le Corbusier wesentlich beeinflussten Charta von Athen zufolge: »Wohnen, arbeiten, sich erholen (Freizeit), zirkulieren«.⁵⁰

Die heutige Stadt, deren Erbauer den launigen, Anstrengung und Hindernisse scheuenden »Weg der Esel«⁵¹ gefolgt wären, erschien ihm als »ein undurchsichtiges, oft unentwirrbares Gewebe aus Straßen, Gäßchen, Avenuen oder Boulevards, von Gehwegen unterschiedlicher Breite begleitet, von Fahrbahnen voll Lärm und Gestank der Autos (...); die eine Hälfte der Fassaden atmet(e) den Unrat unmittelbar ein, die andere öffnet(e) ihre Fenster auf mehr oder minder abscheuliche Hinterhöfe. Könige, Fürsten und Gesetzgeber h(ätt)en, um atmen zu können, (...) Raum geschaffen für ihre »antichambre« des Ruhmes oder der Ehre: glänzende, würdevolle, oder auch banale Platzanlagen (...) Später (...) dann die Vorstädte an den Stadträndern, große Aussatzflecken (...), die den Zugang zu den Städten trostlos, häßlich, enttäuschend« machten.⁵²

Dem setzt Le Corbusier den »Weg der Menschen« entgegen, in der die geradlinige Straße als Metapher für »ein bewußtes Handeln«, gar als »das Ergebnis der Herrschaft

⁴⁶ Siehe *Le Corbusier 2001*, S. 80 f. Diese Publikation erschien 1922 erstmals unter dem Titel »Vers une architecture«.

⁴⁷ Siehe *Jenkins 1993*.

⁴⁸ Der Serienproduktion widmet Le Corbusier ein eigenes Kapitel in *Le Corbusier 2001*, S. 165-200.

⁴⁹ Siehe *Le Corbusier 2001*, insbesondere S. 87-116.

⁵⁰ *Le Corbusier 1945*, S. 51. Die Originalausgabe des Buches erschien unter dem Titel »Propos d'Urbanisme«.

⁵¹ Zum »Weg der Esel« siehe *Le Corbusier 1979*, S. 5-11. Dieses Buch erschien erstmals 1929 unter dem Titel »urbanisme«.

⁵² *Le Corbusier 1945*, S. 48 f.

über sich selbst« steht.⁵³ Seine aus diesem verkürzten, um Erfahrung reduzierten Begriff von Rationalität entwickelte Vision von Stadt beschreibt er in dem folgenden Textdokument (als Erläuterung zur Abbildung 2) als »Produkt eines modernen Städtebaus.

1. Die Eisenbahnlinie;
 2. Die Umgehungsstraße für jeglichen Verkehr, der die Stadt nicht unmittelbar zu berühren hat (Fernlastverkehr, Autos);
 3. Die Verbindungsstraße zu den örtlichen Industrieanlagen (7);
 4. Die Autostraße zu den Wohnvierteln;
 5. Die Wohnviertel in Form von Wohneinheiten mit Gemeinschaftseinrichtungen (...) und den Ergänzungsorganen der Wohnung; diese Wohnbauten, deren Höhe 50 m nicht übersteigt, können in der Form eines Ypsilon (a), in rechtwinklig zueinander geordneten einfachen Blöcken (b, c) oder auch in gezahnten Blockreihen errichtet werden. Die Formenwahl wird durch die Natur des Standorts, durch seine Topografie und durch die umgebende Landschaft bestimmt.
- Durch eine derartige Bebauungsmethode kann mit Leichtigkeit eine Bevölkerungsdichte von 500 Menschen pro Hektar erreicht und darüber hinaus die übermäßige Ausdehnung der Wohnsiedlungen vermieden werden. Auf diese Weise werden nur 5 bis 10 Prozent

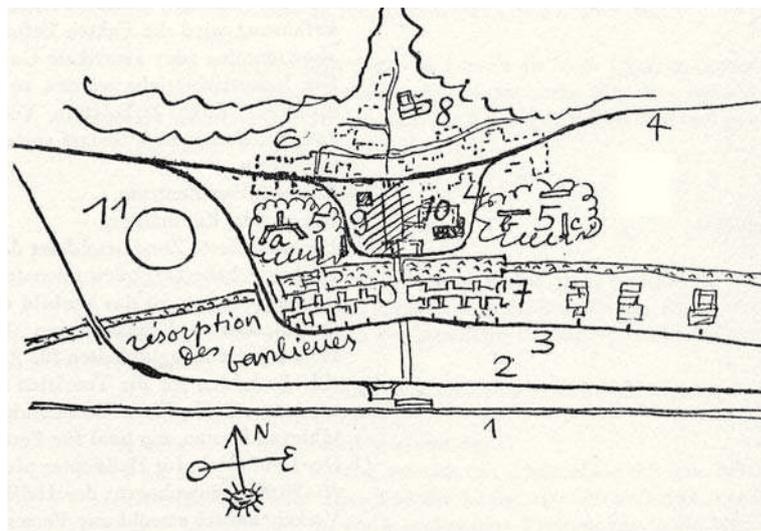


Abbildung 2: Ein Produkt modernen Städtebaus (Le Corbusier 1945)

der Bodenfläche des Wohnviertels überbaut, der beträchtliche Rest kann mit Bäumen und Grünflächen bepflanzt werden, kann Raum bieten für Krippen, Schulen, Klubs usw.

6. Die »horizontale Gartenstadt« mit traditionellen Einfamilienhäusern für jene bestimmt, die darin einen Vorteil erblicken. Erst die praktische Erfahrung wird die Fakten liefern, aufgrund derer die Streitfrage: »horizontale« oder »vertikale Gartenstadt« entschieden werden kann.

⁵³ Le Corbusier 1979, S. 10.

7. Die Industriebetriebe werden zu einem untadeligen Gesamtkomplex gruppiert (Licht, Zirkulation, Verwaltung, Aussehen) und unter den Industriellen je nach Bedarf verteilt. Weiter rechts liegen die Spezialindustrien.

8. Das religiöse Zentrum.

9. Die großen Kaufhäuser.

10. Die schraffierte Zone bezeichnet das Gemeinschaftszentrum. Ein großes Hochhaus beherbergt den gesamten öffentlichen und privaten Verwaltungsapparat; es ist das Vorbild eines idealen Bürogebäudes, das den verschiedensten Erfordernissen (Belichtung, rationelle Organisation, Heizung, Parkmöglichkeiten für Autos) entspricht. In der Nähe siedeln sich die Läden für die Touristen und der kleinen Handwerksbetriebe an, ferner Cafés, Kinos. Schließlich noch ein unbeschränkt erweiterungsfähiges Museum, ein Saal für Feste und Versammlungen u. a. m.

11. Der Landeplatz für Helikopter (denn die Stadt ist klein; eine Zelle von 10 bis 20000 Einwohnern; der Helikopter scheint deshalb das gegebene Verkehrsmittel sowohl zur Personen- als auch zur Postbeförderung).

Die Stadt wird grün sein (»Stadt im Grünen«), der Fußgänger vom Autoverkehr getrennt. Arbeit und Wohnstätte stehen in einer harmonischen Beziehung; die Arbeit wird geehrt und bildet einen Teil des allgemeinen Lebens.

Ein Damm staut den Fluß zu einer schönen und ebenso praktischen Wasserfläche (Schwimmbecken im Sommer, Eisbahn im Winter)«. ⁵⁴

So wäre schließlich »die Stadt (...) nicht länger dazu verdammt, ein grausiger Steinhafen zu sein, sie wird zum Park«. ⁵⁵

Die Epigonen Le Corbusiers haben von diesen Leitmotiven regen Gebrauch gemacht. So gilt auch ihnen ein nicht unbedeutender Teil der Kritik, dass sie sich fast ausschließlich auf die industrielle und rationelle Wohnungsproduktion selbst konzentrierten. Die Großsiedlungen am Stadtrand umgaben sie mit Parks, die sozialen Einrichtungen in den Gebäuden und im Wohnumfeld strichen sie ersatzlos. So wohnen heute Menschen gewissermaßen in unzulänglichen »Wohnmaschinen« nicht nur am Hamburger Stadtrand, die den euphorischen Architekturfantasien Pariser Intellektueller der 1920er Jahre entsprangen. ⁵⁶ Hatte für Letztere das Credo »form follows function« solch neuen Bauens

⁵⁴ *Le Corbusier 1945*, S. 50 f. Hervorhebungen wie im Original.

⁵⁵ *Le Corbusier 1945*, S. 70.

⁵⁶ Siehe zu Beispielen für Großwohnsiedlungen in Hamburg *Harms 1989*.

uneingeschränkte Gültigkeit, schließen sich die »Insassen«⁵⁷ der einstigen Hochhausfantasien eher einer sarkastischen Variation dieses Mottos an: »Form follows fiasco«.⁵⁸

Die standardisierte Wohnung für standardisierte Bewegungsmuster war erfolgreich in der Produktion großer Wohnungsstückzahlen, welche geeignet waren, eine Wohnungsnot zu mindern. Die standardisierte Massenwohnung lässt sich auch als Wohnreform interpretieren, die verbesserte Wohnungsqualitäten versprach. Die Frage der Anpassung der Wohnenden an ihre neue Wohnsituation geriet als Problem gar nicht erst ins Blickfeld. Im Gegenteil produzierte die Wohnmaschine eine neue »Gemeinschaft« durch den erlernbaren, *vernünftigen* Gebrauch rational geplanter Wohnungen und Wohnanlagen. Die Abstraktion, vollendet im »Modulor«, ersetzte konkret Wohnende und Wohnbedürfnisse. Die Verfolgung idealisierter Konzepte schloss auch demokratische Planungsteilhabe aus. Konkrete Bedürfnisse und der Ruf nach Partizipation werden zu zentralen Aspekten der einsetzenden Kritik.

⁵⁷ *Le Corbusier 1979*, S. 141. Die Bevölkerungsdichte in dem von Wolkenkratzern dominierten Areal einer Stadt der Gegenwart wird an dieser Stelle mit »3000 Insassen auf den Hektar« angegeben.

⁵⁸ So ein Buchtitel Arthur Blakes aus dem Jahr 1974, dem er erläuternd anfügte »Why Modern Architecture hasn't worked«. Siehe *Blake 1974*.

2.1.2 Sterben und Leben der Großstädte

Im Jahr 1961 erschien in den USA der Essay von Jane Jacobs über »the death and life of great American cities«. Jacobs warf der vorherrschenden Stadtplanung vor, hörig der Stadtplanungstheorie samt den ihr unterlegten Utopien zu folgen und die Stadt aus der Logik dieser Theorien zu erneuern. Folgerichtig weigerte sich die Stadtplanung, die vielfältigen widersprüchlichen realen Prozesse in der Großstadt aus den konkreten Bedingungen heraus wahrzunehmen und vor Ort zu ergründen, »how cities work in real life«.⁵⁹

Ebenso moniert sie, dass, wie in allen Utopien, »the right to have plans of any significance belonged only to the planners in charge«. Dieser Vorwurf ist durch die städtebauliche Praxis in den vergangenen vier Dekaden zumindest punktuell aufgeweicht worden, verliert aber dadurch (noch) nicht an Gültigkeit.⁶⁰

Die Wurzeln der zur Orthodoxie erstarrten Stadtplanungstheorie sieht Jacobs wesentlich in den stadtplanerischen Entwürfen und sozialen Utopien von Ebenezer Howards »Garden City«⁶¹ und Le Corbusiers »Radiant City«.

Die Gartenstadt nach den Plänen von Ebenezer Howard sollte die Menschen aus den großstädtischen Verhältnissen Londons am Ausgang des 19. Jahrhundert retten. Die Garden City sollte maximal 30 000 Menschen umfassen. Die Pläne sahen für diese mit Parks durchgrünten Kleinstädte detailliert vor, wie um ein klares Zentrum eine nach sozialen Schichten geordnete Siedlungsstruktur anzulegen war. Ebenso planvoll wurden die Anzahl und die geografische Lage von Fabriken, Geschäften und öffentlichen Einrichtungen und schließlich gewisse Anteile an Agrarflächen vorgezeichnet. Zusammengenommen verkörpere dieser Entwurf die radikale Abkehr vom Agglomerat Großstadt. Die Nähe zur Natur entrücke die dort Lebenden genuin urbaner Qualitäten.⁶² Die Gartenstadt ermögliche leichtere Kontrolle und unterbinde soziale, kulturelle und ökonomische Entwicklungen, so sie den vorgegebenen Rahmen verlassen. Folglich sei es widersinnig, die an der Garden City studierten Planungsprinzipien, wie die Verringerung der Bevölkerungsdichte, die räumliche Entmischung von Wohnen, Verkehr, Konsum und

⁵⁹ Hier und im Folgenden *Jacobs 1992*, S. 17.

⁶⁰ Vgl. die Kapitel 2.2 und 4.1 dieser Arbeit.

⁶¹ Jacobs bezieht sich hier auf Ebenezer Howards 1898 in London veröffentlichte »To-morrow, a Peaceful Path to Real Reform« (*Howard 1898*) und seine Modellsiedlungen in Letchworth und Welwyn. Erst in späteren Auflagen erhielt die Arbeit den heute noch verwendeten Titel *Garden City of to-morrow*. Vgl. zu Howards Sozialreform und Stadtutopie einfürend und hervorragend illustriert *Eaton 2001*, S. 147 ff.; *Bruyn 1996*, S.171 ff.

⁶² Vgl. *Jacobs 1992*, S. 19. Hier wird deutlich, dass es Jacobs in ihrer Streitschrift nicht um eine Kritik der Gartenstadt Howards geht, sondern vielmehr um die Unbrauchbarkeit des städtebaulichen Layouts der Gartenstadt für Großstadtquartiere. Überall »grass, grass, grass«.

Arbeit für die Lösung gegenwärtiger großstädtischer Probleme heran zuziehen. In Howards antistädtisch gestaltete grüne Garten (klein)stadt platzierte Le Corbusier seine Idee der Radiant City. Umgeben von ausgedehnten öffentlichen Parks erheben sich Gruppen von Hochhäusern, in die städtisches Leben gleichsam eingefüllt werde.⁶³



Abbildung 3: Ausschnitt aus Le Corbusiers Stadt der Gegenwart für 3 Millionen Menschen (Le Corbusier 1979)

Die vertikale Stadt verteile sich auf Wohnhochhäuser, Regierungs- und Verwaltungshochhäuser. Diese würden mit wenigen, dafür aber großen Straßen verbunden, die dem motorisierten Verkehr vorbehalten blieben. Fußgänger würden davon getrennt durch die Parklandschaft geführt.⁶⁴

Diese Konzeption besaß »a dazzling clarity, simplicity and harmony. It was so orderly, so visible, so easy to understand. It said everything in a flash, like a good advertisement.«⁶⁵ Solche nachvollziehbaren Unwiderstehlichkeiten, auf die sich auch die Illustration der Stadt für drei Millionen Menschen in Abbildung 3 bezieht, wischt Jacobs mit einem Handstreich vom Tisch: »(T)he entire concoction is irrelevant to the workings of cities. Unstudied, unrespected, cities have served as sacrificial victims.«⁶⁶

Ihr Ansatz zur Verteidigung großstädtischer Qualitäten gegenüber Verminderung der Bevölkerungsdichte, Separierung von motorisierten Verkehren, Entmischung von Funktionen, letztlich der Realisierung dörflicher oder kleinstädtischer Strukturen, wie sie zeitgenössische Stadtplanung und Stadterneuerung in vielen Großstädten der USA betrieb, beginnt bei der Analyse der Straße, genauer der Funktionen der sie begleitenden Bürgersteige.

Stadtbewohner und Besucher würden den Bürgersteig in einem Quartier nicht ohne Grund nutzen. Sind über ihn die unterschiedlichsten Läden zu erreichen, sind Gründe für

⁶³ Siehe hierzu die Abbildung M 1. Abbildungsnummern mit vorangestelltem »M« sind hier und im Folgenden im Materialienband zu finden.

⁶⁴ Siehe Jacobs 1992, S. 22 f.

⁶⁵ Jacobs 1992, S. 23.

⁶⁶ Jacobs 1992, S.23.

die Benutzung gegeben. Führt der Bürgersteig auch zu Behörden, Ärzten und dergleichen, wächst die Zahl der Gründe weiter, den Bürgersteig zu benutzen. Mit Bars und Restaurants verteilt sich der Verkehr auf dem Bürgersteig in zeitlicher Hinsicht. Vielfältige Gründe ziehen unterschiedliches Publikum zu verschiedenen Zeiten an. Ein belebter Bürgersteig belebt auch den öffentlichen Platz. Dieser kann zum Verweilen und zum Zuschauen einladen. Ein belebter Bürgersteig und ein belebter Platz im Großstadtquartier ermuntern ebenfalls die Anrainer, aus ihren Fenstern zu schauen und das Treiben zu beobachten. An dieser Stelle führt Jacobs ihr fundamentales Prinzip ein: In ihrem Szenario beobachtet jeder etwas, da viele »eyes upon the street«⁶⁷ gerichtet sind. Das generiere Sicherheit (safety)⁶⁸ für Quartiersbewohner und Besucher auf den Bürgersteigen und den Anrainern. Dieses informelle Netz bezeichnet sie als »public self-government«. Das ist ein Votum für die Orientierung von Fenstern auf Straßen und Plätze sowie für eine funktionale Mischung von Gewerbe und öffentlichen Diensten im großstädtischen Quartier. Die öffentlichen Straßen, Wege und Plätze selbst bedürfen einer klaren Abgrenzung von privaten Flächen und einer ausreichenden Beleuchtung.

Auf belebten Straßen und Bürgersteigen könne sich informelles öffentliches Leben entfalten. In klarer Abgrenzung zu dörflichen und vorstädtischen Siedlungen entfalte sich dieses öffentliche Leben in der Großstadt nach anderen Regeln. In Kleinstädten und Vororten entstünden die Bekanntschaften der Regel »share much or nothing« folgend. Ohne große Abstufung von Öffentlichkeit und Privatheit entwickeln sich Bekanntschaften, die unversehens tief in die Privatsphäre der Nachbarn hineinreichten. Auf Großstadtquartiere angewandt führe dieser Mechanismus geradewegs zur Isolierung. Anders als in einem Dorf oder einer Kleinstadt fehlten Vorkenntnisse aus früheren Begegnungen mit den anderen Bewohnern. Es bedürfe in der Stadt wegen der Anonymität abgestufter Zwischenformen. Solche könnten sich im informellen öffentlichen Straßenleben entwickeln.

Die informelle Öffentlichkeit nehme wieder in kleinen Läden und Kiosken entlang der Bürgersteige und Straßen ihren Ausgangspunkt. Solche Geschäfte seien Orte der ungezwungenen Kommunikation. Die Kommunikation sei freiwillig und beruhe auf Vertrauen. Damit erinnerten solche Geschäfte an hiesige »Tante-Emma-Läden«, die den Aspekt der persönlichen Bekanntschaft und des Vertrauens bereits im Namen führten. Im Fortlauf der Zeit entstehen dadurch beiläufig eine informelle Öffentlichkeit und eine Bekanntschaft, die die individuelle Privatheit respektiere.

Das festige das Leben auf den Straßen, Bürgersteigen und Plätzen und mache sie auch für Kinder als Spiel- und Aufenthaltsorte sicher und attraktiv. Sie seien unter informeller öffentlicher Beobachtung, ohne die Beobachtenden zu strapazieren. Sie seien

⁶⁷ Jacobs 1992, S. 35.

⁶⁸ Siehe zum Begriff Sicherheit Kap. 2.1.5

geeigneter als die vom Gartenstadtgedanken gelenkte Planung, Spielplätze von den Straßen zu entfernen und in Hinterhöfen oder anderen von Erwachsenen kaum frequentierten Bereichen zu platzieren.⁶⁹ Vielmehr finde man die beste »community surveillance of children at play where the community is at its strongest – on the sidewalks«.

Wenn Jacobs von Nachbarschaften in der Großstadt spricht, meint sie nicht »the ideal of supposedly cozy, inward-turned city neighborhoods«⁷⁰, die die orthodoxe Stadtplanung für jeweils 7000 Personen konzipiert, eine Größe, die den vernünftigen Betrieb einer Grundschule ermögliche. Ausgehend von der Überlegung, dass Großstadtnachbarn zunächst nicht mehr gemein haben als nahe beieinander zu wohnen, plädiert sie für das Bild einander überlappender Nachbarschaften ohne gemeinsame verbindliche Grenzen, sondern mit lediglich individuellen Grenzen.

Für die im weitesten Sinne politische Selbstorganisation von Nachbarschaften identifiziert Jacobs drei Typen von Nachbarschaften in der Großstadt.⁷¹ Der erste Typ ist die Straßennachbarschaft, die ihre Angelegenheiten selber regelt. Sind Probleme zu groß für die Straßennachbarschaft, sollte eine Nachbarschaft auf der Ebene des Distrikts aktiv werden. Der etwa 100 000 Menschen umfassende Distrikt bringe das notwendige politische Gewicht mit, »to fight city hall«.⁷² Mit der Größe und dem politischen Gewicht könne den Belangen kleiner Straßennachbarschaften Gehör verschafft, wie auch in umgekehrter Richtung Lösungen vor Ort umgesetzt werden. Nachbarschaften auf der Ebene der gesamten Stadt entstünden als Verbindungen von spezialisierten Interessen, die in der Großstadt, und nur in dieser, von wenigen Menschen geteilt würden. Sie gäben Impulse für das geistige und kulturelle Leben in der Stadt.

Die städtebauliche Gestaltung lebendiger Straßen in den Großstadtquartieren soll zusammenfassend nach Jacobs vier Bedingungen gerecht werden: zuerst die der Diversität.⁷³ Dabei geht es einerseits um die Vielfalt der primären Nutzungen entlang der Bürgersteige, womit Arbeiten, Wohnen, Konsum und Freizeit angesprochen werden. Sie begründen überhaupt erst den Verkehr auf Bürgersteigen und Straßen. Zum anderen bezieht sich die Diversität insbesondere auf die der Infrastruktur.

⁶⁹ Siehe hier und im Folgenden *Jacobs 1992*, S. 79 f.

⁷⁰ *Jacobs 1992*, S. 115.

⁷¹ Siehe *Jacobs 1992*, S. 118 ff.

⁷² *Jacobs 1992*, S. 122.

⁷³ *Jacobs 1992*, S. 161

Die zweite Bedingung für die Entfaltung lebendiger Stadtteile sieht sie in der Notwendigkeit von kurzen Wohnblöcken. Während sich bei langen zusammenhängenden Blöcken das (Geschäfts-)Leben am Ende der Straße im Großmaßstab

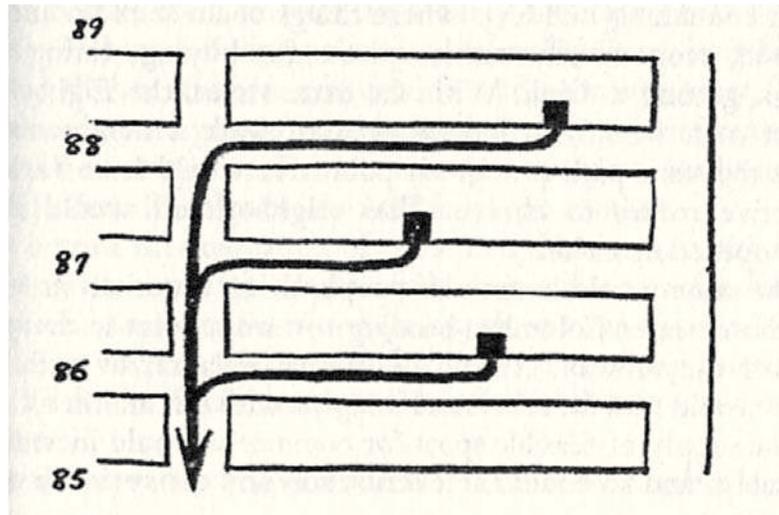


Abbildung 4: Nachteile langer Wohnblöcke (Jacobs 1992)

konzentriert, wie von Jacobs in der Abbildung 4 skizziert, bieten kurze Blöcke mehr Möglichkeiten für viele kleinere Geschäfte. Großstadtquartiere würden durch diese Möglichkeit belebt, wenn die Bevölkerung dort die Gelegenheit hätte, häufig um die Ecke zu biegen und abwechslungsreichem Straßenleben und vielfältigen Nachbarschaften zu begegnen, was die Abbildung 5 schematisch darstellt.

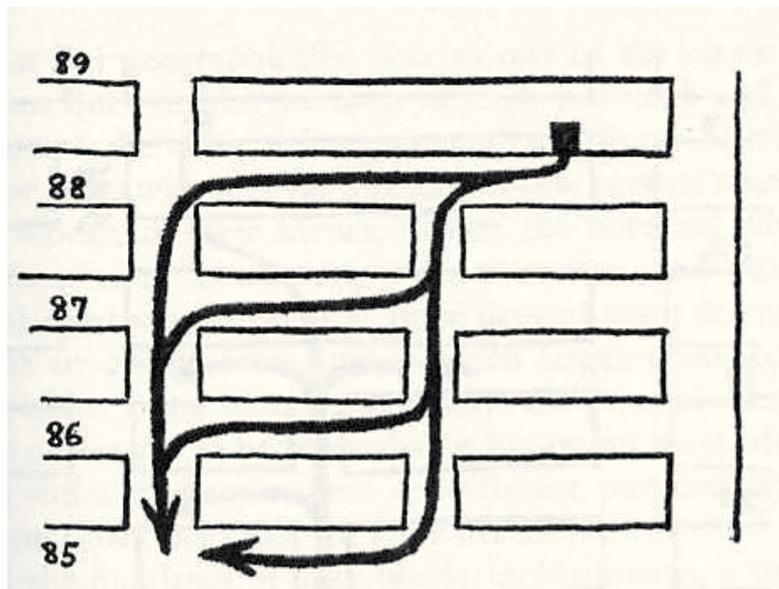


Abbildung 5: Vorteile kurzer Wohnblöcke (Jacobs 1992)

um die Ecke zu biegen und abwechslungsreichem Straßenleben und vielfältigen Nachbarschaften zu begegnen, was die Abbildung 5 schematisch darstellt.

Gegen eine Stadterneuerung mit dem Bulldozer richtet sich die dritte Bedingung für vitale Quartiere. Den Bau unterschiedlicher Gebäude und den Erhalt eines Teils der historischen Substanz hält Jacobs nicht zuletzt aus ökonomischen und ästhetischen Gründen für unumgänglich.

Die vierte und letzte Bedingung für Vitalität ist verknüpft mit der Gestaltung der Gebäude und thematisiert hohe Wohnungs- und hohe Bevölkerungsdichten in den Stadtteilen.

Bei der Ermittlung der richtigen Größe verhalte es sich wie mit Kalorien, sowohl zu wenige als auch zu viele seien schädlich.⁷⁴ So bewege sich die Wohnungsdichte nach Jacobs Schätzungen oberhalb von 100 Wohnungen pro Acre⁷⁵ und unterhalb von kaum vorstellbaren 275 Wohnungen pro Acre.⁷⁶ Eine erstrebenswerte beziehungsweise erfolgreiche Dichte hänge dabei immer von der Mischung der anderen Faktoren ab, die von Distrikt zu Distrikt variieren können.⁷⁷

Der Ansatz zur Entfaltung zivilisierten sozialen Lebens und einer öffentlichen Selbstkontrolle im Großstadtdschungel entbehrt nicht einer großen Portion Optimismus. In ihrer konsequenten Bejahung urbaner Qualitäten öffnet sie den Blick für die Frage, welche Stadtplanungskonzepte Urbanität gerecht werden und welche anti-städtische Züge tragen. Sie verwirft die vermeintlich ideale Planung und inthronisiert die Untersuchung kleinräumlicher, alltäglicher Handlungen und Kommunikationsprozesse. Das Leben und der Tod großer amerikanischer Städte führte bei Jacobs zur Forderung nach einer Stadtentwicklung beziehungsweise Stadterneuerung basierend auf den jeweiligen konkreten Belangen der großstädtischen Gesellschaft und unter Federführung der Quartiersbevölkerung.

⁷⁴ Siehe Jacobs 1992, S. 209.

⁷⁵ Jacobs 1992, S. 211. 1 Acre entspricht 4047 qm. Eine Wohnungsdichte von 100 Wohnungen pro Acre entspricht abgerundet 24 709 Wohnungen pro qkm.

⁷⁶ Jacobs 1992, S. 217. Die Wohnungsdichte von 275 Wohnungen pro Acre entspricht umgerechnet einer Wohnungsdichte von 67 951 Wohnungen pro qkm. Würde man diese Wohnungen auf einen Quadratkilometer verteilen, von dem eine Hälfte der Erschließung durch Hausflure, Bürgersteige, Plätze, Straßen und dergleichen dient, die andere Hälfte Wohnungen von 100 qm Grundfläche vorbehalten ist, ergibt sich rechnerisch eine Gebäudehöhe für das gesamte Gebiet von 13 bis 14 Geschossen.

Der von ihr kritisierte Le Corbusier wollte 500 Bewohner auf einem Hektar versammeln, was 50 000 Bewohner/qkm entspricht. Würde jede einzelne Person eine Wohnung besetzen, wäre die Wohnungsdichte in Le Corbusiers Vorschlag geringer als bei Jacobs.

⁷⁷ Die Idee, Urbanität durch Dichte zu erzeugen, soll 1960 Edgar Salin erstmals vorgetragen haben. Vgl. dazu Fürst 1999, S. 49 ff. Die Popularisierung zum Slogan »Gesellschaft durch Dichte« gewann Qualitäten eines Leitbildes und führte zumindest zu zahlreichen Nachverdichtungen und Baulückenschlüssen in der BRD. Vgl. zum Leitbild kritisch Boeddinghaus 1995.

2.1.3 Die Gestaltung unwirtlicher Städte

Die zum geflügelten Wort avancierte »Unwirtlichkeit der Städte« von Alexander Mitscherlich birgt eine weitreichende Interpretation der damaligen Malaise in den westdeutschen Städten.⁷⁸ Die Malaise meint hier das Verschwinden von städtischer Öffentlichkeit.⁷⁹ Mitscherlichs Blick hierauf fußt auf einem psychologischen Ansatz zur Interpretation des Verhältnisses von Gesellschaft und gebauter Umwelt.

Die Unwirtlichkeit der Städte nach dem Zweiten Weltkrieg ist aus Mitscherlichs Perspektive durch fünf ineinander greifende Faktorenbündel bewirkt worden. Erstens verließ das vermögende Bürgertum die Städte. Es entwand sich so zugleich seiner Obliegenheit, sich einem Kanon gestalterischer Mittel verpflichtet zu fühlen, im städtischen Raum zu repräsentieren.⁸⁰ Zweitens erwies sich die Industrialisierung als antistädtisch, indem sie die vorindustrielle Stadt funktionell auflöste. An ihrer Stelle entstand nach Mitscherlich bisher nur wenig Überzeugendes, Stadtähnliches. Mit diesem Verlust verbände sich drittens die Aufgabe, adäquate Formen der Selbstdarstellung zu entwickeln – und nicht die Wiederbelebung historischer Gebilde.⁸¹ Viertens sei die als notwendig erachtete Reform der städtischen Bodenbesitzverhältnisse im Sinne einer Enteignung privaten Bodenbesitzes in der Stadt ausgeblieben und damit die Kontrolle über die Bauspekulation und ihre Folgen für die Stadt und Städter.⁸² Fünftens sei der Mensch extrem anpassungsfähig. So drohe seine Entwicklung als Sozialwesen in der unwirtlichen Stadt zu verkümmern, gerade weil er sich in die dortigen Verhältnisse einzufügen vermöge. Dagegen sei er aber auch ebenso offen und könne neue, andere Formen der Selbstdarstellung entwickeln.⁸³

Die fünf Faktorenbündel decken gewichtige Annahmen zum Verhältnis der Gesellschaft zur gebauten Umwelt ab. Zunächst sei die Stadt ein spezifischer Ort auf der geografischen Landkarte. Ihre Gestalt spiegele die lokalen Machtverhältnisse wider. Sie drücke aber auch die gesellschaftlichen Verpflichtungen der örtlichen Bauherrenschaft aus, bei der Gestaltung der Stadtbauten das Repräsentationsbedürfnis der Eigentümer zu bedienen, ohne dabei den Rahmen der gesellschaftlich gebilligten Ausdrucksformen zu

⁷⁸ Mitscherlich 1969. »Die Unwirtlichkeit der Städte« von Alexander Mitscherlich trägt den Untertitel »Anstiftung zum Unfrieden«. Das Buch erschien erstmalig 1965.

⁷⁹ Dass auch Jürgen Habermas mit seiner Publikation zum Strukturwandel der Öffentlichkeit einen Beitrag zum Gegenstand Öffentlichkeit leistet, wird von Mitscherlich erwähnt. Siehe Mitscherlich 1969, S. 76.

⁸⁰ Siehe Mitscherlich 1969, S. 12 f.

⁸¹ Siehe Mitscherlich 1969, S. 18.

⁸² Siehe Mitscherlich 1969, S. 21 f.

⁸³ Siehe Mitscherlich 1969, S. 23.

verlassen. Bis in die beginnende Industrialisierung hinein seien Stadtherrschaft, Stadtfunktion und -gestalt unauflösbar miteinander verwoben. Stadt und Städter seien Gepräge eines fortwährenden sozialen lokalen Aushandlungsprozesses.

Der *genius loci* werde im Prozess der Industrialisierung aufgelöst. Die Herrschaft über die neue Stadt sei entpersonalisiert und überlokal angesiedelt. Die Stadt zerfalle unter kapitalistischen Erfordernissen in Funktionen und Räume, die unter dem Imperativ der Einbehaltung von Wirtschaftlichkeitskriterien einander zuzuordnen und zu gestalten seien. Die Gestaltung der Stadt obliege Planenden, die rationalen Kriterien verpflichtet seien, aber auch spekulativen Absichten, die zuweilen die Rationalität bei der Formgebung zu konterkarieren vermögen. Die Gestaltungsaufgabe bleibe ein von Macht gestützter Aushandlungsprozess, der jedoch von konkreten Orten, konkreten Menschen und konkreten Räumen abstrahiere. Damit scheint die rationalisierte Produktion von Stadt einerseits in der Lage zu sein, mit dem rasanten quantitativen Stadtwachstum mithalten zu können, andererseits vervielfältigt sie fortwährend schablonenhafte Lösungen in riesiger Zahl. Diese gebaute Umwelt sei auch unter industrialisierten Bedingungen Produkt eines sozialen Prozesses. Allerdings trete sie der Gesellschaft bisher unvorbereitet gegenüber, da ihr Affekthaushalt sie nicht zu fassen wisse.

In ihrer Eintönigkeit entwöhne die Stadt ihre Bewohnerinnen und Bewohner von gesellschaftlichem Engagement – quer durch alle sozialen Schichten und die der Angestellten insbesondere. »Man pferche den Angestellten hinter den uniformierten Glasfassaden der Hochhäuser [für den »die Aussicht, durch Initiative (...) zu etwas zu kommen, weit mehr eingeschränkt ist als in den Frühepochen der industriellen Gesellschaft«] (...) auch noch in die uniformierte Monotonie der Wohnblocks, und man hat einen Zustand geschaffen, der jede Planung für eine demokratische Freiheit illusorisch macht. Denn sie ist praktisch nicht mehr erfahrbar.«⁸⁴

Ein demokratischer Städtebau ist somit der Schlüssel, die fordistische Produktion von Stadtstrukturen zu kontrollieren und der inneren Verfasstheit der Gesellschaft neue Möglichkeiten zu eröffnen. Hierdurch wäre der industriell gebauten Umwelt ein soziales Regulativ gegenübergestellt, das ihr Verhältnis zueinander ausbalanciert. Was für die gebaute Umwelt und ihre Bewohner gilt, beherrscht in gleicher Weise auf psychosozialer Ebene das Individuum und seine Stadtgesellschaft. Der Produktion und Konsumtion von Stadt bleibe die Diskussion versagt, wie die zeitgenössischen Städte befürchten ließen. Denn in ihnen werde jede Anstrengung zur kommunikationslosen Bedürfnisbefriedigung unternommen. Die vollendete Auflösung der städtischen Gesellung spiegelt sich nach

⁸⁴ Mitscherlich 1969, S. 41. Das eingeschobene Zitat findet sich dort, S. 40 f.

Mitscherlich in dem Wort »Selbstbedienung«.⁸⁵ Sie gilt ihm als Chiffre der Vereinzelung und der Anonymität in der im wahrsten Sinne reizlosen Stadt.

Mitscherlich stellt zwei wesentliche Verbindungen zwischen Individuum und gebauter Umwelt her: Da Stadtstrukturen als Massenprodukt einerseits ohne Ansicht der Städter und andererseits ohne Berücksichtigung der spezifischen Geografie postuliert werden, lösten sich Identifikation und lokale Bindungen auf. Beide Faktoren untergruben das Bewusstsein von stadtbürgerlicher Verantwortung wie auch die demokratische Teilhabe an der Stadtgestaltung. Die Unwirtlichkeit der Städte beruhe auf ihrem Charakter als anonymes Massenprodukt. Die modernisierte Stadt beherberge Menschen, die sie zur Anonymität anstifte, wo nach Mitscherlich Unfrieden dringend vonnöten wäre.

Den Unfrieden solle eine verbürgerlichte und demokratisierte Stadtbevölkerung stiften, indem sie vor Ort um städtebauliche Lösungen ringe. Die hierdurch schlussendlich durchgesetzte Konzeption verleihe der Gesamtstadt ein unverwechselbares Gepräge, mit dem sich Sieger und Besiegte identifizieren könnten.

Mag in der von Mitscherlich beschriebenen Anonymität auch Kleinstadtnostalgie mitschwingen, indem er Anonymität als Qualität urbaner Lebensführung verkennt, bleibt sein Aufruf zur Partizipation an der Stadtgestaltung uneingeschränkt aktuell, auch wenn die Bürgerbeteiligung gewisse Ausweitungen erfahren hat, wie in den folgenden Abschnitten deutlich wird.

⁸⁵ Mitscherlich 1969, S. 26.

2.1.4 Humaner Städtebau für eine nahe Zukunft

Ein Unbehagen an und in der »gegliederten und aufgelockerten Stadt«⁸⁶, die unverkennbar Elemente der Gartenstadt aufnahm und die als städtebauliche Folie für den Auf-, Wiederaufbau oder Neubau in der BRD fungierte, begann sich in den 1960er Jahren zu artikulieren. Urbanität, Dichte, Funktionsmischung waren ihre zentralen Themen. Die Nachbarschaft wurde dabei stets mitdiskutiert. Die Arbeit mit dem programmatischen Titel »Humaner Städtebau« signalisiert eine Abkehr von der Stadtbaukunst der ersten beiden Nachkriegsjahrzehnte – allerdings eine behutsame. Der Einfluss Jacobs ist in Bahrds Argumentation unverkennbar, wie er selbst anmerkt.⁸⁷

Bahrdt interpretiert den »Charakter der verschiedenen räumlichen Umwelten«, die auf ihre Weise dazu beitragen, »soziale Situationen zu definieren, teils unmittelbar erzwingend, indem nur bestimmte soziale Verhaltensweisen möglich, andere unmöglich gemacht sind, teils mittelbar durch Symbole, deren normative Qualität (...) eventuell internalisiert wird, nachdem sie verstanden wurden«.⁸⁸ Von besonderer Bedeutung sind insbesondere jene räumlichen Verhältnisse, »die keine eindeutigen sozialen Situationen definieren«. In ihrer Offenheit biete die verschieden interpretierbare gebaute Umwelt die Chance zur Entfaltung eines öffentlichen Habitus.

Die Vielfalt sozialer Definitionen eines Raumes könne aber ebenso Unsicherheit erzeugen, mit der Folge, dass er gemieden werde. Wo Plätze und Höfe nicht eindeutig als öffentliche oder private Bereiche erkennbar seien, setze ein Prozess sozialer Erosion ein, der diese räumliche Umwelt verfallen lasse.⁸⁹ Damit solche Elendsgebiete nicht entstünden, sei auf eine eindeutige städtebauliche Gestaltung von privaten und öffentlichen Räumen zu achten. Öffentliches Leben setze somit eine adäquat gestaltete räumliche Kulisse voraus. Sie vermöge gleich einer Norm auf das Verhalten einzuwirken.

⁸⁶ Siehe die gleichnamige Publikation *Göderitz 1957*. Das erste Standardwerk für den Städtebau der Nachkriegszeit erschien erstmals Anfang 1945 unter einem anderen Titel, fand aber kriegsbedingt wenig Aufmerksamkeit. Nach einigen Veränderungen erschien es 1957 mit dem heutigen Titel. Siehe dazu *Durth 1999*, S. 33 ff. Wichtige Vorarbeiten leistete insbesondere Gottfried Feder im Kontext der NS-Stadt- und Siedlungsplanung. Siehe zu Feder *Kähler 1996a*, S. 408 ff.

⁸⁷ Siehe *Bahrdt 1968*, S. 9.

⁸⁸ Hier und im Folgenden *Bahrdt 1968*, S. 112.

⁸⁹ Bahrdt befürchtet gar, diese Räume würden »im Extremfall zum Sammelpunkt asozialer Elemente« verfallen. Wo die öffentliche Selbstkontrolle, wie von Jacobs beschrieben, schwinde, würden »die Bürgersteige inmitten gutbürgerlicher Gartenviertel (...) zur Domäne der Asozialen« (*Bahrdt 1968*, S. 116). Diese extrem diffamierenden Begrifflichkeiten gehen meines Erachtens eher auf deutsche gesellschaftssanitäre Politiken zurück, denn auf Jacobs Beschreibungen, obschon Jacobs deutschsprachige Erstauflage aus dem Jahr 1963 »zunächst mit einer Reihe störender Übersetzungsfehler« veröffentlicht wurde (*Albers 1993*, S. 2).

»Jane Jacobs hat an vielen Beispielen gezeigt, daß Anonymität und Funktionsmischung nicht einfach einen Mangel an Ordnung und Integration bedeuten, sondern positive, in gewisser Hinsicht auch Ordnung fördernde Bedingungen für ein städtisches Zusammenleben auf einer Straße oder in einem Quartier darstellen.«⁹⁰ An der Stelle größter Gemeinsamkeiten treten die Differenzen unverstellt hervor. Während Jacobs für Funktionsmischung streitet, plädiert Bahrtd für eine weniger konsequente Durchsetzung von Funktionstrennung. Dies macht er mit Blick auf »kommende Sanierungsvorhaben« deutlich, bei denen »gelegentlich eine maßvolle Sortierung der verschiedenen Funktionen geboten« sei.⁹¹ Die hier avisierte Praxis der Stadterneuerung in Form von Flächensanierung, von Jacobs scharf kritisiert, schreckt Bahrtd indes nicht, unverdrossen auf die städtebauliche Funktionsmischung aufzusetzen. Um den Ansatz der Entfaltung öffentlichen Lebens im Wohnquartier durch belebte Bürgersteige nicht völlig zu entstellen, führt der Ausweg aus der argumentativen Sackgasse in die differenzierte Betrachtung einzelner Quartierstypen.

Das bedeutet die, im historischen Kontext nicht zu unterschätzende, Zubilligung moderater Mischung von Funktionen innerhalb der von anderen städtischen Funktionsräumen getrennten Wohnquartiere. Diese Form von »Multifunktionalität bedeutet«, wie Bahrtd in der Kapitelüberschrift seiner Leserschaft versichert, »nicht den Verzicht auf Planung«.⁹² Im Gegenteil sei eine Planungskoooperation von Soziologie und Städtebau geradezu vonnöten, um insbesondere in einem Wohnquartier die Mischung in einem Gleichgewicht zu halten.

Dort hätten andere komplexe Regeln zu gelten als für die City oder innenstadtnahe Quartiere. In den Wohnquartieren sei eine »kleinräumige, beschauliche, behagliche Öffentlichkeit« anzustreben. Diese gewinne an sozialer Stabilität, wenn auch die Wohnbevölkerung gemischt sei und nicht (mehr) homogen. Bahrtd fasst hier gleich zwei Formen der Segregation ins Auge: eine ethnische und eine soziale. Beide vollzögen sich auch »ohne bewußte Segregationspolitik«.⁹³ Ethnische Segregation jedoch bedürfe der aktiven Gegensteuerung, da die Bildung von »Gastarbeiter-Gettos« parallel verlaufe zum Verlust an der Teilhabe städtischer Vielfalt. Planung und Wohnungsvergabepolitik solle hier zukünftig der Gettobildung begegnen.

⁹⁰ Bahrtd 1968, S. 114.

⁹¹ Bahrtd 1968, S. 115. Bei den »kommenden Sanierungen« Ende der 1960er und Anfang der 1970er Jahre spielt Hans Paul Bahrtd eine bedeutende Rolle. So verdanke sich die »Aufnahme von Sozialplanbestimmungen« in das 1971 novellierte Städtebauförderungsgesetz Bahrtds großem Engagement während einer Anhörung des Bundestages. Siehe Bahrtd 1998, S. 242.

⁹² Hier und im Folgenden Bahrtd 1968, S. 118.

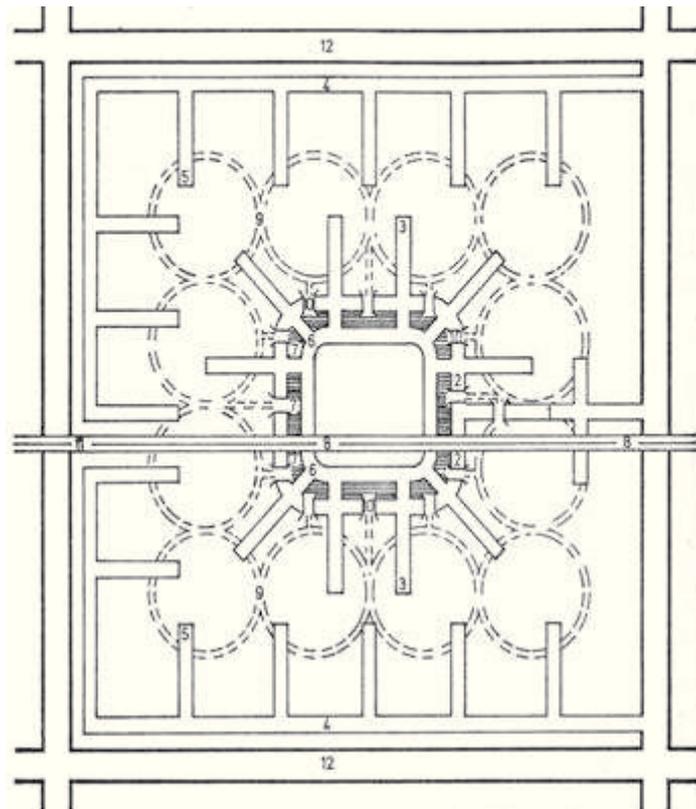
⁹³ Bahrtd 1968, S. 124.

Bahrdr betont bereits zu diesem Zeitpunkt, dass so genannte »Minderheiten- und Segregationsprobleme immer da entstehen, wo ethnische und soziale Differenzierung zusammentreffen (...), wo eine Klassendifferenz durch ethnische Differenzierung sich steigert und verhärtet«. ⁹⁴

Die analytische Klar-sichtigkeit Bahrdrts in diesem Punkt wird auch nach rund vier Jahrzehnten bei der Erörterung der Segregationsformen vielfach nicht erreicht, wie die Diskussion im Rahmen der »Sozialen Stadt« illustriert hat. ⁹⁵

Die Verknüpfung sozialer und ethnischer Dimensionen lässt dann allerdings das wohnungspolitische Instrument relativ hilflos erscheinen bei dem Versuch, einer Getto-bildung zu begegnen. Das

Instrumentarium greife ebenso wenig, eine soziale Entmischung durch Fortzug aufstrebender sozialer Schichten zu verhindern. Da sie als Begleiterscheinung sozialen Aufstiegs interpretiert und gesellschaftlich akzeptiert werden, seien sie letzten Endes kaum abzuwenden. Zusammengefasst sind nach Bahrdr für den städtischen Funktionsteilbereich Wohnen beide Formen der Bevölkerungsmischung von Vorteil.



(nicht maßstabgerecht, ohne Kapazitätsberechnung. Autoabstellplätze und Sammelgaragen der Wohngruppen sind hier nicht eingezeichnet, da sich deren Platzierung aus der konkreten Bebauung ergibt.)

- 1 Haupterschließungsstichstraße des Zentrums eines Wohnquartiers
- 2 Ringartige Erschließungsstraße um das Zentrum herumführend
- 3 Stichstraßen für Fahrverkehrszugang zu Hochhäusern, Schulzentrum, Altersheim usw.
- 4 Verteilerstraßen für Stichstraßen zu Flachbaugruppen (nur erforderlich, wenn die am Quartiersrand entlangführenden Stadtschnellstraßen sehr starken Verkehr aufweisen)
- 5 Stichstraßen zu Flachbaugruppen
- 6 Schleifen zur Fahrverkehrrerschließung der Zentrumsbauten von hinten (nur für Zulieferung und andere Fahrzeuge, die unmittelbar heranfahren müssen — keine Parkmöglichkeit am Straßenrand)
- 7 Begrenzte Parkmöglichkeiten für Besucher des Quartierszentrums
- 8 Schnellbahnstationen
- 9 Schleifenartige Fußwege, die alle Teile des Quartiers verbinden
- 10 Fußgängerbrücken (oder Tunnel)
- 11 Schnellbahn, im Quartierszentrum unterirdisch, sonst wenigstens unter Niveau in einem Graben versenkt
- 12 Schnellstraße für gesamtstädtischen Verkehr

Abbildung 6: »König Fußgänger« – Schemaskizze eines Verkehrssystems für ein Wohnquartier (Bahrdr 1968)

⁹⁴ Bahrdr 1968, S. 125.

⁹⁵ Siehe hierzu Kapitel 2.2 dieser Arbeit.

Sein Modell eines mitteleuropäischen Wohnquartiers zentriert sich um das lokale Einkaufszentrum.⁹⁶ Das Quartier setzt sich aus den Bereichen mit Wohngebäuden, dem Bereich mit Schulen, dem Bereich fürs Altenheim zusammen. Die Bereiche sind durch ein Fußwegesystem miteinander verbunden. Öffentliche Verkehrsmittel halten im Zentrum des Wohnquartiers, der motorisierte Verkehr wird weitestgehend aus dem Quartierszentrum herausgehalten. Somit »soll der Fußgänger König sein«, was die Abbildung 6 veranschaulicht.⁹⁷ Auf ins Grüne eingebetteten und als öffentliche Bereiche eindeutig zu verstehenden, nachts auch beleuchteten Fußwegen und Plätzen entfalte sich das beschauliche quartiersöffentliche Leben.⁹⁸ Es orientiert sich an den standardisierten alltäglichen Anforderungen von Kindern als Schülern, Frauen als Hausfrauen und Erziehende und Männern, die in anderen, der Arbeit vorbehaltenen Bereichen, ihrer Beschäftigung nachgehen.

Zwischen den beiden Bildern einer gegliederten und aufgelockerten Stadt einerseits und einer dichten, funktionsgemischten Urbanität andererseits steht Bahrtd dem Ersteren näher. Wer anderes wolle, zum Beispiel »das urbane Fluidum italienischer Städte in mitteleuropäische Wohnquartiere verpflanzen (...), ist ein Romantiker«.⁹⁹

Zeitlich parallel zur so genannten Flächensanierung, der Sanierung innerstädtischer Mischgebiete mit dem Bulldozer, entwickelt Bahrtd ein Schema zur möglichen Gestaltung eines citynahen Mischquartiers, das er in Abbildung 7 skizziert.

Innenstadtnahe Quartiere sollten in ihrer gemischten Struktur erhalten bleiben und nicht gänzlich als City-Erweiterung der Innenstadt zugeschlagen oder umgekehrt in ein modernes Wohngebiet umgestaltet werden.¹⁰⁰

⁹⁶ Das Quartierszentrum bildet das notwendige Pendant zur abgeschlossenen modernen Wohnung mit ihrer rationalisierten Küche. Es hält Vorräte bereit, die kaum mehr in der Wohnung gekühlt, gelagert und in der Küche zubereitet werden müssen oder können.

⁹⁷ Bahrtd 1968, S. 144.

⁹⁸ »Abgeschiedenheit« in diesem öffentlichen Wegesystem, erläutert Bahrtd jovial, »gibt es nur nachts auf einigen hinter Rhododendren-Büschen verborgenen Bänken, die eine humane Stadtplanung den Liebespaaren zubilligen sollte«. Bahrtd 1968, S. 153.

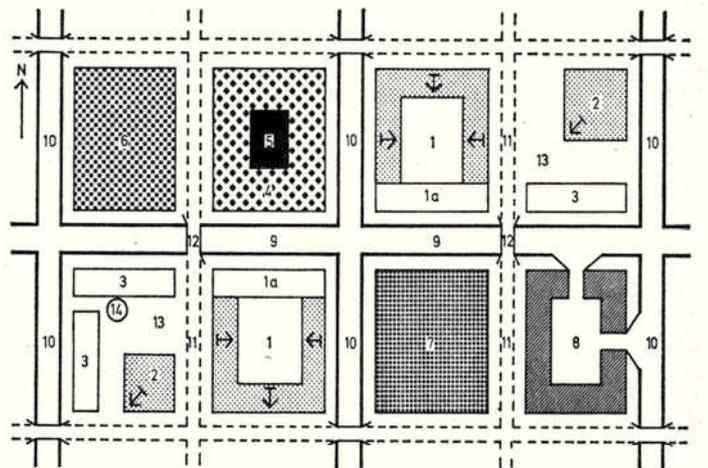
⁹⁹ Bahrtd 1968, S. 120. Ursächlich für das italienische Straßenleben sind Bahrtd zufolge »höchst unzulängliche Wohnungen (...) warmes Klima (...) Mangel() an großen geschlossenen Industrie- und Handelsbetrieben (weswegen sich) auch noch ein großer Teil des Erwerbslebens faktisch auf der Straße vollzieht«. Bahrtd 1968, S. 120.

¹⁰⁰ Siehe Bahrtd 1968, S. 62. Die Diskussion um den Umgang mit Mischquartieren und funktionsgemischten Quartieren bleibt zäh. Der von Bahrtd formulierte Vorschlag beruht auf der Annahme, dass die Mischquartiere für die Gesamtstadt wichtige Aufgaben erfüllen und sie damit stärken. Dass sich diese Position in der Praxis sich widerstreitender Interessen schwer umsetzen lässt, zeigt die Diskussion um Hamm-Süd und Hammerbrook. Siehe dazu Kapitel 4.1 dieser Arbeit.

Sie seien nach der Sanierung eher als die Innenstadt geeignet, Berufsverkehr zu den Hauptzeiten verkehrstechnisch zu bewältigen. Sie böten sich aus dieser Perspektive für Bürohochhäuser an und für Unternehmen, die wegen ihrer spezialisierten Angebotspalette Kunden aus dem gesamten Stadtgebiet anziehen. In diesen Quartieren solle auch gewohnt werden. Bahrtdt fasst hier insbesondere »aktive, seriöse, gut-

situierete Menschen, die von dem vielfältigen Angebot der City (...) auch Gebrauch machen«, ins Auge.¹⁰¹ Sie könnten aktiv dazu beitragen, dass die City nach Ladenschluss nicht veröde und das öffentliche Leben ausdünne. Solches stehe zu befürchten, solange in den nicht sanierten citynahen Quartieren weiterhin »sozial absinkende Kreise« wohnen würden.¹⁰²

Solche Argumentation förderte einstweilen Begehrlichkeiten auf zukünftig höhere Renditen im Zuge höherwertiger Bodennutzung in den innenstadtnahen Gebieten. Folglich unterblieben laufende Investitionen in die Sanierung der bestehenden alten Wohnungsbestände mit ihren günstigen Mieten, und ganze Quartiere wurden sukzessive entmietet. Diesen Zusammenhang macht die Geschichte um das Alster-Centrum in Hamburg deutlich, für das Teile von St. Georg und Hohenfelde hätten abgerissen werden



- 1 Wohnhöfe (überwiegend nach innen gekehrt)
- 1a) an der verkehrsreichen Fahrstraße überwiegend Geschäfte und Büros
- 2 Wohnhochhäuser
- 3 Flachbau-Ladengruppen
- 4 3stöckige Garage oder Park-Palette
- 5 Bürohochhaus über dem Garagenbau
- 6 Kleingewerbehof (Spezial-Handwerk)
- 7 Bürohof (kleinere Büros, Arztpraxen usw.)
- 8 Großhandel
- 9 Fahrstraße mit starkem Auto-Verkehr
- 10 Fahrstraße mit geringerem Auto-Verkehr
- 11 Fußgängerstraßen
- 12 Fußgängerbrücken
- 13 Fußgängerplätze mit Cafés, Bäumen, Bänken
- 14 Reiterdenkmal
- ↕ Hauptorientierung der Wohnungen

Abbildung 7: Schematische Skizze für eine mögliche Bebauung eines citynahen Mischquartiers (Bahrtdt 1968)

¹⁰¹ Bahrtdt 1968, S. 163 f.

¹⁰² Bahrtdt 1968, S. 163. Die weiter unten beschriebene Planung des so genannten Alster-Centrums, dem Manhattan von Hamburg, weist frappierende Ähnlichkeiten mit den Bahrtdt'schen Überlegungen für ein citynahes Mischquartier auf.

sollen.¹⁰³ Er findet sich auch bei der Überplanung einer Kleingartenkolonie auf der Billerhuder Insel wieder.¹⁰⁴ Beide Planungen scheiterten jedoch, erstere wegen ihrer gigantischen Dimensionen und zweitere wegen erheblichen Kleingärtnerprotestes. Im zeitgenössischen Verständnis wurden in beiden Fällen bauliche Strukturen stets mit sozialen Strukturen vermischt. Quartier und Quartiersbevölkerung galten beide als ausgesprochen rückständig, wenn man sie mit den modernen, neu entstandenen Trabantensiedlungen am Stadtrand verglich. Dies stachelte nicht nur Bahrds Argwohn gegenüber historisch gewachsenen, wenig geplanten Milieus an, in denen vorgeblich sozial absinkenden Kreise anzutreffen wären. Eine Quelle dieses Argwohns führt zu Le Corbusiers Verständnis von Rationalität zurück. Die wohldurchdachte, vermeintlich rationale Planung immunisiert sich dort bereits gegen grundsätzliche Kritik, indem sie das Rationale als das Vernünftige ausgibt. Das Vernünftige nicht anzunehmen oder sich ihm zu widersetzen, bleibt Bahrdt innerhalb dieser Logik nicht nur unerklärlich, sondern er münzt Widerspruch um in Phänomene sozialer Deklassiertheit.

So nimmt es nicht wunder, dass Bahrdt den Begriff »Sanierung« für die Neugestaltung innenstadtnaher Quartiere zwar ablehnt, am wenigsten jedoch wegen seiner historischen Last. Da dieser Begriff wegen seiner biologischen Analogie zur irrigen Annahme verleite, hier sollten alte Strukturen wiederbelebt werden, präferiert Bahrdt die »Stadterneuerung« als Terminus technicus für das Vorhaben, in heruntergekommenen Stadtteilen gänzlich neue Strukturen zu schaffen. Die Erneuerung sei dort vonnöten, wo Stadtquartiere sich nicht selbst regenerieren würden, was als Zeichen ihrer Unfähigkeit zu deuten ist, den Wandel der Wirtschaft oder der Gesamtstadt verkraften zu können.¹⁰⁵ Der Umwandlungsprozess in den Stadtteilen soll jedoch human gestaltet werden; so sollen »für den sozial schwachen Teil eines erneuerungsbedürftigen Quartiers in diesem selbst gewisse Reservate« gesichert werden.¹⁰⁶

Die Arbeit Bahrds entwickelt auf der Grundlage der funktional getrennten Stadt-Quartiersmodelle mit spezifischen Öffentlichkeiten: eine behagliche Öffentlichkeit in den Wohnquartieren für die erholungsbedürftige Arbeiterfamilie, eine Öffentlichkeit für die City, tagsüber von Konsum, abends von Kino und Theater geprägt.

Die gemeinsame Klammer für Bahrds Planungsmodelle ist sein soziologischer Ansatz, die Stadt aus der Polarisierung von öffentlicher und privater Sphäre heraus zu

¹⁰³ Die Hausbesetzung in der Ekhofstraße 39 in St. Georg im Jahr 1973 thematisiert den ökonomischen Zusammenhang und die autokratische Haltung der Planungselite. Siehe hierzu Kapitel 2.2.2 dieser Arbeit.

¹⁰⁴ Siehe hierzu Kapitel 4.1. dieser Arbeit.

¹⁰⁵ Vgl. Bahrdt 1968, S. 167 f.

¹⁰⁶ Bahrdt 1968, S. 168.

analysieren.¹⁰⁷ Im Anschluss an Max Webers Definition von Stadt, die eine wesentlich auf den öffentlichen Markt gerichtete Wirtschaftstätigkeit als zentrales Merkmal herausstellt, leitet Bahrtdt die unvollständige Integration, die bei dem Marktgeschehen offenbar wird, als negative Grundvoraussetzung für die Entfaltung von Öffentlichkeit ab.¹⁰⁸ Die unvollständige Integration verweist auf den Umstand, dass die am Marktgeschehen Beteiligten zueinander zunächst in keinerlei Verbindung stehen. Ihrer Kommunikation gehen weder Verwandtschafts- oder Knechtschaftsverhältnisse noch andere Formen sozialer Bindung voraus, die das Zustandekommen der Kommunikation absichern und formen. Die Kommunikation muss die Distanz zwischen den anonymen Beteiligten erst erfolgreich überbrücken, was stets nicht mehr ist als eine riskante Möglichkeit. Mit der im worteigentlichen Sinne willkürlichen, weil ausschließlich dem Willen der Beteiligten sich verdankenden, Kommunikation sieht Bahrtdt das öffentliche Großstadtleben charakterisiert. Die Offenheit der Kommunikationssituation erfordert die Stilisierung von Verhalten.

Der für den öffentlichen Raum konfigurierte Auftritt beruht auf einer vorhergehenden Auswahl von persönlichen Verhaltensmustern und Informationen, die für die öffentliche Kommunikation präsentiert werden sollen. Die Stadtbewohnerinnen und -bewohner stellen, und das ist ihre kulturelle Leistung, bestimmte, sorgfältig ausgewählte Facetten ihrer Person gleichsam aus der privaten Sphäre heraus in die städtische öffentliche Sphäre. Dort wo Kommunikation aus diesem freiwilligen und willkürlichen Akt heraus entsteht, wird Öffentlichkeit realisiert. Die Sphäre des Privaten, aus der die Requisiten in die Öffentlichkeit exportiert, in die aber auch umgekehrt Kontakte importiert werden, setzt notwendig die Sphäre des Öffentlichen voraus.

Die unverkennbar an der Entstehung der bürgerlichen Stadt gebildete Polarität von öffentlicher und privater Sphäre prägte die Stadtgestalt. Die Märkte, Plätze und öffentlichen Gebäude zeugten davon eindringlich. Allerdings erweist sich das Verhältnis von öffentlicher zu privater Sphäre in der Stadt als äußerst fragil. Die Diskussion um die Urbanisierung oder Entstädterung einerseits und die Frage nach der lokalen Demokratie andererseits entspringen der Optik Bahrtdts zufolge dem gestörten Gleichgewicht von öffentlicher und privater Sphäre.¹⁰⁹ Feind der städtischen Öffentlichkeit sei die Monofunktionalität. Straßen und Plätze müssten, sollen sie öffentlicher Raum sein, »eine Vielzahl von Funktionen aufnehmen. Man darf die Menschen, die sich in der Öffentlichkeit ergehen, nicht zu einem ihnen unangemessenen spezialistischen Gehabe zwingen. Aus diesem Grunde darf man auch nicht allzu puristisch Erholung, Einkauf, Vergnügen, Kirchgang usw.

¹⁰⁷ In der Einleitung zur zweiten Ausgabe setzt sich Bahrtdt mit Habermas Thesen zum Strukturwandel auseinander, was den Gang seiner eigenen Überlegungen aber nicht ändert. *Bahrtdt 1998*.

¹⁰⁸ Siehe *Bahrtdt 1998*, S. 86. Ebenso *Bahrtdt 1968*, S. 112.

¹⁰⁹ Siehe *Bahrtdt 1998*, S. 161 ff.

voneinander trennen wollen.«¹¹⁰ Diese Mahnung, wie bei Jacobs an der vertikalen Stadt Le Corbusiers geschult, plädiert, im Gegensatz zu Jacobs, für deutlich moderatere Veränderungen. Dennoch bleibt für Bahrtdt die Gefahr groß: Schwände der vitale urbane Raum als Kulisse zur öffentlichen Selbstdarstellung, das städtische öffentliche Leben verkümmere, wie das mit ihm auf Gedeih und Verderb verbundene private Leben, durch kulturelle Auszehrung.¹¹¹

Die entsprechende Gestaltung der Gebietskulisse trägt damit die Last demokratischer Bewusstseinsbildung, allerdings nicht in jedem Stadtgebiet in gleicher Weise.

¹¹⁰ Bahrtdt 1998, S. 184.

¹¹¹ Vgl. Sennet 1983. Er spricht von einer Tyrannei der Intimität.

2.1.5 Sich selbst verteidigende Räume

Die Konzeption der sich selbst verteidigenden Räume, einer etwas ungelassenen Übersetzung von »defensible space«, geht auf Oscar Newman zurück.¹¹² Zum ersten Mal veröffentlicht wurde dieser Ansatz zur Gestaltung sicherer städtischer Räume im Jahr 1972.



Abbildung 8: Sprengung eines Wohnblocks der Siedlung Pruitt-Igoe (Newman 1996)

Der hier mitgeführte

Begriff Sicherheit umfasst verschiedene Bedeutungen. Im englischen Vokabular finden sich gleich vier Begrifflichkeiten für verschiedene Facetten von Sicherheit. »Security« zielt allgemein auf soziale Sicherheit und damit auf Geborgenheit. »Safety« meint Sicherheit in der Bedeutung von Schutz vor körperlicher Beeinträchtigung, »certainty« bedeutet Sicherheit im Sinne von Gewissheit und schließlich »surety« Sicherheit im Sinne einer Bürgschaft. Sicherheit im Sinne von Geborgenheit (security) und Schutz (safety) stehen im Vordergrund von Newmans Konzeption des »defensible space«.

Newman nimmt sich darin städtischer Nachbarschaften an und gibt Empfehlungen, in welcher Weise die Bürgerinnen und Bürger selbst in ihrer Siedlung die soziale Nachbarschaft stärken und den sie umgebenden privaten, halb privaten, halb öffentlichen und schließlich den öffentlichen Raum unter ihre Kontrolle bringen können. Ihm schien es empirisch evident, dass bestimmte Siedlungen wegen ihrer baulichen Gestaltung, und dem dadurch realisierbaren Umfang an sozialer Kontrolle, einem bestimmten Ausmaß an Verschmutzung, Vandalismus und deviantem Verhalten im öffentlichen Raum ausgesetzt

¹¹² Die Publikation unter dem Titel »Defensible Space« erschien erstmals 1972 in New York. Ich folge hier der letzten von Newman autorisierten Fassung von 1996. Sie wurde herausgegeben vom Center for Urban Policy Research der Rutgers University und dem Office of Policy Development and Research des U.S. Departments of Housing and Urban Development. Ein Schriftenverzeichnis findet sich bei Newman 1996, S. 109.

sind. Eine veränderte Gestaltung der Siedlung soll das Ausmaß sozialer Kontrolle erhöhen und damit komplementär den Umfang an Vandalismus und dergleichen mindern.

Die Idee der »crime prevention through environmental design«¹¹³ entstand laut Newman quasi aus der – antizipierten – Sprengung des Großwohnkomplexes Pruitt-Igoe in St. Louis (Missouri) im Jahr 1972, dessen Einsturz die Abbildung 8 dokumentiert.¹¹⁴

Das Beispiel moderner Architektur ist unverkennbar der vertikalen Stadt Le Corbusiers nachempfunden, von der städtebaulichen Anlage bis zu den so genannten Straßen der Dienstleistungen, die in Abbildung 9 und Abbildung 10 zu sehen sind.¹¹⁵

Die Bildsprache suggeriert eindrücklich, dass bestimmte hoch verdichtete Gebäudetypen in entsprechend gestalteten Siedlungstypen mit menschlichen Wohnbedürfnissen dermaßen in Konflikt stehen, dass sie für die Bewohner nicht mehr zu ertragen sind. Auf dieser Plausibilität fußend, können Relationen zwischen Gebäudetypen und Siedlungstypen in Bezug gesetzt werden zu ihrem jeweiligen Potenzial, soziale Kontrolle zu unterstützen. Daraus ergibt sich sachlogisch die Möglichkeit, Gestaltungsprinzipien für sich selbst verteidigende Räume – »defensible space« – zu generieren. Für die Effekte der Gebäudegestaltung auf das menschliche Verhalten legt Newman folgenden Zusammenhang zugrunde: »The larger the number of people who share a territory, the less each individual feels rights to it.«¹¹⁶

Das führe dazu, dass »no usage other than walking through the area is really possible, but any use is permissible«. Ein hieraus resultierendes Gefühl der Unsicherheit habe zwei Folgen: Es entmutige die (legitimen) Bewohnerinnen und Bewohner »to control or determine the activity taking place« und ermutige »outsiders to gain access to and linger in the interior of a building house«.

¹¹³ Zu dieser und weiteren Formeln gibt es auch die namensgleichen Internetportale, die die Vorstellungen der »Crime Prevention Through Environmental Design« befördern wollen. Hier sind es <http://www.cpted.net> und <http://www.e-doca.net>, die »European Designing Out Crime Association«. Die Vision der architektonischen Umgestaltung führt die Publikation von Ian Colquhoun bereits im Titel: *Design Out Crime. Creating Safe and Sustainable Communities*. Siehe hierzu *Colquhoun 2004*. Zur Anwendung siehe *Mölck 2004*. Zur Kritik an dem Produkt Sicherheit siehe *Zinganel 2003*; *Gestring 2003*.

¹¹⁴ Für Charles Jencks sei mit der Sprengung der Siedlung am 15. Juli 1972 gar das Ende der Moderne schlechthin eingeläutet worden. Siehe hierzu *Schubert 1997*, S. 40.

¹¹⁵ Vgl. zum Scheitern dieser Wohnanlage, der noch weitere folgen sollten, *Schlüter 1997*.

¹¹⁶ Hier und im Folgenden *Newman 1996*, S. 17 f.

Umgekehrt steige bei einer geringen Zahl von Personen, die gemeinsam einen bestimmten Bereich nutzen, die Möglichkeit, das Verhalten der sich dort aufhaltenden Personen zu kontrollieren und zu steuern.

Dieser Logik folgend schafft erhöhte Dichte nicht Urbanität, auch nicht Gesellschaft und ebenso wenig Öffentlichkeit, sondern untergräbt sie. Die Gartenstadt-Bewegung im Geiste Howards ist ihm damit näher als Jacobs und Bahrds Modell europäischer Stadtöffentlichkeit, obwohl er mit Ersterer die Stärkung kleiner Straßennachbarschaften und mit dem Zweitem das aufgelockerte Quartiersmodell zu teilen scheint.

Die Visibilität spielt die zweite konzeptionelle Säule in diesem Kontext. Visibilität ist in mehrfacher Hinsicht von Belang. Sie meint erstens die Einsehbarkeit von Wegen, ihre Führung entlang der Blickrichtung, zweitens eine ausreichende Beleuchtung von Verkehrs-



Abbildung 9: Straße der Dienstleistungen, Pruitt-Igoe (Newman 1996)



Abbildung 10: Straße der Dienstleistungen, Unité d'habitation, Marseille (Cohen 2004)

flächen, drittens hervortretende Symbole, Zeichen und Muster¹¹⁷, die den Charakter von öffentlichen, halb öffentlichen, halb privaten oder privaten Zonen signalisieren.

Das Zusammenspiel von physischen und sozialen Faktoren weise in die gleiche Richtung.¹¹⁸ Die Konzentration von Armut in Großwohnanlagen, die nur durch wenige Zugänge erschlossen sind und damit quasi öffentlichen Charakter trügen, führe zu (überproportional) steigenden Kriminalitätsraten. Je größer die Armut, desto größer die Deliktraten. Das bedeutet hier zweierlei: Mit der Armut steige das Risiko, Opfer von Delikten zu werden – aber auch die Delinquenz. Eine weitere Konzentration von Wohnanlagen für (unterschiedlich) arme Bevölkerungsschichten steigere die Kriminalitätsraten zusätzlich.¹¹⁹

Umgekehrt gelangt man mit Newman sachlogisch zu folgendem Gebot: Die Zahl der Wohnungen pro Gebäude sei grundsätzlich gering zu halten. Die Wohnhäuser seien so zu gestalten, dass jeweils nur wenige Personen gemeinsam einen Hauseingang nutzen. Konsequenterweise weitergeführt bedeutet das die Verringerung der Zahl der Stockwerke. Bei den Außenanlagen gelte es, symbolische oder physische Zeichen zu errichten, die die Identifikation der Flächen als halb privat oder privat unterstützt. Idealerweise sei eine direkte Zuordnung der eingegrenzten Grundstücke zu den Wohnungen beziehungsweise Haushalten anzustreben. Darüber hinaus sollten diese Flächen wie auch Garagen oder Parkplätze dem Aspekt der Visibilität gerecht werden und ein abgestufter Übergang von halb privaten zu halb öffentlichen und öffentlichen Räumen – wie Straßen, Parks und andere Plätze – im wörtlichen Sinne sichtbar werden.¹²⁰

Die angestrebte Miniaturisierung von Großsiedlungen zu »Arkadien« legt eine wichtige Voraussetzung offen. Die grundsätzliche Bereitschaft zum gemeinsamen Handeln geht der Analyse als Prämisse voraus. Dieser unterstellte Gemeinsinn findet seine Absicherung durch privates Eigentum.¹²¹

Die genannten Aspekte werden in der »mini-neighborhood« zusammengeführt.¹²² Die Umgestaltung von Wohngebäuden mit ihren Außenanlagen ist dabei das vorrangige Handlungsfeld der Bewohner und Hauseigentümer(gesellschaften). Sie ist verzahnt mit den städtebaulichen Veränderungen, wie der Reduzierung und Lenkung des Verkehrsaufkommens in der Siedlung, und soll hauptsächlich von den Vertretern der einschlägigen

¹¹⁷ Dazu gehören beispielsweise Zäune, Poller, wechselnde Pflasterung, Torbögen, abgestufte Farbgestaltungskonzepte.

¹¹⁸ Siehe hierzu die »crime rates as explained by social and physical variables« in *Newman 1996*, S. 23.

¹¹⁹ Vgl. *Newman 1996*, S. 24 ff.

¹²⁰ Zur Umsetzung ist eine Anleitung angefügt zur Bestandsaufnahme (Addendum A) und eine Anleitung für einen »Trainingskurs« zur Vermittlung sicherheitsrelevanter Verhaltensweisen (Addendum B). Siehe *Newman 1996*, S. 121 ff.

¹²¹ Zweifel an diesem Vorrat an Gemeinsinn finden sich bei *Putnam 2000*.

¹²² *Newman 1996*, S. 59 ff.

städtischen Behörden, von Polizei und Feuerwehr, Müllabfuhr und dergleichen mehr verwirklicht werden. In den hierdurch entstandenen kleinen räumlichen und sozialen Nachbarschaften soll damit der Grundstock des »defensible space« gelegt werden, nämlich »to allow residents to control the areas around their homes«. ¹²³ Ergänzend sollen die Bewohnerinnen und Bewohner in einem moderierten Prozess in die Lage versetzt werden, ihre sicherheitsrelevanten Belange in der Nachbarschaft zu formulieren und in eigener Initiative umzusetzen. Schlussendlich verlässt sich Newman nicht nur auf stadtplanerische und architektonische Gestaltungsleitlinien für die gebaute Umwelt. Die Implementierung einer sozialen Nachbarschaft, die gemeinsam zu Regeln gelangt, die erwünschtes von unerwünschtem Verhalten im Wohnumfeld trennt und Letzterem durch spezifische Verhaltensweisen begegnet, schließt den wehrhaften Raum.

Seine Überlegungen publizierte Newman bemerkenswerterweise rund ein Jahrzehnt später als Jane Jacobs ihre Arbeit über den »death and life of great American cities«. Jacobs Optimismus, eine Bürgerbewegung auf »livable streets« zu entfachen, scheint bei Newman einer merklich repressiveren Haltung gewichen zu sein. Jacobs »eye upon the street« ¹²⁴ und Newmans »defensible space« markieren zwei Entwicklungslinien. Die eine steht für die Stärkung der sozialen und politischen Position lokaler »communities« und zwar mit einer deutlichen Binnenorientierung wie auch mit einer Außenorientierung auf die urbane Gesellschaft, die zweite entwickelt die repressive Kehrseite der Gemeinschaft, indem sie bestimmte Funktionen bündelt, auf Ziele ausrichtet und mit Macht versetzt.

¹²³ Newman 1996, S. 9.

¹²⁴ Jacobs 1992, S. 35.

2.1.6 Utopia im Versuch

Mündet die Kritik Newmans an den modernen architektonischen und städtebaulichen Visionen Le Corbusiers in der Etablierung kleinteiliger Nachbarschaften, führt die Studie von Alice Coleman zu

einer umfassenderen Kritik funktionalistischer Architektur und der ihr eingeschriebenen Utopie.¹²⁵ Sie verkennt nicht, dass Le Corbusiers vertikale Stadt die soziale wie ästhetische Antwort auf nicht nur elende Wohnverhältnisse ist, sondern ebenfalls eine Stadtkritik als Gesellschaftskritik formuliert. Eine neue Gesellschaft und eine

neue Gemeinschaft sei sein Ziel. Es zu erreichen hielt Le Corbusier eine, genau genommen: seine, architektonische Revolution angemessener als eine soziale Revolution.¹²⁶

Doch hegt Coleman massive Zweifel an der pädagogischen Wirkung der vertikalen Stadt, den Bewohnerinnen und Bewohnern eine neue Gemeinschaft beizubringen. Die beziehungsreich als »utopia on trial« betitelte Studie Colemans ist das Ergebnis sehr umfangreicher Untersuchungen an Häusern diesen modernen Stils, die im britischen sozialen Wohnungsbau errichtet wurden. Auch sie hat ein fehlgeschlagenes britisches Wohnungsprojekt vor Augen, die Eldon and Oak Gardens, Birkenhead, dessen Sprengung die Abbildung 11 zeigt.



PLATE 1. Failed Utopia. The last wing of a massive complex of flats embodying many officially recommended design features such as 10 storeys poised on concrete stilts, internal corridors, flat facades and flat roofs. When built, a brochure was circulated to local authorities showing it as a Utopian ideal to be imitated. Yet it proved unsalvageable and hundreds of imitators were also condemned to a short life. (Eldon and Oak Gardens, Birkenhead)

Abbildung 11: Sprengung der Eldon and Oak Gardens, Birkenhead (Coleman 1985)

¹²⁵ Die empirische Studie trägt daher den Untertitel: »Vision and Reality in Planned Housing«.

¹²⁶ Siehe hierzu *Le Corbusier 2001*, S. 9.

In ihre Analyse bezieht Coleman die Kriterien Newmans ein, wie die Gestaltung von Treppenhäusern, Hauseingängen, Gärten, und ergänzt sie um weitere.¹²⁷ Sie stellt diese ebenfalls in Zusammenhang mit dem Umfang an vor Ort registriertem Vandalismus und seinen Folgeerscheinungen die später unter dem Schlagwort Broken-Window-Effekt gefasst werden. Zusätzlich und damit über Newman hinausreichend stellt sie die Wirkungen gebauter Wohnwelt in Beziehung zu psychischen und sozialen Problemen der Bewohnerschaft, wie »alcoholism« und »homicide«.

»Disadvantaging design« erreicht bei Coleman sowohl eine gesellschaftliche wie individuelle Ausprägung. Solche massiven Einflüsse der gebauten Umwelt auf soziales Leben diskutiert Coleman selbst kritisch. So stellt sie (sich) unter anderem die Frage, ob sie nicht andeuten würde, »that peoples behaviour is determined by the housing they live in. Isn't it more likely to be a response to bad social conditions such as poverty?«¹²⁸ Darauf gibt sie die Antwort: »Bad design does not determine anything, but it increases the odds against which people have to struggle to preserve civilised standards.« Damit legt sie implizit eine Bewertungsskala für Architektur nahe, die zwischen schlecht und weniger schlecht unterscheidet.

Zusätzlich bekräftigt sie, dass die Missstände wie Verschmutzungen und Vandalismus in gleichartigen Häusern in vergleichbarer Form auftreten, ob sie nun von Armen oder Besserverdienenden bewohnt werden. Indem sie nacheinander unterschiedliche Design-Aspekte moderner Wohnblocks auf ihr benachteiligendes Potenzial untersucht und dieses auch identifiziert, gelangt sie zu Aussagen, die sie nachdrücklich als Wahrscheinlichkeiten und Trends im statistischen Sinne verstanden wissen will. »Shared nests«, lautet ihre mahnende Schlussfolgerung mit Blick auf die dort heranwachsende Generation, »however lovingly designed by experts, can interfere with the quality of parenting and colour the attitudes of the generations reared in them.«¹²⁹ Das führt geradewegs zur Kernkritik. Der »trouble in utopia«, mit dem sie die Verwahrlosungstendenzen in den untersuchten Blocks bezeichnet, rühre letztlich von der fehlenden Verankerung der Idee in der wandelbaren menschlichen, kulturellen Ausstattung wie wohl auch gewissen Berei-

¹²⁷ Bei den von Coleman verwendeten 15 Kriterien handelt es sich im Einzelnen um: Number of storeys in the block*, number of storeys in the dwelling, number of dwellings in the block*, number of dwellings served by the same entrance*, number of overhead walkways, number of interconnecting exits*, number of interconnecting vertical routes*, type of corridor *, position of the entrance *, type of entrance, blocks raised over concrete stilts or rows of garages, spatial organisation*, number of blocks sharing the same site, access from the street into the grounds, play areas. Die mit einem Stern * gekennzeichneten Kriterien übernahm sie von Newman. Siehe zur Definition des jeweiligen Untersuchungskriteriums *Coleman 1985*, S. 31-49. Diese Kriterien wurden mit den folgenden sechs Testkriterien in Verbindung gebracht: Litter, graffiti, vandal damage, children in care, urine, faeces. Zur Beschreibung der Testkriterien siehe *Coleman 1985*, S. 24-28.

¹²⁸ Hier und im Folgenden *Coleman 1985*, S. 83.

¹²⁹ *Coleman 1985*, S. 170.

chen des Gehirns, ohne dabei einem Umweltdeterminismus das Wort reden zu wollen.¹³⁰ Das in diese Utopie eingeschriebene »social engineering has not worked«. ¹³¹ Eldon and Oak Gardens waren untauglich, da sie nicht die allmähliche Entwicklung britischer Haustypen, insbesondere das von ihr in Abbildung 12 dargestellte semi-detached home, fortsetzten, sondern mit dieser Entwicklung und den darin eingeschriebenen Erfahrungen brachen.



PLATE 11. The inter-war semi-detached home was the most advanced design achieved by British mass housing before natural evolution was broken off by planning control. Bay windows maximise surveillance of the approaches and the fenced and gated frontages maximise control of the territory. There is scope for householders to make their mark on the streetscape by a variety of garden designs, fencing materials and decoration of the facade, thus avoiding anonymity. (Enfield, North London).

Abbildung 12: »Semi-detached« home als Ergebnis britischer gesellschaftlicher Haustypenentwicklung (Coleman 1985)

Der Appell an das menschliche Maß bleibt nicht unerhört, aber in der Wirkung weniger erfolgreich als die konkreten Hinweise auf Gestaltungsmängel und die zwanzig Prinzipien ihrer Umgestaltung, die auch Coleman anfügt.¹³²

¹³⁰ Siehe Coleman 1985, S. 17 f.

¹³¹ Coleman 1985, S. 184.

¹³² Siehe Coleman 1985, S. 171-177.

2.1.7 Zwischenbilanz eines (un)geklärten Verhältnisses

Das Verhältnis der Menschen zu ihrer gebauten Umwelt bleibt mit Blick auf die Bestimmungsgründe letzten Endes offen. Das an vielen Stellen aufscheinende angedeutete menschliche Maß fungiert gewissermaßen als Chiffre für die soziale, kulturelle und evolutionäre Phase, von der aus das Verhältnis beziehungsweise Missverhältnis des Menschen zu seiner gebauten Umwelt bestimmt wird. Diese hier nicht weiter zu eruiierenden Basisannahmen verlieren sich zur anthropologischen Seite hin in den Anfängen menschlicher Siedlungsgeschichte und entsprechender Prägung gewisser Hirnareale.

Der Schlagabtausch zwischen Soziologie und Anthropologie wird aber mehrfach erfolgreich überbrückt. Mitscherlich, obwohl nicht ganz in der modernen Stadt angekommen, erfährt mit seinem Appell an bürgerschaftliches Engagement und bürgerschaftliche Verantwortung für die Stadtgestaltung augenblicklich ein spätes Echo. Zu einem Zeitpunkt also, da die Stadterneuerung nach Bahrds ihres Fehlschlages gewiss wird, in den Stadterneuerungs- und Erweiterungsgebieten das *notwendige* Fluidum Öffentlichkeit für die Integration in die moderne Großstadt nicht erfolgreich implementiert zu haben. Umgekehrt bleibt die von Bahrds formulierte Bedeutung von öffentlicher und privater Sphäre für die Stadtgestaltung in der Diskussion über die zukünftige Soziale Stadt präsent, ebenso wie Mitscherlichs Plädoyer für die Beteiligung lokaler Bürgerschaften.

Hierauf zielt auch Jacobs beeindruckende Kritik. Indem sie vom Bürgersteig aus die Funktionsweisen, Schwächen und Potenziale innerhalb städtischer Quartiere beschreibt und analysiert, stellt sie gewissermaßen die Stadterneuerungsdebatten vom Kopf auf die Füße. Sie tritt für vielfältige Diversität ein, die das Wohnen in den großstädtischen Quartieren und die erfolgreiche soziale Integration aus dem jeweiligen alltäglichen Nutzungsverhalten der Bürgerinnen und Bürger erklärt. Es nimmt die urbanen alltäglichen Lebensläufe zum Maßstab der Quartiersgestaltung statt empirisch ungeprüfter Visionen. Das ist die klare Aufforderung zum Umdenken in der Stadtplanung, ideale Städte zu verlassen und sich an die realen Orte städtischer Kommunikation zu begeben. Indem sie den alltäglichen Spuren der Wohnenden, Flanierenden und Einkaufenden folgt, propagiert sie auch eine Stadtsoziologie, die sich auf Augenhöhe zu ihrem Gegenstandsbereich begibt.

Jacobs Konzept setzt auf Bürgerinnen und Bürger mit einer urbanen Mentalität, die die »ungesellige Geselligkeit« der Großstadt zu schätzen wissen sowie willens und in der Lage sind, sich für ihre Belange im Quartier selbst zu engagieren. Die jeweils an den spezifischen Ort anzupassende Stadterneuerung entlang der jeweiligen konkreten Nutzungen als lokalen Prozess zu beschreiben, verbindet das Verhältnis von gebauter Umwelt zu

den Menschen. Urbanität entspringt dem, was die Stadtbürgerinnen und -bürger in ihrem lokalen Bereich in mehr oder minder subtilen kommunikativen Prozessen verwirklichen können.

Der Aufforderung zur empirischen Überprüfung städtebaulicher Lösungen sind Newman und Coleman nachgekommen. Ihre Studien belegen einerseits, dass Wohnsiedlungen, einzelne Wohngebäudetypen wie auch deren Außenbereiche Sicherheitslücken aufweisen. Die Sicherheitslöcher werden hervorgerufen durch fehlende Sichtbeziehungen, zu große Bewohnerdichte und unklare Zuordnung von Räumen auf der Skala von öffentlich bis privat. Während Newmans »defensible space« städtebaulich und mentalitätsgeschichtlich unerschwinglich an das Fort aus der nordamerikanischen Pionierzeit anknüpft, sieht Coleman das »semi-detached house« ihrer britischen Landsleute als angemessene Wohnbehausung. Angemessenheit resultiert aus einem historischen, gesellschaftlichen Prozess, der durch die große Beliebtheit dieses Gebäudetyps dokumentiert wird. Daran zeigt sich auch Colemans Reserviertheit gegenüber deterministischen Argumentationen, die bei Newman fehlt. Trotzdem liefern beide konkrete Hinweise für die Wechselwirkungen von gebauter Umwelt und der in und mit ihr – und häufiger auch gegen sie – lebenden Bevölkerung. Solche empirischen Evidenzen werden in der Diskussion um Stadtteile mit besonderem Entwicklungsbedarf präsent sein.

2.2 Stadtteile mit besonderem Entwicklungsbedarf

Das Bund-Länder-Programm »Stadtteile mit besonderem Entwicklungsbedarf – die Soziale Stadt« bemüht sich seit 1999, den vielschichtigen und kumulierenden Problemen verschiedener Gebietstypen zu begegnen.¹³³ Das Programm widmet sich allgemein »Stadt- und Ortsteilen, die infolge sozialräumlicher Segregation davon bedroht sind, ins soziale Abseits abzurutschen«.¹³⁴ Es reagiert damit auf die in der Einleitung wahrgenommenen urbanen Umbrüche.

Mit Segregation ist ein bedeutender Terminus im Hinblick auf die Stadtentwicklung benannt. Die hier thematisierte residenzielle Segregation in den Städten vollzieht sich durch den Zuzug einkommensschwacher Haushalte in die benachteiligten Stadtteile und den Fortzug einkommensstärkerer Haushalte aus eben jenen unterprivilegierten Stadtteilen.¹³⁵ Wie bereits Bahrtdt formulierte, verschränken sich hier ethnische und soziale Segregation. Dass den durch diese beiden Mechanismen homogenisierten Quartieren »Schlechterverdienende(r)«¹³⁶ am anderen Ende der Einkommensskala homogene Quartiere »Besserverdienender« gegenüberstehen, die gleichfalls Produkt sozialer Segregation sind, veranlasst das Programm Soziale Stadt nicht, auch dort stadtentwicklungspolitisch zu intervenieren.¹³⁷ Diese provokant anmutende Feststellung Häußermanns öffnet den Blick auf die historische Genese vieler Städte. Sie beherbergten auf der einen Seite homogene Quartiere des Wohlstands, auf der anderen Seite aber auch vielfach arme Einwandererquartiere. In den letztgenannten Quartieren hätten die Einwanderer wichtige soziale Unterstützung, Orientierung gefunden und die ersten Schritte zur Integration bewältigen können. Solche transitorischen Stadtteile wären für die Gesamtstadt von funktionaler Bedeutung. Die möglichen funktionalen Effekte homogener, segregierter Quartiere für die Gesamtstadt werden allerdings nicht weiter diskutiert. Derlei Einwürfe stehen diametral zum Gebot der Stunde, Konzentration von Armut und ihren Folgen in abgegrenzten Stadtgebieten durch höhere soziale Heterogenität entgegenzuwirken.

Die Gemeinschaftsinitiative Soziale Stadt verfolgt das Ziel, die »Spirale nach unten« zu bremsen, die durch das Abdrängen der »Schlechterverdienenden« beziehungsweise deren Konzentration in benachteiligte Stadtteile angetrieben wird.¹³⁸ Das Soziale an der

¹³³ Zur Programmgestaltung siehe *Leitfaden 2000*.

¹³⁴ *Leitfaden 2000*, S. 2.

¹³⁵ Vgl. Löw 2002.

¹³⁶ Der Begriff findet sich zum Beispiel in *Leitfaden 2000*, S. 3.

¹³⁷ Siehe Häußermann 2001.

¹³⁸ *Leitfaden 2000*, S. 3.

Sozialen Stadt liegt in der Absicht, die Quartiere mit besonderem Entwicklungsbedarf an den städtischen Durchschnitt heranzuführen. Den Bewohnern dieser Gebiete sollen damit die gleichen sozialen und ökonomischen Voraussetzungen wie in der übrigen Stadt geschaffen werden. Für dieses Ziel sollen städtebauliche mit kommunalen sozialpolitischen Strategien verzahnt werden und räumlich auf problembehaftete Stadtgebiete konzentriert werden.

Das Streben nach sozialem Ausgleich und sozialer Integration speist sich aus dem normativen Verständnis der »europäischen Stadt«. Die europäische Stadt wird entworfen als politisches und wirtschaftlich machtvolles Gebilde, das der bürgerlichen Gesellschaft den notwendigen Rahmen für Produktion, Handel und Repräsentation bietet. Dazu gehört die sich aus der Zusammenballung ergebende Regelung der Versorgung mit Strom, Gas und Wasser, der Abwasser- und Abfallentsorgung, der Gesundheitsvorsorge, der Bildung, des Feuerschutzes, des Umweltschutzes, des Verkehrs, des Wohnens und dergleichen mehr, die Handlungsfelder städtischer Betriebe werden also unter dem Begriff kommunaler Daseinsvorsorge summiert.

Kommunale Daseinsvorsorge ist mit der bundesrepublikanischen Sozialpolitik auf das Engste verwoben. Letztere gerät spätestens seit den 1990er Jahren unter erheblichen Veränderungsdruck. Die Systeme der Arbeitslosen-, Gesundheits- und Alterssicherung werden in ihren hergebrachten Formen als Relikte eines überkommenen »sozialdemokratischen Jahrhunderts« apostrophiert und von den Bundesregierungen reformiert. Eine Seite der Reformen will dabei regelmäßig die Selbstbeteiligung der Betroffenen erhöhen und deklariert dies als Stärkung der eigenverantwortlichen privaten Vorsorge. Eine andere Seite solcher Reformen sozialer Sicherungssysteme überantwortet Städten und Kommunen im zunehmenden Maße die Finanzierung ihrer sozialpolitischen Obliegenheiten. So führte beispielsweise die Reform des öffentlich geförderten sozialen Mietwohnungsbaus als Instrument städtischer beziehungsweise kommunaler Sozialpolitik zu einer massiven Einschränkung der Förderung von Neubauten.¹³⁹

Mit der Verringerung städtischer Einnahmequellen und Einnahmen wird nicht nur der Neubau unattraktiv, vielmehr rückt die Veräußerung von städtischem Eigentum ins Blickfeld der Stadtkämmerer. Die Begehrlichkeiten reichen vom Verkauf von Beständen städtischer Wohnungsgesellschaften bis zur Privatisierung der in der Regel gemeinnützig orientierten kommunalen und städtischen Unternehmen.¹⁴⁰

¹³⁹ Siehe hierzu Kapitel 5 dieser Arbeit.

¹⁴⁰ Unter dem Stichwort »cross-border-leasing« konnten bis 2004 sogar städtische Abwässersysteme an Investorengruppen in den Vereinigten Staaten verkauft und anschließend von den veräußernden Kommunen geleast werden. Die Investoren nutzten dabei Lücken im Steuersystem der USA. Die Kommunen hierzulande versprachen sich eine Entlastung ihrer Haushalte, da sie lediglich für die Nutzung der Infrastruktur zahlen mussten, nicht für deren Unterhaltung. Diese Möglichkeit besteht nicht mehr.

Wo nicht Haushaltsdefizite zum Verkauf der städtischen Dienstleistungsbetriebe anhalten, ist es das europäische Wettbewerbsrecht. Es wittert in der örtlich beschränkten Wirtschaftstätigkeit der städtischen und kommunalen Unternehmen wettbewerbswidrige monopolistische Strukturen und drängt auf Marktöffnung und Privatisierung.¹⁴¹

Die Renaissance der »europäischen Stadt« dient im Kontext der Sozialen Stadt der Selbstvergewisserung der lokalen Politik über ihre ambitionierten gesellschafts- und sozialpolitischen Grundlagen. Sie hebt selbstbewusst die Entstehung der Stadt hervor, durch machtvollen regulierenden politischen Gestaltungswillen.¹⁴² Rückwärts gewandt bleibt die Renaissance der Europäischen Stadt eine rhetorische. Für das Wiedererstarken der Integrationsmaschine Stadt fehlt der soziale und wirtschaftliche Kontext des sich industrialisierenden bürgerlichen Europas. Unterstellt man den sozialökonomischen und politischen Kontext als Entstehungsbedingung der Europäischen Stadt, ergibt sich vorwärts gewandt eine europäisierte Stadt im überlokalen wirtschaftlichen Standortwettbewerb. Sie allerdings wusste bis jetzt ihre adäquaten städtebaulichen und sozialpolitischen Konturen noch nicht gänzlich in eine Gestalt zu gießen oder hat sie noch nicht vollends als solche (an)erkannt.

Die Bund-Länder-Initiative setzt aus der Perspektive der von ökonomischen Umbrüchen geschüttelten Stadtgebiete an und erprobt dort die neuen kommunalen und sozialpolitischen Instrumente zur Regulierung dieses Veränderungsprozesses. So erprobt die Soziale Stadt letztlich neue Rahmen für Sozialstaatlichkeit. Einstweilen schweißt die Initiatoren, mit rückwärts gewandtem Blick auf ihr Stadtverständnis, der Schrecken vor dem Szenario zusammen, dass soziale Ungleichheit weiter zunimmt. Als stadtentwicklungspolitische Grundkonstante oder gar als Ziel kann dauerhafte soziale Ungleichheit und verfestigte Desintegration ganzer Stadtareale noch nicht erklärt werden.¹⁴³ Sie sprengen die Vorstellung einer Form sozialer Gerechtigkeit, die für gleichartige soziale Verhältnisse im gesamten Stadtgebiet eintritt. Die Abwehr beider Phänomene wirkt bis dato als moralischer Konsens. Die herrschende Interpretation der aus dem Art. 20 Abs. 1 GG in Verbindung mit dem Art. 28 Abs. 1 GG abgeleiteten Sozialstaatsklausel stützt diesen normativen Konsens auch verfassungsrechtlich.¹⁴⁴

¹⁴¹ Vgl. zur Liberalisierungsproblematik für die kommunalen Betriebe *Wollmann 2004*.

¹⁴² Vgl. *Siebel 2004a*.

¹⁴³ Vgl. *Göschel 2003*, insbesondere das Kapitel über unsichere Prognosen mit geringer zeitlicher Reichweite: Entwicklung und Reform des Sozialstaates.

¹⁴⁴ Siehe zur Sozialstaatsklausel *Richter 1991*, S. 359 ff. Die Interpretation von sozialer Gerechtigkeit ist weit gefächert. Einem egalitären Verständnis von Gerechtigkeit, das beispielsweise im Länderfinanzausgleich und bei Strukturausgleichszahlungen zwischen Krankenversicherungen zum Tragen kommt, steht ein individualisiertes Verständnis von Gerechtigkeit gegenüber, das Leistung mit Gerechtigkeit verbindet zu Leistungsgerechtigkeit, der Annahme also, Verdientes in voller Höhe für sich selbst beanspruchen zu können.

2.2.1 Handlungsfelder der Sozialen Stadt

Zur Förderung der Stadtteile mit besonderem Entwicklungsbedarf wurde das Programm Soziale Stadt mit vielen Elementen ausgestattet, die innovativen bis experimentellen Charakter tragen. Das legt bereits der Anspruch der Gemeinschaftsinitiative nahe, »Quartiersentwicklungsprozesse in Gang zu setzen, welche die sozialen Problemgebiete zu selbständig lebensfähigen Stadtteilen mit positiver Zukunftsperspektive machen sollen.«¹⁴⁵ Bund, Länder, Städte und Kommunen stellen Mittel bereit zur Förderung »städtebaulicher Maßnahmen zur innovativen, nachhaltigen Stadtteilentwicklung«.¹⁴⁶ Die Struktur des Programms verdeutlicht seine weitreichenden Ambitionen. Sie teilt sich in strategische und inhaltliche Handlungsfelder, die in der Tabelle 1 zu einer Übersicht zusammengefasst sind.¹⁴⁷ Die strategischen Handlungsfelder konzentrieren sich auf die Gestaltung der Verfahren zur Umsetzung und Kontrolle des Programms. Sie sind als Handlungsmaximen zu verstehen und richten sich damit an alle Durchführenden ohne Rücksicht auf deren Ressortzugehörigkeit. »Da die Bündelung aller verfügbaren Programme und Ressourcen Erfolgsvoraussetzung für die zielgerichtete Stadtteilentwicklung ist, haben die Städte und Gemeinden die Aufgabe, die enge Kooperation der betroffenen Fachressorts organisatorisch sicherzustellen, die schnelles übergreifendes Handeln ermöglichen soll.«¹⁴⁸ Die hier angestrebte Ressourcenbündelung macht deutlich, dass die Initiative Soziale Stadt kein reines Investitionsprogramm zur Bewältigung lokaler sozialer Verwerfungen ist. Es ist darauf angelegt, durch Absprachen und ressortübergreifende Zusammenarbeit zu vermeiden, dass die gleichen Aufgaben mehrfach erledigt werden und somit doppelte Ausgaben entstehen. Es sollen zudem alle relevanten Fördermöglichkeiten ausgeschöpft werden.

Mit der Ressourcenbündelung soll ein städtebauliches und sozialpolitisches Erneuerungsprogramm für desolate Stadtquartiere auf einer ehrgeizigen Verwaltungsreform aufsetzen, die in der Bundesrepublik unter dem Namen Public Management erheblichen Staub in den Amtsstuben aufwirbelt. Public Management zielt auf die Einführung

¹⁴⁵ Leitfaden 2000, S. 5.

¹⁴⁶ Art. 2, Abs. 4, Satz 1 VV-Städtebauförderung 1999.

¹⁴⁷ Die Zusammenstellung ist angelehnt an <http://www.sozialestadt/programm.de>.

¹⁴⁸ Leitfaden 2000, S. 11.

Tabelle 1: Handlungsfelder der Sozialen Stadt	
Strategische Handlungsfelder	Inhaltliche Handlungsfelder
Ressourcenbündelung	Beschäftigung
Integrierte Handlungskonzepte	Qualifizierung und Ausbildung
Quartiermanagement	Wertschöpfung im Gebiet
Aktivierung und Beteiligung	Soziale Aktivitäten und soziale Infrastruktur
Evaluierung	Schule und Bildung
Monitoring	Gesundheitsförderung
	Umwelt und Verkehr
	Stadtteilkultur
	Sport und Freizeit
	Zusammenleben unterschiedlicher sozialer und ethnischer Gruppen
	Wohnungsmarkt und Wohnungsbewirtschaftung
	Wohnumfeld und öffentlicher Raum
	Imageverbesserung und Öffentlichkeitsarbeit

betriebswirtschaftlicher Kennziffern, der Kontrolle und Optimierung der Produkterstellung und schließlich der anfallenden Kosten.¹⁴⁹ Das erfordert einen neuartigen Organisationsaufbau, der die klassischen Grenzen von Fach- und Sachzuständigkeiten sowie Ressortgrenzen einebnet und eine Neugestaltung der Außenbeziehungen zum Zulieferer, zum intermediären Träger und schließlich zum Kunden Bürger.¹⁵⁰ Die Organisation der an der Produkterstellung Beteiligten orientiert sich nun logisch an den Notwendigkeiten des Produkts, das erstellt werden soll.

Bisherige Verwaltungsreformen und bisherige Stadtteilentwicklung berühren sich nicht nur in dem Ziel der Ressourcenbündelung zur Steigerung von Effizienz und Effektivität. Sie können auch auf vergleichbare Erfahrungen mit der begrenzten Wirksamkeit

¹⁴⁹ Vgl. Alisch 2002, S. 64.

¹⁵⁰ Zum Public Management siehe Budäus 1998. Zur Steuerungsproblematik innerhalb der Sozialen Stadt siehe die Diskussion in Schader-Kolloquium 2001.

ihrer Steuerungsinstrumente blicken. Solche Erfahrungen besagen, dass die anstehenden Aufgaben zur Verhinderung der städtischen Spaltungstendenzen nicht (mehr) in der gewünschten Intensität und mit dem gewünschten Erfolg von (klassischer) kommunaler Sozialpolitik und Verwaltung direkt beeinflusst werden können. Zudem führen die Steuerungen lediglich graduell zu den gewünschten Erfolgen. Zu den Ursachen solchen Versagens staatlichen Handelns können begrenzte Finanzen zählen, fehlende Rechtsinstrumente beziehungsweise deren Wirkungslosigkeit und falsche Wahrnehmung der Problemlage und damit Einsatz ungeeigneter Maßnahmen.

Die Soziale Stadt führt an diesem Punkt die Mitwirkung und Kooperation mit nicht-staatlichen Akteurinnen und Akteuren offensiv ein. Partizipation wird im wörtlichen Sinne als notwendig erachtet. Der Leitfaden zur Ausgestaltung der Gemeinschaftsinitiative Soziale Stadt führt dazu in seinen allgemeinen Grundsätzen unmissverständlich aus: »Bürgermitwirkung und begleitende Bürgerbeteiligung ist Erfolgsvoraussetzung«.¹⁵¹ Diese bemerkenswert hohe Wertschätzung praktischen Bürgerinnen- und Bürgerengagements kann in der Stadtentwicklungspolitik als Novum bezeichnet werden.¹⁵² Bisher kannte der Städtebau zwar bereits gewisse Beteiligungsformen, die Informations- und Anhörungsrechte für Bürgerinnen und Bürger vorsahen, später auch so genannte Runde Tische, vereinzelt auch Stadtteilbeiräte, in denen so genannten Betroffenen vor Ort eine gewisse Planungsbeteiligung zugebilligt wurde. Die letztgültige Entscheidung zur Umsetzung behielt sich aber die Stadt- beziehungsweise Kommunalpolitik vor.

Die unter Kapitel 4.1 dargestellte Entwicklung Hamm-Süds gibt zur bisherigen zögerlichen Ausweitung von Bürgerinnen- und Bürgerbeteiligung in der Stadtteilentwicklung ein instruktives Beispiel ab. Die Delegation der Budgetverantwortung für Verfügungsfonds aus dem politisch-administrativen Bereich in die Hände lokaler Akteure gehört daher gleichfalls zu den bemerkenswerten Innovationen, die das Programm Soziale Stadt im Hinblick auf die Steuerungsinstrumente zu bieten hat. Die erwogenen stadtentwicklungspolitischen und städtebaulichen Maßnahmen sind äußerst vielgestaltig. Die Aufgabenfelder »Bürgermitwirkung«, »Wohnen« und »Wohnumfeld« sind hier von hervorgehobenem Interesse und sind in der Tabelle 2 zu sehen.¹⁵³

Die Vielzahl so genannter typischer Maßnahmen spiegelt die Komplexität der Probleme in den angesprochenen Quartieren wider. »Die Probleme der Stadtteile mit besonderem Entwicklungsbedarf sind mit einem integrierten Konzept im Sinne einer ganzheitlichen Aufwertungsstrategie in einem umfassenden Zusammenhang zielgerichte-

¹⁵¹ Leitfaden 2000, S. 11.

¹⁵² Vgl. Kapitel 2.2.1 Mitwirkung mit Wirkung, weiter unten in dieser Arbeit.

¹⁵³ Siehe Leitfaden 2000, S. 4-10. Dort werden auch die übrigen Aufgabenfelder dargestellt.

Tabelle 2: Aufgabenfelder, Ziele und typische Maßnahmen im Rahmen der Sozialen Stadt		
Aufgabenfelder	Ziele	Typische Maßnahmen
Wohnen	<p>Verbesserung des Wohnwertes der Wohnungen, Modernisierung, Instandsetzung, Umbau und ergänzender Neubau</p> <p>Sicherung preiswerten Wohnraums</p> <p>Schutz der Bewohner vor Verdrängung</p> <p>schrittweise Wiederherstellung von gemischten Bewohnerstrukturen durch Verbesserung der Attraktivität für Zuziehende</p>	<p>Einsatz von Förderprogrammen zur Auffächerung des Wohnungsangebotes</p> <p>Sonderregelungen bei der Wohnungsbelegung, z. B. Freistellung von Belegungsbindungen, Austausch von Belegungsbindungen</p> <p>Instandsetzung und Modernisierung in Altbaugebieten</p> <p>Energetische Nachbesserung der Wohnungen</p> <p>Ermöglichung von Selbsthilfeeinbringung und bei Modernisierung, insbesondere auch von Gruppenselbsthilfe zur Schaffung gemeinschaftlicher Wohnformen</p> <p>Erneuerung von Gebäuden in Großsiedlungen, individuelle Umgestaltung der Fassaden, Erdgeschosszonen und Zugangsbereiche bis hin zur Betreuung von Hauseingängen durch Pförtner in Hochhauskomplexen (Concierge-Modell)</p> <p>Umnutzung von Erdgeschossbereichen für kleinere gewerbliche Betriebe</p>
Wohnumfeld und Ökologie	<p>Verbesserung des Wohnwertes durch Aufwertung des Wohnumfeldes</p> <p>bessere Nutzung und bessere Gestaltung von Freiflächen</p> <p>mehr Sicherheit im öffentlichen Raum</p> <p>bewusstere Berücksichtigung ökologischer Erfordernisse</p>	<p>Neu- und Umgestaltung von Plätzen, Straßenräumen, Gewässern, Ufern, Parkanlagen und Treffpunkten</p> <p>Spiel- und Sportplätze</p> <p>Neugestaltung und Mehrfachnutzungen von Schulhöfen</p> <p>begrünte Höfe, Mietergärten, Vorgärten, grüne Wände und Dächer</p> <p>Neuordnung von Müllplätzen</p> <p>barrierefreie Wegführung</p> <p>Sicherung Fuß- und Radwege</p> <p>Immissionsschutzmaßnahmen</p> <p>Altlastensanierung</p> <p>kleinteiliges Flächenrecycling</p>

Aufgabenfelder	Ziele	Typische Maßnahmen
Bürgermitwirkung, Stadtteilen	Aktivierung örtlicher Potenziale, Hilfe zur Selbsthilfe Entwicklung von Bürgerbewusstsein für den Stadtteil Schaffung selbst tragender Bewohnerorganisationen und stabiler nachbarschaftlicher sozialer Netze	Installation eines Stadtteilmanagements, das mit Priorität den Aufbau selbst tragender Bürgerorganisationen einleiten soll Einrichtung von Stadtteilbüros Bildung von Stadtteilbeiräten Bereitstellung von Bürgertreffs und anderen Räumen, die Gelegenheit zu Gemeinschaftsleben bieten Ausstattung der Stadtteilbeiräte mit kleinen Verfügungsfonds, um sie in die Verantwortung für ihre Quartiere einzubinden Unterstützung vieler Möglichkeiten, die Bürger durch Selbsthilfe an Maßnahmen der Stadtteilentwicklung zu beteiligen

ter sozialer und ökologischer Infrastrukturpolitik anzugehen.«¹⁵⁴ Das Spektrum der Aufgaben reicht hier von der Entwicklung von »Bürgerbewusstsein für den Stadtteil« über die Förderung von »Gruppenselbsthilfe zur Schaffung gemeinschaftlicher Wohnformen« bis zu »mehr Sicherheit im öffentlichen Raum«.

Diese Programmatik beschwört mit jedem Vorschlag die soziale Nachbarschaft als Trägerin städtischer Sozialreform. Sie scheint dabei weder auf Jacobs kleinräumlichen Ansatz, Bahrds Öffentlichkeit, Mitscherlichs Bürgerschaftlichkeit noch auf Newmans und Colemans kriminalpräventive Gestaltungsrichtlinien verzichten zu wollen. Die Soziale Stadt versucht in den drei dargestellten Handlungsfeldern die Situation der, ehemals als soziale Brennpunkte bezeichneten, Quartiere durch das gemeinsame Engagement der dortigen Bevölkerung zu verbessern. Der Rückgriff auf Nachbarschaft meint hier die soziale Gruppe der nahe beieinander Wohnenden. Das dort zu aktivierende Selbsthilfepotenzial scheint in den Augen der Programmitiatoren kaum Grenzen zu kennen.

Die genannten Maßnahmen sind konsequent für konkrete abgegrenzte städtische Gebiete gedacht. Wegen (klein-)räumlicher Orientierung des Maßnahmenbündels wird das Programm in die Städtebauförderung eingegliedert, deren Merkmal der Gebietsbezug ist. Beteiligen sollen sich neben den Bewohnern auch weitere so genannte lokale Akteure wie Gewerbetreibende, Grundeigentümer und örtliche Institutionen.¹⁵⁵ Die angesprochenen Akteure dürften über ihre Interessenverbände mit einiger Sicherheit bereits an der Konzeption der Sozialen Stadt mitgewirkt haben.

¹⁵⁴ Art. 2, Abs. 4, Satz 2 VV-Städtebauförderung 1999.

¹⁵⁵ Siehe hierzu und im Folgenden *Leitfaden 2000*, S. 11.

Die sehr komplexen inhaltlichen wie organisatorischen Anforderungen werden durch integrierte Handlungskonzepte umklammert, die von Städten und Gemeinden erstellt werden. Die »integrierten Handlungskonzepte sollen eine offene Rahmenplanung beinhalten, die in erster Linie von den örtlichen Akteuren (...) während des Stadtteilentwicklungsprozesses mit möglichst viel Eigeninitiative auszufüllen ist«. Die praktische Verankerung der integrierten Handlungskonzepte und die Einleitung des Stadtteilentwicklungsprozesses leistet ein Stadtteil- beziehungsweise Quartiersmanagement.

Die Stadtteil- oder Quartiersmanagerinnen und -manager sollen die Bewohner und Nachbarschaften im Stadtteil zur Mitarbeit aktivieren, Informationen über Aktivitäten verbreiten, austauschen sowie Aktionen koordinieren.¹⁵⁶ Die Impulse des Stadtteilmanagements sollen selbsttragende soziale Netze entstehen lassen und ein Bürgerinnen- und Bürgerengagement festigen, das nach einer abschließenden Phase degressiver Nachsorge schließlich die Funktion des Stadtteilmanagements überflüssig machen soll.

Das zur Umsetzung der Sozialen Stadt veranschlagte Budget gilt allgemein als eine »quantité négligeable«.¹⁵⁷ Die Finanzhilfen beliefen sich im ersten Jahr auf 51 129 200 Euro für 124 Maßnahmen. Im Jahr 2002 wurden 76 697 000 Euro für 299 Maßnahmen bewilligt.¹⁵⁸ Für das Jahr 2003 wurden für 331 Maßnahmen Finanzhilfen des Bundes in Höhe von 79 840 000 Euro veranschlagt. Die wissenschaftliche Begleitung und Dokumentation des Programms von 1999 bis Ende 2002 übernahm das vom Deutschen Städtetag gegründete DIFU – Deutsches Institut für Urbanistik – als Transferstelle. Über den Stichtag hinaus dokumentiert es Ergebnisse und Praxisbeispiele in einem Internetauftritt. Dort listet es ebenfalls die Literatur zu den vom Programm erfassten Themenfeldern in einer Datenbank auf.¹⁵⁹ Sie sind der sichtbarste Ausdruck einer intensiven Beschäftigung mit Ursachen und Folgen benachteiligter und benachteiligender Stadtteile. Diese Diskussion befördert zu haben, ist ein großes Verdienst des Programms.

¹⁵⁶ Dem Themenschwerpunkt Bürgeraktivierung widmen sich bisher drei Ausgaben des programmbeleitend erscheinenden »Newsletter(s) Soziale Stadt Info«. Siehe *Info 7/2002*; *Info 8/2002*; *Info 14/2003*.

¹⁵⁷ Düttmann 2003, S. 11.

¹⁵⁸ Zur finanziellen Ausstattung siehe die Übersicht Bundesprogramm zur Förderung von Stadtteilen mit besonderem Entwicklungsbedarf – die Soziale Stadt. Bundesländer nach Zahl der Gemeinden, Maßnahmen und Finanzhilfen des Bundes, Programmjahre 1999-2002. Quelle: BMVBW, Auswertung BBR, zitiert nach Walther 2002b, S. 30. Für 2003 siehe BMVBW 2003.

¹⁵⁹ Der Internetauftritt findet sich unter <http://www.sozialestadt.programm.de>. Die kontinuierlich fortgeschriebene Literaturdatenbank zu den vielfältigen Themenkreisen der Sozialen Stadt verzeichnete im Februar 2005 rund 1500 Einträge. Zu den Ergebnissen der Programmevaluation siehe *DIFU 2002*; *DIFU 2003*; *Stadtforschung 2004*. Zur Diskussion des Programms siehe die Sammelbänder Walther 2002a; Krummacher 2003.

2.2.2 Bürgerbeteiligung in der Sozialen Stadt: Mitwirkung mit Wirkung

»Von Beginn der Städtebauförderung an ist auf die Bürgerbeteiligung als grundlegende Voraussetzung für den erfolgreichen Ablauf der Stadterneuerung großer Wert gelegt worden.«¹⁶⁰ Der Beginn lag zu diesem Zeitpunkt knapp 30 Jahre zurück. Ein Ausgangspunkt war das Inkrafttreten des »Gesetzes über Städtebauliche Sanierungs- und Entwicklungsmaßnahmen in den Gemeinden« im August 1971. Das Gesetz ist heute der erste Teil des besonderen Städtebaurechtes im Baugesetzbuch (BauGB).¹⁶¹ In dem besonderen Städtebaurecht sind alle Vorschriften zur städtebaulichen Sanierung und Entwicklung zusammengefasst. Diese Ergänzung der städtischen Planung durch Mitwirkung der Bürgerinnen und Bürger sieht die Veröffentlichung der Sanierungsplanungen, die Anhörung und Mitsprache der Betroffenen vor.¹⁶² Die Einforderung nach Demokratisierung im Bereich der städtebaulichen Sanierung steht in zeitlicher Verbindung mit Beteiligungsforderungen in anderen gesellschaftlichen Bereichen. Beispielhaft sei das Arbeitsleben mit dem Betriebsverfassungsgesetz oder der Bereich der Hochschulen genannt. Gleichzeitig bestand eine direkte Verbindung von Mitwirkung und der Sanierungspraxis in Großstadtquartieren.

Der polemisch als Kahlschlagsanierung betitelte Abriss ganzer innerstädtischer Wohnquartiere sollte in den 1970er Jahren Platz schaffen für eine wirtschaftlichere Nutzung der Böden.¹⁶³ Dazu gehörten allen voran Bürobauteil, aber auch Luxuswohnungen und ähnliche innenstadtnahe Erweiterungen. Für solche Projekte stand einerseits die Aussicht auf wirtschaftliches Wachstum Pate. Andererseits waren sie selbst ein wirtschaftliches Förderprogramm für die kränkelnde Bauwirtschaft am Ende der Wiederaufbauphase.

Die öffentliche Diskussion um die Flächensanierung in der Innenstadt war mit diesem Gesetz weder beigelegt, noch wurde ihr Modell von demokratischer Teilhabe von allen als ausreichend erachtet. Medienwirksam machten Hausbesetzungen und Instandbesetzungen auf die Sanierungs-Problematik aufmerksam. Die »Bewirtschaftung auf Abriss« zur Vorbereitung des Gebietes für rentierliche gewerbliche Immobilien entzog dem Woh-

¹⁶⁰ *Leitfaden 2000*, S. 4

¹⁶¹ Siehe Stichwort Baugesetzbuch, in: *Werner 2000*, S. 204-206.

¹⁶² Die Beteiligung und Mitwirkung der von städtebaulicher Sanierung Betroffenen ist in § 137 BauGB festgehalten. Die Aufnahme solcher Partizipation soll sich dem Engagement Hans Paul Bahrds verdanken. Siehe zu städtebaulicher Sanierung und städtebaulicher Entwicklung einleitend *Krautzberger 2001*, S. 21-27.

¹⁶³ Vgl. *Saldern 1995*, S. 349-370, insbesondere zu Hamburg, S. 364 f.; *Grüttner 1976*, S.137 ff.

nungsmarkt kontinuierlich günstigen Wohnraum. Das wurde mit einem Hinweis auf die desolante Bausubstanz und rückständige technische Ausstattung legitimiert.

Indem leer stehende Wohnhäuser bezogen und durch die Besetzenden vor dem Abriss bewahrt wurden, erhielt die Diskussion um städtebauliche Entwicklungsziele ein Gesicht. Es brandmarkte die rein an

kapitalistischen Verwertungsinteressen orientierte Zurichtung der Städte.

Unter dem Motto »Wir greifen an - Springer. Senat. Neue Heimat. Besetzung Ekhofstr. 39« fand in Hamburg eine in mehrerer Hinsicht bedeutsame Hausbesetzung statt.¹⁶⁴ Der Slogan sortierte die Kontrahenten eindeutig und übersichtlich. Springer verwies dabei auf den Herausgeber der Bild-Zeitung, der Ikone und Stichwortgeberin für die bürgerlich-konservative Abwehr reformerischer Bewegungen jener Zeit.

Der Senat der Freien und Hansestadt Hamburg stand unter sozialdemokratischer Führung, deren wirtschaftlicher und stadtentwicklungspolitischer Kurs auf Wachstum ausgerichtet war und sich im Einklang mit innerstädtischer Erneuerung bewegte, wie sie unter anderem Bahrdt formulierte und skizzierte.¹⁶⁵ Schließlich war mit der Neuen Heimat der gewerkschaftliche Wohnungsbaukonzern benannt, der resolut Sozialwohnungsbau am Stadtrand in Großprojekt-Maßstab realisierte, während seine Tochtergesellschaft Luxuswohnungen in 19-stöckigen Hochhauskomplexen im alsternenahen Stadtteil Hohenfelde plante. Die Ekhofstraße 39, zu sehen in Abbildung 13, war eines von vielen Häusern



Abbildung 13: Räumung der Ekhofstraße 39 (Bild 24.05.1973)

¹⁶⁴ Siehe zur Hausbesetzung in der Ekhofstraße 39 Hohenfelde 1974. Vgl. außerdem Grüttner 1976, S. 137 ff.; Geronimo 1995.

¹⁶⁵ Siehe zur Stadterneuerung Alisch 1998, S. 119 f.

in Hohenfelde, das dem Bauvorhaben weichen sollte. Den Hausbesetzern ging es einerseits um den Erhalt günstigen Wohnraums. Darin eingeschrieben war die Kritik an normierten Wohnungen und Wohnkonzepten, wie sie sowohl im privat finanzierten wie auch im öffentlich geförderten Wohnungsbau anzutreffen waren. Die Haus- und Instandbesetzungen können somit auch als Ursprung alternativer Wohnprojekte angesehen werden.¹⁶⁶ Die Aktivisten widersetzten sich gleichzeitig einer Sanierung, die kompromisslos mit Abrissbirne und Bulldozern soziale Milieus und historische Ensembles beseitigte, um Platz zu schaffen für neuzeitlichen, modernen Wohnkomfort, Bürokomplexe und City-Erweiterungen. Das entsprach einer Flächensanierung, die die angestammte Bewohnerschaft vertrieb und ihr Mitwirkung vorenthielt.

Jedoch war der Erhalt des Stadtteils und günstigen Wohnraums für die Hausbesetzerinnen und Hausbesetzer kein isoliertes Politikfeld. Vielmehr wurden das Wohnquartier ebenso wie der Betrieb als wichtige Orte angesehen, wo radikalere linke Kritik an der kapitalistischen BRD formuliert, verbreitet und praktiziert werden sollte.

Die Kapitalismuskritik von der Stadtsanierungskritik zu trennen, vollführte die Bild-Zeitung (Hamburg-Ausgabe) mustergültig am 24. Mai 1973. Zwar war das Gebäude bereits am frühen Morgen des 23. Mai 1973 von 600 Polizisten und unter Mitwirkung des mit Maschinenpistolen bewaffneten, neu gebildeten Mobilen Einsatzkommandos (MEK) umstellt und geräumt worden, doch diese Meldung kam zu spät für die bundesweite Ausgabe.

So prangte die Räumung nur vom Titelblatt der Hamburger Ausgabe.¹⁶⁷ Tags darauf wurde der Leserschaft der gesamten Republik ein Bild vom Haus Ekhofstraße 39 gezeichnet, in welchem »Hamburgs Polizei die Polit-Rocker (überrumpelte)«. ¹⁶⁸ Zuerst wird »nichts als Chaos und Schmutz« im Haus beschrieben, um die Distanz zum ordentlichen Haushalt zu illustrieren.¹⁶⁹ »Im Keller ein Medikamentendepot«, im zweiten Stock dann ein »provisorisches 'Feldlazarett' mit Operationsbestecken, Anti-Baby-Pillen und einem gynäkologischen Handbuch, das gerade aufgeschlagen war«. Auf diese Weise werden Militanz und Gewaltbereitschaft vermittelt und zusätzlich sexuelle Ausschweifungen nahegelegt. Im »Terroristenquartier schlief man auf vermoderten Matratzen (...). Nur in einem Zimmer, dem Hauptquartier der Hausbesetzer, stand ein Bett für den Anführer.«

¹⁶⁶ Siehe Bura 1994; Behrens 1995.

¹⁶⁷ Bild 23.05.1973. Die Hamburg-Redaktion der Bild-Zeitung widmete sich im Mai 1973 mehrfach der Ekhofstraße. Siehe zur Berichterstattung Bild 7.05.1973; Bild 10.05.1973; Bild 21.05.1973; Bild 23.05.1973; Bild 24.05.1973a; Bild 24.05.1973b; Bild 24.05.1973c; Bild 24.05.1973d; Bild 26.05.1973.

¹⁶⁸ Bild 24.05.1973a.

¹⁶⁹ Hier und im Folgenden Bild 24.05.1973b.

»So sahen die Schlafräume der Polit-Rocker aus«, sollte der Leserschaft mit der Abbildung 14 und dem dazugehörigen Untertitel veranschaulicht werden. Dem Bild einer wilden Bande wird mit dem vermeintlichen



So sahen die Schlafräume der Polit-Rocker aus: Matratzen auf dem Boden, Wurfgeschosse wie Steine und Flaschen auf den Fensterbänken

Abbildung 14: »Schlafräume der Polit-Rocker« (Bild 24.05.1973)

Anführer eine hierarchische Struktur unterlegt, die die Imagination abrundet.

Da das Bild der Bösen ohne das der Guten nur halb so wirkungsvoll ist, berichtet die Zeitung von der Ehefrau des beim Einsatz verletzten Polizisten. Sie hätte »an diesem Morgen vergeblich in der hübsch eingerichteten Drei-Zimmer-Neubauwohnung« an dem »mit Blumen gedeckten Geburtstagstisch für den Ehemann« gewartet, auf dem »sie und ihre Kinder die Geschenke ausgebreitet« hatten.¹⁷⁰

Dieses ideale Sittenbild des bürgerlichen Normalwohnverhältnisses legitimiert nachträglich die Räumung leerstehender Häuser im Sanierungsgebiet St. Georg und Hohenfelde. Radikale Kapitalismuskritik transformierte das Autorenteam in gewaltbereites Bandenwesen. Die anstehende Stadterneuerung wird zurückerobert für die städtische Planung. Gleichzeitig gelingt eine Polarisierung von Wohnformen und Wohnenden, die ausblendet, dass die Besetzerinnen und Besetzer der Ekhofstraße von der verbliebenen Bewohnerschaft im Stadtteil mit Lebensmitteln versorgt wurden, was die gemeinsame Zielsetzung unterstrich, die im Erhalt günstigen Wohnraums lag.¹⁷¹

Tatsächlich gehen Kapitalismuskritik und Stadterneuerungskritik von hier aus einstweilen getrennte Wege. Die Ekhofstraße wird einerseits als Geschichte der Autonomen oder der RAF in der BRD rezipiert, ohne den stadtentwicklungspolitischen Kontext zu thematisieren. Umgekehrt beleuchtet die Stadterneuerungsgeschichte, falls sie dieses Beispiel des Häuserkampfes zur Kenntnis nimmt, kaum die Kapitalismuskritik, die das politische Fundament der Hausbesetzerinnen und -besetzer bildete.¹⁷²

Die hamburgischen Anfänge der Mitwirkung von Bürgerinnen und Bürgern in den Politikfeldern Wohnen und Stadt(teil)entwicklung waren offenkundig schwer und blieben es auch. Gleichwohl erfuhren die Möglichkeiten der Partizipation in den nächsten drei

¹⁷⁰ Bild 24.05.1973c.

¹⁷¹ Siehe Hohenfelde 1974.

¹⁷² Siehe Bura 1994; Geronimo 1995; Saldern 1995, S. 364 f.

Jahrzehnten mehrere Ausweitungen. Dazu zählten die Einrichtung von Sanierungsbeiräten, denen später Stadtteilbeiräte folgen sollten. Mit dem 1994 geschaffenen Armutsbekämpfungsprogramm rang sich die hamburgische Stadtentwicklung nicht nur zu sprachlicher Klarheit durch. Sie übernahm sogar die Rolle einer Vorreiterin, indem sie Ansätze erprobte, die in das Instrumentarium der Sozialen Stadt integriert wurden.

Trotzdem war für die Stadtentwicklung bis zum Beginn der Gemeinschaftsinitiative Soziale Stadt die »Bürgermitwirkung (...) aber nicht eigentliches Ziel der Quartiersentwicklung«. ¹⁷³ Die Integration von Partizipation an Entscheidungsprozessen blieb fallbezogenen politischen Kalkülen untergeordnet und fungierte hier eher als Herrschaftstechnik. Als Herrschaftstechnik vermag Partizipation, gleich einem Seismografen, Interessen von Bürgern, Betroffenen und Anderen zu detektieren. Die Integration von Aufbegehrenden bietet die Gelegenheit zur Kanalisierung und Lenkung ihrer Anliegen. Schließlich vermögen »symbolische Gratifikationen« die Betroffenen versöhnlich zu stimmen. ¹⁷⁴ Im Fall der Ekhofstraße kam diese Gratifikation drei Tage nach der Räumung. Am 26. Mai 1973 spricht der amtierende Bausenator in befriedender Absicht zur Bild-Redaktion und lässt wissen, das 17 Wohnungen in der Ekhofstraße vom Studentenwerk übernommen würden und »(a)lle noch in den zum Abbruch bestimmten Häusern wohnenden Mieter (...) bis 31. März 1974 in ihren Wohnungen verbleiben« könnten. ¹⁷⁵

Trotzdem kann eine Bilanz der Betroffenenmitwirkung nicht übersehen, dass sie sich gelegentlich auch durchsetzen kann. So wie sie in Hamm-Süd einen Bebauungsplan im öffentlichen Anhörungsverfahren stoppte, gelangen auch Modifikationen an anderen städtischen Plänen in diesem Gebiet. ¹⁷⁶ Und selbst dabei lässt sich trefflich streiten, ob die Resultate des Bürgerengagements als Erfolg oder Niederlage gewertet werden können. Allerdings lässt sich kaum bestreiten, dass betroffene Stadtteilbewohner strukturell benachteiligt sind gegenüber organisierten Interessenvertretungen.

Solcher Kritik entzieht sich die Programmatik der Sozialen Stadt. Sie verändert die Besetzung und die Ziele ihrer Beteiligungsstrategie. In den »vom sozialen Abstieg bedrohten Stadtteile(n)« wird Partizipation nun als eigentliches und primäres Entwicklungsziel geadelt. Denn in solchen »Quartieren ist die Mitwirkung der Bürger am politischen Leben oft völlig zum Erliegen gekommen (...). Bürger identifizieren sich nicht mehr mit dem Stadtteil, sie engagieren sich nicht mehr für die Gemeinschaft. Nachbarschaftsbezogene soziale Netze sind zerrissen.« ¹⁷⁷ So spricht die neue Form der Partizipation nicht

¹⁷³ Leitfaden 2000, S. 4.

¹⁷⁴ Vgl. Bischoff 1996, S. 10.

¹⁷⁵ Bild 26.05.1973. Die Pläne für das Alster-Centrum scheiterten aus wirtschaftlichen Gründen. Auf einem Teil des umstrittenen Areals steht heute die Bäderland Alster-Schwimmhalle.

¹⁷⁶ Siehe hierzu Kapitel 4.1.

¹⁷⁷ Leitfaden 2000, S. 4.

jene kommunikativen, eloquenten Betroffenen an, die gewisse Ziele auch durchzusetzen vermögen, sondern diejenigen, die keinen Zugang zu diesem Aktionsfeld der gebildeten, bürgerlichen Mittelschicht haben oder haben wollen. Diese Partizipation soll »die Bewohner (...) motivieren, in Initiativen und Vereinen mitzuwirken und sich dauerhaft selbst (zu) organisieren«.¹⁷⁸

Mit bemerkenswertem Pathos entfaltet der Leitfaden deren soziales Elend im räumlichen Kontext. Der gesellschaftliche Spaltpilz nistet der Beschreibung folgend in der gleichzeitig als sozial und räumlich denkbaren Kategorie Nachbarschaft. Der positive Bezug auf Nachbarschaft und auf Gemeinschaft ist kein sozialromantischer Atavismus. Beide Begriffe sind vielmehr Grundlage eines veränderten Verständnisses von Bürgerschaftlichkeit. Indem sie die Bürgerbeteiligung als Erfolgsvoraussetzung des Programms Soziale Stadt proklamiert, gerät vermeintlich fehlendes Engagement latent unter Verdacht. Wie schon Fordern und Fördern als Kurzformel für das arbeitsmarktpolitische Credo der rot-grünen Bundesregierung zu Beginn des 21. Jahrhunderts mit der Kürzung von Leistungen bei vermeintlich unzureichendem Engagement bei der Arbeitssuche drohte, wird hier eine deutliche Mahnung verbreitet: Das Angebot der Bürgerbeteiligung zu nutzen und die dadurch erlernten sozialen Kompetenzen für die erwünschten Veränderungen im eigenen Lebenszusammenhang zu verwenden. Dieser Mahnung unterliegt ein Zerrbild, dass eine von Arbeit und vom Arbeitsethos vollkommen entwöhnte soziale Schicht eine regelrechte »Kultur der Armut« entwickelt habe, gestützt von Sozialbürokratien, die durch fortgesetzte Gängelung ihrer Klientel jegliche Form von Selbstverantwortung ausgetrieben hätte.¹⁷⁹ Um diesen vermeintlichen Sachverhalt begrifflich zu fassen, steht neben der »Kultur der Armut« ein zweiter Begriff bereit – mit zweifelhafter biologistischer Konnotation: die »Armutspopulation«.¹⁸⁰

Neoliberaler Geist beflügelt die Sozialstaatskritik. Er weht auch über die europäischen Marktplätze, die in der Regel vom Rathaus, den Baudenkmalen des Stadtpatrizierums und der Kirche gesäumt werden. Planungsverdross, Entstaatlichung und Privatisierung werden aufgewirbelt. Neue Formen der Zusammenarbeit sollen das Gefüge der verteilten Aufgabenwahrnehmung festzurren. Während die Soziale Stadt an Finanznöten leidet, wie oben beschrieben, kann die grundsätzliche Hinwendung zu Partizipation an Stadtplanung und -entwicklung Modellcharakter besitzen, auch für Stadtteile, die nicht von der Gemeinschaftsinitiative ins Auge gefasst werden. Die konsequente Verfolgung solcher kommunikativen Ansätze unter transparenten, demokratischen Bedingungen vor-

¹⁷⁸ Leitfaden 2000, S. 5.

¹⁷⁹ Vgl. Krämer 2002. Der Begriff »culture of poverty« führt auf Oscar Lewis zurück. Siehe hierzu Saldern 1995, S. 82.

¹⁸⁰ Kronauer 2002, S. 53.

angetrieben zu haben, wäre der dritte große Erfolg der Sozialen Stadt, nach der erfolgreichen Sensibilisierung für Stadtteile mit besonderem Entwicklungsbedarf und den hierdurch ausgelösten Fachdebatten sowie Publikationen.

2.3 Nachbarschaft

»Unter den Deutschen (...) ist das Sprichwort bekannt: Mit Nachbarn ist gut Städte bauen.«¹⁸¹ Dieses Sprichwort aus Zedlers Universal-Lexikon von 1740 kann als Leitlinie für die Bemühungen spätestens seit Beginn des 20. Jahrhunderts gelten, im dynamischen Wachstum moderner Großstädte mit der Bildung von Nachbarschaften als städtebaulichem Gliederungselement und zur Errichtung einer sozialen Einheit zu intervenieren.¹⁸²

Bei Zedler bedeutet die Nachbarschaft eine institutionalisierte Gruppe, mit der Pflicht der nebenan Wohnenden zur gegenseitigen Hilfeleistung.¹⁸³ Diese dörflichen Nachbarschaften halfen sich in vorindustriellen Zeiten in Notlagen, wie zum Beispiel bei Feuer- und Flutgefahr. Sie trugen auch den Sarg Verstorbener. Die Rolle dieser institutionalisierten Nachbarschaften im gesamten Gemeindeleben jedoch sei lediglich eine ergänzende gewesen. Ihnen gegenüber seien damals Zünfte, Gilden und religiöse Vereinigungen von viel größerem Einfluss gewesen. In dem Maße, wie lokale und überlokale Verwaltungen die Aufgaben der institutionalisierten Nachbarschaften übernahmen, verschwand auch diese Sozialform.

Mit der in Abbildung 15 dargestellten »neighborhood-unit« von Clarence Perry fand die Nachbarschaftsidee eine konzeptionelle Fassung als städtische Gliederungseinheit.¹⁸⁴ Dimensioniert nach der Bevölkerungszahl, die üblicherweise den Betrieb einer Grundschule ermögliche, sollten Straßen für den Durchgangsverkehr ihre Außengrenze markieren. Das interne Straßennetz sollte hingegen die Zirkulation des Bewohnerverkehrs erleichtern. Innerhalb der Nachbarschaftseinheit waren offene Räume vorgesehen – »to meet the needs of the particular neighborhood«, womit Perry das Prinzip nachbarschaftlicher Selbstorganisation bei der Erfüllung lokaler Obliegenheiten einführte. Dieses Prinzip, das an die Besiedlungsgeschichte Nordamerikas durch europäische Einwanderer

¹⁸¹ Zedler 1982, Sp. 55.

¹⁸² Siehe zum Nachbarschaftsbegriff umfassend Hamm 1973.

¹⁸³ Siehe hier und im Folgenden Bahrdt 1968, S. 95 f.

¹⁸⁴ Siehe zur Konzeption der neighborhood-unit Perry 1998.

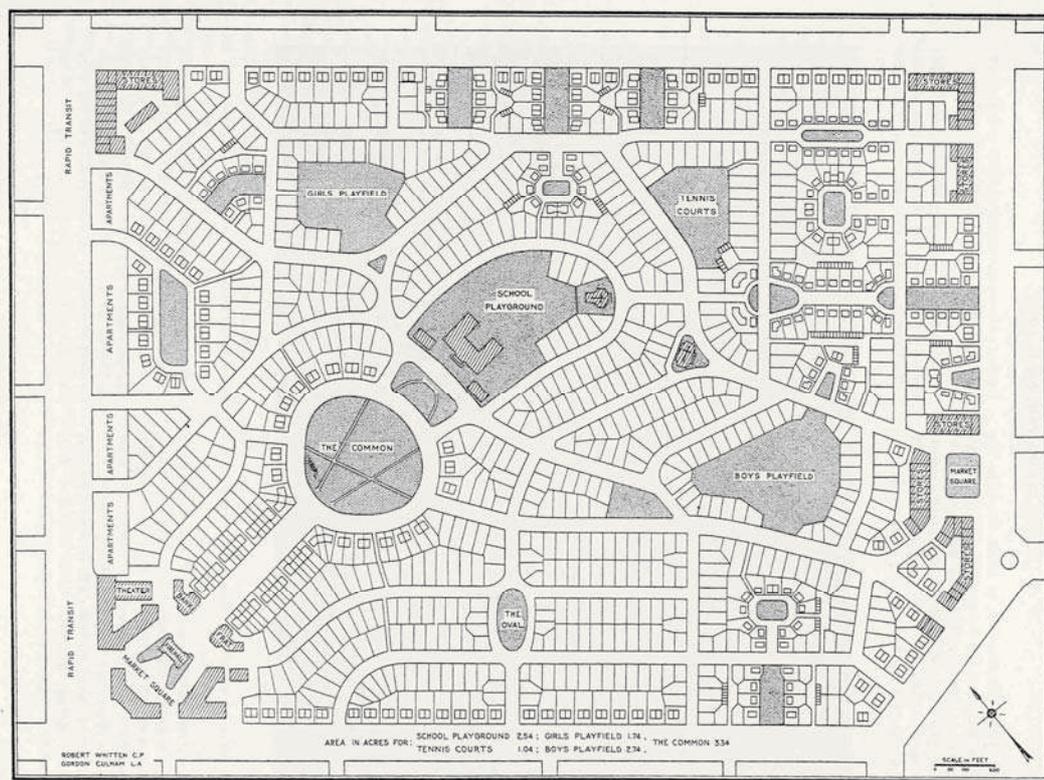


Abbildung 15: Neighborhood-unit von Clarence Perry (Perry 1998)

anknüpfte¹⁸⁵, sollte idealerweise dazu beitragen, lokale Dienste zu erfüllen und kulturelle Aktivitäten zu entfalten.¹⁸⁶ Schließlich sah diese Nachbarschaftseinheit öffentliche Einrichtungen wie Schulen und Bibliothek, Spielplätze für Jungen und Mädchen vor und für die Bewohnerschaft eine ausreichende Zahl unterschiedlicher Läden zur alltäglichen Versorgung am »market square«.¹⁸⁷ Die Nachbarschaftseinheit sollte die Gesamtstadt in Teilräume zergliedern und für ihre Bewohner die Notwendigkeit und überhaupt die Gründe verringern, diesen Ort zu verlassen.

Konservative Großstadtkritik war zufrieden mit der Idee der städteplanerischen Implementierung von Nachbarschaftseinheiten. Solche Kritik an der Großstadt beschwöre laut Bahrtdt »Vereinzelung und Vermassung« der Menschen in der Großstadt. Mit der Konzeption der neighborhood-unit sollen die Stadt und ihre Bevölkerung »in kleine überschaubare Gemeinschaften aufgegliedert werden. In diesen soll der entwurzelte Großstädter Geborgenheit finden.«¹⁸⁸ Der Versuch, die Großstadt in ein Meer von Dörfern mit 3 500 bis 5 000 Menschen zu zergliedern, sei jedoch nach Bahrtdts Ansicht aus zwei zentralen Gründen gescheitert. Für die Fülle von Aufgaben sei die Zahl der

¹⁸⁵ Siehe Bahrtdt 1968, S. 99.

¹⁸⁶ Siehe Perry 1998, S. 34.

¹⁸⁷ Siehe Perry 1998, S. 34 ff.

¹⁸⁸ Bahrtdt 1968, S. 97.

Menschen einer Nachbarschaftseinheit zu klein, für die engen Beziehungen, die die Kontinuität der Aufgabenwahrnehmung absichert, jedoch zu groß.¹⁸⁹

In Nachkriegsdeutschland konnte die neighborhood-unit unverdächtig an ein Städtebaumodell des NS-Regimes anknüpfen, wie Gottfried Feder es detailliert als Herrschaftsinstrument entwickelte. Es sah ebenfalls überschaubare und so auch kontrollierbare Siedlungszellen vor, die sich als kleinste soziale und politische Gliederungseinheiten in den NS-Staat integrierten.¹⁹⁰ Sprachlich bereinigt errang diese deutsche Variante der neighborhood-unit als »gegliederte und aufgelockerte Stadt« Leitbildcharakter für den Wiederauf- und Neubau der Nachkriegszeit.¹⁹¹ Auch diese Nachbarschaftseinheit wäre nach Bahrdt als dauerhafte Trägerin von Selbstverwaltungsaufgaben, politischem und kulturellem Gemeindeleben gescheitert.¹⁹²

Für Albers liegen die Gründe für das Scheitern der neighborhood-unit in einem Konglomerat sozialer und ökonomischer Veränderungen. Ihm zufolge »gerieten einige der Berechnungsgrundlagen (für die neighborhood-unit) ins Wanken – durch Verringerung des Kinderanteils an der Wohnbevölkerung, durch neue Bildungskonzeptionen, durch Strukturwandlungen im Einzelhandel. Auch die sozialpolitische Stärkung des sozialen Zusammenhanges schwand angesichts der Erkenntnis, daß Sozialbeziehungen in der Großstadt keineswegs verloren gingen, sondern sich lediglich von räumlicher Nähe lösten«.¹⁹³

Mit den Abgesängen auf die Nachbarschaft als Gliederungsmodell könnte diese Planungsidee zu den Akten gelegt werden. Dafür spricht die Bilanz Albers. Für ihn sei in den 1990er Jahren »die ›Nachbarschaftseinheit‹ aus dem Vokabular und aus den Konzepten der Planer weitgehend entschwunden – und mit ihr der Gedanke ihrer deutlich markierten physischen Abgrenzung ebenso wie der Anspruch auf die Bildung nachbarschaftlicher ›Gemeinschaften‹«. Was hier für die Stadtplanung zutreffen mag, ist bezogen auf die kommunale Sozialpolitik zu voreilig formuliert, was die Programmatik der Sozialen Stadt nachdrücklich unterstreicht. Dass Albers die »Gemeinschaft« apostrophiert, markiert einen zweiten Unterschied zur Sozialen Stadt und ihren Beteiligten.¹⁹⁴

Die Nachbarschaft als soziale Einheit erlebt im Gegenteil mit dem Bund-Länder-Programm Soziale Stadt eine regelrechte Konjunktur. Nachbarschaft wird innerhalb der Bund-Länder-Initiative als strategische Ressource wahrgenommen. Diese Ressource soll zur Abwehr städtischer Desintegrationsprozesse erneuert werden.

¹⁸⁹ Siehe Bahrdt 1968, S. 101.

¹⁹⁰ Siehe Bahrdt 1968, S. 97.

¹⁹¹ Siehe Göderitz 1957.

¹⁹² Siehe Bahrdt 1968, S. 101.

¹⁹³ Hier und im Folgenden Albers 1997, S. 294 f.

¹⁹⁴ Vgl. zur Problematik des Begriffs »community« Harvey 1997.

Rund dreißig Jahre nach Bahrds doppelter Begründung für das Scheitern der neighbourhood-unit beginnt die Initiative unerschrocken, in Teilräumen der Stadt Engagement unter den Betroffenen zu stiften. Allerdings bildet bei ihr die Gemeinschaft im Wohnquartier nicht das Resultat wohldimensionierter städtebaulicher Pläne. Vielmehr erfolgt die Ertüchtigung der Bewohner zu nachbarschaftlichem Engagement zu deren eigenen Gunsten. Wenn sie zusammen benachteiligende Quartiere, von denen der hamburgische Stadtentwicklungsplan etliche ausweist, vielleicht nicht verändern können, dann sollen sie durch soziale Vernetzung die Folgen vielschichtiger Benachteiligungen zumindest lindern. Den Blick hierfür schärfte eine sozialwissenschaftliche Studie zu »überforderten Nachbarschaften«.¹⁹⁵ Überfordert seien einheimische Bewohner, aber auch Aussiedler und Ausländer, Wohnungsunternehmen, Kommunen und das Sozialstaatssystem.¹⁹⁶ Was sie eint, ist der Stadtteil, in welchem die einen wohnen und streiten, andere Sozialwohnungen bewirtschaften beziehungsweise belegen und in den weitere schließlich soziale Leistungen hineintransferieren.

Ein Gegensteuern durch Aktivierung der benachteiligten Bewohnergruppen trug dem Programm frühzeitig skeptische Äußerungen ein. So referiert Becker vom programmbegleitenden Deutschen Institut für Urbanistik freimütig, dass »es vielen so scheint, als sollten gesamtgesellschaftliche Probleme auf Stadtteilebene gelöst und der Abbau sozialstaatlicher Leistungen durch eine Verantwortungsteilung kaschiert werden, die den Menschen vor Ort die Last der Problemlösung aufbürdet«.¹⁹⁷ Solche Kritik wird allerdings nur benannt. Ihr ist auch kaum zu widersprechen, was die Frage nach den Vorteilen der Programmatik für die Quartiersbevölkerung provoziert. Hier kann zumindest konstatiert werden, dass ein Dissens nicht in einzelnen konkreten Projekten liegt. Das Bemühen zum Ausbau von Bürgerpartizipation im Rahmen von Stadtentwicklungsprozessen dürfte ebenso auf breite Zustimmung stoßen wie die Vermittlung von Jugendlichen in Ausbildungsbetriebe vor Ort unter dem Stichwort lokale Ökonomie. Gleiches gilt sicherlich auch für die Förderung des Zusammenlebens von Migrantinnen und Migranten mit ihren (zuweilen sehr) deutschen Nachbarn und die Schaffung von Treffpunkten auf Quartiersebene. Der Dissens verläuft in puncto Nachbarschaft vielmehr zwischen der Interpretation der Initiative als Ergänzung oder als Substitut bisheriger Formen von Sozialpolitik.

Das Bemühen wird nach einer Zwischenbilanz weitergeführt, auch wenn sich von 1999 bis 2002 die Erfolge der Nachbarschaftsaktivierung bescheiden ausnehmen, denn »(v)iele Beteiligungsangebote und Strategien sind und bleiben mittelschichtorientierte

¹⁹⁵ Siehe Heckemeier 1998.

¹⁹⁶ Siehe Heckemeier 1998, S. 24.

¹⁹⁷ Becker 2003, S. 13.

Veranstaltungen« nach Ansicht Beckers und zielen damit an den eigentlich anvisierten Bevölkerungsgruppen vorbei.¹⁹⁸ Der Evaluationsbericht nach vierjähriger Programmlaufzeit erkennt, dass in Sachen Bürgeraktivierung die »Anstrengungen (...) bisher offenbar nicht ausreichen«.¹⁹⁹ Ihm war bereits aus einer hamburgischen Evaluation bekannt, »dass die Bürger (...) in der Regel nur an ganz bestimmten Themen dauerhaft Interesse« zeigten.²⁰⁰ Überdies würden diese Bürger »sich dabei meist an den unmittelbaren eigenen Interessen orientieren, und nur wenige Bewohner würden sich für übergeordnete Fragen des Wohngebiets interessieren«. Nach einigen Abwägungen empfiehlt der Evaluationsbericht im Dezember 2004 »(m)an sollte das Postulat einer Initiierung von nachhaltigen Prozessen der Selbstorganisation (...) noch einmal gründlich überprüfen«.²⁰¹

Die Beschreibung der Form und des Verlaufs von Bürgerbeteiligung kann gleichzeitig als Bestandsaufnahme nachbarschaftlicher Beziehungen in der Stadt gelesen werden. Die Teilhabe ist freiwillig, das Interesse flüchtig und am Eigennutz orientiert. Es entzieht sich damit erfolgreich einer Institutionalisierung und auch einer Instrumentalisierung.

Bis zum Abschluss der empfohlenen Überprüfung zielt die Mobilisierung der Stadtteilbevölkerung weiter auf ein Potenzial von Nachbarschaftshilfe, das Bahrdt ihr in vorindustrieller Zeit als institutionalisierter Gruppe zuschrieb. In der Brockhaus-Enzyklopädie von 1996 wird zur wirtschaftlichen Dimension von Nachbarschaftshilfe anrühlich notiert: »Form der → Schattenwirtschaft«.²⁰² Das Stichwort Nachbarschaft selbst fehlt in dem Nachschlagewerk.

Die Nachbarschaft, als soziale Wirklichkeit der nahe beieinander Wohnenden, stellt eine aus der Pflicht zur Hilfeleistung entbundene Form sozialer Vernetzung neben weiteren dar.²⁰³ Ihre Funktion ist oft empirisch untersucht worden.²⁰⁴ »Eine Tendenz, die soziale Leistungsfähigkeit von N(achbarschaft) zu überschätzen, finde() sich häufig«, wie Hamm unter diesem Stichwort ausführt. Umgekehrt wird ihr aber nicht gänzlich abgesprochen, gewisse Funktionen insbesondere für Menschen zu erfüllen, die sich aus unterschiedlichen Gründen, wie Alter, Kinder oder Erwerbslosigkeit, längere Zeit am Wohnort aufhalten.²⁰⁵ Nachbarschaften fungieren für die übrigen Bewohnergruppen als freiwillig gewähltes soziales Netz. Ihm kommt eine Ersatzfunktion zu, insoweit andere Beziehungssysteme in bestimmten Situationen nicht greifen.

¹⁹⁸ Becker 2003, S. 21.

¹⁹⁹ Stadtforschung 2004, S.126.

²⁰⁰ Hier und im Folgenden Stadtforschung 2004, S. 125, Fußnote 130.

²⁰¹ Stadtforschung 2004, S. 127.

²⁰² Brockhaus 1998, S. 319.

²⁰³ Vgl. Hamm 1973; Rohr-Zänker 1998. Selbst in Nachschlagewerken schrumpfen die Ausführungen zum Begriff Nachbarschaft. Siehe Hamm 1998, Hamm 2002.

²⁰⁴ Siehe beispielsweise Zapf 1969.

²⁰⁵ Siehe Herlyn 1995, S. 658; Rohr-Zänker 1998, S. 39.

Nachbarschaft wird nicht nur wissenschaftlich aufbereitet, sondern auch filmisch. Beide Produktionen gesellschaftlicher Abbilder von sozialer Wirklichkeit gleichen einander dabei zuweilen frappierend. In »Smoke« ist der Ort der Handlung ein Tabakwarenladen in Brooklyn, in welchem sich ein dichtes Netz sozialer Beziehungen entfaltet.²⁰⁶ Am gleichen Ort spielt auch der Film »Blue in the face«, der die Verwicklung nachbarschaftlicher Beziehungen stärker mit der Situation des Stadtteils Brooklyn thematisiert.²⁰⁷ Beide Filme setzen den gleichen Prozess der alltäglichen Kommunikation im Quartier in Szene, den Jacobs beschrieb, mit Betonung der emotionalen Qualitäten. In der französischen Produktion »... und jeder sucht sein Kätzchen« sorgt die Suche nach einer entlaufenen Katze in einem Pariser Stadtteil dafür, dass die Bewohner näher in Kontakt zueinander kommen.²⁰⁸ Während die vorgenannten Filme Nachbarschaften in großstädtischen Quartieren behandeln, trägt der Ort der Handlung in »Trees Lounge« vorstädtischen Charakter.²⁰⁹ In einer Kneipe in einem typischen »suburb« an der amerikanischen Ostküste laufen die Geschichten der Protagonisten zusammen. Die Vorstadt schließt die Hauptakteure, deren Freunde, Bekannte und Nachbarn zusammen ein. Gleichzeitig sieht sich der Protagonist von den übrigen Eingeschlossenen ausgegrenzt. Allein die Monotonie des Ortes und des Alltags scheint ihn zu stützen. Buscemis lakonisches »Trees Lounge« setzt gewissermaßen die Kritik des Verfalls der Öffentlichkeit von Richard Sennett in bewegte Bilder um. Sennetts Kritik an den von Öffentlichkeit zusehends entleerten Vorortnachbarschaften illustriert er an Leuten, die sich »(i)n ihren hübschen, säuberlichen Gärten (...) über die Schrecken von London oder New York« unterhalten und ihren Antiurbanismus mit der lakonischen Bemerkung unterstreichen, hier »kenn(e) man seine Nachbarn; gewiß, es ist nicht viel los, aber dafür ist das Leben sicher«.²¹⁰ Damit würden sie (großstädtische) Öffentlichkeit mit all ihren Unwägbarkeiten als zivilisatorische Errungenschaft gegen intime, überschaubare stammesgesellschaftliche Verhältnisse eintauschen.²¹¹ Die beispielhaft angeführten Filme illustrieren den Facettenreichtum von Nachbarschaft eindrucksvoll.

Als gesellschaftlich integrative Kraft im westdeutschen Nachkriegswohnungsbau, als Basis für eine Demokratisierung von unten wie bei Mitscherlich und Jacobs, hat die

²⁰⁶ Siehe zur Filmbeschreibung *Filmführer 2003*, S. 648 f. Smoke erschien 1995 in den USA, Regie führte Wayne Wang, das Drehbuch schrieb Paul Auster. Siehe ebenda.

²⁰⁷ Siehe *Filmführer 2003*, S. 648.

²⁰⁸ Siehe *Filmlexikon 1999*, S. 795. Der Originaltitel von »... und jeder sucht sein Kätzchen« lautete »Chacun cherche son chat«. Der Film wurde 1995 in Frankreich gedreht. Die Regie führte Cédric Klapisch. Siehe ebenda.

²⁰⁹ Siehe *Schifferle 1997*, S. 34 f. Regisseur und Drehbuchautor war Steve Buscemi, der auch die Rolle des Mechanikers Tommy spielte. Siehe ebenda.

²¹⁰ Hier und im Folgenden *Sennett 1983*, S. 382.

²¹¹ Dass die Entwicklung von Gemeinschaften und Gemeinschaftlichkeit tatsächlich widersprüchlicher verläuft, verdeutlicht *Putnam 2000*.

Nachbarschaft nicht die in sie gesetzten Erwartungen erfüllt. Für Nachbarschaft als zu reaktivierendes Hilfesystem in der Sozialen Stadt steht eine endgültige Bewertung noch aus, allerdings dürfte nach der Evaluation im Dezember 2004 auch dort Ernüchterung eintreten.²¹² Ungewiss bleibt der Verlauf gewisser kriminalpräventiver Überlegungen. Diese werden aus zwei Konzepten gespeist werden. Das erste Konzept setzt auf kriminalpräventiven Städtebau.²¹³ Das zweite Konzept unter dem Motto »Sicheres Wohnquartier – Gute Nachbarschaft« nimmt sich neben Gestaltung der Wohnarchitektur auch deren Nutzerinnen und Nutzer an – mit ihren Unsicherheiten. Schließlich erfasst das Konzept auch deren Beteiligungsmöglichkeiten.²¹⁴ Es folgt im Wesentlichen Newmans Arbeiten, die die Nachbarschaft zur Sicherheitsgemeinschaft zusammenschließt, ohne dabei auf seine und Colemans architektonischen und städtebaulichen Designrichtlinien zu verzichten.

Es darf daher zu Recht das Sprichwort bezweifelt werden, dass man heute mit Nachbarn reale Städte bauen kann. Weniger Zweifel sollte jedoch darüber bestehen, dass aus der ideologischen Mobilisierung von Nachbarschaften neben gelegentlichen Unterstützungen auch soziale Kontrolle im Nahbereich der Wohnung in Dienst genommen wird. Gleichzeitig bleibt die Nachbarschaft als Konzept höchst vital, insoweit sie sich an das Versprechen anhängt, bei zukünftigen, verbesserten städtebaulichen Entwürfen und sozialen Programmen gewiss ihr ganzes Potenzial zu entfalten. Dieses Versprechen stützt sich nicht auf die soziale Wirklichkeit von Nachbarschaften. Soziale Nachbarschaften entstehen und funktionieren, an geplanten und ungeplanten Orten, zur Freude und auch zum Ärger von Kommunalpolitikern.

In der Tat scheint Nachbarschaft mit dem Moment der Stärke durch gemeinschaftliches Handeln ebenso unverbrüchlich verbunden zu sein wie mit dem der sozialen Kontrolle. Die Intensität variiert jedoch erheblich. So wie bauliche Vorkehrungen sozialen Kontakt und soziale Kontrolle zu fördern vermögen, können bauliche Gegebenheiten umgekehrt das Ausüben sozialer Kontrolle behindern. Von dieser Ambivalenz geht soziale Architektur aus, wenn sie ihren Entwürfen kommunikative und Nachbarschaften fördernde Potenziale zuschreibt, wie das folgende Kapitel verdeutlicht.

²¹² Vgl. *Stadtforschung 2004*.

²¹³ Siehe hierzu aktuell die Norm *DIN ENV 14383-2*.

²¹⁴ Siehe *Niedersächsisches Innenministerium 2002*.

2.4 Soziale Architektur im Wohnungsneubau als Korrektiv

Der Wunsch, anders zu wohnen, ist die gemeinsame Zielsetzung von Wohnprojekten und Initiativen. Quantitativ spielen sie im Wohnungswesen bisher eine geringe Rolle. Gewichtige Gründe hierfür sind die hohen Anforderungen, die die langwierige Umsetzung einer Projektidee in gebaute Wirklichkeit an alle Aktiven stellt.

Trotzdem erfahren Wohnprojektinitiativen zusehends mehr (Fach-)Aufmerksamkeit. Sie schlägt sich einerseits in zahlreichen Publikationen nieder.²¹⁵ Andererseits ist das Internet das Medium der Wahl für die Selbstdarstellung von Projekten.²¹⁶ Dabei interessieren Architekten, Städteplaner, Wohnungsgenossenschaften und Kommunalpolitiker insbesondere zwei Aspekte: Diese Initiativen experimentieren, gleichsam im Selbstversuch, sowohl mit Formen gemeinsamen Zusammenlebens als auch mit architektonischen Lösungen – mit großem persönlichem Einsatz und häufig knappen finanziellen Mitteln. Das Experiment mit der Form des Zusammenwohnens besteht in der Erprobung selbst gesteckter Ziele, die bereits die Gründung der Initiative motivierte. Das architektonische Experiment besteht in der adäquaten Gestaltung des Wohnensembles, welches den Rahmen für diese Ziele bieten soll. Für die Verwirklichung wählen die Projektgruppen nicht selten die Rechtsform einer eingetragenen Genossenschaft (eG).²¹⁷ Sie generieren neue Wohnqualitäten, die den Wohnalltag der Projektmitglieder bereichern können, aber auch Vorbildcharakter für andere tragen.

Mit dieser allgemeinen Charakterisierung sind die Gemeinsamkeiten von Wohnprojekten benannt. Hierunter beginnt die Differenzierung nach Zielsetzungen, zeitlichen und sozialen Entstehungskontexten, der Realisierung von mehr oder minder utopischen Wohnvorstellungen im Neubau oder in umgebauten bestehenden Gebäuden. Die verschiedenen Projekttypen verdeutlichen, was jeweils das andere Wohnen mit Leben füllt.²¹⁸

²¹⁵ Zu Wohnprojektbeispielen siehe *Zeitgemäßes Bauen 2002*; *Behörde für Bau 2002*; *Stattbau 2000*; *Wohnbund-Beratung 1999*; *Wüstenrot-Stiftung 1999*; *Behörde für Arbeit 1994*; *Bura 1994*; *Stattbau 1993*; *Brech 1990*; *Brech 1989a*; *Brech 1989b*.

²¹⁶ Drei Einstiegspunkte für die Internetrecherche bieten sich an: <http://www.stattbau.de>; <http://www.wohnbund.public.de>; <http://www.wohn-eG.de>.

²¹⁷ Einer 1999 publizierten Studie zufolge konnten 13% von 537 untersuchten Wohnprojekten der Rechtsform eG zugeordnet werden. Größer nur sei der Anteil der Vertragsform »Miete« mit 44,9%. Bei den dazugehörigen Vermietern handele es sich zum Beispiel um »alte« Genossenschaften, soziale und karitative Vereine und weitere sozial ausgerichtete Organisationen. Siehe *Brech 1999*, S. 103 f.

²¹⁸ Bei der Klassifizierung von Wohnprojekten folge ich hier *Brech 1999*, S. 95 ff.

Die Projekttypen lassen sich nach Brech thematisch familialem Wohnen, Wohnen im Alter²¹⁹, geschlechtsspezifischem²²⁰ und studentischem Wohnen, Wohnen und Arbeiten²²¹, Obdachlosen-Wohnprojekten, Wohnprojekten mit Ausländern²²² und Wohnen ohne Auto zuordnen. Häufig berücksichtigen solche Projekte weitere Aspekte wie Ökologie oder Selbsthilfe beim Bau.

Die von Brech gewählten Typisierungen scheinen um einen gemeinsamen Kern zu kreisen. Den Kern bildet die selbstbestimmte räumliche und soziale Organisation des Wohnens und Lebens. Der Anspruch auf Selbstbestimmung kann als Abkehr von gesellschaftlicher und räumlicher Separierung entlang sozialer Kriterien verstanden werden, wie sie die Jugend-, Behinderten-, Ausländer- und Altenwohnheime,²²³ aber auch die familiengerechte Wohnung und schließlich die abgeschlossene Normalwohnung begrifflich kennzeichnen. Ihnen stehen Begriffe wie Wahlfamilie, Wahlverwandtschaften und Wahl-nachbarschaften gegenüber. Damit ist die Suche nach anderen Wohnformen vielleicht ein Reflex auf möglicherweise verschwundene familiale Bindungen, gewiss ist sie nicht die Reaktivierung der Kleinfamilie, die dem Wohnungsbau der ersten Jahrzehnte der BRD als Richtmaß galt. Ebenso mag das bisherige Raumprogramm die Separierung von Jung und Alt unter einem Dach befördert haben. Neu gegründete Mehrgenerationenwohnprojekte bauen jedoch nicht auf familialen Beziehungen, sondern auf bewusster Wahl von Jungen und Alten.²²⁴

Die Kritik richtet sich zum einen an bestehende Raumprogramme, denen immer eine gesellschaftliche Norm vorausgeht. Diese Norm gibt vor, wo Alter, Nationalität, Familie ihren Ort haben – in der Wohnung, im Haus und in der Stadt. Sie definiert, wer räumlich hinzugerechnet beziehungsweise ausgeschlossen wird. Das Wohnen im Rahmen des sozialen Wohnungsbaus, konzipiert für »die breiten Schichten der Bevölkerung«,²²⁵ macht die Normierung sinnfällig. Sie war an ein bürgerliches Familienmodell geknüpft und an ein so genanntes Normalarbeitsverhältnis. Die Wohnanlagen erweisen sich jedoch langlebiger als die in ihnen fixierten gesellschaftlichen Vorstellungen. Demnach ist die

²¹⁹ Siehe hierzu *Bura 1994*.

²²⁰ Vgl. hierzu beispielsweise den Multivita-Hof in Bremen, früher auch als Beginenhof bezeichnet, in *Reichardt 2003*, S. 26-33.

²²¹ Vgl. zum Beispiel »WeiberWirtschaft eG« in Berlin *Atmaca 2001*,

²²² Vgl. hierzu beispielsweise *Pahl 2001*. Vgl. ebenso Projekt Internationales Wohnen am Krons-park in Hannover *Hansen 2001*. Das als Begleitprojekt zur Weltausstellung im Jahr 2000 in Hannover errichtete Wohnprojekt markiert die Schwelle zur Adaption des gemeinsamen Wohnens von Deutschen und Nichtdeutschen als Wohninnovation und Immobilienmarkt-lücke, insoweit sich hier private Immobilienwirtschaft engagiert.

²²³ In Bahrds »Schemaskizze für ein Wohnquartier« (Kapitel 2.1.4 dieser Arbeit) wird das Altenheim immerhin noch im gleichen Stadtteil geplant.

²²⁴ Siehe *Bura 1994*, S. 11.

²²⁵ Die Formulierung ist dem § 1 Satz 1 II. *WoBauG* entnommen. Zwei wichtige Normen zur Gestaltung von Wohnräumen sind *DIN 18011* und *DIN 18022*.

Normwohnung wegen eines vielschichtigen gesellschaftlichen Wandels und einer differenzierenden Betrachtung der breiten Schichten der Bevölkerung als Konglomerat heterogener Lebensstile und Milieus nicht mehr angemessen.²²⁶ Da mit der Konzentration auf dieses Konglomerat der Blick für gesamtstädtische Strukturen verloren geht, ist die Analyse von Makrostrukturen weiterhin erforderlich.²²⁷ Beide Blickwinkel auf gesellschaftliche Veränderungen bilden den gegenwärtigen soziologischen Interpretationsrahmen für wohnreformerisches Bestreben.

Die Kritik richtet sich zum anderen ebenso an die Verfügungsmacht über die eigene Wohnsituation und das städtische Umfeld. Sie fragt danach, wem die Stadt gehört, und bewegt sich auf einer Linie, die nicht erst bei der Besetzung der Ekthofstraße beginnt und auch bei der Einrichtung eines alternativen Baubetreuungsprogramms noch nicht endet.²²⁸ Beim Widerstand gegen drohenden Abriss, aber auch bei drohendem Verkauf von kommunalen Wohnungsbeständen, tritt dieser Aspekt besonders deutlich zutage. Er ist aber ebenso in der aktuellen Diskussion des Hamburger Programms »wachsende Stadt« präsent mit Fragen zur Art des Wachstums, den Adressaten und schließlich zur zukünftigen Nutzung öffentlicher Bereiche. Der von Mitscherlich empfohlene Unfriede trägt hier Früchte. Sein Vorschlag zur Enteignung städtischen Bodens ist indes noch nicht Gegenstand der Diskussion.

Auch für die hieraus entstehenden Bewohnerinitiativen erlangt das Moment der Selbst- und Mitbestimmung zentrale Bedeutung. Es setzt sich weiter fort in der konkreten Gestaltung der gebauten Umwelt, häufig auch in der Form aktiver Eigenleistung beim Bau oder Umbau, dem so genannten Muskelzins. Schließlich ist dieses Moment tragend für die Etablierung von Nutzungen.

Die sozialen Modelle und architektonischen Lösungen, die solcher Kritik folgen, nehmen sich auf den ersten Blick wenig spektakulär aus. Sie sind so vielfältig wie die Gruppen, die sie verwirklichen. Wiederkehrende Bestandteile sind die gemeinsame Nutzung bestimmter Bereiche im Gebäude und, soweit vorhanden, des umgebenden Geländes. Regelmäßig handelt es sich dabei um Gemeinschaftsräume, Gärten, Spielplätze und Höfe.²²⁹ Ihre räumliche Lage und Ausstattung differiert erheblich je nach Ausrichtung der Bewohnerinitiative. Die Art ihrer Nutzung bedarf einer bewussten Entscheidung. Dieser Punkt ist bedeutend, insofern beispielsweise das Verbot, den Rasen zu betreten, zur wohnkulturellen Grundausstattung einer Generation zu zählen scheint. Sie wuchs in

²²⁶ Diese Interpretation findet sich bei *Brech 1999; Häußermann 1999; Schneider 1999*;

²²⁷ Siehe *Dangschat 1997*.

²²⁸ Zur Ekthofstraße siehe Kapitel 2.2.2 dieser Arbeit. Die Frage ist angelehnt an *Grüttner 1976*. Zur Entwicklungslinie siehe *Bura 1994*. Zum alternativen Baubetreuungsprogramm in Hamburg siehe *Behörde für Arbeit 1994*. Der Beitrag von Jens Dangschat fiel einer behördlichen Intervention zum Opfer und findet sich daher nicht in dem Band. Siehe hierzu *taz 15.07.1994*.

²²⁹ Vgl. *Bärsch 2001*.

entdichteten, aufgelockerten Siedlungen auf und lernte das sie umgebende Grün als Abstandsgrün zwischen den Gebäuden zu respektieren. Sie betrat die vermeintlich parkartige Anlage nicht, um dort zu grillen, zu picknicken oder gar Fußball zu spielen. Für Kinder gab es Zeitkorridore, in welchen gewisse Spiele erlaubt waren. Die Nutzung solcher halböffentlicher Räume scheint in Deutschland tatsächlich ohne Moderation nicht selbstständig einzusetzen, wie eine Studie ermittelte.²³⁰

Solcherlei Restriktionen sind wohl in den Höfen der Wohnprojekte überwunden. Diese bieten vielfältigen Nutzungen Raum, die insbesondere Wohnen mit Kindern in verdichtetem städtischem Kontext zwei zentrale Qualitäten verleiht. Den Kindern werden erstens Bewegungsfreiräume geboten, die zweitens unter einer gewissen Aufsicht durch die Gemeinschaft der Wohnenden steht. Das sind mithin Qualitäten, die gedanklich weniger mit verdichteten, städtischen Quartieren verbunden sind als mit einem vorstädtischen Eigenheim.

Die Frage der Nutzung gemeinschaftlicher Anlagen enthält eine weitere Dimension. So bestehen neben binnenorientierten Konzepten auch ausgesprochen extrovertierte Konzepte, in denen Gemeinschaftsräume über den Kreis der Mitglieder hinaus auch der benachbarten Bewohnerschaft zugänglich gemacht werden.

Damit bewegen sich Wohnprojekte auf dem Feld genossenschaftlicher Wohnreformbewegung, wenn sie auch nicht immer die Rechtsform der eG wählen.²³¹ Ihre Ziele waren die Selbsthilfe, Selbstbestimmung und Selbstverantwortung im Wohnbereich.²³² Dieses historische wohnungsgenossenschaftliche Erbe in der BRD wieder in Erinnerung gerufen zu haben, verdankt sich zu einem großen Teil den Arbeiten Novys.²³³ Die Wohnungsreformbewegung im 19. und 20. Jahrhundert war ähnlich vielfältig wie die heutzutage gegründeten neuen Wohnungsgenossenschaften, wie in Kapitel 3.2 weiter ausgeführt wird. Zwar sind die alten und neuen Wohnungsgenossenschaften dem gleichen Gesetz unterworfen, aber allein der Größenunterschied beeinflusst die Ausgestaltung der Selbstbestimmung, Selbsthilfe und Selbstverantwortung im wohnungsgenossenschaftlichen Alltag. Zwischen den alten und den neuen Genossenschaften zeichnen sich mittlerweile Annäherungen ab. So gibt der Dachverband der norddeutschen Wohnungsgenossenschaften seit 1998 einen »Leitfaden zur Gründung einer Wohnungs(bau)genossenschaft« her-

²³⁰ Siehe Bärtsch 2001, S. 339.

²³¹ Die Wahl der Rechtsform hängt nicht unwesentlich von der Förderpolitik der Bundesländer ab. In Hamburg wurden zwischen 1985 und 2001 19 genossenschaftliche Projekte gefördert und abgeschlossen. Fünf weitere befanden sich im Jahr 2001 noch in der Bau- beziehungsweise Planungsphase. Zwischen 1999 und 2001 wurden acht Projekte in Form von Baugemeinschaften (Wohneigentümergeinschaften) gefördert. Siehe hierzu Behörde für Bau 2002, S. 89 f.

²³² Vgl. hierzu Bärtsch 1989.

²³³ Siehe Novy 1991; Bärtsch 1989; Novy 1985.

aus.²³⁴ Die neuen Genossenschaften bringen neben ihrem Enthusiasmus bei der Verwirklichung neuer nachbarschaftlicher Beziehungen im genossenschaftlichen Rahmen auch eine große Zahl weiblicher Vorstandsmitglieder ein, die die bisherige Männerdomäne auf dieser Leitungsebene schmälert.²³⁵

Eine zweite Verbindungslinie zieht sich entlang architektonischer Qualitäten. Ein eher wenig beachteter Ausstellungskatalog bietet eine europäische Rundreise zu erinnernden Projekten, die ein anderes, neues, Wohnen anstreb(t)en.²³⁶ Aus architektonischer Sicht wäre nach Mühlestein »(d)as Wesentliche am Neuen Wohnen« die »um gemeinschaftliche Bereiche erweiterte(n) und nach innen gerichtete(n) Wohnhäuser«.²³⁷ Diese gemeinschaftlichen Bereiche waren häufig als glasüberdachte Innenhöfe ausgebildet. Das wohl beeindruckendste Projekt war das zwischen 1858 und 1880 errichtete so genannte Familistère im nordfranzösischen Guise.²³⁸ Die Regulierung des Wohnalltags in glasge-

²³⁴ Siehe VNW 1998; vgl. das ein Jahrzehnt früher erschienene *Förderung 1988*.

²³⁵ Der Zahl weiblicher Vorstandsmitglieder lag im Jahr 2003 in Westdeutschland bei 257, was einen relativen Anteil von 8,7% bedeutete. In Ostdeutschland waren es zu dem Zeitpunkt noch 488 Frauen, was einem Anteil von 22% entsprach. Ihr Anteil sank seit der Wiedervereinigung. Für die Wohnungsgenossenschaften in Hamburg, Schleswig-Holstein und Mecklenburg-Vorpommern zusammen ließ sich rechnerisch ein Frauenanteil an Genossenschaftsvorständen von rund 22% ermitteln. Für die Auskünfte danke ich Herrn Schäfers vom GdW und Frau Beierle vom VNW.

²³⁶ Siehe hierzu *Zürich 1987*. Vgl. *Weber 1999*.

²³⁷ *Mühlestein 1987*, S. 7.

²³⁸ Der in architektonischer wie genossenschaftlicher Perspektive imposanteste Bau ist gewiss die Erschließungshalle des »Familistère« in Guise, Nordfrankreich. Sie ist in Abbildung M 7 des Materialienbandes zu sehen. Im nordfranzösischen Guise, an der Oise, ließ Jean-Baptiste André Godin zwischen 1858 und 1880 das Familistère errichten. Für die Arbeiter seiner in der Nachbarschaft gelegenen Ofenfabrik und für ihre Familien entstand zwischen 1859 und 1861 zunächst ein rechteckiger, ringförmig geschlossener Wohnblock. Diesem rechten Flügel folgten 1862 ein größeres Zentralgebäude und 1877 ein etwas kleinerer linker Flügel. Zusammen begrenzten sie einen Platz von drei Seiten. Die Innenhöfe der drei Blocks erhielten jeweils ein Glasdach. Im Erdgeschoss waren Läden, Salons und weitere Einrichtungen untergebracht. Die drei darüber liegenden Geschosse blieben dem Wohnen vorbehalten. Alle Wohnungen wurden über rund um den Innenhof verlaufende Galerien erschlossen. In den Ecken des Gebäudes waren die Treppenhäuser angeordnet. Dort befanden sich ebenfalls Toiletten und Müllschächte. An zwei Ecken verbanden wettergeschützte Gänge das zentrale Gebäude mit den fast gleich großen Flügeln. Die Wohngebäude erhielten ein zentrales Belüftungs- und Heizungssystem. Viele Wohnungen waren im Raumprogramm variabel gestaltet. Durch eine Verbindungstür zur Nachbarwohnung konnten bei Bedarf größere Wohnungen gebildet werden.

Der »Gesamtwohnpalast« wurde durch vielfältige gemeinschaftlich genutzte Gebäude und Einrichtungen ergänzt. Zu diesen gehörten Zentralküchen, ein Bade- und Waschhaus, ein Säuglingsheim und eine Kinderkrippe, ein Schulgebäude sowie ein Theater. 1882 und 1883 wurde die Gesamtanlage um zwei weitere Wohnblocks erweitert, deren Innenhöfe jedoch nicht mit Glas überdacht wurden. Der »Palais Social«, inspiriert von den Schriften des Sozialphilosophen Charles Fourier, stellte eines der am meisten Aufsehen erregenden frühsozialistischen Siedlungsmodelle dar. Das Eigentum an den Wohn-, Fabrik- und übrigen Gebäuden ging per Gesellschaftsvertrag 1880 in eine Art Produktiv- und Konsumgenossenschaft, der »Société du Familistère de Guise – Association Coopérative du Capital et du Travail«, und damit in die Hände der Fabrikarbeiter und ihrer Familien über. Siehe hierzu *Honneger 1919*, S. 20. Siehe zum Familistère ausführlich *Godin 1980*; vgl. *Bollerey 1991*, S. 150-167; *Stumberger 2004*.

deckten Innenhöfen verlief unter anderem nach folgendem Prinzip: Es »sets up each 'familisterian' as his neighbour's censor and expects the fear of what others will say to be of the greatest benefit for this 'moralising' focus which the 'familistère' was to be«. ²³⁹ Dieses Prinzip sollte durch Bewohnernotizen über das Verhalten der Nachbarn, die öffentlich verlesen wurden, ein Verhaltensmuster generieren, das zur Selbstkontrolle anhielt. Umgekehrt sollte es neue Formen des Zusammenlebens ermöglichen. Darin sah Godin eine zentrale Voraussetzung, um Freiheitsspielräume im Alltag zu eröffnen und zu verteidigen.

Von jener intendierten Freiheit habe sich die erste Bewohnergeneration jedoch weit entfernt. Ihre Notizen hätten eher einen Eindruck über ihre denunziatorischen Fähigkeiten vermittelt. Mit einer, allerdings erst später eingeführten, »Zensur« wären zumindest die wüstesten Denunziationen und intimsten Enthüllungen verhindert worden.

Dieses sozialutopische Großexperiment unter einem Glasdach verdeutlicht, dass Architektur an dieser Stelle ein neues Gesellschaftsmodell repräsentieren soll. Die Vermittlung der Grundlagen des Modells blieb jedoch nicht der gebauten Umwelt überlassen, sondern sollte durch spezielle Regeln, aber auch durch aufwendige Bildungsbemühungen vermittelt werden. Es macht nebenbei auch deutlich, dass das neue andere Wohnen Lösungen sucht, die in historischen Experimenten bereits erprobt wurden, mit sehr unterschiedlichen Ergebnissen.

Die Klammer für beide bildet das Streben nach architektonischen Lösungen für den gesellschaftlichen Prozess. ²⁴⁰ Dieser Prozess ist eng mit ökonomischen Veränderungen verknüpft. Wollten ihn frühe genossenschaftliche Modelle bändigen und in eine demokratisch kontrollierte Gemeinwirtschaft überführen, geht es gegenwärtigen Wohnprojekten nicht um den großen gesellschaftlichen Entwurf, sondern um Modelle zur Integration ökonomischer Veränderungen und gruppenbezogener sozialer Belange. Die Projekte stellen sich dem Problem, zeitlich und räumlich zunehmend flexiblere Arbeit, patchworkartige und diskontinuierliche Erwerbsverläufe mit dem Wunsch nach einem sozialen Miteinander zumindest im Wohnalltag zu verbinden.

Diese Art von Wohnarchitektur soll hier analytisch als soziale Architektur gekennzeichnet werden. Soziale Architektur reflektiert gesellschaftliche Entwicklungen mit ihren räumlichen Ausprägungen. Dabei bezieht soziale Architektur die Ambitionen ihrer Erbauerinnen und Erbauer ebenso ein wie den Gebrauch der gebauten Wohn- und Lebenswelt durch die Benutzerinnen und Benutzer. Sie stellt innovative architektonische Konzeptionen sich verändernden Wohnpraxen gegenüber. Der Begriff soziale Architektur bewegt sich damit gewissermaßen in dem Spannungsfeld, das den Wunsch nach anderem Wohnen

²³⁹ Hier und um folgenden *Godin 1980*, S. 77 f.

²⁴⁰ Diese Formulierung ist angelehnt an *Bollerey 1991*.

öffnet: zu einer Seite mit Fragen an das Raumprogramm und Materialien, zur anderen Seite mit Fragen zur sozialen Organisation des Wohnalltags und zur Aneignung gebauter Strukturen.

Die Wohnprojekte in Hamburg werden mittlerweile auch behördlicherseits akzeptiert und gefördert. Dazu zählt die Zuteilung von Bauland und die finanzielle Förderung.²⁴¹ Ihren Ritterschlag erhielten sie mit der im Juli 2003 gegründeten »Agentur für Baugemeinschaften«.²⁴² Diese war einige Jahre zuvor angebahnt worden durch die Herausgabe eines Leitfadens für Baugemeinschaften.²⁴³

Die Leistungen der Wohnprojektinitiativen stoßen auf zunehmende Sympathie. So lässt sich jedenfalls deren Erwähnung im Aufgabenfeld Wohnen des Programms Soziale Stadt interpretieren, die die Unterstützung gemeinschaftlicher Wohnformen vorschlägt.²⁴⁴ Das gilt ebenso, wenn es darum geht, »(m)it Wohnprojekten die Abwanderung stoppen« zu wollen.²⁴⁵

²⁴¹ Allerdings bleibt die Konkurrenz bei der Grundstücksvergabe groß. Diese herrscht zwischen Projektinitiativen und anderen Bauwilligen, wie auch unter den Initiativen selbst, wenn mehreren von ihnen das gleiche Grundstück in Aussicht gestellt wird. Die Abhängigkeit von öffentlicher Förderung erhöht die Bereitschaft, jeweils aktuelle Topoi wie Nachhaltigkeit oder quartiersstabilisierende Nachbarschaft auch strategisch in den Vordergrund zu rücken. Gleiches gilt auch für die Wahl der Rechtsform. Hier wird die eingetragene Genossenschaft populär, wenn die öffentliche Hand hierin ihre Fördermittel sicher aufgehoben sieht. Bei stärkerer Eigentumsorientierung erscheinen private Baugemeinschaften als privilegierte Rechtsform.

²⁴² Siehe WK 2004, S. 43-48.

²⁴³ Siehe Baubehörde 2001.

²⁴⁴ Siehe hierzu Kapitel 2.2.1 dieser Arbeit.

²⁴⁵ Siehe Welt 5.01.2001.

2.5 Der Traum von einer Insel. Kommunale Sozialstaatlichkeit mit Selbstbeteiligung

Die hier geführte Diskussion der Gesellschaftspolitik als Stadterneuerungspolitik kann zu vier Rezepten zur Gestaltung des Wohnens in der Stadt zusammengefasst werden. Das erste Rezept sucht gewissermaßen zwischen Menschen und Mauern zu vermitteln. Dort entdeckt man mit Coleman die gelungene Gestaltung baulicher Umwelt eher als Ergebnis eines lokalen, gesellschaftlichen Entwicklungsprozesses denn eines geistreichen utopischen Entwurfes. Daraus folgen Gestaltungsrichtlinien für Gebäude und Quartiere, die negative Effekte wie Vandalismus und Unsicherheit zu mindern vorgeben. Die Suche nach den möglichen anthropologischen Grundlagen menschlichen Verhaltens mit Blick auf die mehr oder minder erfolgreiche Anpassung an spezielle Gebäudetypen und Siedlungen verliert sich in der frühen menschlichen Siedlungsgeschichte.

Das zweite Rezept verschreibt Partizipation als Schlichtungsverfahren. Ein Teil der sich ihrer Wohn- und Lebensvorstellungen bewussten Stadtbewohnerschaft nimmt die Gestaltung ihrer Wohnwelten in die eigene Hand – trotz erheblicher Widerstände, ein anderer Teil stimmt mit den Füßen ab und belebt die Bürgersteige jener Stadtteile, die ihren vielfältigen Ansprüchen eher genügen. Mit Partizipation lassen sie sich integrieren.

Ein drittes Rezept verordnet Öffentlichkeit für jeden Winkel der Stadt. Der Begriff Öffentlichkeit übernimmt die Rolle des utopischen Entwurfes, insoweit sich Öffentlichkeit nun der Stadtplanung als Imperativ empfiehlt und der städtische Raum ihren Erfordernissen entsprechend gestaltet werde. Hieran schließen sich die Begriffe wie Urbanität und Demokratie an.

Das vierte Rezept wird gegen Selbstbeteiligung ausgestellt. Da in einzelnen Quartieren die soziale und die bauliche Situation destruktiv aufeinander einwirken, soll eine gemeinsame Auseinandersetzung der Betroffenen benachteiligende Strukturen verändern. Die Genesung des Stadtteils gelinge nur durch die Nachbarschaften und mit den Nachbarschaften.

Alle vier Rezepte versuchen das Spannungsverhältnis zwischen städtebaulichen und gesellschaftlichen Strukturen zu regulieren. Auf der Ebene der Gesamtstadt als räumliche und politische Einheit wird die vermeintlich sachgerechte funktionale Gliederung verhandelt. Ihm gleicht die zentralisierte politische und administrative Steuerung. Das Handeln auf gesamtstädtischer Ebene ist raumwirksam durch die Festlegung von Gewerbe und Wohngebieten, Straßen und Schulen. Es ist auch sozial wirksam, allerdings nur in hoch aggregierten Kategorien darstellbar.

Dem entgegen steht eine teilräumliche Wahrnehmung. Die Miniaturisierung der räumlichen Perspektive ermöglicht die Erfassung jener lokalen Prozesse, die in den einzelnen Quartieren für erhebliches Wohlbefinden, aber auch Unbehagen sorgen können. Nachbarschaften sind hier nicht mehr nur funktionale Gliederungseinheiten, mit Wohn- und Versorgungsfunktionen, sondern Akteure wie Gewebetreibende, Wohnungsgenossenschaften, Kirchen, Vereine und das lokale Polizeirevier. Sie ertragen städtebauliche Disfunktionalitäten oder wehren sich gegen diese, sind vielfältig engagiert und erfüllen das Quartier mit sozialkultureller Vielfalt. Schließlich leisten sie Beiträge zur sozialen Integration der ortsansässigen Bevölkerung.

So sieht es die Gemeinschaftsinitiative Soziale Stadt, die sich der kleinräumlichen Perspektive konsequent verschreibt. Die Ausblendung der nunmehr als externe Einflüsse an den Rand gedrängten Entwicklungen außerhalb des Teilraums ficht sie nicht an. Im Gegenteil »lokalisiert« sie diese ebenfalls. Lokale Ökonomie beschäftigt Auszubildende aus dem Quartier, Bürger diskutieren in den Stadtteilbeiräten die Sorgen des Quartiers, Nachbarn helfen sich untereinander bei ihren alltäglichen Schwierigkeiten.

Dieses Szenario beschreibt die Erwartungshaltung der Sozialen Stadt. Das bleibt für das Bild von Stadt nicht folgenlos. Die Soziale Stadt nährt nicht nur in den von ihr geförderten Stadtteilen mit besonderem Entwicklungsbedarf den »Traum von einer Insel«.²⁴⁶ Die »Insel« versinnbildlicht die soziale und die räumliche Übersichtlichkeit, der »Traum« verweist auf das mit Zweifeln besetzte Streben, den sozialen Frieden auf dieser Insel zu erlangen, in dem Sozialstaatlichkeit transformiert wird zu nachbarschaftlicher, bürger-schaftlicher Mitverantwortung und Mitgestaltung. Das ist gesellschaftliche Utopie. Sie bleibt in der Gegenwart überraschend virulent. Sie denkt die Stadt als Teppich mit einer Vielzahl von Enklaven der Glücklichen vielleicht, der Besitzenden mit Gewissheit.

Für diesen Traum von einer Insel sind Architektur, Sozialwissenschaften und Stadtentwicklungsplanung ebenso empfänglich wie Politik und Sicherheitsbehörden. Diese Utopie entzieht der Gesamtstadt jenes verbindende Element, für das Mitscherlich und stärker noch Bahrndt und Jacobs plädierten, die städtische Öffentlichkeit. Gleichzeitig betont sie die Verbundenheit von Jacobs und Newman. Beide setzen auf soziale Nachbarschaften und rekurren auf einen Vorrat an Gemeinnut. Während Jacobs die Nachbarschaft in der Lage sieht, zwanglos soziale Offenheit und Sicherheit in einem städtischen Quartier zu verteidigen, lädt Newman die Nachbarschaft zum Einschluss ein.

Die Europäische Städtecharta, mit der angefügten Erklärung betreffend die Rechte der Bürger in der Stadt, fasst diese Reorganisation von Stadt in zwei Prinzipien. Für das

²⁴⁶ Diese Formulierung ist dem Redemanuskript *Kamleithner 2002* entnommen, das Frau Kamleithner mir freundlicherweise zur Verfügung stellte, wofür ich ihr danke. Vgl. hierzu auch *Kamleithner 2003*.

Wohnen formuliert sie: »Alle Stadtbewohner haben das Recht, in einer gesunden, sicheren, ruhigen, angenehmen und motivierenden Umgebung zu leben, an deren Erschaffung sie unmittelbar partizipieren«. ²⁴⁷ Für Sicherheit und Verbrechenverhütung in der Stadt soll unter anderem folgendes Prinzip gelten: »Eine wirksame städtische Sicherheitspolitik beruht auf einer engen Zusammenarbeit zwischen Polizei und Ortsbevölkerung«. ²⁴⁸ Die Teilhabe an der Stadtgestaltung sowie an der inneren Ordnung verweisen gemeinsam auf die Ressource Bürger, die in der Optik der Europäischen Städtecharta und der Sozialen Stadt, mit jeweils unterschiedlichem Gewicht, aufgefordert wird, einen verantwortlichen Beitrag gegen die (eigene) Malaise in der Großstadt zu leisten.

Eine derartige Gesellschaftspolitik als Stadterneuerungspolitik empfiehlt sich gleich mehrfach als Rahmen für die Untersuchung eines Wohnungsbauprojektes im Hamburger Stadtteil Hamm-Süd. Das Neubauprojekt offeriert nachbarschaftliches Wohnen. Es wird von einer Wohnungsgenossenschaft verwirklicht. Die Wohngebäude entstehen in einem innenstadtnahen Quartier, welches durch ausgedehnte Industrie- und Gewerbeflächen wie auch durch einen Fluss von benachbarten Stadtteilen relativ abgeschnitten wirkt, weswegen der Stadtteil gelegentlich als »Wohnenklave« bezeichnet wurde. Die Realisierung dieses als soziale Architektur interpretierten Wohnmodells beschäftigt das anschließende Kapitel.

²⁴⁷ Städtecharta 1992, S. 25.

²⁴⁸ Städtecharta 1992, S. 28.

3 Realisierung sozialer Architektur

Das international besetzte Stadtentwicklungsforum in Hamburg von 1993 brachte die starren Festlegungen in Industriegebiet, Gewerbegebiet und Wohngebiet der ins Visier genommenen Stadtteile Hamm-Süd und Hammerbrook für einen kurzen Zeitraum zum Tanzen. Den renommierten Architektinnen und Landschaftsplanerinnen schien kaum ein Konzept zu gewagt, diesem Areal neue Impulse zu verleihen, wie in Kapitel 4.1.1 analysiert wird. Die scheinbar unbegrenzten Möglichkeiten schrumpften hernach jedoch zum Bebauungsplan Hamm-Süd 5 zusammen. Er sah die Umwidmung eines brachliegenden Gewerbestreifens zwischen dem Ufer der Bille und der Steinbeker Straße zur Wohnbebauung vor.²⁴⁹

Das Baugebiet war also um ein Vielfaches kleiner als das Projektgebiet des Stadtentwicklungsforums. Das wirkte sich allerdings nicht auf die Erwartungen vonseiten der Stadtentwicklungsbehörde, der Regierungskoalition des Bezirks Hamburg-Mitte, der Handelskammer, der Bewohnerschaft Hamm-Süds und der Bauträger an das neu zu planende Baugebiet aus: Sie wurden durch diese Verkleinerung keineswegs gemindert. Im Gegenteil: Mit großer Aufmerksamkeit wurden das Bauprojekt und die von ihm ausgehenden Impulse für das Wohnquartier verfolgt – bis auf den heutigen Tag. Das Kapitel 3.1 analysiert die Realisation und deren Rezeption.

Ein Wohnungsneubau am Ortolanweg im Berliner Stadtteil Neukölln der Berliner Bau- und Wohnungsgenossenschaft von 1892 (BBW) ging dem Hamburger Projekt nur wenige Jahre voraus. Drei Kriterien machten ihn zum idealen Vergleichsobjekt: Erstens ließ sich hieran kommunikatives Wohnen unter einem gemeinsamen Glasdach studieren, noch bevor die Wohnbauten an der Steinbeker Straße errichtet und bezogen waren. Es wurde gleichfalls als innovatives Architekturmodell betrachtet und im Rahmen des öffentlich geförderten Wohnungsbaus finanziert. Und schließlich war die programmatische Orientierung auf die Förderung sozialer Nachbarschaft ein Experiment, selbst für die über einhundert Jahre alte Bauherrin, mit dem das soziale Selbstverständnis dieser Genossenschaft neue Impulse erfahren sollte. Mit den vielschichtigen Erfahrungen aus dem Berliner Wohnprojekt am Ortolanweg setzt sich das Kapitel 3.2 auseinander.

Die zahlreichen Erwartungen und Erfahrungen bildeten den Rahmen, der das Forschungsprojekt Hallenhäuser strukturierte und in die Konzeption der soziologischen empirischen Studie einfluss. Die Studie beobachtete den Versuch, »Nachbarschafts-

²⁴⁹ Zum Entwurf des Bebauungsplans siehe Abbildung M 2 und Abbildung M 3.

kontakte durch bauliche Maßnahmen zu provozieren«.²⁵⁰ Sie interpretierte ihn als kommunikative Auseinandersetzung von Nutzerinnen und Nutzern mit Architektur vor dem Hintergrund des Wechselspiels zwischen Menschen und ihrer gebauten Umwelt, das Gegenstand des Kapitels 2.1 war.

In dem Bauvorhaben verbanden sich die sozialen Zielsetzungen eines vielschichtigen Begriffes von Nachbarschaft, wie ihn Stadtentwicklungspolitik als Gesellschaftspolitik momentan in ausgewählten Modellgebieten erprobt. Ihr Streben zielte auf die Abwehr sozialer Desintegration. Schließlich setzte die empirische Untersuchung das Experiment kommunikativen Wohnens in den Bedeutungsrahmen von Genossenschaft und Genossenschaftlichkeit. Der Aufbau der empirischen Erhebung, der Gegenstand des Kapitels 3.3 ist, trug damit der gebauten Wirklichkeit ebenso Rechnung wie dem gesellschaftspolitischen Rahmen.

²⁵⁰ Grandjean 1976, S. 116.

3.1 »Hallenhäuser« an der Steinbeker Straße

Als eine »Mobilmachung im »vergessenen Stadtteil« betitelte das Hamburger Abendblatt im Mai 1994 das Engagement einer Bürgerinitiative Hamm-Süds in Sachen Stadtteilentwicklung.²⁵¹ Um der militärischen Begrifflichkeit den Schrecken zu nehmen und die Bewegung als bodenständig einzuordnen, ergänzten die Reporter: »Bewohner von Hamm-Süd planen ihre Heimat neu«. Die Initiative forderte unter anderem »reine Gewerbeflächen in Mischgebiete umzuwandeln, Häuser zu bemalen, Dachböden zu Spielwiesen auszubauen« und »ständig von den Behörden informiert und an Entscheidungen beteiligt (zu) werden«.²⁵²



Abbildung 16: Ehemaliges Eiswerk (Stadtteilarchiv Hamm)

Die angesprochenen Behörden waren von solcher ideenreichen Stadtentwicklung unterschiedlich angetan. Das verfügbare Datenmaterial bestätigt bedeutende infra- und soziostrukturelle Defizite, die eine städtebauliche Intervention angezeigt erscheinen ließen.²⁵³ Während zu diesem Zweck Hamburgs Oberbaudirektor den Bau von 450 Wohnungen entlang der Steinbeker Straße bereits für 1995 plante, enthielt er sich in Sachen Partizipation einer Äußerung. Zur eingeforderten Beteiligungsform schwieg auch ein Stadtplaner des Bezirksamtes Mitte. Seinen Gegenvorschlag für das Areal zwischen Steinbeker Straße und dem Ufer der Bille ließ er sich jedoch entlocken: »Hier möchte ich einen Jugendtreff und eine Altentagesstätte haben, ein Stadtteilzentrum schaffen.«²⁵⁴ Dabei soll er auf das ehemalige Eiswerk (Abbildung 16) gezeigt haben.²⁵⁵

²⁵¹ Hier und im Folgenden *Abendblatt* 5.05.1994.

²⁵² Ebenda. Siehe zum Forderungskatalog *Gruppe 1994*.

²⁵³ Siehe Kapitel 4.1 dieser Arbeit; vgl. *Mättig 1993*; vgl. *Reitz-Dinse 2003*, S. 79 ff.

²⁵⁴ *Abendblatt* 5.05.1994.

²⁵⁵ Siehe ebenda. Zu diesem Eiswerk, das Kühleis herstellte, siehe *Stadtteilarchiv 1996*, S. 6 ff.; *Lütgert 2000*, S. 251 f.

Einige Hammer Bürgerinnen und Bürger nahmen den Fingerzeig aus dem Bezirk auf und entwickelten ein eigenes Konzept für die Nutzung des ehemaligen, etwa 100-jährigen Eiswerkes, als Stadtteilzentrum mit kulturellen und sozialen Angeboten. Geplant waren ebenfalls Büro- und Gewerbeflächen für Unternehmensgründerinnen und -gründer.²⁵⁶ Ebenso diskutierten sie Ideen für einen Wohnungsbau an der Steinbeker Straße, systematisch gegliedert nach Bauform, Bauausführung, Wohnungsgrundriss, Fassadengestaltung, Gemeinschaftseinrichtungen, Außenanlagen, Wohnumfeld und Pkw-Stellflächen.²⁵⁷ Zusammengenommen spiegeln die diskutierten Aspekte die Suche nach einem Gebäude und einem Wohnumfeld wider, das differenzierten Wohnbedürfnissen von Kindern, Familien und unterschiedlichen Generationen innerhalb eines Ensembles gerecht zu werden versprach und dabei ökologische Belange berücksichtigte. Damit bearbeiteten die Diskutierenden jene sozial und ökologisch orientierten Fragestellungen, die zahlreiche Wohnprojektinitiativen seit Mitte der 1980er Jahre in vielfältigen Lösungsansätzen umzusetzen suchten.²⁵⁸ Stadtplaner des Bezirks Hamburg-Mitte und der alternative Baubetreuer Stattbau sollen zeitgleich zusammen die Realisierungsmöglichkeiten für Nutzungskonzepte eruiert haben, die eine Mischung von Gewerbe und Wohnen innerhalb dieses Refugiums hätten ermöglichen können.²⁵⁹ Die Baubehörde der Stadt Hamburg hielt unterdessen an ihrer Wohnungsbauplanung fest. Dieser Widerspruch wurde dann im Dezember 1995 aufgelöst.

Zunächst platzte der Wunsch, eines der wenigen von dem Luftbombardement der Alliierten 1943 weitgehend unbeschädigten Gebäude zu erhalten. Der Senat beschloss den Abriss des historischen Gebäudes.²⁶⁰ Es wäre nicht mit wirtschaftlich vertretbarem Aufwand zu erhalten gewesen und sollte nunmehr 350 Sozialwohnungen und einigen Kleinbetrieben weichen.²⁶¹ Eine Informationsveranstaltung zur Geschichte des Eiswerkes und ein winterliches Kulturspektakel in dem alten Gemäuer vermochten den Abriss nicht zu verhindern.²⁶²

Der zweite Aspekt der Initiative, der auf die Einrichtung eines Stadtteilzentrums in Hamm-Süd zielte, wurde im März 1996 vom Bezirksamt Hamburg-Mitte zurückgewiesen. Von ihm wurde der »Bedarf nach einem soziokulturellen Stadtteilzentrum (...) nicht gesehen«.²⁶³ Diese Einschätzung markierte eine veritable Wendung in der Wahrnehmung des Bezirkes um 180 Grad: Im politischen Prozess um die Bebauung von vier Hektar Land an

²⁵⁶ *Abendblatt* 7.12.1995, zuvor bereits *taz* 17.11.1995.

²⁵⁷ Siehe *Arbeitsgruppe* 4.12.1995.

²⁵⁸ Siehe Kapitel 2.4 dieser Arbeit. Siehe *Brech* 1989a, *Brech* 1989b.

²⁵⁹ Siehe *taz* 14.10.1995.

²⁶⁰ Siehe *taz* 7.12.1995; *Abendblatt* 7.12.1995.

²⁶¹ Siehe *Abendblatt* 7.12.1995.

²⁶² Siehe zum Kultur-Spektakel *Wochenblatt* 18.01.1996.

²⁶³ *Bezirksamt* 25.03.1996.

der Bille gab ein Teil des Bezirks Hamburg-Mitte nunmehr seine wohlmeinende Unterstützung für ein solches Projekt auf. Stattdessen votierte er für die Vorstellungen des Senats der Freien und Hansestadt Hamburg, der, wie vermutet wurde, der Erfüllung seines geplanten Wohnungsbauvolumens den Vorrang gab gegenüber einer Stärkung der sozialen Infrastruktur.²⁶⁴ Die 324 tatsächlich gebauten Wohnungen waren »kein unbedeutender Beitrag zum Wohnungsbauprogramm des Hamburger Senats«, wie später bestätigt wurde.²⁶⁵ Das Engagement der Bürgerinitiative Hamm-Süd wog offenkundig das übergeordnete Interesse nicht auf.²⁶⁶

Dem ersten Wendemanöver sollte ein weiteres in gleicher Größenordnung folgen. Befreit von der Engführung durch den Senat engagierte sich der Bezirk Hamburg-Mitte ein Jahr später für die Anerkennung Hamm-Süds als Revitalisierungsgebiet durch die Stadtentwicklungsbehörde. Es ginge nun darum, »angesichts des geplanten Wohnungsneubaus an der Steinbeker Straße der sich im Stadtteil abzeichnenden Entwicklung zum sozialen Brennpunkt und der gesellschaftlichen Benachteiligung zu begegnen«.²⁶⁷ Die förmliche Anerkennung als Revitalisierungsgebiet blieb dem Quartier jedoch versagt.

Im Anschluss an diese Flurbereinigung lobten die BGFG und die WBF im Mai 1996 einen »hochbauliche(n) Realisierungswettbewerb mit städtebaulichem und landschaftsplanerischem Ideenteil« aus.²⁶⁸ Er war ein »regional offener, einstufiger, anonymer hochbaulicher Realisierungswettbewerb«, zu dem Architektinnen und Architekten aus Hamburg und Landschaftsarchitektinnen und -architekten aus den norddeutschen Bundesländern zugelassen waren.

Die Aufgabe lautete, »im Rahmen eines städtebaulichen und landschaftsplanerischen Gesamtkonzeptes, das auch eine öffentliche Parkfläche beinhaltet, auf ca. 50% der bebaubaren Wettbewerbsfläche eine hochbauliche Vorentwurfplanung zu erstellen, die zu 90% geförderten Wohnungsbau und 10% gewerbliche Nutzung mit einer Gesamt-BGF von ca. 16 500 qm umfaßt«.²⁶⁹ Hierfür war der Bebauungsplanentwurf Hamm-Süd 5 grundlegend.²⁷⁰ Mit dem Entwurf wäre die Absicht verbunden gewesen, für eine »äußerst wichtige Fläche«, gar »eine Schlüsselfläche zur Stärkung des vorhandenen Wohnens in Hamm-

²⁶⁴ Vgl. *taz* 17.11.1995a; *taz* 17.11.1995b.

²⁶⁵ *Beton* 1999, S. 2.

²⁶⁶ Siehe *taz* 20.01.1996. Zur Replik auf diesen Artikel, die Ignoranz gegenüber der Bürgerbeteiligung im Stadtteilentwicklungsprozess betreffend, siehe *taz* 25.01.1996.

²⁶⁷ *Bezirksamt* 8.01.1997. Siehe zur Revitalisierung Hamm-Süds Kapitel 4.1 dieser Arbeit.

²⁶⁸ Hier und im Folgenden *BGFG* 1996a, S. 2.

²⁶⁹ *BGFG* 1996a, S. 5.

²⁷⁰ Der Bebauungsplanentwurf Hamm-Süd lag zum Zeitpunkt der Auslobung bereits einmal aus und »war in seinen Ausformulierungen weitgehend fixiert«. *BGFG* 1996a, S. 17. Der endgültige Bebauungsplan wurde rund anderthalb Jahre später, am 28.10.1997, verabschiedet. Siehe die Verordnung *Hamm-Süd* 5. Zum Entwurf des Bebauungsplans siehe Abbildung M 2 und Abbildung M 3.

Süd einer neuen, attraktiven Nutzung mit ca. 350 Wohnungen zuzuführen«²⁷¹ und dabei das »Ziel eines gleichzeitig attraktiven und kostengünstigen Wohnungsbaus« gemeinsam zu verfolgen.²⁷² Die nachdrückliche Betonung der hohen Bedeutung der 4 ha Hamm-Süds war zum einen der Widerhall des zähen Ringens konkurrierender Nutzungsvorschläge – hierbei schwankte die Bewertung der sozialen und infrastrukturellen Gemengelage im Gebiet erheblich. Andererseits entsprang sie dem städtebaulich disparaten Erscheinungsbild des Wettbewerbsgebietes und der Stadtteile Hamm-Süd und Hammerbrook. Diese Situation habe den Realisierungswettbewerb für eine Hälfte des Baugrundstücks und den Ideenwettbewerb für die zweite Hälfte gerechtfertigt.²⁷³ Die Tatsache, dass für dieses Vorhaben ein Wettbewerb ausgelobt wurde, war in Hamburg nicht selbstverständlich. Einer Umfrage aus jener Zeit zufolge lag der Anteil der Wohneinheiten, die in Hamburg auf der Basis eines Architekturwettbewerbs errichtet wurde, bei etwa 25%.²⁷⁴

Der Stadtteil Hamm-Süd, der in den Genuss des Wettbewerbs geriet, »präsentiere() sich im Stadtbild sehr heterogen, (...) der westlich an das Wettbewerbsgebiet angrenzende Bereich (...) desolat«.²⁷⁵ Zudem wäre nur ein »unzureichendes Angebot an öffentlichen Grünflächen« zu verzeichnen. Grün spendeten vor allem die nicht öffentlichen Dauerkleingärten, wie die Abbildung 17 zeigt. Außerdem war das »Kanal- und Flusssystem städtebaulich und landschaftlich nicht in den Stadtteil integriert und auch nicht öffentlich erreichbar«. Durch die fast geschlossene Uferrandbebauung erhaschten Fußgängerinnen und Fußgänger in Hamm-Süd lediglich von Brücken aus einen Blick auf die Wasserläufe, die in großer Zahl ihr Quartier durchzogen.

Die Integration in das Straßennetz nahm sich dagegen deutlich positiver aus. Die beiden Bundesstraßen Eiffestraße und Heidenkampsweg gewährleisteten einen guten Anschluss an alle Hamburger Stadtgebiete und das Autobahnnetz. Das bestätigte auch die Speditionswirtschaft, als sie in eigenem Interesse für den Erhalt ihrer Betriebsflächen in diesem Gebiet plädierte. Mit der Unterbrechung der Süderstraße durch eine Fußgängerbrücke konnte der Schwerlastverkehr aus dem Osterbrook zurückgehalten werden.

²⁷¹ BGFG 1996a, S. 17.

²⁷² Die Diskussion um Kostengünstigkeit im Wohnungsbau zeichnet sich dadurch aus, dass sich alle an ihr Beteiligten (Architekten, Bauherren, Bauwirtschaft, Baustoffindustrie, Gesetzgeber) fortwährend bemühen, den Vorwurf der Kostentreiberei an andere Beteiligte weiterzureichen. Vgl. *Großhans 1997*; vgl. *Kröning 1996*. Die durchschnittlichen Kosten je Quadratmeter Wohnfläche im 1. Förderungsweg sanken in Hamburg von 1887 EUR/qm im Jahr 1995 auf 1679 EUR/qm im Jahr 2000. Im Jahr 2002 lagen sie bei 1730 EUR/qm. Siehe *WK 2003*, S. 71.

²⁷³ Siehe *BGFG 1996a*, S. 17. Die Auslobung wurde in *BGFG 1996c* annonciert.

²⁷⁴ Siehe *Roscher 1997a*, S. 15.

²⁷⁵ *BGFG 1996a*, S. 19.



Abbildung 17: Das Wettbewerbsgebiet und seine Umgebung im Radius von 1 km (BGFG 1996a)

Dass auch der ÖPNV nur in größeren Zeitabständen bis zur Endhaltestelle Braune Brücke fuhr, dürfte nicht der Fußgängerbrücke geschuldet sein, sondern eher dem fehlenden Fahrgastaufkommen.²⁷⁶ So blieben die Bewohner Hamm-Süds an Wochenenden nach 20 Uhr regelmäßig unter sich – sofern sie und ihre potenziellen Besucher auf öffentliche Verkehrsmittel angewiesen waren.²⁷⁷

Mit Blick auf »(d)ie besondere Lage des Wettbewerbsgebietes« erklärten die Auslobenden ihre unmissverständliche Absicht, an die Entwürfe »hohe gestalterische Maßstäbe zu setzen«.²⁷⁸ Sie wünschten sich ein »attraktives Gesamtkonzept«. Dieses sollte der »Verbesserung der Wohnqualität insgesamt« dienen und die »Erlebnis- und Erholungsqualität für die Bewohner von Hamm-Süd« entlang des Bille-Laufs deutlich steigern.

Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer hatten bei ihren Planungen etliche lokale Besonderheiten zu berücksichtigen. Dem Umweltgedanken folgend, sollte mit der Ufergestaltung eine Vitalisierung der Bille unterstützt werden. Der Parkstreifen sollte der Naherholung dienen und als Teilstück in das übergeordnete, zu dem Zeitpunkt noch nicht ausformulierte, Landschaftsprogramm unter dem Stichwort Landschaftsachse Bille integriert werden. Wegen der Emissionen aus dem Bereich südlich des Bille-Beckens war die Gebäudehöhe auf vier Geschosse plus ein Staffelgeschoss beschränkt.²⁷⁹ Auf die Tischlerei auf dem Flurstück 744 war ebenso Rücksicht zu nehmen wie auf die Wassersportanlagen im nordöstlichen Bereich des Wettbewerbsgebiets.

Für die zu errichtenden Wohnungen galten im Realisierungsteil die Fördergrundsätze der WK Hamburgische Wohnungsbaukreditanstalt.²⁸⁰ Für den Ideenteil sollte im Hinblick auf den Wohnungsgrößenschlüssel eine Orientierung an den Grundsätzen der WK erfolgen, »wobei insbesondere auf Wunsch der politischen Gremien des Bezirks ein höherer Anteil an großen, familiengerechten Wohnungen wünschenswert« wäre.²⁸¹

Die Aussicht, 180 bis 350 Wohnungen zu entwerfen, die der Erklärung der Auslobergemeinschaft folgend tatsächlich realisiert werden sollten, verfehlte ihre Wirkung nicht. Außerdem galten Hammerbrook und Hamm-Süd zur dieser Zeit als »klassischer ›Erweiterungsbereich‹ der City«, weswegen es lohnte, sich »mit dem Gebiet vertraut zu machen«.²⁸² Die Resonanz auf den Wettbewerb übertraf mit 71 Beiträgen, die alle formalen Bedingungen des Wettbewerbs erfüllten, deutlich die Erwartungen. Das Preisgericht

²⁷⁶ Eine lebhafte Diskussion von Bewohnern Hamm-Süds, darunter auch einigen aus den Neubauten, mit Vertretern des HVV in den Räumen der BGFG über den Ausbau der Verkehrsanbindung schlug in den Fahrplänen mit deutlicher zeitlicher Verzögerung und nur in Ansätzen durch.

²⁷⁷ Siehe BGFG 1996a, S. 20.

²⁷⁸ Hier und im Folgenden BGFG 1996a, S. 27.

²⁷⁹ Siehe hier und im Folgenden BGFG 1996a, S. 29.

²⁸⁰ Siehe WK 1995, in Auszügen abgedruckt in BGFG 1996a, S.42 f.

²⁸¹ BGFG 1996a, S. 34.

²⁸² Wochenblatt 12.12.1996.

verwandte zwei Tage auf die Begutachtung. Dann hatte sie schließlich eine engere Auswahl getroffen.

Diese Wettbewerbsbeiträge, von Beginn an zur Wahrung der Anonymität mit Tarnzahlen versehen, wurden im abschließenden dritten Durchgang einer erneuten Prüfung unterzogen und eingehend diskutiert. In die Beurteilungen waren durchgängig Aussagen zur Gestaltung der Außenräume aufgenommen und dann dokumentiert worden. Den Auftakt machte der Entwurf mit der Tarnzahl 001.

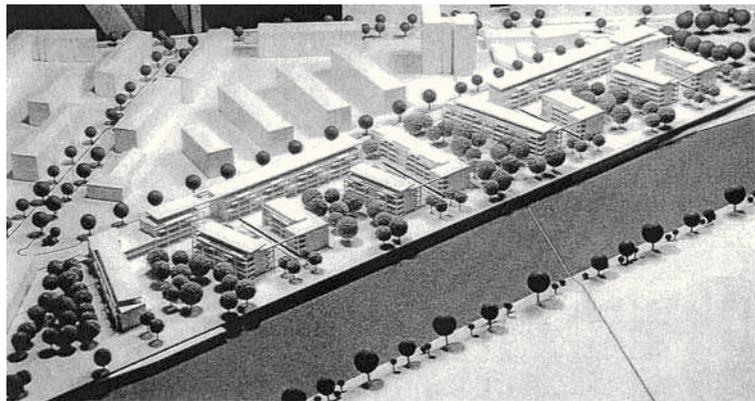


Abbildung 18: Wettbewerbsbeitrag des Architekten-Contors Schäfer – Agathner, Modellansicht aus Süden (BGFG 1996b)

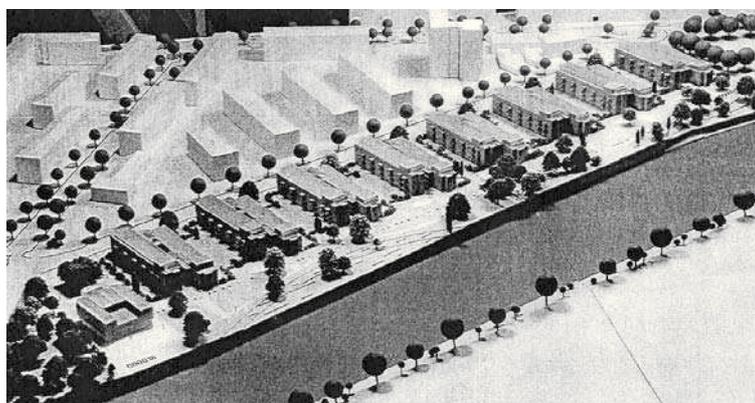


Abbildung 19: Wettbewerbsbeitrag der Architektin Alexandra Czerner, Modellansicht aus Süden (BGFG 1996b)

»Eine besondere Qualität der Arbeit« des Architekten-Contors Schäfer bildeten aus Sicht der Juroren die »kleinen steinernen Wohn-Erschließungshöfe und die großzügigen grünen Höfe, die sich weit zur Bille öffnen«²⁸³, wie in der Abbildung 18 zu sehen ist. Von Nachteil sei jedoch gewesen, dass die »Möglichkeiten einer differenzierten Gestaltung (...) nicht ausgeschöpft« wurden.

Neben der Gestaltung der Außenräume wurden die städtebaulichen Qualitäten besonders kritisch beäugt. In diesem Punkt war das »großzügige und einfache Grundsystem« des Modells der Architektin Alexandra Czerner »städtebaulich eindeutig«.²⁸⁴ Zudem sei der »öffentliche Freiraum entlang der Bille (...) besonders großzügig« gestaltet worden, wovon die Abbildung 19 einen Eindruck vermitteln kann. Als »(i)nnovativ« wertete das Preisgericht den »Vorschlag, die Ost- und Westflügel der Wohngebäude über lediglich zwei offene Treppenanlagen (...) zu erschließen«.

²⁸³ Hier und im Folgenden BGFG 1996b, S. 15.

²⁸⁴ Hier und im Folgenden BGFG 1996b, S. 19.

An dem Entwurf der zwei Architekten Stoeppler + Stoeppler würdigte die Jury eine andere, »fast spröde() städtebauliche() Sprache«.²⁸⁵ Der Entwurf, zu sehen in der Abbildung 20, erschien ihr in puncto »Städtebau und Hochbau (...) in sich schlüssig und eigenständig«. Für kontroverse Diskussionen habe jedoch die »Dichte und die Größe der Höfe« gesorgt, obschon die Orientierung der Wohnungen auf sie »Wohnqualitäten« versprechen.

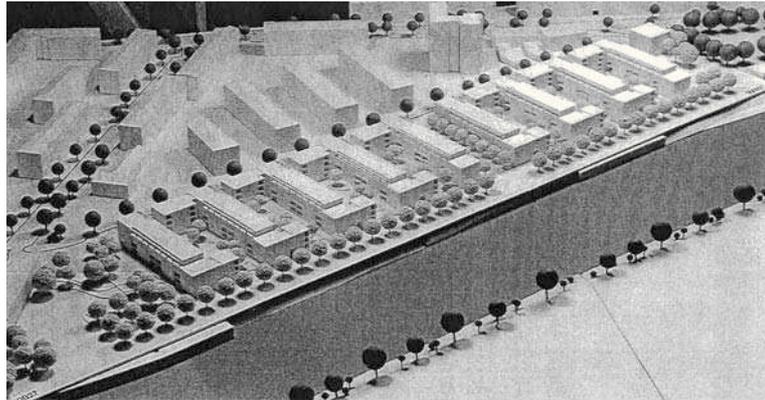


Abbildung 20: Wettbewerbsbeitrag der Architekten Stoeppler + Stoeppler, Modellansicht aus Süden (BGFG 1996b)

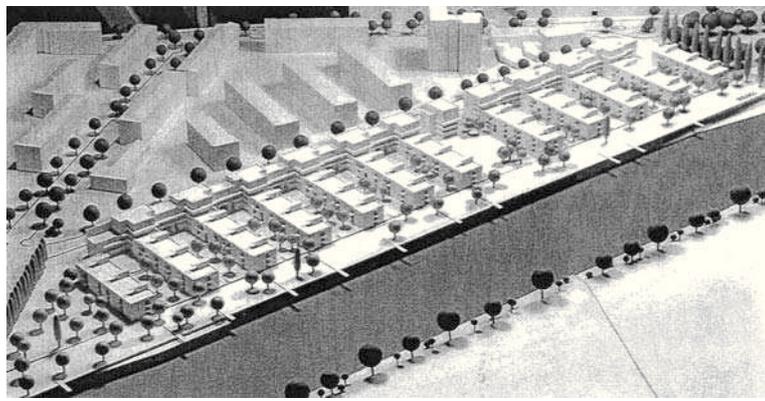


Abbildung 21: Wettbewerbsbeitrag der Architekten Kleffel, Köhnholdt und Gundermann, Modellansicht aus Süden (BGFG 1996b)

Gleiches böten auch die Höfe von Kleffel, Köhnholdt und Gundermann »durch ihre engen Proportionen und die gleichmäßige Verteilung der öffentlichen Durchgänge«.²⁸⁶ Sie sind in Abbildung 21 zu sehen. Allerdings erschien dem Preisgericht die Abgrenzung der privaten Höfe zur Promenade an der Bille mit »einer ca. 3 m hohen Kante überzogen«.

Auf die Problematik der Gestaltung von öffentlichen und privaten Bereichen habe die Arbeit von BKNK, zu sehen in Abbildung 22, »überzeugend und eigenständig« geantwortet. Dort ergänzten sich »Klarheit und Vielfalt (...) zu einem qualitativollen Ganzen.«²⁸⁷ In diesem Beitrag nun trüge die »Dichte (...) durch die qualifizierte Gestaltung der Innenräume zur Identifikation und Intimität bei«.

²⁸⁵ Hier und im Folgenden BGFG 1996b, S. 21.

²⁸⁶ Hier und im Folgenden BGFG 1996b, S. 23. Zu weiteren Arbeiten der Architekten Kleffel, Köhnholdt, Gundermann siehe Kleffel 1999.

²⁸⁷ Hier und im Folgenden BGFG 1996b, S. 27.

Aus dem Streit um die Intimität der Höfe hielt sich die Wettbewerbsarbeit der Architekten von Gerkan, Marg und Partner nur vordergründig heraus, wie die Abbildung 23 zeigt.

Hier dominiere die »Strenge, d. h. die konsequente Geschlossenheit der Randbebauung«, die sehr »spannungsvoll« erschiene.²⁸⁸ Dadurch aber ermögliche das Modell »großzügig und konsequent ein optisches Zusammenspiel des öffentlichen und des privaten Grünbe-

reichs«. Der Entwurf setzte einen deutlichen Kontrapunkt zu den eher introvertierten Beiträgen der Wettbewerber. Die Jury merkte dazu kritisch an, dass die Freiräume »nicht ausreichend ausformuliert« seien.

Die Entscheidung, die das Preisgericht zu treffen hatte, fiel ob der vielseitigen Qualitäten, die die einzelnen Wettbewerbsbeiträge nicht nur mit Blick auf die Freiraumkonzeptionen verhiessen, wohl nicht leicht. Es hatte allein bei der Bewertung der Außenbereiche, zu welchen Grünflächen ebenso zählten wie der Park und der Weg entlang der Bille, konträre Auffassungen zu den sozialen Implikationen abzuwägen. Einerseits sollten öffentliche und private Bereiche nicht durch eine drei Meter hohe Kante geschieden werden, andererseits wären optisch zusammenfließende Freiflächen nicht ausreichend ausformuliert worden. Damit wurde gleichzeitig die mögliche zukünftige Nutzung des Freiraums für die Bewohnerschaft und darüber hinaus die Zugänglichkeit der Wasserkante für die Öffentlichkeit verhandelt. Das Preisgericht deklinierte hier am praktischen

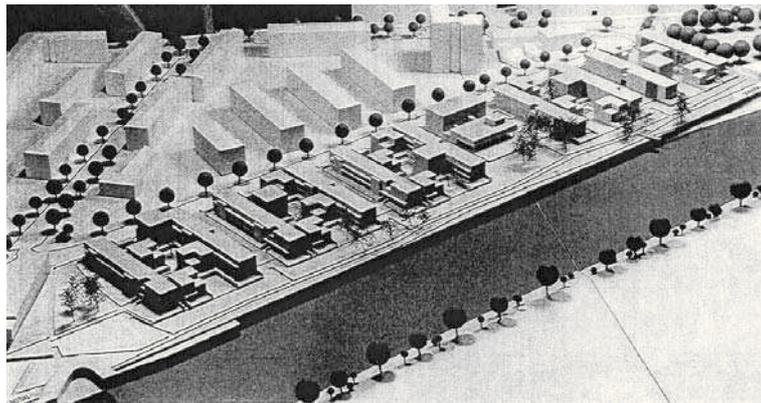


Abbildung 22: Wettbewerbsbeitrag der Architekten Birwe – Kähne – Nähring – Krause, Modellansicht aus Süden (BGFG 1996b)

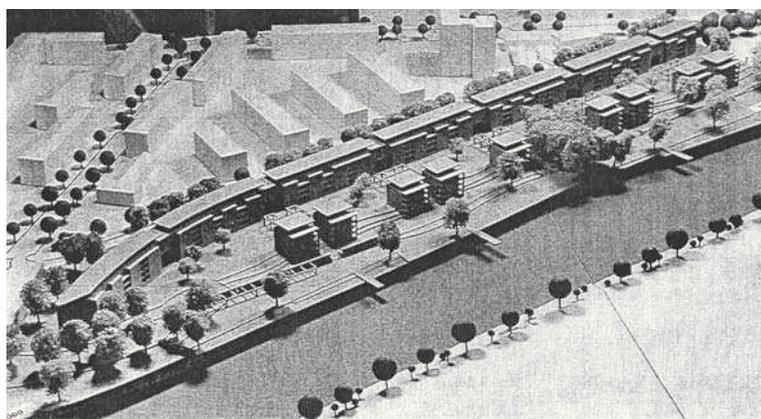


Abbildung 23: Wettbewerbsbeitrag der Architekten von Gerkan, Marg und Partner, Modellansicht aus Süden (BGFG 1996b)

²⁸⁸ Hier und im Folgenden BGFG 1996b, S. 31. Zu weiteren Arbeiten der Architekten von Gerkan, Marg und Partner in jener Zeit siehe Gerkan 2001.

Beispiel die notwendigen Voraussetzungen für die Schaffung von Öffentlichkeit und Privatheit im Wohnquartier, die bereits Bahrdt analysiert und an schematischen Skizzen illustriert hatte.

Für die Höfe, als halb öffentlicher Bereich, stellte sich eine vergleichbare Problematik. Entzündete der Innenhof in einem Entwurf noch kontroverse Diskussionen, trugen sie in einem anderen Modell einmütig zur Identifikation bei. Die Diskutanten schienen an den verschiedenen Beiträgen die widerstreitende Gemeinschafts- und Konflikthypothese exemplarisch diskutieren zu wollen, nach der Letztere vehement abstreitet, dass soziale Gemeinschaft durch dichtes Zusammenwohnen entstünde, was Erstere behauptet. Sie nahmen eine Diskussion vorweg, die später auch die Bewohnerschaft führte, als sie die Fragen zur Förderung nachbarschaftlicher Beziehungen durch Architektur mit ihren Wohn Erfahrungen verband und darauf höchst unterschiedlich antwortete, wie das Kapitel 7 zeigen wird. Aus solchem fruchtbaren Disput um die sozialen Wirkungen städtebaulicher Entwürfe für zukünftige Nutzerinnen und Nutzer heraus gelangten die Juroren zur Vergabe der Preise.

Die Jury kürte mit dem ersten Preis den Beitrag der Architektin Alexandra Czerner. Der zweite Preis ging an die Architekten Birwe, Kähne, Nähring und Krause. Den dritten Preis erhielten von Gerkan, Marg und Partner.²⁸⁹ Im Anschluss daran empfahl das Preisgericht der Auslobergemeinschaft, die Siegerin mit den weiteren Planungsleistungen auf dem westlichen Teil des Wettbewerbsgeländes zu betrauen sowie das mit ihr verbundene Landschaftsarchitekturbüro ASP – Atelier Schreckenber & Partner mit der Gestaltung des öffentlichen Parks.²⁹⁰ Auf dem östlichen Teil des Geländes, für das der Ideenwettbewerb ausgeschrieben war, sollte hingegen das mit dem zweiten Preis gekürte Architektenteam die weiteren Planungen übernehmen. Das Preisgericht empfahl des Weiteren, »möglichst viele familiengerechte Wohnungen zu schaffen«.²⁹¹ Zum Abschluss der Veranstaltung gab es seiner Überzeugung Ausdruck, dass mit den Lösungsentwürfen die »Chance besteht, in der Hansestadt Hamburg zwei neue Wohnkonzepte zu realisieren und der Wohnqualität in Hamm-Süd die erhofften Impulse zu geben«.

Das Abendblatt erkannte prompt »Modelle für die Zukunft« am Bille-Ufer entstehen in einem »der drei wichtigen Stadtentwicklungsgebiete«.²⁹² Kurz zuvor hatte der Bezirk Hamburg-Mitte den Entwurf des Bebauungsplans Hamm-Süd 5 endgültig verabschiedet.²⁹³

²⁸⁹ Siehe zum Wettbewerbsergebnis *BGFG 1996b*, S. 34, ebenfalls veröffentlicht in *Entscheidungen 1996*, S. 2374. Den vierten Preis erlangte das Architekten-Contor Schäfer – Agather. Der fünfte Preis ging an Kleffel, Köhnholdt und Schäfer. Den sechsten Preis erhielten Stoeppler + Stoeppler.

²⁹⁰ Siehe *BGFG 1996b*, S. 32.

²⁹¹ Hier und im Folgenden *BGFG 1996b*, S. 33.

²⁹² *Abendblatt 15.10.1996*.

²⁹³ Siehe *Wochenblatt 10.10.1996a*.

Außerhalb dieses Wettbewerbs präsentierte das Stadtteilarchiv Hamm zusammen mit der Initiative »Bewohnerinnen und Bewohner planen ihren Stadtteil Hamm-Süd« einen städtebaulichen Entwurf zum Wohnen an der Bille des Architekten Oliver Brosius.²⁹⁴ Dieser Entwurf war in erster Linie ein politisches Signal einer Bürgerinitiative aus Hamm-Süd, die nochmals auf Partizipation bei der Entwicklung ihres Wohnquartiers insistierte. Sie machte damit aufs Neue deutlich, dass auch außerhalb der Modellgebiete der Sozialen Stadt die Bürgerinnen- und Bürgerbeteiligung nicht integrierter Bestandteil von Stadtteilentwicklungspolitik ist, zumindest in den Fällen, in denen sie sich unaufgefordert zu Wort melden. Insgesamt schien nach dem stadtteilentwicklungspolitischen Kraftakt »dem Wohnungsbau an der Steinbeker Straße nichts mehr im Wege zu stehen«.²⁹⁵

Die Vorfreude auf die neuen Wohnkonzepte wurde auf Seiten der Auslobergemeinschaft bereits im Januar 1997 deutlich getrübt. Die Presseschlagzeile: »Stadt will weniger bauen. Für Förderung kein Geld mehr da«²⁹⁶, sorgte bei der Auslobergemeinschaft für erhebliche Verunsicherung. Demnach sollte bereits 1997 die Förderung des Sozialwohnungsbaus deutlich reduziert werden, womit die Finanzierung der eben gekürzten Entwürfe fraglich wurde.²⁹⁷ Hierüber endgültig entscheiden sollte »aber erst die neue Regierung«, womit an die bevorstehende Bürgerschaftswahl im September 1997 erinnert wurde, vor der kaum weit reichende finanzielle Festlegungen zu erwarten waren.²⁹⁸ Und selbst nach dieser Bürgerschaftswahl verging noch ein weiteres Jahr, bis die Zeitungsmeldung »Baubeginn an der Bille« dem entsprach, was nun auch real geschah.²⁹⁹

²⁹⁴ Siehe *Wochenblatt* 10.10.1996b.

²⁹⁵ *Wochenblatt* 10.10.1996a.

²⁹⁶ *Abendblatt* 21.01.1997.

²⁹⁷ Hier und im Folgenden *Abendblatt* 28.01.1997.

²⁹⁸ In der Zwischenzeit kursierten zahlreiche Spekulationen. Siehe hierzu *Wochenblatt* 19.06.1997; *Wochenblatt* 26.02.1998; *Wochenblatt* 19.03.1998.

²⁹⁹ *Wochenblatt* 10.09.1998.

3.1.1 Die Rezeptionsgeschichte

Zur obligatorischen Grundsteinlegung im November 1998 war die Vorfreude erneut entfacht.³⁰⁰ »Schöner Wohnen an der Bille« betitelten gleich zwei Zeitungen der Hansestadt die guten Aussichten für Wohnungssuchende.³⁰¹ Der einen war es beim Anblick des Hallenhausmodells in Abbildung 24 klar, hier entstünde »ein Haus, um das sich die Mieter reißen« würden.

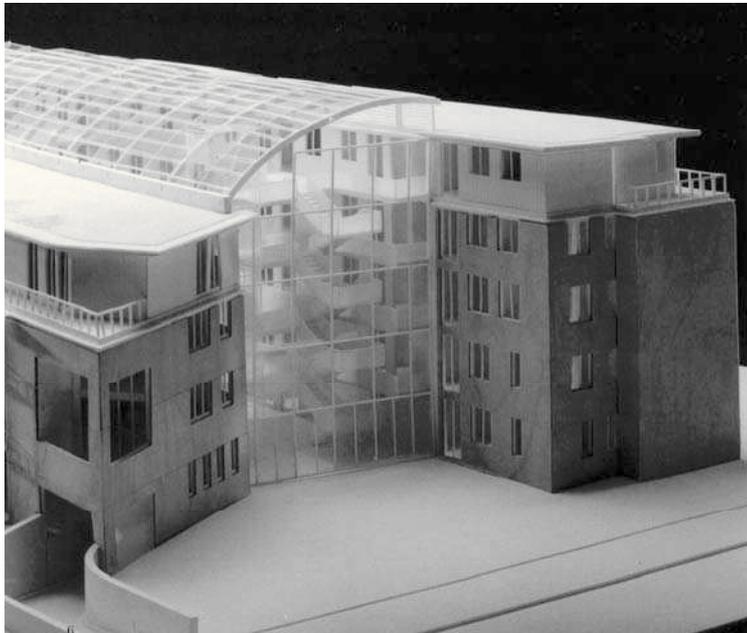


Abbildung 24: Modell mit überdachtem Hof, Ansicht aus Norden (BGFG 1999a)

Zurückhaltender im Ton bemerkte die andere bereits eine positive Veränderung des Bildes von Hamm-Süd.³⁰² Sie erinnerten so an beide Zielsetzungen, die dem Wettbewerb zugrunde lagen: die Stärkung des Quartiers Osterbrook durch die Schaffung attraktiver Wohnungen.

Beide Zeitungen berichteten ebenfalls von »überdachten Wohnhöfen«, die dadurch entstanden, dass »jeweils zwei Riegel mit einem Glasdach verbunden«³⁰³ wurden. Hierbei handelte es sich einerseits um eine Weiterentwicklung des Gebäudekonzepts in baukonstruktiver Hinsicht gegenüber dem Wettbewerbsentwurf, der, als »(i)nnovativ« gewertet, lediglich »zwei offene überdachte Treppenanlagen« zwischen Ost- und Westflügel vorschlug, die einen »transparenten Wetterschutz zur Hauptwindrichtung« hin erhalten sollten.³⁰⁴

Andererseits verwandelte diese bauliche Veränderung die Entwurflösung für einen sozialen Wohnungsbau an der Steinbeker Straße schlagartig in ein Experiment. Die

³⁰⁰ Siehe *Wochenblatt* 17.12.1998.

³⁰¹ Hier und im Folgenden *Morgenpost* 23.11.1998; vgl. *Abendblatt* 24.11.1998.

³⁰² Hier und im Folgenden *Abendblatt* 24.11.1998.

³⁰³ *Morgenpost* 23.11.1998.

³⁰⁴ Czerner 1997, S. 133; siehe auch BGFG 1996b, S. 19.

Zusammenfassung von 45 Wohnungen unter einem gemeinsamen Glasdach würde gewiss das Wohnen verändern. Ob und wie es von den zukünftigen Mieterinnen und Mietern angenommen werden würde, waren zwei von einer Vielzahl von Fragen, die die BGFG beschäftigte. Ein Besuch bei der Berliner Bau- und Wohnungsgenossenschaft von 1882 eG (BBW) konnte hier erste Klärung schaffen.

Die BBW hatte einige Jahre zuvor in einem Wettbewerb nach Lösungen gesucht, die ausdrücklich kommunikatives Wohnen ermöglichen sollten. Das Ergebnis waren verschiedene Modelle, bei denen sich die Wohnungen um überdachte, geschlossene Innenhöfe gruppierten. Das Berliner Glashallenhausmodell am Ortolanweg im Bezirk Neukölln, das Gegenstand des folgenden Kapitels ist, bot den Bewohnerinnen und Bewohnern im Unterschied zum Hamburger Hallenhaus einen beheizbaren Innenhof. Es ist als Beispiel kommunikativen Wohnens beschrieben und analysiert worden³⁰⁵ und vermochte so auch den bauwilligen Genossenschaftlern aus Hamburg zwei entscheidende Hinweise zu liefern. Kommunikatives Wohnen im Rahmen des öffentlich geförderten sozialen Wohnungsbaus könnte erstens den sozialen Zusammenhalt unter der Bewohnerschaft und damit gleichzeitig den Genossenschaftsmitgliedern fördern. Zweitens könnte gerade eine Genossenschaft für diesen Versuch prädestiniert sein, da solidarisches Handeln den Kern des historischen Selbstverständnisses bildet, dem dieses Experiment neue Impulse verleihen würde. Hier stützte gar die Etymologie des Verbs »kommunizieren« solches Bestreben. Das aus dem lateinischen »communicare« entlehnte Verb enthält neben der heutigen gängigen Bedeutung »mitteilen« auch die Bedeutung »gemeinschaftlich tun«.³⁰⁶

Den vorgestellten sozialen Optionen waren handfeste Kosten gegenzurechnen, die die Errichtung, aber mehr noch der Betrieb und die Pflege solcher Anlagen erwarten ließen.³⁰⁷ Den Investitionen in kommunikatives Wohnen konnten wiederum die Erfahrungswerte aus konventionellen Wohngebäuden gegenübergestellt werden.

³⁰⁵ Siehe hierzu *Amann 1993*.

³⁰⁶ Siehe *Etymologie 1989*, S. 367.

³⁰⁷ Auf eine Darstellung der Kostenstruktur verzichte ich in dieser Arbeit.

Sie rechneten sich aus betriebswirtschaftlicher Sicht dann, wenn stabile Wohnverhältnisse geschaffen wurden, die sich in zwei augenfälligen Indikatoren niederschlugen: geringe Fluktuation und geringer oder gar das Fehlen von Vandalismus.³⁰⁸



Abbildung 25: Das neue Hamm im Bau (BGFG 1999)

Die attraktive architektonische Hülle wurde verknüpft mit der Erwartung einer belebenden Außenwirkung auf den Stadtteil. Ebenso erhoffte man sich eine Imageverbesserung der Genossenschaft und eine Vitalisierung der Nachbarschaft. Von der veränderten Sichtweise auf den entstehenden Neubau zeugten die Informationsprospekte, die ab 1999 an interessierte Wohnungssuchende verteilt wurden. Ein Faltblatt war als »Einladung zu Dornröschen« gedacht und stellte das Wohnen am Wasser, den Komfort der Wohnungen und die verkehrsgünstige Lage in den Vordergrund. Es schloss seine Botschaft mit einem klaren Bekenntnis zum Stadtteil, in dem sie durch ihre Geschäftsstelle und zahlreiche Wohnanlagen stark präsent ist: »Wir bauen das Neue Hamm!«³⁰⁹ Wie weit es bis dahin gediehen war, zeigt die Abbildung 25.

Mit ihrem Motto stellte sich die BGFG aus eigenem Interesse als Partnerin bei der Stadtteilentwicklungspolitik Hamm-Süds auf, nicht zuletzt mit der Hoffnung auf weitere Umwandlungen von Gewerbeflächen zu Flächen mit Wohnungsnutzung, insbesondere entlang des Bille-Ufers gen Hammerbrook.³¹⁰

Eine weitere Broschüre der BGFG verkündete bereits auf dem Titelblatt den »Aufbruch in Hamm-Süd«.³¹¹ Sie stellte die beiden Bauprojekte an der Steinbeker Straße vor, mit denen die BGFG »ins nächste Jahrtausend« aufzubrechen beabsichtigte.³¹² An der

³⁰⁸ Fehlten beide Indikatoren, läuteten regelmäßig die Alarmglocken bei Wohnungsunternehmen und Politikern, die mit Leerständen und hohen Kosten für Schadensbeseitigungen insbesondere in Großwohnsiedlungen zu kämpfen hatten und hierin die Vorboten residenzieller Segregation erkannten. Ein von der Baubehörde initiiertes Workshop nahm sich in Hamburg 1999 dieser Problematik an. Zum Programm des Workshops siehe *Wohnungswesen 1999a*. Als Tagungsunterlage diente *Kirchhoff 1999*. Beispiele für Großwohnsiedlungen in Hamburg finden sich in *Harms 1989*.

³⁰⁹ Siehe *BGFG 1999c*.

³¹⁰ Siehe hierzu Kapitel 4.1.1 dieser Arbeit.

³¹¹ *BGFG 1999a*, Titelseite.

³¹² *BGFG 1999a*, S. 3.

Steinbeker Straße 4-18 wurde »(n)achbarschaftliches Wohnen direkt am Wasser« offeriert. Tatsächlich rückte hier die überdachte Wohngasse als Ort der Hausgemeinschaft ins Blickfeld, wo weniger Anonymität herrschen würde.³¹³ An der Steinbeker Straße 68-72 zielte das Angebot auf den Garten und auf den geschützten Hof. Eine fest installierte Sitzbank vor der Wohnungstür erinnere an eine bestimmte Atmosphäre, »fast so wie früher auf dem Dorf«.³¹⁴ Man könne aber auch »dem gemeinschaftlichen Hof den Rücken kehren« und »sich auf seinen außenliegenden Wohnungsbalkon zurückziehen«. Die Alternativen Hof oder Balkon versinnbildlichten die Problemstellung der Bauherrin zu diesem Zeitpunkt. Ein Hof als Angebot zum nachbarschaftlichen Wohnen war zunächst ein Versprechen, dessen Einlösbarkeit schon die Gemüter des Preisgerichts heftig erregte und welches letztlich erst die zukünftige Praxis einlösen musste. Dass es möglich war, konnte in Berlin studiert werden. Andererseits sind Ansprüche auf Rückzugsmöglichkeiten, für die der außen liegende Balkon als Bild gewählt wurde, ebenso legitim wie nachbarschaftsorientiertes Wohnen. Der Rückzug gelingt aber kaum, wenn im Hof die »Gemeinschaft« feiert. Schließlich standen hinter beiden sozialen Ansprüchen auch interessierte neue Mitglieder, deretwegen es ratsam erscheinen mochte, beide Optionen ausgewogen darzustellen. In hanseatischer Nüchternheit präsentierte die BGFG in ihrer Mitgliederzeitung »Bei uns« daher einstweilen ein »Wohnen an der Bille mit großem Wintergarten«.³¹⁵ Der Wintergarten stand für die Halle mit Glasdach, die mit etwa 350 qm Innenhoffläche »auch an kühlen und regnerischen Tagen ein Klima biete(), das zum Verlassen der Wohnung verleite()«.³¹⁶ Der Wintergarten galt in energiesparender Hinsicht als attraktiv und ökologisch vorteilhaft. Einige Seiten weiter in der gleichen Ausgabe erläuterte ein Artikel die gemeinsame Imagekampagne der Hamburger Wohnungsbaugenossenschaften, mit der diese unter dem Slogan »Typisch Genossenschaften!« auf die positiven Besonderheiten genossenschaftlichen Wohnens hinwiesen.³¹⁷

Diese Hinweise fehlten wohl ebenfalls nicht beim Geschichtscafé, einer nachmittäglichen Veranstaltungsreihe des Stadtteilarchivs Hamm, bei der im Mai das Neubauprojekt an der Steinbeker Straße im Vordergrund stand. Die Vorgeschichte war vom Stadtteilar-

³¹³ BGFG 1999a, S. 7.

³¹⁴ Hier und im Folgenden BGFG 1999a, S. 11.

³¹⁵ Hier und im Folgenden *Bei uns* 1/1999, S. 4. Die Mitglieder konnten bereits in den jährlichen Geschäftsberichten der BGFG den Verlauf des Bauprojektes in Erfahrung bringen. Siehe BGFG 1998, S. 8 f.; BGFG 1999j, S. 9 f.; BGFG 2000b, S. 5 ff.

³¹⁶ Vgl. auch *Bei uns* 3/1999, S. 7. Die innere, von zwei Glastrennwänden eingeschlossene Fläche beträgt nach eigenen Berechnungen rund 250 qm.

³¹⁷ *Bei uns* 1/1999, S. 9.

chiv im Verein mit einer Bürgerinitiative und einem alternativen Baubetreuer kritisch begleitet worden.³¹⁸

Der Zeitung dieses alternativen Baubetreibers erläuterte der Prokurist der BGFG, dass auch für ein 77 Jahre bestehende Unternehmen »(g)enossenschaftlicher Wohnungsbau ganz anders« möglich ist, was die herausfordernden Wohnkonzepte beider Neubaulprojekte an der Steinbeker Straße belegen würden.³¹⁹ Für die Wohnungswirtschaft brachte der Leiter der Vermietungsabteilung der BGFG das gleiche Vorhaben auf die Formel: »Mitgliederzufriedenheit + neue Ideen = Erfolg«.³²⁰

Den Erfolg führte eine andere Zeitung auf das Credo der Architektin Czerner zurück. »Ein Architekt muss die Zukunft antizipieren. Seine Arbeit ist immer reale Vision«, hätte es angeblich gelautet.³²¹ Es mit einer Frau statt mit einem Mann zu tun zu haben, irritierte die Zeitung wenig. Von den Visionen sah die Zeitung gleich drei erfüllt. Sie sah Wohnhäuser entstehen, die erstens »architektonisch wegweisend für das Quartier« seien, zweitens »auf jeden Fall den Standort aufwerten« würden und drittens dabei gleichzeitig davon zeugten, wie sich »anspruchsvolle Architektur (...) kostengünstig realisieren« ließe.³²²

Auch Eugen Wagner, zu jener Zeit Präses der Baubehörde der FuHH »begrüß(t)e« in der Broschüre des InformationsZentrums Beton »die Aktivitäten der Baugenossenschaft freier Gewerkschafter eG in ihrem Bemühen, bei hoher Qualität zu günstigen Kosten und tragbaren Mieten für breite Schichten der Bevölkerung zu bauen«.³²³ Zur oft eingeforderten Kostengünstigkeit hätte die enge Zusammenarbeit von Bauherrin, ausführendem Generalübernehmer und Generalunternehmer sowie der Architektin ebenso beigetragen wie die rationelle Bauausführung mit Betonfertigteilen, was die Marketinggesellschaft InformationsZentrum Beton herausstrich.³²⁴

³¹⁸ Vgl. *Lokalbote* 29.04.1999.

³¹⁹ *Kay* 1999.

³²⁰ *Gerken* 1999.

³²¹ *Abendblatt* 25.09.1999. Für die Vision einer Emanzipation, die eine Architektin als weibliche Berufsbezeichnung akzeptierte, engagierte sich Frau Czerner ebenfalls. So ergänzte sie den Namen des hamburgischen Landesverbandes des Bundes Deutscher Architekten unter ihrem Vorsitz um den Zusatz »und Architektinnen«.

³²² *Abendblatt* 25.09.1999.

³²³ *Beton* 1999, S. 2.

³²⁴ Siehe zur Teamarbeit *Beton* 1999, S. 3; zur rationellen Bauausführung *Beton* 1999, S. 6.

Zu den Kosten sparenden vorgefertigten Bauteilen zählten beispielsweise die Treppenelemente, welche in Abbildung 26 zu sehen sind. Nach deren Montage konnten sie sofort genutzt werden.



Zu den sozialen Ambitionen nahm die Architektin selbst Stellung. Auf die Frage,

Abbildung 26: Vorgefertigte Treppe als Baustein zur Kosteneinsparung (Beton 1999)

»(w)elche besonderen sozialen Aspekte (...) bei der Planung zu berücksichtigen« waren, antwortete sie, dass sie »(d)ie Analyse des gesellschaftlichen Wandels (...) veranlasst(e), über gemeinschaftsorientiertes Wohnen nachzudenken, in dem Alleinerziehende, Familien, Senioren, Behinderte etc. integriert leben, wohnen und nach Möglichkeit und Bedürfnis auch ihre Freizeit gestalten können«. ³²⁵ Mit dieser Antwort skizzierte Czerner gesellschaftliche Utopie, in deren Dienst sie ihre Architektur stellte. Die Utopie bestand in dem Versuch, eine Hülle für einen gesellschaftlichen Prozess zu schaffen, der im Wohnbereich Formen gemeinschaftlichen sozialen Zusammenseins ermöglichte und als Modell sozialer Architektur zu verstehen ist, wie ihn Kapitel 2.4 herleitete.

Das Wort Möglichkeit betonte das notwendige Vorhandensein gebauter Strukturen, die sich für solche Zwecke nutzen ließen. Das Wort Bedürfnis unterstrich die Freiwilligkeit gemeinsamen Handelns in Abwehr einer Interpretation von Gemeinschaft als Zwangsveranstaltung.

Solchem sozialen Bauen schienen die Herren in Abbildung 27 auf einer Terrasse des gegenüberliegenden Bille-Ufers im Sommer 1999 gelassen entgegen zu sehen.

Die auf der Billerhuder Insel ansässigen Rudervereine und Kleingärtner waren bereits mehrfach in das Visier der Stadtplanung geraten und wieder aus ihm heraus getreten, wie das Kapitel 4.1 beschreibt. Ihnen wurden im Zuge der geplanten Neubebauung der Kleingartenkolonie bereits jene guten nachbarschaftlichen Beziehungen bescheinigt, an denen zu dieser Zeit woanders noch – siehe Bildhintergrund oben – mit Hochdruck gebaut wurde.

³²⁵ Beton 1999, S. 5. Wie die Architektin Czerner wohnt, beschreiben *Abendblatt* 20.08.1998; *Welt* 11.11.2000.

Mit Blick auf das bürgerliche Streben zur Durchsetzung des Ideals der abgeschlossenen Kleinwohnung bedeutete die Planung gemeinsamer Handlungsfelder eine deutliche Abkehr. Das Ideal hatte Räume für die Gemeinschaft

Johannes Richter und Günther Stockmann verbringen die heißen Stunden des Tages auf der Terrasse des Biller Ruder Club bei Kaffee, Kuchen und auch mal einem Bier. Für sie als Billhuder „Insulaner“ eine gute alte Sommertradition.



Abbildung 27: Siesta auf der Billerhuder Insel (Wochenblatt 5.08.1999)

nicht vergessen. Es setzte vielmehr grundsätzlich auf den Dualismus von symbolischer Integration durch Repräsentation ihrer gesellschaftlichen Ordnung unter Aufrechterhaltung strikt abgeschlossener Wohnungen. Die Hallenhäuser sind hiernach Beispiele sozialer Architektur, in dem sie ein Stück Utopie in ein Raumprogramm übersetzten, das solidarisches Handeln innerhalb der Bewohnerschaft, aber auch der Genossenschaft zu ermöglichen versprach. Damit hielt jener komplexe gesellschaftliche Wandel, den auch Wohnprojektgruppen bearbeiteten, Einzug in den sozialen Wohnungsbau – allerdings ohne Gruppenselbsthilfe beim Bau.

Pünktlich zur offiziellen Einweihungsfeier an der Steinbeker Straße 4-6 im November 1999 waren das Gebäude wie auch seine soziale Programmatik ausgehärtet. Beide konnten vor Ort erklärt werden, wie die Abbildung 28 demonstriert, und wurden aufmerksam aufgenommen, wie Abbildung 29 zeigt. Die BGFG erläuterte Architektur und soziale Intention anhand des Begriffs Hallenhäuser. Der Name »Hallenhäuser (...) bedeutet, dass je zwei Hauszeilen miteinander durch ein Glasdach verbunden sind. So entsteht ein wettergeschützter Hofraum, der Jung und Alt zu nachbarschaftlichen Aktivitäten einlädt.«³²⁶

Über solche Qualitäten im öffentlich geförderten sozialen Wohnungsbau berichteten die lokalen Printmedien eifrig. Eine Boulevardzeitung schrieb zunächst in drei Zeilen kurz über »Schöner Wohnen an der Bille«³²⁷, geriet aber zwei Tage später regelrecht ins Schwärmen: »So schön kann man zur Miete wohnen« und verwies auf den »Clou: Die Innenhöfe sind mit einem Glasdach überspannt – ein Super-Treffpunkt für Kinder.«³²⁸

³²⁶ Bei uns 1/2000, S. 6.

³²⁷ Bild 27.11.1999. Vgl. auch Abendblatt 29.11.1999.

³²⁸ Bild 29.11.1999.

Den Mut zum Experiment stellte ein anderes Blatt heraus. »Man traut bei der BGFG sich und den Mietern etwas zu, (...) setzt auf modernes, anspruchsvolles Wohnen, auf faire Nachbarschaft und Kommunikation«. ³²⁹ Einen Nachteil wollte eine weitere Zeitung erkannt haben: »Die Neubauten liegen am Rande des Straßenstrichs Süderstraße«. ³³⁰

Das Hallenhaus mit seinem Innenhof blieb auch nach der offiziellen Eröffnung medial präsent. Es ließ sich als erfolgreiches Beispiel für unterschiedlichste Zielsetzungen deuten. Vor

der Bürgerschaftswahl im September 2001 besuchte der noch amtierende sozialdemokratische Oberbürgermeister Ortwin Runde die Steinbeker Straße. »Er hielt mit Mietern einen Plausch über den Gartenzaun und philosophierte über die Notwendigkeit guter Nachbarschaft. Begeistert zeigte sich Runde von der »gemeinschaftsbildenden« Anlage des Bauwerks« ³³¹, wie die Welt bemerkte. Sein Parteifreund und Ortsvorsitzender der SPD Hamm-Borgfelde habe »den Neubau des Polizeireviers, den Wohnungsbau an der Steinbeker Straße und die Einrichtung von Jugendtreff und Sportlerheim an der Wenden-



Abbildung 28: BGFG-Vorstände im Gespräch mit dem Präses der Baubehörde (Bei uns 1/2000)



Abbildung 29: Aufmerksame Gäste bei den Einweihungsfeierlichkeiten

³²⁹ *Wochenblatt* 16.12.1999.

³³⁰ *Lokalbote* 9.12.1999.

³³¹ *Welt* 2.09.2000.

straße« als »kommunalpolitische Erfolge verbucht()«. ³³² Ein und drei viertel Jahre später »inspizierte« der christdemokratische Herausforderer Freiherr Ole von Beust »ausgiebig mit Vertretern der Baugenossenschaft Freier Gewerkschafter (...) die großzügigen fünfgeschossigen Wohnkomplexe (...) und hob im Gespräch das wassernahe Bauen als Trendwende hervor«. ³³³

Dass durch solche Wohnkomplexe auch eine Trendwende in der Abwanderung der Stadtbevölkerung in das Umland außerhalb der Grenzen des Stadtstaates Hamburg zu initiieren wäre, war sich die Arbeitsgemeinschaft Hamburgischer Wohnungsunternehmen gewiss. Sie hatte auf einer aktuellen Studie zur Stadtentwicklung und Demografie basierend gefordert, »Stadtflucht durch städtische Vielfalt« zu begegnen. ³³⁴ Solche Fluchtbewegungen bedeuteten regelmäßig eine Verringerung an Steuereinnahmen und Kaufkraft der FuHH zugunsten der Umlandgemeinden. Zudem förderte dieser Trend zusammen mit der steuerlichen Eigenheimförderung die ökologisch bedenkliche Zersiedelung und Versiegelung dortiger Flächen. Die Studie selbst wollte insbesondere festgestellt haben, dass ein Teil der abwandernden Haushalte unfreiwillig die Stadt verlasse – eben wegen des Mangels an attraktiven Wohnungen, Eigentumswohnungen im Besonderen, innerhalb der Stadt. Gerade Eltern, die das Aufwachsen ihrer Kinder in einem überschaubaren Umfeld gewährleistet sehen wollten, würden Wohnperspektiven fehlen.

Die Arbeitsgemeinschaft Hamburgischer Wohnungsunternehmen empfahl ein ganzes Arsenal von Veränderungen. Sie reichten von flexibleren Belegungsbindungen ³³⁵, durch die Sozialwohnungsbestände für sonst Abwandernde geöffnet werden sollten, über Strategien zur »Verbesserung des Sicherheitsempfindens« der Bewohner durch Quartierskonzepte und Gebietsbetreuer bis zu dem Bau attraktiver Wohnungen und Wohnquartiere.

³³² *Wochenblatt* 2.03.2000.

³³³ *Lokalbote* 26.04.2001.

³³⁴ *AHW* 16.11.2000. Siehe zur Studie *Empirica 2000a*; *Empirica 2000b*; *Empirica 2000c*.

³³⁵ Siehe zur Belegungsbindung Kapitel 5 dieser Arbeit.

In der Aufzählung von Projekten, die »als beispielhaft() gelten«,³³⁶ führt die über die Pressekonferenz berichtende Welt auch jenes in der Steinbeker Straße an, das die Abbildung 30 zeigt. Süffisant als »Hallenhäuser für Gewerkschafter« betitelt, hatte die Zeitung sie in einem mehrspaltigen Artikel kurz zuvor als ein Gebäude beschrieben, das »die Prinzipien eines Dorfes mit abgeschlossenen Wohnungen und gemeinsamen



Abbildung 30: Glasüberdachte Halle der »gemeinschaftsbildenden Anlage« (BGFG)

Freiflächen unter einem Dach zusammenfasst«.³³⁷ Dort sollten »Licht und Luft im überdachten Innenhof (...) das Gemeinschaftsgefühl der Bewohner fördern«. Von Hallenhäusern für Gewerkschafter zu sprechen, war allerdings nicht ganz unzutreffend. Von den befragten 81 Hallenhausbewohnerinnen und -bewohnern gaben 22,2% an, Mitglied einer Gewerkschaft zu sein.³³⁸ Licht und Luft, ergänzt um Sonne, holte die Formel ans Tageslicht, unter der die genossenschaftliche Wohnreformbewegung in den 1920er Jahren innovative Wohnkonzepte realisierte. Sie wandte sich mit dem Slogan insbesondere gegen die so genannte Mietskaserne – als Ikone spekulativer Wohnungswirtschaft und verantwortlich für die im wahrsten Sinne des Wortes erbärmlichen Wohnverhältnisse

³³⁶ Siehe hierzu auch *Welt* 17.11.2000; vgl. *AHW* 16.11.2000.

³³⁷ Hier und im Folgenden *Welt* 7.10.2000.

³³⁸ Siehe *Tabelle I-85-6-M: Mitglied in einer Gewerkschaft*. Zwei von diesen waren darüber auch aktive Mitglieder einer Gewerkschaft. Siehe dazu *I-85-6-A: Aktiv in einer Gewerkschaft*. Bei der Nummerierung der Tabellen der drei empirischen Phasen verweist die vorangestellte römische Ziffer auf die jeweilige Erhebungsphase, die arabische auf die dazugehörige Frage. Diese Nummerierung findet sich im Inhaltsverzeichnis des Materialienbandes zu meiner Arbeit wieder und führt zu der entsprechenden Tabelle.

der Arbeiterklasse.³³⁹ Allerdings mobilisierte die Zeitung Genossenschaftsgeschichte nicht zum Ruhme sozialreformerischen Wohnens, sondern bestand auf der Unangemessenheit des Neubaus für den sozialen Wohnungsbau. »Hallenhäuser für Gewerkschafter« sollte Vetternwirtschaft assoziieren, die auf den spektakulären Niedergang des gewerkschaftlichen Wohnungsbaukonzerns »Neue Heimat« verwies. Die Formulierung liest sich auch als Beispiel für die Entwertung der Gewinne an Distinktion: Indem einkommensschwache Haushalte in privilegierter Flussnähe und preisgekrönter Architektur wohnen, wird jener Distinktionsgewinn aufgezehrt, der eigentlich dem kulturellen Kapital als Elite bildende Kraft innewohnt.³⁴⁰

Bei einer anderen Autorin sind die sozialen Handeln beeinflussenden Faktoren theoretisch anspruchsvoller, kommen um das Motiv Licht aber nicht herum. Es sei eben das »Konzept, (...) das es den Mietern durch seine bauliche Struktur einfach macht, Nachbarschaften wieder aufzubauen und zu pflegen« in diesem »als sozial problematisch geltenden Stadtteil«.³⁴¹ In dem Konzept erhöhen »großzügig geschwungene Podeste (...) die Aufenthaltsqualität, (...) um vielleicht bei den ersten Sonnenstrahlen den Kaffee unter dem Glasdach zu genießen«. Bilanzierend streicht die Autorin die Bedeutung des hier verfolgten Ansatzes zur Nachbarschaftsbildung heraus, insbesondere »in einer Zeit, in der gesellschaftliche Bindungen immer stärker auseinander fallen« würden.

Dem Bund Deutscher Architekten und Architektinnen Hamburg waren die architektonischen Besonderheiten der Hallenhäuser im Jahr 2002 einen dritten Preis wert, mit dem er die Wohngebäude auszeichnete.³⁴² Ein zweites Bauprojekt an der Steinbeker Straße, das des Büros Birwe, Kähne, Nähring und Krause, wurde im gleichen Jahr mit einem ersten Preis ausgezeichnet.³⁴³

In der bisherigen Rezeption dieses Neubaus verschmelzen drei bedeutende Argumentationsfiguren zu einer kommunal- und stadtteilentwicklungspolitischen Erfolgsformel: Qualitätvolle Architektur für Steuerzahlende plus Nachbarschaftsbildung im Wohnquartier plus Freizeitangebote und Polizeipräsenz als Stabilisatoren von so genannter Sicherheit sollen hier Hamm-Süd aus einer vermeintlich drohenden Abwärtsspirale befreien, die das Programm Soziale Stadt eindrücklich für desintegrierte Stadtteile beschrieb. Der Wirkkraft der Ingredienzien zur städtischen Integration trübte bis dato kein Wölkchen. Der Augenschein wog empirische Validierung auf.

³³⁹ Siehe hierzu *Saldern 1995*, S. 135 ff. Zur Vielfalt der Bauformen siehe *Kähler 1996a*, S. 334 ff.

³⁴⁰ Siehe hierzu *Bourdieu 1987*, S. 355-361.

³⁴¹ Hier und im Folgenden *Krause 2000*, S. 102 f.

³⁴² Siehe hierzu *Reichardt 2003*, S. 71.

³⁴³ Siehe *Abendblatt 31.07.2002*.

Der Blick voraus scheint zunächst hoffnungsfroh: »Hallenhäusern und Hafencity gehört die Zukunft«, weiß die Welt im Februar 2003 zu berichten.³⁴⁴ Sie beschreibt die Hallenhäuser diesmal als Wohnensembles, »die gleichermaßen ein Dorf unter einem Dach mit eingebauter Nachbarschaft bieten«. Sie »gelten als Adressen, die Landbewohner zu überzeugten Städtern machen könnten«. Auf sie habe es das Konzept »Wachsende Stadt« ebenso abgesehen wie auf Familien, die fortzuziehen gedenken. Bisher hegten diese Zielgruppen »Metropolenversionen« wie »Anonymität, Lärm, schlechte Luft, Sicherheits- und Sauberkeitsprobleme«.

Neue Wohnkonzepte jenseits normierter Raumprogramme fügen sich zu einer Vision von Metropole, die den schillernden Begriff Urbanität durch den ebenso schillernden Begriff Nachbarschaft ersetzt. Das Modell sozialer Architektur an der Steinbeker Straße soll hier nicht mehr nur einen zeitweilig vernachlässigten Stadtteil beleben, sondern von nun an für die gesamte Freie und Hansestadt Hamburg Neubürger und damit auch Steuerzahler anlocken. Die Überlegung zur »Verdörflichung« der Großstadt Hamburg, mit dem Argument der Überschaubarkeit und Sicherheit, belebt städtebauliche Gliederungsprinzipien, indem sie an die – in Kapitel 2.3 bereits behandelte – neighborhood-unit anknüpfen und damit eine Großstadtkritik zu revitalisieren vermögen, die Albers und Bahrdt bereits zu Grabe getragen zu haben glaubten.

³⁴⁴ Hier und im Folgenden *Welt* 1.02.2003.

3.2 Kommunikatives Wohnen am Ortolanweg in Berlin-Neukölln

Das herannahende 100-jährige Bestehen der Berliner Bau- und Wohnungsgenossenschaft von 1892 eG (BBW) regte die Auseinandersetzung mit der Geschichte der Genossenschaft an.³⁴⁵ Der Anregung folgte eine Festschrift und die Umwidmung einer Siedlungserweiterung in ein Pilotprojekt für kommunikatives Wohnen. Die Abbildung 31 zeigt das Modell Glashallenhaus, das explizit historisches Wohnungsgenossenschaftserbe neu beleben sollte.³⁴⁶

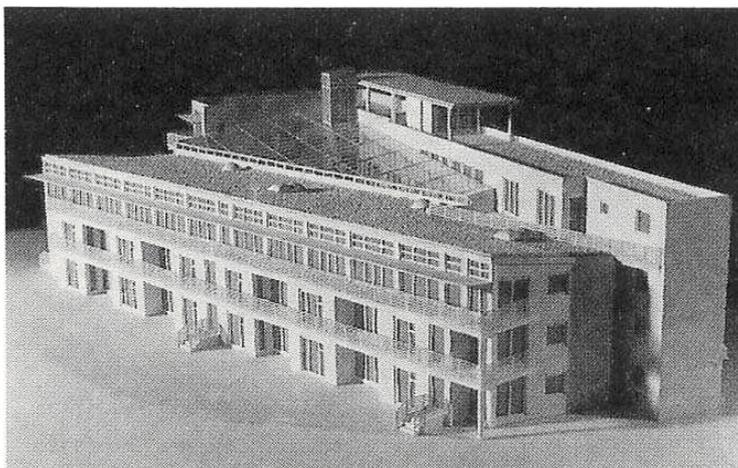


Abbildung 31: Modell des Glashallenhauses am Ortolanweg (Typ A, B, C) (Amann 1993)

Die Abbildung 31 zeigt das Modell Glashallenhaus, das explizit historisches Wohnungsgenossenschaftserbe neu beleben sollte.³⁴⁶

Zum wohnungsgenossenschaftlichen Erbe zählten die Prinzipien der Selbstbestimmung, Selbstorganisation und Selbstverwaltung. Sie durchdrangen, insbesondere in der Zeit der Weimarer Republik, die Gestaltung der Wohnungen und Wohnanlagen, die Schaffung und den Betrieb zusätzlicher Einrichtungen und die Initiierung sozialer und kultureller Aktivitäten durch die Mitglieder und für die Mitglieder. Mit gleicher Selbstverständlichkeit sollten die Prinzipien über die Wohnungsgenossenschaft hinaus eine Wirtschaftsreform unterstützen, die sich gemeinwirtschaftlich orientiert.³⁴⁷

Prinzipien wie auch Praxis erfuhren bei der BBW eine Aktualisierung und Konkretisierung. In der modernisierten Fassung wurden sie auf zwei Aspekte zugespitzt: »nachbarschaftsorientiertes Zusammenleben der verschiedenen Generationen und Übernahme von Mitverantwortung durch den Einzelnen«.³⁴⁸ Der erste Aspekt bedeutet eine inhaltliche Zielbestimmung. Hier ist die Bildung nachbarschaftlicher Netze zwischen verschiede-

³⁴⁵ Zur Geschichte der Berliner Bau- und Wohnungsgenossenschaft von 1892 eG siehe Novy 1992. Die Jahreszahl im Namen erinnert an die zwei Jahre davor aufgehobenen so genannten Sozialistengesetze, die die Gründung sozialistischer Organisationen verfolgten und verboten.

³⁴⁶ Siehe Novy 1992. Das Neubauprojekt findet sich dort, S. 164 f.

³⁴⁷ Siehe zur Gemeinwirtschaft Novy 1985.

³⁴⁸ Siehe http://www.bbwo.de/leben/leben_kommunikativ.html.

nen Generationen, die gleichzeitig unterscheidbare Lebensphasen und Lebenskonzeptionen vertreten. Das Ziel konzentriert sich räumlich auf die Bewohner des Hauses und gegebenenfalls der Siedlung.

Der zweite Aspekt bestimmt die Verfahrensweise zur Gemeinschaftsbildung. In der Übernahme von Mitverantwortung werden Selbsthilfe und Selbstverwaltung und Selbstorganisation miteinander begrifflich verschmolzen. Der Aspekt setzt auf ein erhebliches Maß an Kommunikation zwischen allen Beteiligten. Ebenso bedarf die Übernahme von Verantwortung von einer Seite auch die Abgabe von Verantwortung auf der anderen Seite. Solche Verschiebungen von Zuständigkeiten fordert die Wohnungsgenossenschaft, wie jede soziale Organisation, erheblich heraus. Damit integriert sich die BBW selbst in das Experiment zur »Reaktivierung genossenschaftlicher Reformtraditionen«.³⁴⁹ Was für die Übernahme von Mitverantwortung gilt, lässt sich auch auf die Wirkung von Signalen übertragen, die von Projekten ausgesandt werden können. Sie müssen überhaupt erst gesendet werden und zweitens auch empfangen und dekodiert werden. Das setzt den unternehmenspolitischen Willen voraus, die reformerische Programmatik genossenschaftlichen Zusammenlebens möglichst konsequent einzuhalten.

Neben den Aspekten solidarischen Lebens in der Wohnungsgenossenschaft, vermittelt durch Mitbestimmung und -gestaltung, gehörte für die BBW auch die Wiedererlangung einer Vorreiterrolle bei der Verwirklichung innovativer Architektur zum historischen Erbe. Sie nahm damit gewissermaßen die Innovationen von Wohnprojektinitiativen auf und testete die Übertragbarkeit auf ihre Organisation wie auch ihren Wohnungsbau. Ebenso griff sie auf historische wohnungsgenossenschaftliche Pionierleistungen zurück, die zur Geschichte der BBW zählten. Diese verbanden sich insbesondere mit dem Namen Alfred Messel.³⁵⁰ Zwei weitere Beispiele fand sie unweit des Baugeländes in Gestalt der so genannten Tuschkastensiedlung und der Hufeisensiedlung Bruno Tauts.³⁵¹ Das Projekt »Kommunikatives Wohnen« glich, mit diesen Ansprüchen versehen gewissermaßen einer Reise »Zurück in die Zukunft«.³⁵² Es fügte sich ebenfalls in das Forschungsfeld »Städtebauliche Qualitäten im Wohnungsneubau«, das zunächst soziale Innovationen im Wohnungsbau förderte und begleitend erforschte, sich 1991 dann auf umweltschonende Anforderungen verlegte.³⁵³

Die Suche nach einer adäquaten architektonischen Form, die nachbarschaftliche Prozesse im genossenschaftlichen Sinne zu unterstützen versprach, führte die BBW zu

³⁴⁹ *Novy 1992*, S. 164.

³⁵⁰ Siehe zur Geschichte der BBW *Novy 1992*.

³⁵¹ Vgl. zur Genossenschaftsarchitektur und zum Gemeinschaftsleben in der Hufeisensiedlung *Hilpert 1980*; vgl. zur Hufeisensiedlung *Junghanns 1998*, S. 70 ff.

³⁵² *Amann 1993*, S. 7.

³⁵³ Zur Konzeption des Forschungsfeldes »Städtebauliche Qualitäten im Wohnungsbau« mit dem Schwerpunkt »Umweltschonende Anforderungen« siehe *EXWOST 1991*.

gläsern überdachten Innenhöfen, umgeben von Wohnungen mit variablen Grundrissen. Sie waren in einem Wettbewerb gleich in zwei Varianten gekürt worden.

Der am Ortolanweg realisierte Entwurf wurde von den Architekten Axel Liepe und Hartmut Steigelmann vorgelegt.³⁵⁴ Er weist drei beziehungsweise vier Geschosse aus mit insgesamt 19 bis 20 Wohnungen.³⁵⁵ In jedem der drei Glashallenhäuser befindet sich eine behindertengerechte Wohnung. Zusätzlich wurden eine Gästewohnung für Besucherinnen und Besucher sowie Gemeinschaftsräume eingeplant. Auf dem Dach entstand eine Terrasse.

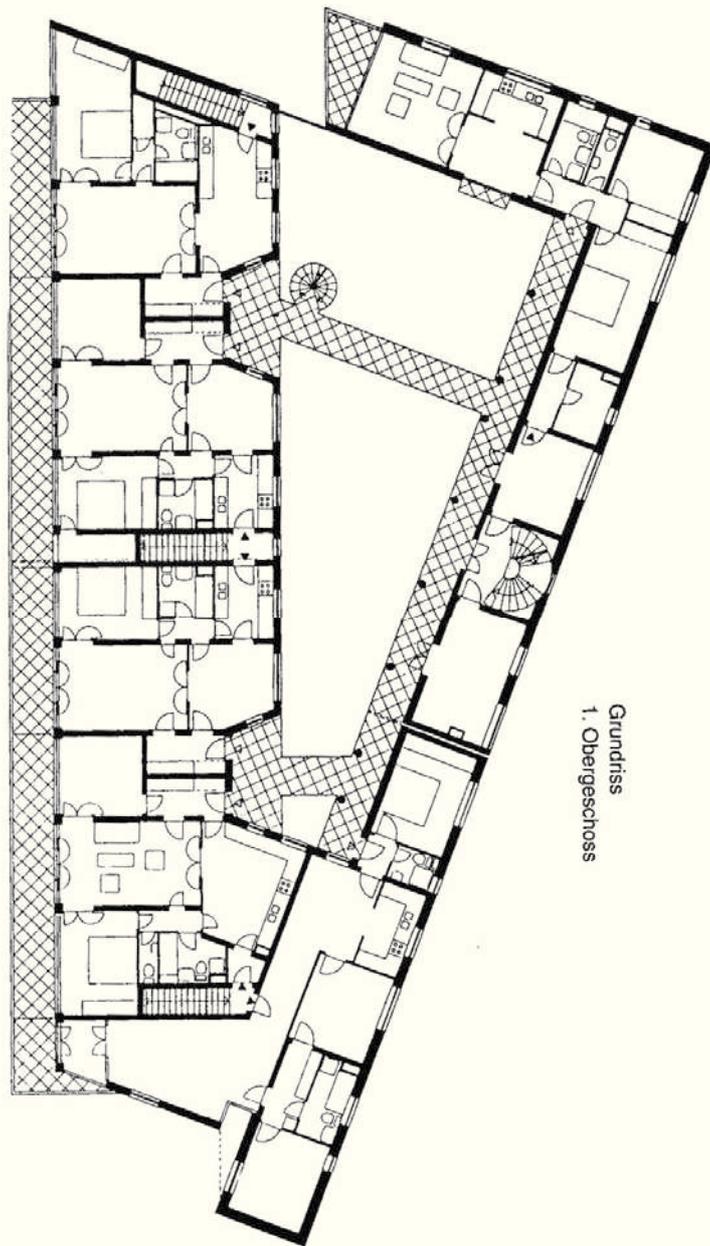


Abbildung 32: Grundriss des Glashallenhauses von Liepe und Steigelmann, 1. Obergeschoss (Amann 1993)

Die Wohnungen wurden in den Obergeschossen über Laubengänge erschlossen. Beide Gebäudeflügel verbindet in den oberen Etagen eine Brücke. Sie führen zu den Treppen im zentralen Innenhof. Wegen baulicher Bestimmungen wurden zusätzlich im südlichen Flügel Treppen angelegt. Solche Fluchtwege können als alternative Zugänge interpretiert werden.

³⁵⁴ Siehe zum Entwurf von Axel Liepe und Hartmut Steigelmann *BMVBW 2004*, S. 432 ff.; *Berlin 1994*, S. 236 f.; *Kieren 1993*, S. 22; *Rumpf 1992*, S. 1644 ff.; *Novy 1992*, S. 164 f.

³⁵⁵ Siehe hier und im Folgenden *Amann 1993*, S. 14. f.

Die Architekten orientierten die Küchen, Essplätze und Bäder zum Innenhof, die übrigen Räume zum offenen Siedlungsbereich und den Mietergärten. Die Wohnungskonzeption gestatte »die Schaltbarkeit und Umnutzung von Räumen ohne großen baulichen Aufwand«. ³⁵⁶ Die Vielzahl der Türen, die im Grundriss der Abbildung 32 zu sehen sind, deuten diese Variabilität an. Sie seien nicht als »bizarre Architektenlaune«, sondern »als Chance zur Umnutzung und Variabilität zu begreifen«, wie die Dokumentation betont. Gleichzeitig macht sie darauf aufmerksam, dass Architektur nicht selbstverständlich ist, sondern zuweilen »Erklärungs- und Interpretationshilfe« erfordere.

Der Innenhof der Glashallenhäuser hingegen, den die Abbildung 33 zeigt, ist beheizbar und konnte als ganzjährig nutzbarer zusätzlicher Wohnbereich vor der eigenen Wohnungseingangstür vermutlich rascher interpretiert werden als die Schaltbarkeit von Räumen. Dies wäre »(w)ahrscheinlich eines der gelungensten Wohnbauprojekte der letzten Jahre außerhalb des Kernbereichs der Stadt« Berlin, lobte ein Interpret, da es »Gemeinschafts-Wohnkonzepte mit einer ausgesprochen modernen Architektursprache und einer städtebaulichen Haltung, die Vorbildcharakter für (...) Vorstadtzonen haben könnte«, verband. ³⁵⁷

Der zweite Wettbewerbsbeitrag, der Nachbarschaft im beschriebenen genossenschaftlichen Sinne zu verwirklichen versprach, stammte von dem österreichischen Architekten Fritz Matzinger. Er wurde an der vom Ortolanweg abgehenden Stichstraße Ibisweg realisiert. Das Grundmodell hierzu konnte zum Zeitpunkt der Realisierung bereits auf eine über 15-jährige Geschichte zurückblicken. Den ersten, von Matzinger mit »Les Paletuviers« bezeichneten Atrium-Wohnhof, errichtete er 1975 in Leonding, Oberösterreich. ³⁵⁸ Ein Novum stellte jedoch die Realisierung der Atrium-Wohnhöfe am Ibisweg im Rahmen des geförderten sozialen Wohnungsbaus der BRD dar. Die Atrium-Wohnhöfe waren zuvor überwiegend für private Bau- und Eigentümergemeinschaften errichtet worden, die sich in einem längeren Auswahlprozess zusammenfanden. Die Baufreudigen waren in die Ausgestaltung der vorgegebenen Grundstruktur aktiv mit einbezogen.

³⁵⁶ Hier und im Folgenden *Amann 1993*, S. 15.

³⁵⁷ *Kieren 1993*, S. 22.

³⁵⁸ »Les Paletuviers« von Fritz Matzinger wurden untersucht in *Gutmann 1997*. Dort, S. 17, findet sich eine Übersicht der Atrium-Wohnhöfe, die von ihm bis 1994 errichtet wurden. Vgl. zur 5000jährigen Geschichte der Atrien *Blaser 1985*.

Diese Art der Beteiligungsstrukturen waren über die Bauphase hinaus konstitutiv für dieses Modell nachbarschaftlichen Wohnens. Der Ansatz der Nachbarschaftsbildung durch Partizipation deckte sich mit der Programmatik, die die BBW auch auf dem Areal am Ibisweg verfolgte.

Die beiden dort errichteten, ebenfalls mit Glas überdachten Atrium-Wohnhöfe, weisen erhebliche architektonische Unterschiede zu den Glashallenhäusern am Ortolanweg auf. Das beginnt mit der Architektursprache und setzt sich in der Struktur der Wohnungen fort.



Abbildung 33: »Erschließungshalle« des Glashallenhauses (Rumpf 1992)

Diese ermöglichen hier keinen Rundlauf auf einer Ebene. Sie erstrecken sich im Gegenteil über mehrere Geschosse bis unter das optisch auffallende, gewölbte Dach, das als Ausbaureserve für die dort wohnenden Familien dient – konsequenterweise gedacht als Ausbau in Selbsthilfe.³⁵⁹

Das Modell des Atrium-Wohnhofes, das die Abbildung 34 zeigt, fasst zehn bis elf Wohneinheiten je Gebäude zusammen, die gewissermaßen als Häuser im Haus interpretierbar sind. Einen weiteren Unterschied bilden die fehlenden Sichtbeziehungen zwischen den Wohnungen und dem Atrium. Sie verstärken den geschlossenen Hauscharakter.

³⁵⁹ Siehe Gutmann 1997, S. 74 ff.; Amann 1996, S. 38; Berlin 1994, S. 238 f.; Amann 1993, S. 16 ff.

Insgesamt böten die Atrium-Wohnhöfe »die Chance hoher Wohnqualität im Sinne einer »Stadthaus-Villa««. ³⁶⁰

Bemerkenswerterweise erfordere die im Vergleich zu den Hallenhäusern etwa halb so große Zahl der Haushalte wegen »der intimere(n) Wohnform (...) noch stärker als

bei den offener gestal-

teten zentralen Eingangshallen, einen Gruppenkonsens bei gemeinschaftlichen Aktivitäten«. Im Vergleich mit den Gebäuden an der Steinbeker Straße in Hamburg fallen etliche Gemeinsamkeiten ins Auge. Alle Gebäudetypen waren aus einem Wettbewerb hervorgegangen. Sie wurden alle im Rahmen des öffentlich geförderten sozialen Wohnungsbaus errichtet.

Aus den Förderungsbedingungen folgten für beide Bauherrinnen und involvierten Architektinnen und Architekten gewisse Einschränkungen bei der Planung der Entwürfe. Sie hatten Rücksicht zu nehmen auf DIN-Normen zur Gestaltung der »Stellflächen, Abstände und Bewegungsflächen« ³⁶¹ und Planungsgrundlagen für »Küche, Bad, WC, Hausarbeitsraum« ³⁶² im Wohnungsbau. Des Weiteren ließen sich nicht alle baulichen Vorstellungen in den förderungsfähigen Kostenrahmen einpassen. Schließlich waren im Gegenzug zur finanziellen Förderung Belegungsbindungen und -rechte einzuräumen. Sie beschränkten von vorneherein den Kreis möglicher neuer Genossenschaftsmitglieder, die die Pilotprojekte hätten bewohnen und beleben können, im Hinblick auf deren Einkommenshöhe beziehungsweise konkreten sozialen Notlagen. Hinzu kamen so genannte behindertengerechte Wohnungen, für die spezielle Vergabekriterien bestanden. Damit zogen auch Mitglieder in die Hallenhäuser ein, die aufgrund ihrer persönlichen Situation von den Wohnungsämtern zugewiesen wurden, ohne sich durch das Selbstauswahlverfahren zur Projektidee positionieren zu müssen oder von der Genossenschaft ausgewählt worden zu sein.

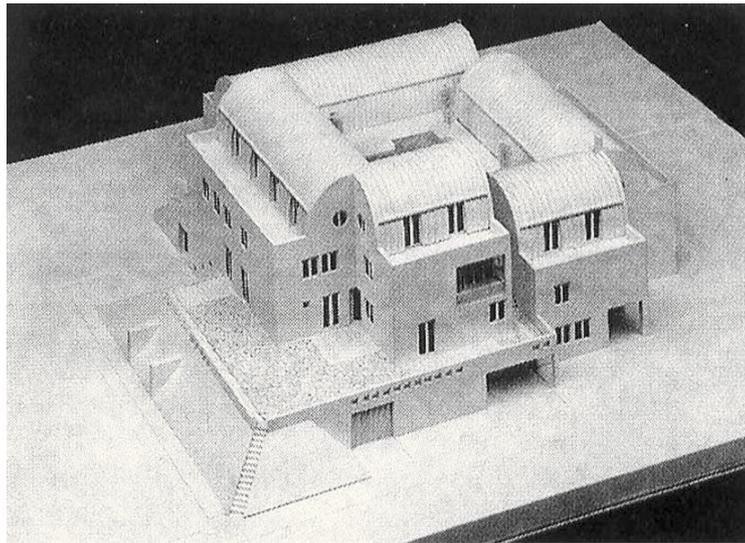


Abbildung 34: Modell des Atrium-Haustyps von Fritz Matzinger für den Ibisweg (Amann 1993)

³⁶⁰ Hier und im Folgenden Amann 1993, S. 17.

³⁶¹ Siehe DIN 18011.

³⁶² Siehe DIN 18022.

Weitere Gemeinsamkeiten wiesen die Innenhofgestaltungen auf. Jeder Innenhof, wie zum Beispiel der in Abbildung 35 gezeigte, wurde mit Pflanzenkübeln beziehungsweise -beeten begrünt, falls es die Lichtverhältnisse zuließen. Die Höfe erhielten teilweise (Spring-)Brunnen und wurden zu-



Abbildung 35: Wohnhalle eines Atrium-Wohnhofes am Ibisweg, Bepflanzungsthema »tropical« (Amann 1993)

sätzlich möbliert. Allen am Ortolanweg errichteten Neubauten lag dabei ebenfalls ein individuelles Gestaltungsthema zugrunde: » ›Ostasien«, ›Neuseeland« und ›Mittelmeer«.³⁶³ An der Steinbeker Straße erhielt jedes der vier Hallenhäuser einen eigenen Hausbaum auf dem Vorplatz und eine eigene Wohnungstürfarbe: blau, türkis, orange und mint. Allen Erdgeschosswohnungen wurden Mietergärten zugeordnet. Alle drei Haustypen wiesen einen glasgedeckten Innenhof auf, der mehr darstellen sollte als ein vergrößertes Treppenhaus³⁶⁴ oder eine Erschließungshalle mit oder ohne Heizung. Tatsächlich wurde mit dem Begriff kommunikativen Wohnens eine soziale Programmatik eingefüllt.

Die BBW verknüpfte kommunikatives Wohnen, dem Slogan »Zurück in die Zukunft« folgend, mit der Absicht, nachbarschaftliches Wohnen im genossenschaftlichen Sinne zu reaktivieren. Sie warb für ein genossenschaftliches Zusammenleben, wie auch für die besondere rechtliche Stellung der Mitglieder einer Wohnungsgenossenschaft, deren Wohnungen zwischen Privateigentum und freier Mietwohnung einen so genannten »dritten Weg« darstellten.

³⁶³ Amann 1993, S. 15.

³⁶⁴ Auch vergrößerten Treppenhäusern wurde nämlich erhöhte Aufenthaltsqualität zugesprochen. Mit solchen experimentierte der niederländische Architekt Herman Hertzberger von 1979 bis 1982 im Rahmen der Kasseler *documenta urbana*. Siehe zum Bauvorhaben im Rahmen der *documenta urbana Stadt 8/1982*. In Kassel konzipierte Hertzberger Treppenhäuser in seinem Abschnitt der so genannten Wohnschlange als »vertikale Straßen« (Bergeijk 1997, S. 68). Sie führten zum einen zu den Dachterrassen und boten zum anderen »auf einem halb-kreisförmigen Treppenabsatz einen Gemeinschaftsspielplatz« (ebenda). Zur Vermittlung zwischen privatem und halb öffentlichem Bereich wurde »(d)er Übergang von den Wohnungen zum Treppenhaus (...) als Zwischenzone gestaltet: Eine durchsichtige Tür führt zur Treppe, eine feste Tür in den Wohnbereich« (ebenda). Zwanzig Jahre später bemerkt ein Kunstmagazin hierzu, dass »das Modell, Individualität mit Nachbarschaft zu verbinden, funktioniert« (Schwarze 2002, S. 49).

Der nach Hamburg importierte Begriff kommunikatives Wohnen wurde dort etwas zurückhaltender gehandhabt. Die Hallenhäuser an der Steinbeker Straße waren hingegen argumentativ stärker mit der Belegung des Wohnstandorts Hamm-Süd verknüpft. Neben dem stadtteilentwicklungspolitischen Zusammenhang war nachbarschaftliches Wohnen ein weiterer prägender Begriff. Nachbarschaftliches Wohnen erlangte seine Attraktivität nicht als reaktiviertes Erbe, sondern als neue Qualität. Ob ihrer Innovationen wurden die Neubauprojekte beider Bauherrinnen mit Auszeichnungen bedacht.³⁶⁵ Sie beide waren schlussendlich Gegenstand begleitender Untersuchungen.³⁶⁶

Zu den augenfälligen Unterschieden zählte die architektonische Gestaltung der Gebäude. Sie rückte die Glashallenhäuser am Ortolanweg näher an die Hallenhäuser an der Steinbeker Straße denn an die Atrium-Wohnhöfe am Ibisweg. Das Gleiche galt eingeschränkt für die Wohnungskonzeption. Die Hallenhäuser boten flexible Geschosswohnungen. Flexibilität im Raumprogramm entstand durch herausnehmbare Leichtbauwände in Hamm-Süd und durch Türen, die Räume bei Bedarf den Wohnungen hinzufügten oder abtrennten, in Neukölln. Die Atrium-Wohnhöfe boten hingegen über mehrere Geschosse erweiterbare Wohneinheiten mit Hauscharakter. Die Zahl der Wohneinheiten neutralisiert diese Konstellation. Am Ibisweg waren es zehn bis elf, am Ortolanweg 19 bis 20 und an der Steinbeker Straße schließlich 45 Wohneinheiten je Gebäude. Mit zunehmender Größe verschob sich der private Charakter der Hallenbereiche graduell. Wurde eine große Intimität in den Atrium-Wohnhöfen konstatiert, erschienen die Glashallenhäuser bereits offener.³⁶⁷ Für die Hallenhäuser an der Steinbeker Straße konnte der Trend abnehmender Intimität fortgeschrieben werden. Deren Innenhöfe zeichnete ein halbprivater bis halböffentlicher Charakter aus.

Mit Blick auf die Untersuchung von nachbarschaftlichen Beziehungen in den Hallenhäusern in Hamm-Süd waren die begrifflichen Kontexte ebenso aufschlussreich wie die architektonischen Gemeinsamkeiten und Unterschiede. Als Versuchsanordnung gaben sie zusammen dem zu bewohnenden Gelände eine eigene Topografie, die zunächst von den Mitgliedern der BBW erkundet worden war.

Das erste Ergebnis der Untersuchung der Pilotprojekte zum kommunikativen Wohnen strich die gelegentliche Unverständlichkeit der Architektursprache für die Bewohnerinnen und Bewohner heraus. Am Beispiel der Wohnungskonzeption mit ihren »schalt-

³⁶⁵ Die Neubauten der BBW wurde bei der erstmaligen Auslobung des Klaus-Novy-Preises für Innovationen beim genossenschaftlichen Bauen und Wohnen 1997 mit einem 2. Preis ausgezeichnet. Siehe hierzu *Großhans 1998*, S.14; *Bauverein 1998*, S. 29 ff. Zu den Auszeichnungen für die Neubauprojekte an der Steinbeker Straße siehe Kapitel 3.1 dieser Arbeit.

³⁶⁶ Zur Untersuchung kommunikativen Wohnens am Ortolanweg siehe *Amann 1993*. Zur soziologischen Untersuchung der Hallenhäuser an der Steinbeker Straße siehe *Schmidt 2003* sowie im Fortgang dieser Arbeit.

³⁶⁷ Siehe *Amann 1993*, S. 16.

baren Räumen« wurde dies deutlich. Sie erreichte ein Ausmaß an Flexibilität, der auf der Nutzerseite keine oder nur geringe Erfahrungen im Umgang mit dieser Möglichkeit gegenüberstand. Diese Lücke war durch Interpretations- und Erklärungshilfe zu schließen. Der intendierte und nicht intendierte Gebrauch gebauter Wohnwelten fand bei der Untersuchung an der Steinbeker Straße Eingang über die Fragen zur tatsächlichen Nutzung der Halle und der Wohnung und zweitens über die Aufforderung, eigene Gestaltungswünsche zu äußern und zu begründen. Damit wurden gleichermaßen die praktische Nutzung wie das Verständnis einer vorgegebenen Architektursprache eruiert.

Das zweite Ergebnis lautete, dass sich Bewohnerinnen und Bewohner schwer in ein fertiges Wohnkonzept »einpassen« ließen. Für die Wohnungsinteressenten war ein mehrstufiges Selbstauswahlverfahren initiiert worden. Es sollte die Bewerbenden in idealer Weise selbst zu der Erkenntnis führen, die Projektidee mittragen zu können und zu wollen oder von ihr lieber Abstand zu nehmen. Die intensive Beschäftigung mit den Qualitäten und Potenzialen brachte nicht die gewünschte Verkleinerung der Schar der Bewerbenden. Ein angespannter Wohnungs(teil)markt dürfte daran seinen Anteil gehabt haben. Anhand von Fragebögen nahm die BBW schließlich selbst die Auswahl vor.³⁶⁸ Sie dürfte sich dabei auf das gleiche Potenzial gestützt haben wie die BGFG, nämlich auf reichliche Erfahrungen im Vermietungsgeschäft.

Diese Begegnung von Genossenschaft und sich Bewerbenden tauchte an unvermuteter Stelle wieder auf. Während die Bewerberinnen und Bewerber gewissermaßen auf ihre Passgenauigkeit hin abgetastet wurden, nahmen diese sehr genau zur Kenntnis, welche Qualitäten das neue Refugium versprach beziehungsweise ihm zugesprochen wurden. An diese erinnerten sich die glücklichen Auserwählten, sobald Diskrepanzen zwischen geweckten Erwartungen und gelebter Praxis auftraten.

In die Untersuchung zur Entstehung nachbarschaftlicher Beziehungen war damit die Erwartungshaltung der Nutzenden eingeführt worden, an der die wohnungsgebenden Genossenschaften in unterscheidbarer Intensität ihren Anteil hatten.³⁶⁹ Kommunikatives Wohnen war damit nicht allein durch die Aneignung innovativer Architektur durch die Wohnenden zu beschreiben, sondern wurde auch durch die Kommunikation zwischen

³⁶⁸ Der Fragebogen ermittelte über die üblichen Angaben zur Person, zu Beruf und etwaigen Wohnberechtigungsscheinen hinaus auch Vorschläge zur Nutzung der Gemeinschaftsräume und der Innenhöfe, Vorstellungen zur Gestaltung der Außenanlagen und zu Gemeinschaftsaktivitäten. Ebenso konnten Hobbys und Erfahrungen mit gemeinschaftlichen Wohnformen beschrieben werden. Siehe *BBW 1991*. Für Informationen und Materialien danke ich Frau Walleczek.

³⁶⁹ Gleiches galt streng genommen auch für meine empirische Untersuchung. Indem die Befragten vor und nach dem Einzug zu ihrem Wohnalltag zu Architektur und Nachbarschaft befragt wurden, sahen sie sich vielleicht zu intensiverer Auseinandersetzung mit diesen Themen angeregt.

Mitglied und Genossenschaft beeinflusst.³⁷⁰ Die Einbeziehung solcher sozialen Faktoren bedeutet im Resümee für die Glashallenhäuser am Ortolanweg, dass »man Gemeinschaft allein nicht bauen« könne, »sondern (...) (dass) andere() Faktoren wesentlichen Einfluss ausüben«. ³⁷¹ Für meine Untersuchung zu nachbarschaftlichen Beziehungen in den Hallenhäusern an der Steinbeker Straße bedeutete dies die Einbeziehung der Kommunikationsbeziehung innerhalb der Wohnungsgenossenschaft, zu der die Mitglieder ebenso zu rechnen sind wie die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in der nur wenige Schritte entfernt gelegenen Geschäftsstelle der BGFG. Die in der Studie zum kommunikativen Wohnen am Ortolanweg vage als andere Faktoren bezeichneten möglichen Einflussgrößen wurden in meiner empirischen Studie um die familiäre und berufliche Situation, die Struktur des Stadtteils Hamm-Süd und dessen persönliche Bedeutung für die Befragten ergänzt und werden im folgenden Abschnitt im Kontext des Aufbaus meiner Fragebögen zusammen mit weiteren Aspekten dargestellt.

³⁷⁰ Eine auf Interviews mit den Neubaubewohnerinnen und -bewohnern gestützte, beispielhermeneutische Studie reflektierte deren Wohnen als Erfahrung. Siehe *Hahn 1997*.

³⁷¹ *Amann 1993*, S. 13.

3.3 Empirisch-soziologische Studie zum Wohnen in Hallenhäusern

Das Ziel der soziologischen Studie zum Wohnen in den Hallenhäusern in Hamm-Süd war es, Aussagen darüber zu gewinnen, inwiefern das Hallenhaus nachbarschaftliches Wohnen in der Stadt unterstützt. Architektur, Standort, Bauherrin und die wissenschaftliche Begleitung des Wohnprojektes waren dabei alles andere als gewöhnlich.

Die Architektur des Hallenhauses steht gleichzeitig in einer langen utopischen Tradition sozialer Architektur wie auch als Experiment im mannigfaltig regulierten öffentlich geförderten sozialen Wohnungsbau. Beispiele für beide Linien beschreibe ich in den Kapiteln 2.4 und 3.2. Die Architektur setzt den mehr oder minder flexiblen Grundriss der Wohnungen und könnte damit Raum für sich wandelnde Wohnungsnutzungen ermöglichen. Sie verbindet die Wohnungen durch einen mit Glas überdachten Hallenbereich, der zur Kommunikation einladen kann. Den Komplex umgeben schließlich Mietergärten, Spielbereiche und Grünflächen, die den Aufenthalt vor der Haustür zu erbeten scheinen. An ihm entlang zieht die Bille ihren Lauf und verspricht zusätzliche Aufenthaltsqualitäten.

Erst durch die wohnalltägliche Praxis vermag das Ensemble seine Wirkung zu entfalten. Die Praxis der Bewohnerinnen und -bewohner entscheidet darüber, welche der Erwartungen an das Hallenhaus aus dem Reich der Möglichkeiten in die Realität übertreten. Der Stadtteil am oft besungenen Fluss Bille, an der vorgeblich »jeder eener moken (kann), wat he will«³⁷², und dem gewiss ebenso oft beklagten Straßenstrich³⁷³, bildet das infrastrukturell schwach ausgestattete Wohnumfeld, dessen Entwicklung ich in Kapitel 4 analysiere. Hamm-Süd sollte durch zwei prämierte Neubauvorhaben aus seinem sprichwörtlichen Dornröschenschlaf erweckt und durch die Aktivitäten der vielen neuen Bewohner mit neuem Leben erfüllt werden.

³⁷² Eine Strophe dieses Volkslieds lautet: »Mein Hamburg an der Elbe, du liegst nicht tief im Tal, du liegst nicht in den Bergen, du bist total normal. So sind auch deine Menschen, Ihr Herz ist echt und treu, de een seggt: ›Goden Morgen‹, de anner ropt: ›Ahoi«. An de Alster, an de Elbe, an de Bill, dor kann jeder eener moken, wat he will. An de Alster, an de Elbe, an de Bill, dor kann jeder eener moken, wat he will. Ein Schutzmann ging des Abends am Hafens still entlang, als ganz in seiner Nähe ein Hilferuf erklang. Er rettet einen Seemann gerade noch am Bein, doch als er den an Land hatt, da sprang der wieder rein. An de Alster, an de Elbe, an de Bill...«.

³⁷³ Zur Straßenprostitution im Industriegebiet des Stadtteils Hamm-Süd siehe aus dezidiert rechtskonservativen Perspektive *Lokalbote* 9.12.1999; *Lokalbote* 12.08.1999; *Lokalbote* 31.03.1999. Der Bezirk Mitte strengte mehrfach eine Verdrängung der Straßenprostitution aus dem Gewerbegebiet Hamm-Süd an. Begleitend dazu sollten die Freier anhand der Pkw-Kennzeichen ermittelt und deren Ehefrauen informiert werden. Siehe hierzu *taz* 14.10.1995. Solche Bigotterie übersieht, dass die Verdrängung der Sexarbeiterinnen in weniger besiedelte Gegenden deren Sicherheit erheblich beeinträchtigt.

Bei dieser erhofften Belebung von Haus und Hof und Stadtteil lässt die Wohnungsgenossenschaft ihre neuen Bewohner nicht alleine. Die BGFG wird von ihren Mitgliedern in unterschiedlichsten Angelegenheiten um Hilfe gebeten. Sie soll dabei beraten, schlichten und gelegentlich Verbote aussprechen. Die Richtschnur für das Handeln der Baugenossenschaft kann einerseits an manchmal verwirrende, laufende mietrechtliche Rechtssprechung wie andererseits an ihrem genossenschaftlichen Selbstverständnis festgemacht werden.

Die Interviews forderten die Hallenhausbewohnerinnen und -bewohner unter anderem dazu auf, zu beschreiben, was sie eigentlich tun, wenn sie im Hallenhaus wohnen. Ihre Angaben wurden analysiert und in der vorliegenden Arbeit in die gegenwärtige Stadtteilentwicklungspolitik Hamburgs für eine Soziale Stadt kontextualisiert.

Die ambitionierten Fragestellungen stellen eine Herausforderung dar, der sich auch der aktuelle Bildungsplan für den Sachunterricht in Hamburger Grundschulen stellt. Die zentralen fünf »Fragen zum Nachdenken« lauten dort: »Wo möchtest du am liebsten wohnen, weshalb? Wovon hängt es ab, ob sich Menschen im Stadtteil / in Hamburg wohlfühlen? Ist es möglich, das Leben im Stadtteil so zu gestalten, dass sich alle wohlfühlen können? Was ist eine gute Nachbarschaft? Um wen können wir uns kümmern?«³⁷⁴ Die Fragen provozieren ein Nachdenken über individuelle Bedürfnisse und gesellschaftliche Gestaltungsmöglichkeiten mit Blick auf den konkreten Wohnort. Hierbei richten sie sich streng auf aktive Unterstützung aus.

3.3.1 Konzeption der Interviews

Die empirische Erhebung verteilte sich auf drei Phasen. Die erste Interviewphase wurde vor dem Einzug in die Neubauten an der Steinbeker Straße durchgeführt. Sie reichte von November 1999 bis November 2000.³⁷⁵ Die zweite Phase erfolgte ein halbes Jahr nach dem Einzug der jeweiligen Befragten.³⁷⁶ Sie erstreckte sich von Juli 2000 bis Mai 2001.³⁷⁷ Die abschließende dritte Phase erfolgte 2 Jahre nach dem Einzug. Sie begann im März 2002 und endete im Juni 2002.³⁷⁸ Die reale Vorher-Nachher-Befragung schickte, methodisch betrachtet, der so genannten »post-occupancy evaluation« ein »pre« voraus.³⁷⁹ Die Teilnahme am ersten Interview war Voraussetzung für die Teilnahme an der zweiten

³⁷⁴ Behörde für Bildung 2003, S. 23.

³⁷⁵ Siehe Tabelle I-200: Datum der Interviews der Phase 1: vor dem Einzug.

³⁷⁶ Zum Einzugsdatum der Befragten siehe Tabelle I-64: Einzugsdatum der Mitglieder.

³⁷⁷ Siehe Tabelle II-58: Datum des zweiten Interviews: ein halbes Jahr nach dem Einzug.

³⁷⁸ Siehe Tabelle III-61: Datum des Interviews der dritten Phase: 2 Jahre nach dem Einzug.

³⁷⁹ Siehe zur post-occupancy evaluation, die als Methode verstanden werden soll, Preiser 1988. Angewandt wurde sie beispielsweise in Gutman 1997.

Erhebung. Das wiederum war die Voraussetzung für das dritte Interview. Dieses Verfahren sollte gleich drei analytische Betrachtungsweisen ermöglichen: zuerst die isolierte Auswertung der einzelnen Phasen, zweitens den Vergleich zwischen den einzelnen Phasen und drittens die Erfassung von individuellen Wohnbiografien über den gesamten Zeitraum.

Die drei unterschiedlichen Fragebögen enthielten standardisierte und offene Fragen. Sie wurden im Materialienband zu dieser Arbeit dokumentiert.³⁸⁰ Bei der Auswertung kamen daher sowohl quantitative wie auch qualitative Methoden zum Einsatz. Die Fragebögen behandelten insgesamt acht Fragenkomplexe. Diese erhielten in den drei Phasen, vor dem Einzug, ein halbes Jahr nach dem Einzug und zwei Jahre nach dem Einzug, ein unterschiedliches Gewicht. Die acht Fragenkomplexe bezogen sich auf

- die sozialen Daten der Interviewpartner,
- den Wohnalltag,
- die Wohnzufriedenheit,
- die Wohnutopien und Wohnwünsche,
- die Genossenschaft,
- die Nachbarschaft,
- den Stadtteil und
- die interviewbezogenen Angaben.

Alle Interviews knüpften an den alltäglichen konkreten Erfahrungen mit Wohnen an. So kamen Wünsche und Bedürfnisse ohne Rücksicht auf ihre Umsetzbarkeit zur Sprache. Ihre Aussagen und Wertungen zu den ersten sieben genannten Fragenkreisen sollten aufzeigen, wie die Befragten erstens ihr Wohnen interpretierten und wie sie es zweitens vollzogen. Die Interviews wurden mit derjenigen Person eines Haushalts geführt, die als Mitglied der BGFG den Nutzungsvertrag unterzeichnete. Nur auf das Mitglied erstreckten sich alle Rechte und Pflichten aus dem Nutzungsvertrag und aus der Mitgliedschaft zur Genossenschaft. An das Mitglied wird die Wohnung zur dauerhaften Nutzung übertragen. Nur das Mitglied besitzt ein aktives und passives Wahlrecht bei der Wahl der Vertreterversammlung.

An dem ersten Interview, das vor dem Einzug stattfand, nahmen 81 von 180 möglichen Mitgliedern teil, was einer Quote von 45% entsprach. Darunter befanden sich 37 Frauen (45,7%) und 44 Männer (54,3%).³⁸¹ Am zweiten Interview, das ein halbes Jahr nach dem Einzug in die Wohnungen an der Steinbeker Straße durchgeführt wurde, nahmen 75 von 81 Befragten teil. Für das dritte Interview schließlich konnten von den 75 Mitgliedern

³⁸⁰ Die Fragebögen befinden sich im Materialienband, S. 1-52.

³⁸¹ Siehe *Tabelle I-37: Alter und Geschlecht der Mitglieder vor dem Einzug.*

noch 59 gewonnen werden. Die Interviews dauerten im Durchschnitt rund eine Stunde.³⁸²

Die in den drei Interviews gestellten Fragen werden im Folgenden erläutert. Dabei werden die Hintergründe zu den acht Fragekomplexen erläutert und umfangreiche Informationen eingeführt, die einerseits das konkrete Wohnprojekt an der Steinbeker Straße in Hamburg Hamm-Süd betreffen und andererseits Verbindungen herstellen zur (Fach-) Diskussion zur Entwicklung der Stadt, insbesondere der Sozialen Stadt. Schließlich berücksichtigte ich in den Fragebögen die Erfahrungen aus den Pretests zu jedem der drei Interviewphasen. Auf ihre Dokumentation verzichte ich an dieser Stelle.

3.3.2 Klassifizierung und Interpretation

Von einer einheitlichen und durchgehenden Klassifizierung meiner Grundgesamtheit von zunächst 81 Befragten nehme ich in dieser empirischen Studie Abstand. Sowohl die überschaubare Größe der im statistischen Sinne nicht repräsentativen Grundgesamtheit wie auch der Erkenntnis(zu)gewinn durch die Verwendung verschiedener Perspektiven lassen dies geraten erscheinen. Damit liefert diese Arbeit bewusst keinen Beitrag zur Auseinandersetzung über den, zurecht kontrovers diskutierten, Zusammenhang zwischen individuellem Handeln und der Positionierung der dazugehörigen Handelnden im gesellschaftlichen Raum.

Sie nutzt gewissermaßen die Gunst der Stunde, dass Klasse, Schicht und Lebensstil gleichzeitig auf das Wohnen in der Stadt analytisch angewendet werden. Ihre Achillesverse bildet die behauptete Zurechenbarkeit von Handlungen auf abgrenzbare gesellschaftliche Gruppen. Daher wird der Behauptung nicht widersprochen, nach der »auch die unterschiedlichen Wohn- und Wohnstandortbedürfnisse und -präferenzen der Bevölkerung nicht (mehr) nur durch äußere, objektiv messbare Faktoren wie Einkommen, Bildungsstand und Beruf, Lebensphase und Haushaltsform bestimmt sind, und auch nicht nur durch das Wohnungs- und Infrastrukturangebot, sondern auch durch die subjektive Wahrnehmung und Bewertung dieser Faktoren und ihrer Umsetzung in Lebensstile und Milieus.«³⁸³ Die Klammersetzung in dem Zitat erzeugt eine Koexistenz von Klassen- und Schichtenmodellen sowie Lebensstil- und Milieukonzepten. Diese erlaubt fallweise, die in Rede stehenden Resultate mit den jeweiligen Modellhintergründen und -implikationen zu diskutieren.

³⁸² Siehe zu den einzelnen Phasen *Tabelle I-202: Interviewdauer; Tabelle II-60: Dauer des zweiten Interviews; Tabelle III-63: Dauer des dritten Interviews.*

³⁸³ *Spiegel 2000*, S. 201. Hervorhebung in Klammern wie im Original.

Die Problematik kann an der Entscheidung der Befragten für das Hallenhaus beispielhaft verdeutlicht werden. Die Gruppe der Befragten und ihre Haushalte sind bereits durch die Einkommensgrenzen im sozialen Wohnungsbau gefiltert. Sie als Arbeiterinnen und Arbeiter ihrer Klasse zuzuordnen, erhält die Entscheidung für

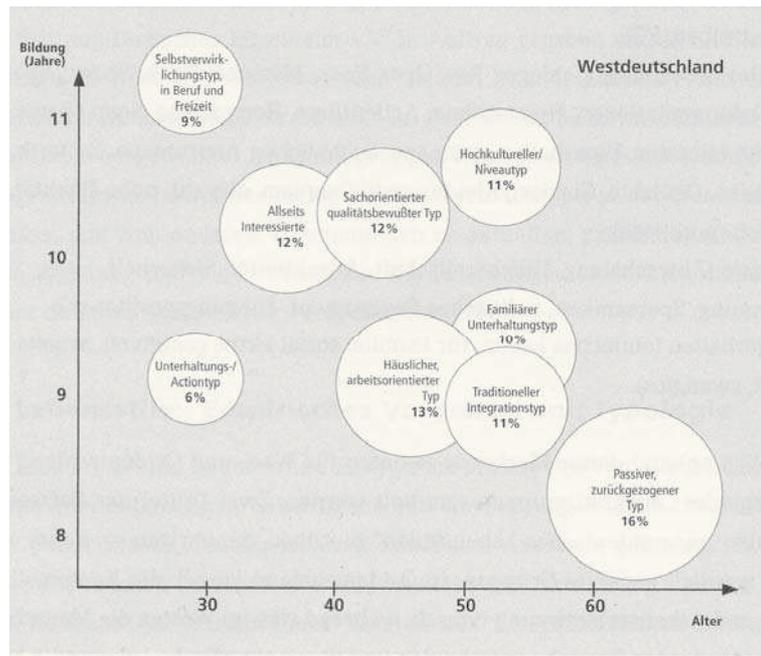


Abbildung 36: Lebensstile in Westdeutschland, nach Bildung und Alter differenziert (Spellerberg 2001)

Wohnen in Hallenhäusern in dem Moment, in welchem, aus dem Faktum eines abhängigen Beschäftigungsverhältnisses und der Mitgliedschaft in einer Gewerkschaft heraus, objektivierbare sozialökonomische Zwänge mit einer soziokulturellen Prägung auf solidarische Lebenszusammenhänge verbunden werden können. Dass sie einander bedingen, dürfte den Gründern der BGFG ebenso evident gewesen sein wie den Hausbesitzerinnen und -besetzern in der Ekhofstraße.

Auf die gleiche Entscheidung liefert die Einreihung der Befragten in die obere Unterschicht und der unteren oder mittleren Mittelschicht eine andere Antwort. Das Schichtenmodell führt eine hierarchisch gegliederte Gesellschaft ein, die Repräsentantinnen und Repräsentanten einer jeden Schicht spezifische Charakteristika zuweist.

Das Einkommens- und Bildungsniveau, das Niveau der bevorzugt konsumierten kulturellen Leistungen und der Freizeitaktivitäten, das Image des Wohnstandortes und die Wohnungsausstattung steigen kontinuierlich von Schicht zu Schicht. Diesem Ansatz folgend wäre zu erwarten, dass das Hallenhaus für jene Schichten repräsentabel, der Stadtteil akzeptabel erscheint, die statt eines Klaviers eine Modelleisenbahn in ihrer Stube aufstellen und mit ihren Nachbarn nicht Die Zeit teilen, sondern die Morgenpost. Solche Interpretationen leiten Erkenntnis in die Irre, sobald sich die Verbindungen zwischen Schicht und Schichtspezifika auflösen.

Das beginnt spätestens mit dem Blick auf die »feinen Unterschiede«. ³⁸⁴ Diese fassen Verhalten, Wertschätzungen und Präferenzen der Gesellschaftsmitglieder mit Geschlecht, Bildung, Alter entlang ihrer alltäglichen Inszenierung zusammen, die als Lebensstil bezeichnet werden. Dieser Ansatz betont die individuelle Eigenleistung des Gesellschaftsmitglieds bei der alltäglichen Lebensführung. Hiernach können sich Menschen in den Hallenhäusern zusammengefunden haben, die sich bewusst für eine gemeinschaftsorientierte Wohn- und Lebensform entschieden haben, aber die Mühen scheuten, diesen Wunsch in einer Wohnprojekt-Initiative zu verwirklichen. Unter ihnen wäre vielleicht ein »(t)raditioneller Integrationstyp« aus der Abbildung 36 von Spellerberg, der divergierende Ansichten in der Nachbarschaft auszugleichen vermag. ³⁸⁵

»(N)icht losgelöst von materiellen Zwängen, verbleiben doch Wahlmöglichkeiten und Präferenzen, die bewusst zur Selbstinszenierung genutzt« würden. ³⁸⁶ Mit den Zwängen halten die mit Schwächen versehenen hierarchisierenden oder polarisierenden Gesellschaftsmodelle durch die Hintertür wieder Einzug. Die Ansätze werden in der empirischen Untersuchung des Hallenhauswohnens in ihrer Aussagekraft als gleich gültig betrachtet, ohne sie dabei gleichgültig zu verwenden.

3.3.3 Kenntnisse der Interviewpartnerinnen und -partner

Die im Rahmen meiner empirischen Studie interviewten Personen besaßen ein gewisses Vorwissen über die Neubauten an der Steinbeker Straße, auf welchem das erste Interview aufbaute. Als Wohnungsinteressenten hatten sie an einem individuellen Informationsgespräch in der Geschäftsstelle der BGFG teilgenommen, häufig in Begleitung von Partnerinnen beziehungsweise Partnern. ³⁸⁷ Dort wurde zunächst die Wahl des Wohngebäudes besprochen. Da die BGFG zur gleichen Zeit zwei Neubauten mit sehr verschiedenen Architekturkonzeptionen baute, bestand für die Interessenten die Wahl zwischen »nachbarschaftliche(m) Wohnen direkt am Wasser« ³⁸⁸ im zuerst errichteten Neubau der Architektin Czerner am Beginn der Steinbeker Straße 4-18 und Wohnen »(i)m Garten und auf dem Hof« ³⁸⁹ im zweiten Neubau der Architekten KBNK – Käthe Birwe Nährung Krause an der Steinbeker Straße 68-72. Um die Entscheidung zu erleichtern, gab die

³⁸⁴ Als Referenz für die Lebensstil- und Milieuforschung gilt regelmäßig Pierre Bourdieus Arbeit über die feinen Unterschiede. Siehe *Bourdieu 1987*.

³⁸⁵ Siehe *Spellerberg 2001*. Die Grafik findet sich dort, S. 280; vgl. dazu ausführlich *Schneider 1999*. Sie lag auch interpretatorisch zugrunde in *BMVBW 2004*, S. 291 ff.

³⁸⁶ *Spellerberg 2001*, S. 277.

³⁸⁷ Siehe *Tabelle I-2: Teilnehmende am Informationsgespräch*.

³⁸⁸ *BGFG 1999a*, S. 7.

³⁸⁹ *BGFG 1999a*, S. 11.

BGFG mit Blick auf die zu erwartenden Aktivitäten in der »überdachte(n) Wohngasse« eine klare Empfehlung: »Für Leute, die anonym bleiben möchten, ist diese Wohnanlage deshalb sicher nicht das Richtige.«³⁹⁰ Von beiden prämierten Entwürfen konnten sich die Wohnungssuchenden anhand von Modellfotos und Plänen einen Eindruck verschaf-



Abbildung 37: Ausstattungswahlmöglichkeiten für die Küche

fen, später auch auf der Baustelle, und dieses Kriterium für die eigene Entscheidung prüfen.

Im Zusammenhang mit der Wohnungswahl hatten die Bewerber, je nach Stand der Bauarbeiten, die Wahl zwischen verschiedenen Ausstattungsvarianten. Neben den Schranktüren und Arbeitsplatten für die Küche, zu sehen in Abbildung 37, gehörten hierzu verschiedenfarbige Linoleum-Bodenbeläge, Wand- und Bodenfliesen und Einbauküchenfronten sowie Arbeitsplatten für ihre Wohnung.³⁹¹ Bei einigen Wohnungen bestand – und besteht weiterhin – die Möglichkeit, eine Leichtbauwand zu entfernen.

Die Wahl der Wohnung war durch zwei Bestimmungen des öffentlich geförderten sozialen Wohnungsbaus begrenzt. Zum einen durfte das gemeinsame Einkommen der Wohnungssuchenden und ihrer Haushaltsangehörigen³⁹² gewisse Grenzen nicht überstei-

³⁹⁰ Hier zitiert nach BGFG 1999h.

³⁹¹ Siehe BGFG 1999g.

³⁹² Die Familie und Angehörige, die einen Haushalt bilden, waren in § 8 II. WoBauG definiert. Die Begriffsbestimmung erfolgt seit 2002 nach § 18 Abs. 2 WoFG.

gen. Dieses war mit einem Wohnberechtigungsschein nachzuweisen, den die Einwohnerämter ausstellten.³⁹³

Im so genannten ersten Förderungsweg lag die Nettokaltmiete bei 9,90 DM/qm (5,06 EUR/qm). Im

so genannten 3. Förderungsweg lag das Nutzungsentgelt in der ersten Stufe bei 11,90 DM/qm (6,08 EUR/qm), in der zweiten Stufe bei 12,90 DM/qm (6,60 EUR/qm) und in der dritten Stufe bei 13,90 DM/qm (7,11 EUR/qm).³⁹⁵ Des Weiteren war die Personenzahl eines Haushalts bestimmend für die Größe der Wohnung, für die der Wohnberechtigungsschein ausgestellt wurde. Die Tabelle 3 zeigt die vorgesehenen Wohnflächen für unterschiedliche Haushaltsgrößen.

Falls die Wohnungssuchenden im Juli 2000 die Wohnungsangebote in der lokalen Presse studierten, konnten sie auf mehrere Mietwohnungsangebote in Hamburg-Hamm stoßen. So wurde eine 2-Zimmer-Wohnung in der Caspar-Voght-Straße mit 56 qm für 598 DM, ohne Nebenkosten, angeboten, was einem Quadratmeterpreis von 10,68

Personen	Wohnfläche in qm
1	40-45
2	50-55
3	60-75
4 und mehr	75-85 qm + 12 qm je weiterer Person

³⁹³ Der Wohnberechtigungsschein nach § 5 *WoBindG* wurde bis Ende des Jahres 2001 nach Maßgabe des *II. WoBauG* vergeben. Voraussetzung für den Bezug eines Wohnberechtigungsscheines für den ersten Förderungsweg war ein Einkommen, das die Einkommensgrenze des *II. WoBauG* nicht um mehr als 10% überschritt. Für einen Wohnberechtigungsschein im dritten Förderungsweg durfte die Einkommensgrenze, in drei Stufen, um höchstens 85% überschritten werden. Das stellte die praktische Umsetzung der politischen Forderung dar, Sozialwohnungsbestände für etwas höhere Einkommen zu öffnen, die es innerhalb Hamburgs Landesgrenzen zu halten galt.

Die Einkommensgrenze für den Bezug eines Wohnberechtigungsscheines war in § 25 Abs. 2 *II. WoBauG* geregelt. Die Ermittlung des Einkommens der Antragstellerin, des Antragstellers und ihres, seines Haushalts erfolgte anhand der §§ 25a-d *II. WoBauG*. Die maßgebliche Einkommensgrenze betrug nach § 25, Abs. 2 *II. WoBauG* für einen Einpersonenhaushalt 23 000 DM (11 759,71 EUR). Für einen Zweipersonenhaushalt lag sie bei 33 400 DM (17 077,15 EUR), für weitere Angehörige erhöhte sich die Grenze um jeweils 8000 DM (4090,34 EUR).

Mit dem Inkrafttreten des Gesetzes über die soziale Wohnraumförderung (*WoFG*) am 1.01.2002 wurde das *II. WoBauG* aufgehoben. Nun regelt § 9 Abs. 2 *WoFG* die Einkommensgrenzen für den Bezug eines Wohnberechtigungsscheines. Das maßgebliche Einkommen der Antragstellerin, des Antragstellers und ihres, seines Haushalts wird nach den Vorgaben der §§ 20-24 *WoFG* berechnet. Bei der Berechnung werden vom nachzuweisenden Bruttojahreseinkommen Werbungskosten und weitere Pauschalbeträge abgezogen. Die Gleichsetzung des maßgeblichen Einkommens mit dem Brutto- oder dem Nettoeinkommen ist falsch, aber trotzdem sehr verbreitet. Die Grenzen liegen derzeit (2004) für eine Person bei 12 000 EUR, für 2 Personen bei 18 000 EUR. Für jede weitere Person erhöht sich die Grenze um jeweils 4100 EUR. Zur Begründung der Reform des Wohnungsbaurechts durch das *WoFG* seitens der Bundesregierung siehe *Bundestag 23.04.2001*.

³⁹⁴ Siehe *WK 1999*, S. 10.

³⁹⁵ Siehe zu den Nettokaltmieten *WK 1999*, S. 2.

DM/qm entsprach.³⁹⁶ Eine 3 1/2 –Zimmer-Wohnung mit 82 qm Wohnfläche in der Nähe des Hammer Parks wurde für 1020 DM angeboten. Die Nettokaltmiete lag dort bei 12,44 DM/qm. Auch die BGFG war in dieser Juliausgabe mit einem Inserat vertreten. Dort bot sie eine Wohnung im Schadesweg für 9,78 DM/qm zuzüglich Nebenkosten an. Mit den 9,90 DM/qm bis 12,90 DM/qm in der dritten Förderstufe für eine Neubauwohnung in Flussnähe war dieses Angebot attraktiv. Das bestätigte auch ein Blick auf den Mietenspiegel.³⁹⁷ Die ortsübliche Vergleichsmiete für eine 66-91 qm große Wohnung, mit Bad und Sammelheizung, die zwischen 1988 und 1998 errichtet wurde, lag im Durchschnitt bei 15,44 DM/qm netto kalt und damit deutlich über dem Betrag, der selbst in der höchsten Förderstufe für einen Quadratmeter Hallenhauswohnung zu entrichten war. Die von den befragten Mitgliedern entrichteten Mieten lagen im Durchschnitt bei 15,23 DM/qm, allerdings inklusive Betriebs- und Nebenkosten.³⁹⁸ In vielen Fällen stieg die Mietbelastung für einen Haushalt beim Umzug in die Neubauwohnung nicht an.

Der dieser Wohnung zugrunde liegende so genannte Dauernutzungsvertrag wies wohnungsgenossenschaftstypische Besonderheiten auf. Zu den Besonderheiten zählten als unabdingbare Voraussetzung der Erwerb von Genossenschaftsanteilen, das Dauernutzungsrecht des Mitglieds an der Wohnung, womit zum Beispiel eine Kündigung wegen Eigenbedarfs ausgeschlossen war, da das Mitglied durch seine Genossenschaftsanteile gewissermaßen Miteigentümer wurde, das Wahlrecht und die Vertretung der Mitglieder im Aufsichtsrat, wobei jedes Mitglied unabhängig von der Zahl der Anteile nur eine Stimme hat – im Gegensatz zu einer Aktiengesellschaft.

Die Wohnungsinteressierten erhielten zum Ende des Gesprächs eine Mappe zum »Wohnen an der Bille« mit diversen Formularen, Durchschlägen, Informationsblättern inklusive einem Faltblatt mit der »Einladung zu Dornröschen« und einem Informationsblatt zum empirischen Forschungsvorhaben, an dem die Wohnungsbewerberinnen und -bewerber freiwillig teilnehmen konnten.³⁹⁹

Im Vergleich zum Auswahlverfahren der BBW verzichtete die BGFG auf die Abfrage von Ideen zur gemeinschaftlichen Innenhofnutzung und dergleichen mehr. Der Interessenten-Fragebogen erfasste über die Sozialdaten und Wohnungswünsche hinaus lediglich, ob Haustiere vorhanden waren oder nicht.⁴⁰⁰

Nach dem Informationsgespräch nahm ich Kontakt zu den Bewerberinnen und Bewerbern auf und bat um die Teilnahme derjenigen Person(en) eines Haushalts am

³⁹⁶ Siehe hier und im Folgenden *Wochenblatt 6.07.2000*, dokumentiert im Materialienband, Abbildung M 6.

³⁹⁷ Siehe *Wohnungswesen 1999b*.

³⁹⁸ Siehe *Tabelle I-32-2: Bruttoquadratmeterpreis der alten Wohnung in DM*.

³⁹⁹ Die Mappe (BGFG 1999b) enthielt 1999: BGFG 1999c, BGFG 1999d, BGFG 1999e, BGFG 1999f, BGFG 1999g.

⁴⁰⁰ Siehe BGFG 1999f.

Interview, die als Mitglied der BGFG den Nutzungsvertrag unterzeichnet hatte beziehungsweise unterzeichnen würde. Nur diese Personen wurden in allen drei Phasen interviewt und dementsprechend als Befragte genannt.

3.3.4 Soziale Daten

Die von uns erhobenen sozialen Daten, die in der Tabelle 4 dargestellt sind, erfassten

Tabelle 4: Soziale Daten				
Dimension	Operationalisierung	Frage der Phase		
		I	II	III
Personenbezogene Angaben zu Haushaltsangehörigen	Personenzahl des Haushalts	I-35	= II-17	
	Alter und Geschlecht der Haushaltsangehörigen	I-36		= III-7
	Alter und Geschlecht des Mitglieds	I-37		
	Anzahl umziehender Personen im Haushalt	I-65		
	Haushaltsveränderung		II-16	
Bildung und Beruf	Beruf des Mitglieds	I-50		
	Beruf der Partnerin / des Partners	I-51		
	Ausbildungsberuf des Mitglieds	I-52		
	Schulabschluss des Mitglieds	I-53		
Ausstattung	Anzahl ausgewählter Gegenstände	I-31		
Einkommen	Wohngeldbezug	I-34	= II-15	

zunächst die aktuelle Situation des Haushalts, dem das Mitglied vor dem Umzug angehörte.⁴⁰¹ Von Bedeutung war daneben, zu erfahren, wer aus dem aktuellen Haushalt beabsichtigte, mit der befragten Person umzuziehen. So zogen in die Steinbeker Straße klassische Familien, Lebensgemeinschaften, in Scheidung lebende Familienangehörige, Schwangere mit Partner oder Geschwistern, Singles. Die sich mit dem Umzug vollziehenden Haushaltsveränderungen wurden in der zweiten Phase aktualisiert.

⁴⁰¹ Diese Sozialdaten gehören zum Standardrepertoire. Vgl. UFZ 1998, Anhang 3, S. 11 f.; Zapf 1969, S. 367 f.

Tabelle 5: Brutto-Jahreseinkommen für Arbeitnehmer/innen im 1. und 3. Förderungsweg⁴⁰²

Für Haushalte mit ...	1. Förderungsweg bis maximal	3. Förderungsweg		
		1. Stufe bis maximal	2. Stufe bis maximal	3. Stufe bis maximal
1 Person	38 143 DM	46 357 DM	54 571 DM	62 786 DM
2 Personen	54 486 DM	66 414 DM	78 343 DM	90 271 DM
3 Personen	67 057 DM	81 843 DM	96 629 DM	111 414 DM
4 Personen	79 629 DM	97 271 DM	114 914 DM	132 557 DM
5 Personen	92 200 DM	112 700 DM	133 200 DM	153 700 DM

Eine Klassifizierung nach Haushaltseinkommen ergab sich aus der Belegungsbindung für die zu beziehenden Wohnungen, wie in Kapitel 3.3.3 beschrieben. Die Befragten konnten sich anhand der Tabelle 5 über das pauschal berechnete Brutto-Jahreseinkommen für Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer selbst einschätzen. Im Zuge der Ausstellung des Wohnberechtigungsscheins ermittelte das jeweils zuständige Einwohneramt das maßgebliche Einkommen der Haushalte. Ergänzend wurde lediglich der Bezug von Wohngeld erfragt.

Die Fragen zur Ausstattung sollten klären, ob der Haushalt über einen Pkw, über welche Haushaltsgeräte und elektronischen Unterhaltungsmedien verfügte.

3.3.5 Der Wohnalltag

Der Wohnalltag der Befragten war im engeren Sinne beschränkt auf die alltägliche Wohnungsnutzung. Im weiteren Sinne umfasste der Wohnalltag die Aktivitäten in dem überdachten Hallenbereich und, soweit vorhandenen, in den Mietergärten und der Außenanlage. Die Anwesenheitszeiten und ihre Lage strukturierten die Wohnungsnutzung der Befragten und ihrer möglichen Haushaltsangehörigen.

Die Zeitkontingente, die in der Wohnung verbracht werden konnten, wurden durch Arbeitszeiten, Schulzeiten, Öffnungszeiten von Läden, Ämtern und Praxen, Betriebszeiten

⁴⁰² BGFG 1999i. Stand September 1999. Die BGFG gab diese Werte zur groben Orientierung heraus. Sie konnten in bestimmten Fällen überschritten werden. Die Einwohnerämter ermitteln die tatsächlichen Einkommensgrenzen.

Tabelle 6: Fragenkatalog zum Wohnalltag im engeren Sinne				
Dimen- sion	Operationalisierung	Frage der Phase		
		I	II	III
Woh- nungs- nutzung	Anwesenheitszeiten des Mitglieds	I-38		
	Anwesenheitszeiten der Partnerin / des Partners	I-39		
	Anwesenheitszeiten der Kinder	I-40		
	Hauptaufenthaltsorte des Mitglieds in der Wohnung	I-41	= II-18	= III-1
	Haupttätigkeiten des Mitglieds	I-42	= II-19	= III-2
	Hauptaufenthaltsorte des Partners / der Partnerin	I-43	= II-20	= III-3
	Haupttätigkeiten der Partnerin / des Partners	I-44	= II-21	= III-4
	Hauptaufenthaltsorte der Kinder	I-45	= II-22	= III-5
	Haupttätigkeiten der Kinder	I-46	= II-23	= III-6
	»Eigener Platz« des Mitglieds in der Wohnung	I-47		
	»Eigener Platz« der Partnerin / des Partners in der Wohnung	I-48		
	»Eigener Platz« der Kinder in der Wohnung	I-49		
	Besondere Be- und Gegebenheiten im Haus		II-50	

des öffentlichen Nahverkehrs, Ruhezeiten laut Hausordnung und dergleichen mehr vorgegeben.⁴⁰³

Die einzelnen Elemente des Zeitregimes entziehen sich in der Regel der individuellen Variierung. Sie sind ein gesellschaftliches Gestaltungsfeld von Tarifvertragspartnern und Gesetzgebung. Sie werden andererseits auch von Dienstleistern strukturiert. Die Querschnittsanalyse der individuellen Zeitvolumina aller Befragten legte Zeitabschnitte offen, an denen familiäre und darüber hinaus nachbarschaftliche Begegnungen überhaupt möglich waren. Die Fragen zur Wohnungsnutzung im engeren Sinne, zusammengefasst in der Tabelle 6, stellten zunächst den flexiblen Grundriss auf den

⁴⁰³ Das hier beschriebene Zeitregime in der Stadt wird sowohl als analytischer wie auch gestalterischer Ansatz verstanden. So soll eine Flexibilisierung von Zeitkorridoren der städtischen Bevölkerung größere Souveränität im Alltag ermöglichen und perspektivisch zu Zeitgerechtigkeit führen. Siehe hierzu Mückenberger 1998.

Prüfstand. Indem die Größen der Wohnräume einander angeglichen wurden, sollte eine Determinierung von Nutzungen vermieden werden.

Determinierend wirkten hierbei regelmäßig die Größe der einzelnen Räume und die Verteilung der Steckdosen für Strom allgemein sowie für Telefon und Fernsehen im Besonderen. Auf solche Standardisierungen hatte die Möbelindustrie ihre Produktpalette ausgerichtet. Darüber hinaus führte der Grundriss den Wohnungseingangs- und Essbereich mit dem Wohnzimmer zu einem »Allraum« zusammen, wie die Abbildung 38 beispielhaft zeigt.

Auf diese Weise wurde die gesamte Gebäudetiefe genutzt. Dieser Bereich erhielt Tageslicht durch vom Boden bis zur Decke reichende so genannte französische Fenster an der Ost- und Westseite. Getrennt wurde diese »Halle« in der Wohnung lediglich durch transparente Glasschiebetüren.

Da diese Raumkonzeption für viele Befragte ein Novum darstellte, war die Neuverteilung von Nutzungen durch – und damit auch die Anpassung der Verhaltensweisen an – einen offenen Grundriss für Mehrpersonenhaushalte eine Herausforderung. Diese Herausforderung erfasste der in allen Phasen wiederholte Fragenblock zu Tätigkeiten und Nutzungen.

Die Herausforderungen ließen sich mit allen Sinnen wahrnehmen: viele Sichtbeziehungen innerhalb der Wohnung sowie nach außen, zu den Gärten, zu Nachbargebäuden und zum Hof, Geräusche und Gerüche, die sich wegen des offenen Allraums wohnungsintern nicht abschirmen ließen. Die Fragen zur Wohnungsnutzung bargen andererseits die Aufforderung, das eigene Wohnen zu reflektieren, das sich als alltägliche Routine gerne der Thematisierung entzieht und dadurch schwer zu formulieren ist.

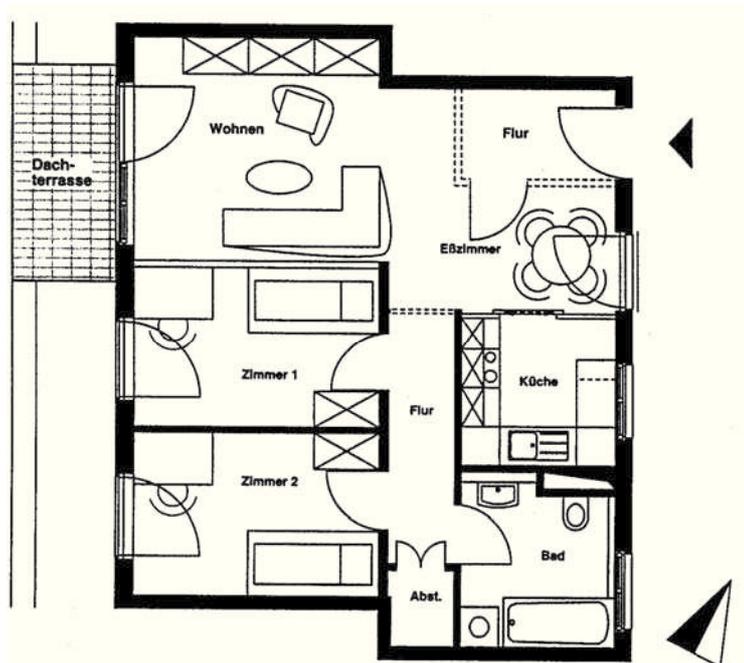


Abbildung 38: Flexible Raumkonzeption mit offenem Wohn- und Essbereich (Wohnung 68; Czerner)

Ein Blick auf die Lehrpläne Hamburger Grundschulen verdeutlicht die Problematik beispielhaft, das Wohnen zu reflektieren. Das Wohnen im Lernfeld »Miteinander leben« erkundet und vergleicht das familiäre Zusammenleben unter einem Dach unter dem Motto »Wohnen und Familienstrukturen hier und anderswo«. ⁴⁰⁴ Im Lernfeld »Unsere nähere Umgebung« steht die Erkundung des Stadtteils als Lebensraum im Vordergrund. Die Erkundung soll der Förderung räumlicher Orientierung, zum Beispiel anhand prägnanter Bauwerke, dienen. Sie soll außerdem die Wahrnehmung der »Vorzüge und Probleme des Stadtteils aus der Sicht der Kinder und anderer Bevölkerungsgruppen (z. B. alte Menschen, Rollstuhlfahrer)« schärfen. ⁴⁰⁵ Diese heute verbindlichen Lerninhalte sprengen zwar den Rahmen früherer heimatkundlicher Unterrichtsinhalte, die noch die segensreichen Leistungen der weltlichen und geistlichen Autoritäten für die eigene Stadt ins rechte Licht rücken, sparen aber die Reflexion von Kindern oder Erwachsenen über das Wohnen als Tätigkeit aus. Die Ungewohntheit solcher Fragestellungen mache sich auch in den Antworten zur Wohnungsnutzung im engeren Sinne bemerkbar. Die Antworten bildeten im weiteren Verlauf die Grundlage für die Bewertung der Wohnzufriedenheit, die im nachfolgenden Kapitel behandelt wird.

Der Gebrauch des überdachten Hallenbereiches, der Außenanlagen und auch die an die Wohnumgebung gebundene Freizeitgestaltung zählte ich zum Wohnalltag im weiteren Sinne. Der Fragenkatalog zu diesen Dimensionen des Wohnalltags wurde in der Tabelle 7 zusammengefasst. Ein besonderes Augenmerk war auf den Umgang der Befragten mit dem wettergeschützten Innenhof gerichtet. Die Erfahrungen der Berliner Wohnungsbauprojekte am Ortolanweg und Ibisweg sowie eine Wohnstudie zu den Bauten des Architekten Fritz Matzinger flossen in die Konzeption dieses Fragenkataloges ein. ⁴⁰⁶ Die Hallensituation ließ sich dem Erkenntnisbereich von Jacobs, Newman, Coleman und Bahrdt zuordnen. Der Innenhof, aber auch die Außenanlagen schienen prädestiniert, ein Geflecht sozialer Kontakte entstehen zu lassen und über die zum Hof orientierten Fenster der 45 Wohnungen den Kindern einen gefahrlosen Aufenthalt in der Halle unter Kontrolle der »eagle eyes« im Sinne Jacobs zu ermöglichen.

⁴⁰⁴ Behörde für Bildung 2003, S. 21.

⁴⁰⁵ Behörde für Bildung 2003, S. 23.

⁴⁰⁶ Zu den Neubauten am Ortolanweg und Ibisweg siehe Amann 1993. Zu weiteren Atrium-Wohnhöfen von Fritz Matzinger siehe Gutmann 1997.

Tabelle 7: Fragenkatalog zum Wohnalltag im weiteren Sinne				
Dimension	Operationalisierung	Frage der Phase		
		I	II	III
Hallennutzung	Idee für die Hallennutzung	I-74		
	Nutzungsideen für die Halle	I-75		
	Hallennutzung des Mitglieds		II-25	
	Wahrgenommene Hallennutzung der übrigen Bewohnerinnen / Bewohner		II-26	
	Zu intensivierende Hallennutzung		II-27	
	Gründe für die zu intensivierenden Hallennutzungen		II-28	
	Zu verbotende Hallennutzungen		II-29	
	Gründe für die zu verbotenden Hallennutzungen		II-30	
	Gestaltungsvorschläge für die Halle		II-32	
	Außenanlage	Nutzung der Außenanlage durch das Mitglied		II-43
Nutzung der Außenanlage durch die übrigen Bewohnerinnen und Bewohner			II-44	
Gestaltung der Außenanlage			II-45	
Freizeitgestaltung	Häufigkeit ausgewählter Freizeitaktivitäten	I-82		= III-48
	Fest mitorganisiert	I-83		
	Ehrenamtliche Tätigkeit	I-84		
	Passive und aktive Mitgliedschaften	I-85		
	Veränderung der Freizeitgestaltung			III-49
	Art der Veränderungen			III-50
	Gründe für die Veränderungen			III-51

Mit Newman konnte die Wohnanlage mit ihrem Erschließungssystem auf ihr Potenzial zur »Selbstverteidigung« überprüft und gegebenenfalls als Modell für »sicheres Wohnen« beschrieben werden. Mit Bahrdt interessierte insbesondere die Frage, ob die deutlich voneinander unterscheidbaren Bereiche: Straße, Vorplatz, Außenanlage, Innenhof und schließlich die Wohnung, zu vitalem Quartiersleben beitragen könnten.

Die Nutzung der überdachten Innenhöfe in Hamm-Süd war für die Befragten vor Einzug ein mehr mit positiven Erwartungen als mit Befürchtungen besetztes Gedankenspiel.⁴⁰⁷ Die Ideen bewegten sich einerseits im Rahmen ihrer Wohnutopien, deren Erhe-

⁴⁰⁷ Zu solchen Überlegungen lud die BBW ihre Wohnungsinteressenten ebenfalls ein. Siehe den Bewerbungsbogen *BBW 1991*. Er inspirierte ebenfalls die Fragen zur Auseinandersetzung mit dem Innenhof.

bung in Kapitel 3.3.7 thematisiert wurde, andererseits in dem Rahmen, der von den Informationsblättern und einer Broschüre der BGFG vorgezeichnet wurde. Letztere erklärte die »Wohngasse« zum »halböffentlichen Hof für Feste der Hausgemeinschaft, aber auch für das Spiel der Kinder bei schlechtem Wetter« geeignet.⁴⁰⁸ In der Befragung nach dem Einzug waren die Antworten auf die gleiche Frage deutlich differenzierter.

Einige nahmen eine Formulierung der BGFG auf und wollten nun »alles in die Halle« verlegen, während am entgegengesetzten Pol argumentiert wurde, dies widerspräche dem eigentlichen Charakter der Halle.

Innerhalb dieses Spektrums unterschieden die Fragen das persönliche Nutzungsverhalten der Befragten von dem an den übrigen Hausbewohnern beobachteten Nutzungsverhalten. Diesem schloss sich die Ermittlung der Motive für die erwünschten Nutzungsformen an sowie der Motive für die Ablehnung unerwünschter Nutzungsweisen. Die Aussagen gaben Auskunft über die Wertschätzung individueller Konzepte der Lebensführungen von benachbarten Haushalten innerhalb des Wohnumfeldes. Sie gaben ebenso Auskunft über die persönliche Wertschätzung gemeinschaftlicher Aktivitäten. Aus diesen heterogenen Antworten ließen sich drei Konfliktlinien destillieren.

Eine erste zielte auf die Architektur und wurde anschließend auf Veränderungswünsche befragt. Eine zweite Linie thematisierte den Umgang der Befragten mit den vielschichtigen Aspekten der sich herausbildenden Nachbarschaften und wurde im Kapitel 3.3.9 weitergeführt und differenziert. Eine dritte Linie konturierte polar gedachte Grundorientierungen von »Individualisten« und »Gemeinschaftstypen«. Sie nahmen unter Rückgriff auf aktive und passive Mitgliedschaften, ehrenamtliche Tätigkeiten und die Ausgestaltung der Freizeitaktivitäten weiter Form an.

Der Vergleich der Freizeitaktivitäten vor dem Einzug mit denen zwei Jahre nach dem Einzug sollte mögliche Veränderungen herausarbeiten und dabei ermitteln, inwieweit der Stadtteil Hamm-Süd, das Hallenhaus oder auch persönliche Umstände zu Veränderungen beitragen.

⁴⁰⁸ BGFG 1999a, S. 7.

3.3.6 Wohnzufriedenheit

Die Ermittlung von Wohnzufriedenheit barg eine grundsätzliche Herausforderung, die in der Gefahr einer regressiven Anpassung zu sehen war. Diese wies den erreichten Woh-

Tabelle 8: Fragenkatalog zur Wohnzufriedenheit				
Dimension	Operationalisierung	I	II	III
Bewertung der neuen Wohnung	Einzugsschwierigkeiten		II-1	
	Probleme mit Baumängeln		II-2	
	Art der Baumängel		II-3	
	Technisch einwandfreie Wohnung		II-5	
	Beurteilung der Raumgröße		II-6	
	Beurteilung des Wohnungsschnitts		II-7	
	Eingewöhnungsschwierigkeiten		II-8	
	Wahrnehmung störender Gerüche		II-9	
	Wahrnehmung störender Geräusche		II-10	
	Gefühl der Beobachtung		II-11	
	Änderungsvorschläge für die Wohnung		II-12	≈ III-10
Bewertung der Wohnsituation	Zufriedenheit mit derzeitiger Wohnsituation	I-60	= II-54	
	Umzugsabsicht schwächende Faktoren	I-61		
	Zufriedenheit der Kinder mit der Wohnsituation	I-62		
	Entfaltung in der neuen Wohnung		II-24	= III-8
	Bewertung möglicher Störungen		II-31	
	Besuchermeinung zur Wohnsituation		II-51	
	Besucherbenotung der neuen Wohnsituation		II-52	
	Offene Wünsche in Hinblick auf die Wohnsituation		II-53	
	Umzugsabsicht		II-55	= III-11
	Umzugsgründe		II-56	= III-12
	Besichtigung des Neubaus am Ende der Steinbeker Straße			III-13
	Wohnungsempfehlung			III-14
	Für und Wider der Wohnungsempfehlung			III-15
	Persönliche Vorteile des Hallenhauswohnens			III-57
Persönliche Nachteile des Hallenhauswohnens			III-58	

Dimen- sion	Operationalisierung	Frage der Phase		
		I	II	III
Woh- nungsver- gleich	Raumzahl	I-25	*	
	Quadratmeterzahl	I-26	*	
	Eigentumsform	I-27	*	
	Belegungsbindung	I-28	*	
	Zusätzliche Räume und Bereiche	I-29	*	
	Einrichtungen und Anlagen	I-30	*	
	Bruttowarmmiete	I-32	= II-13	
	Nebenkosten	I-33	= II-14	
	Stockwerkzahl	I-205	*	
	Zahl der Wohnungen im Haus	I-206	*	
Fotografie von der Hausfassade	I-207	*		
*Die jeweiligen Vergleichsgrößen für die neue Wohnung stützen sich auf Grundrissangaben, Belegungsbindungen und Fotografien.				

nungsstandard als den erwünschten aus und ignorierte die Unzulänglichkeiten.

Es war der gleiche Prozess, der Mitscherlich erzürnte, als er die Anpassungsfähigkeit des anthropologischen offenen Wesens Mensch an die noch so monotonen Städte und Wohnsiedlungen aus industrieller Serienfertigung beschrieb. Der Anteil regressiver Anpassungsleistung ließ sich nicht von Wohnzufriedenheit subtrahieren. Um dieser Herausforderung trotzdem gerecht zu werden, schied die Studie im ersten Schritt drei Dimensionen von Wohnzufriedenheit. Sie werden in der obigen Tabelle 8 als Übersicht dargestellt.

Die erste Dimension bilanzierte das Resultat aus dem Vergleich der vorherigen Wohnung mit der neuen Wohnung an der Steinbeker Straße. Die Gegenüberstellung ausgewählter Angaben zur Wohnung ergab quantitative Veränderungen.⁴⁰⁹

Ob sich der Umzug für die Befragten als Gewinn oder Verlust darstellte, hing von zahlreichen Aspekten ab, die in der Bewertung der Wohnsituation, der dritten Dimension der Wohnzufriedenheit, zusammengefasst wurden.

Eine Zufriedenheit mit der Wohnsituation konnte dort angenommen werden, wo die erreichten Wohnungsqualitäten und -quantitäten mit Blick auf die Lebenssituation der Befragten in der näheren Zukunft angepasst zu sein schienen und sie sich mit den persönlichen Bewertungen der Befragten deckten. Die Aufforderung, Veränderungswünsche für die Wohnung zu äußern, ergab in der Querschnittsanalyse eine differenzierte Archi-

⁴⁰⁹ Der Vergleich zwischen alter und neuer Wohnung war inspiriert von *GEWOS 1979*, Anhang S. 2 f.

tekturkritik, die die unterschiedliche Akzeptanz zahlreicher Wohnungsmerkmale offen legte, die der vorherigen Wohnung fehlten. Die offene Fragestellung förderte detaillierte Beschreibungen positiv und negativ benoteter Details zutage, die kaum vorhersehbar waren.

Die Bewertung der Wohnung, als zweite Dimension der Zufriedenheit, basierte auf dem Wohnungsalltag, mit dem sich Kapitel 3.3.5 beschäftigt. Die Wohnungsbewertung fasste die praktischen Erfahrungen der Haushalte im Umgang mit dem so genannten Allraum zusammen, wie zum Beispiel den transparenten Glasschiebetüren und den Schnitt der einzelnen Räume und die Ausstattung der Wohnung.

Während sich einige Eigenheiten der neuen Wohnung bereits beim Aufstellen der Möbel bemerkbar machten, offenbarten sich andere erst im Laufe der Zeit. Indem die Befragten das Augenmerk auf bestimmte Wohnungsqualitäten lenkten, verdeutlichten sie damit in der Regel auch den Zugewinn an Wohnqualitäten im Neubau im Vergleich zu ihrer vorherigen Wohnung.

Um die Entwicklung der dritten Dimension von Wohnzufriedenheit, der Zufriedenheit mit der neuen Wohnsituation, einzufangen, setzte die empirische Studie eine vergleichende Bewertung zwischen dem Hallenhaus und dem zweiten Neubau am Ende der Steinbeker Straße ein. Dazu wurden die Befragten in die fiktive Rolle versetzt, wohnungsuchenden Freunden eine der beiden Neubautypen zu empfehlen und diesen Rat zu begründen. Die Beschreibung der Vor- und Nachteile der jeweiligen Wohnanlagen zeigten allgemeine Bewertungstendenzen an. Den gleichen Ansatz verfolgten auch die Fragen zu den Äußerungen der Gäste der Interviewpartnerinnen und -partner zur neuen Wohnsituation an der Steinbeker Straße.

Die Befragten wurden auch direkt um die Bewertung ihrer Wohnsituation gebeten. Dabei interessierte die Benotung möglicher Störfaktoren, die die spezifischen baulichen Gegebenheiten berücksichtigten. Ihre Bewertung vermochte Auskunft darüber zu geben, inwieweit die Hallensituation von den Bewohnerinnen und Bewohnern angenommen wurde. Dabei blieb die Frage nach der erneuten Absicht, umzuziehen, nicht außer Acht.

Die Fragen zu persönlichen Vorteilen und Nachteilen des Wohnens im Hallenhaus führten zu einer abschließenden Bewertung der Wohnzufriedenheit. Sie lieferte gleichsam ein Testat zum Projekt kommunikativen Wohnens in Hamm-Süd.

3.3.7 Wohnutopien und Wohnwünsche

Die wohnutopischen Vorstellungen sollten sich an soziale Entwürfe der Befragten annähern, die sie zu imaginieren und zu formulieren bereit waren. Dargestellt werden die Dimensionen in Tabelle 9. Den vermeintlich utopischen Weg beschritt das Interview der ersten Phase durch Fragen zu Gebäuden und deren Umgebung, die den Befragten

Tabelle 9: Fragenkatalog zu Wohnutopien und Wohnwünschen					
Dimension		Operationalisierung	Frage der Phase		
			I	II	III
Wohnutopien		Auffälligkeiten des Neubaus	I-6		
		Spontan gefallendes Wohngebäude	I-19		
		Merkmale des spontan gefallenden Wohngebäudes	I-20		
		Der Partnerin / dem Partner spontan gefallendes Wohngebäude	I-21		
		Merkmale des der Partnerin / dem Partner spontan gefallenden Wohngebäudes	I-22		
		Aspekte der Wunschwohnung des Mitglieds	I-23		
		Aspekte der Wunschwohnung der Partnerin / des Partners	I-24		
Wohnwünsche	Wohnungssuche	Erstinformation zum Wohnungsneubau	I-1		
		Teilnehmende am Informationsgespräch	I-2		
		Zusätzliche Informationswünsche zur Wohnanlage	I-4		
		Besichtigung der Wohnanlage	I-5		
		Bewerbung	I-7		
		Anzahl der besichtigten Wohnungen	I-8		
		Annahme des Wohnungsangebots	I-9		
		(Gründe für die Ablehnung des Wohnungsangebots der BGFG) (entfallen)	(I-10 - I-12)		

Dimension		Operationalisierung	I	II	III
Wohnwünsche	Wahl der Ausstattung	Fliesen-, Küchenfronten-, Bodenwahl	I-13		
		Nutzung der Ausstattungswahl	I-14		
		Wunsch nach Ausstattungswahlmöglichkeit	I-15		
		Wandausbaumöglichkeit	I-16		
		Wandausbau	I-17		
		Wunsch nach Wandausbaumöglichkeit	I-18		
		Neue Einrichtungsgegenstände	I-76		
	»Negative« Wohnwünsche	Mögliche Umzugsgründe	I-66		
		Zusätzliche Umzugsgründe	I-67		
		Weitere Umzugsgründe	I-68		
Erwartungen	Meinung der Kinder zur neuen Wohnung	I-63			
	Freude bei Umzugsgedanken	I-72			
	Sorge bei Umzugsgedanken	I-73			

besonders positiv in Erinnerung geblieben waren – dazu zählte gelegentlich auch das Hallenhaus an der Steinbeker Straße. Die Einbeziehung von Partnerinnen beziehungsweise Partnern führte eine geschlechterbezogene Differenzierung ein. Die Beschreibung von Gebäuden, deren Umgebungen und weiteren Merkmalen erlaubten Rückschlüsse auf Wohnkonzeptionen, die mit der kommunikativen, nachbarschaftsorientierten Konzeption des Hallenhauses verglichen werden konnten. Das Erkenntnisinteresse lag hier in der möglichen Diskrepanz zwischen erwünschten und erreichbaren Konzeptionen.

Die Wohnwünsche waren gegenüber den Utopien weniger abstrakt. Sie wurden und werden regelmäßig erforscht und versorgen die Immobilien- und Kreditwirtschaft mit Planungsdaten. Sie geben Stoff für ein breites Spektrum von Publikumszeitschriften, die die wechselnden Wohnideen und -moden dem Bauwilligen schmackhaft machen sollen.

In meiner Untersuchung interessierten Wohnwünsche als Annäherungen an die zukünftigen Gegebenheiten in der Steinbeker Straße. Die Wohnwünsche zielten zwar im Kern auf die gewünschten Qualitäten der zukünftigen Wohnung, Vorstellungen zur Art des Zusammenwohnens waren aber auch hier häufig präsent.

Die Wohnwünsche wurden in negativer Form erweitert durch die Erhebung von Umzugsgründen. Die Umzugsgründe bewerteten Qualitäten der »alten« Wohnung, ihres Umfeldes und der Wohnsituation. Daraus ließ sich ablesen, welche Bedeutung einzelnen

Qualitäten für die Wohnungswahl beigemessen wurde. Die Erwartungshaltungen der umzugswilligen Mitglieder und ihrer Kinder vor dem Einzug in die Steinbeker Straße beschlossen die Wohnwünsche. Da sie vor dem Umzug erhoben wurden, boten sie einen unverfälschten Vergleichsmaßstab für spätere Bewertungen der Wohnsituation.

3.3.8 Genossenschaftliche Wohnverhältnisse und Genossenschaftlichkeit

Wie der Begriff Wohnungsgenossenschaft selbst zerfiel auch der Fragenkreis zum Thema Wohnungsgenossenschaft, der in der Tabelle 10 zusammengestellt wurde, in zwei voneinander unterscheidbare Bestandteile. Der erste Teil enthielt die Bedeutung der BGFG als »Vermieterin«, der zweite die Genossenschaftlichkeit, einer zunächst juristischen Bestimmung einer Rechtsform, die im historischen Rückblick dann den Rahmen für ein

Tabelle 10: Fragenkatalog zu Genossenschaften				
Dimension	Operationalisierung	Frage der Phase		
		I	II	III
Genossenschaftliche Wohnverhältnisse	Note für das Informationsgespräch	I-3		
	Beurteilung der Mängelbeseitigung durch die BGFG		II-4	
	Anzahl der Kontakte zur BGFG im letzten Jahr			III-40
	Anlässe zur Kontaktaufnahme			III-41
	Auswahl zweier Anlässe			III-42
	Reaktionen der BGFG auf beide Anlässe			III-43
	Bewertung beider Reaktionen der BGFG			III-44
	Jahr des Eintritts in die BGFG	I-77		
Präferenz für Genossenschaftswohnung	I-78			
Genossenschaftlichkeit	Spontane Meinung zu Wohnungsgenossenschaften	I-79		= III-39
	Frühere Teilnahme an einer Genossenschaftsveranstaltung	I-80		
	Art der Genossenschaftsveranstaltung	I-81		
	Wunsch nach zusätzlichen Serviceleistungen			III-45
	Vorschläge für zusätzliche Serviceleistungen			III-46
	Entgelt für zusätzlichen Service			III-47

sich vielfältig entfaltendes soziales Leben gab und für die Gegenwart zumindest ein Potenzial für eine inhaltliche Neubestimmung darstellt.

Mit dem ersten Teil, dem genossenschaftlichen Wohnverhältnis verbanden sich die üblichen wohnungsbezogenen Angelegenheiten, wie Reparaturwünsche, allgemeine Fragen der Mitglieder, Aufforderungen zur Intervention in Streitigkeiten zwischen Mitgliedern und dergleichen mehr. Sie waren auch Vermietern in anderer Rechtsform geläufig. Die Gründe für die Mitglieder, mit der BGFG in Kontakt zu treten, waren beim Einzug, und insbesondere beim Erstbezug, erwartungsgemäß sehr umfangreich. Im Laufe der Zeit nahmen die Kontakte ab. Auf die Einschätzung der BGFG als Wohnungsgeberin und ihre Reparatur- und Interventionsleitungen zielten die Bewertung der Mängelbeseitigung und die Analyse von Anlässen, die die Mitglieder bewogen, zur BGFG Kontakt aufzunehmen.⁴¹⁰

Der zweite Bestandteil des Begriffs Wohnungsgenossenschaft, die Genossenschaftlichkeit, war für die neuen Mitglieder in aller Regel zunächst nur durch besondere Begrifflichkeiten wie Nutzungsgebühr statt Miete und Dauernutzungsvertrag statt Mietvertrag, Wahlauf Ruf zur Stellvertreterversammlung, Erhalt einer jährlichen Dividende auf die erworbenen Genossenschaftsanteile oder einer Einladung zu einer Ausflugsfahrt erfahrbar. Am Ende der Untersuchung bilanzierten die Fragen nach zusätzlichen Angeboten der BGFG, inwieweit sich die Befragten die Schaffung neuer Serviceleistungen durch die BGFG im Bereich der Wohnungsverwaltung und im sozialkulturellen Bereich wünschten.⁴¹¹

3.3.9 Nachbarschaft

Die soziale Nachbarschaft sollte in der empirischen Studie auf ihre Entstehungsbedingungen, auf ihre praktische Ausformung durch die Bewohnerinnen und Bewohner der Hallenhäuser und die mit ihr verbundenen Effekte auf das Wohnumfeld, den Stadtteil und die Genossenschaftlichkeit hin untersucht werden. Entstehung und Verlauf von Nachbarschaftlichkeit waren Gradmesser für die Förderlichkeit von glasüberdachten, halböffentlichen Innenhöfen für nachbarschaftliches Wohnen von Hausbewohnern, die ihre Wohnung nicht primär nach diesem Kriterium auswählten. Gleichzeitig sollte die Integrationskraft sozialer Nachbarschaften identifiziert werden, der die zeitlich parallel zum Einzug gestartete Bund-Länder-Initiative Stadtteile mit besonderem Entwicklungsbedarf als strategische Ressource allerhöchste Bedeutung beimaß.

⁴¹⁰ Vgl. zum genossenschaftlichen Wohnen aktuell *BMVBW 2004*. Für die Konzeption des Fragenkatalogs zu Genossenschaften war die Mitgliederbefragung der BGFG von besonderem Interesse. Siehe dazu *Analyse 1998a*; *Analyse 1998b*; *Analyse 1998c*. Vgl. allgemein zur Situation der Wohnungsgenossenschaften *Analyse 1997*; *Analyse 1996*.

⁴¹¹ Vgl. *F+B 1998*; *Arndt 1986*.

Der Erhebung von Nachbarschaft ging die Auseinandersetzung mit diesem umstrittenen Begriff voraus, die Gegenstand des Kapitels 2.4 dieser Arbeit war. Nachbarschaft wurde dort zurückhaltend bewertet, sowohl in seiner städtebaulichen wie auch seiner sozialen Fassung. Davon unbeeindruckt, blieb der Begriff Kern von Wohnreformbemühungen, die

Tabelle 11: Fragenkatalog zu Nachbarschaft				
Dimension	Operationalisierung	Frage der Phase		
		I	II	III
Grundlagen für Nachbarschaft	Rege Nachbarschaftskontakte im Haus	I-54	= II-33	= III-16
	Kennzeichen angenehmer Nachbarn	I-57		
	Kennzeichen unangenehmer Nachbarn	I-58		
	Wichtigkeit von Nachbarschaftskontakten	I-59	= II-40	
	Intensität der Nachbarschaftskontakte		II-35	= III-31
	Förderlichkeit der Halle für nachbarschaftliches Wohnen		II-39	= III-38
	Beurteilung der Bewohnermischung		II-41	
	Persönliche Schwerpunkte für die Bewohnermischung		II-42	
	Gründe für Inaktivität			III-30
	Nachbarschaftliche Praxis	Hilfsbereite Nachbarn im Haus	I-55	= II-37
Nachbarschaftsbesuche		I-56	≈ II-38	
Haupttorte für Unterhaltungen mit Nachbarn			II-34	
Unterscheidungsvermögen zwischen Nachbarn und Fremden			II-36	= III-17
Selbst geleistete Nachbarschaftshilfe				III-18
Beispiele selbst geleisteter Nachbarschaftshilfe				III-19
Beispiele empfangener Nachbarschaftshilfe				III-21
Nachbarschaftsaktivitäten				III-22
Beispiele für Nachbarschaftsaktivitäten				III-23
Ausgewählte Nachbarschaftsaktivitäten				III-24
Häufigkeit ausgewählter Nachbarschaftsaktivitäten im letzten Jahr				III-25
Anzahl beteiligter Haushalte an Nachbarschaftsaktivitäten				III-26
Anteil bereits vor Einzug bekannter Haushalte an Nachbarschaftsaktivitäten				III-27
Anteil verwandter Haushalte an Nachbarschaftsaktivitäten				III-28
Vorhandensein von Gründen für Inaktivität				III-29

Dimension	Operationalisierung	I	II	III
Konfliktsituationen	Wahrnehmung von Meinungsverschiedenheiten			III-32
	Gegenstand der wahrgenommenen Meinungsverschiedenheiten			III-33
	Umgang mit wahrgenommenen Meinungsverschiedenheiten			III-34
	Persönliche Meinungsverschiedenheiten			III-35
	Gegenstand persönlicher Meinungsverschiedenheiten			III-36
	Umgang mit persönlichen Meinungsverschiedenheiten			III-37

variantenreich nachbarschaftliche Wohnmodelle baute und bezog, die als Beispiele sozialer Architektur in Kapitel 2.4 analysiert wurden. Die für meine Studie wichtigen Fragen zur Nachbarschaft ließen sich drei Dimensionen zuordnen. Die Tabelle 11 fasst diese Dimensionen zusammen.

Zu Beginn sollten die Grundlagen für Nachbarschaft offen gelegt werden. Dazu zählten die persönlichen Erfahrungen der Befragten mit Nachbarn in der alten wie auch der neuen Wohnsituation, die Intensität der Nachbarschaftskontakte und die grundsätzliche Haltung zu Nachbarschaft. Durch die Differenzierung der Bewohnerschaft nach Kennzeichen angenehmer und unangenehmer Nachbarn wie auch durch die Bewertung der Bewohnermischung waren Aussagen zu erhalten zum Ausmaß der Toleranz unter einem gemeinsamen Glasdach.

Über den Rahmen von Nachbarschaftlichkeit hinaus ließ sich mit den Angaben die These von der integrativen Kraft sozialer Heterogenität im Wohnblock und im Quartier diskutieren. Ergänzend wurden die persönlichen Potenziale der Befragten einbezogen, die die Aufnahme und Pflege nachbarschaftlicher Beziehungen stützen könnten.

Über diese Potenziale sollte das Freizeitverhalten und das soziale Engagement Einblick geben, welche die Analyse des Wohnalltags im weiteren Sinne im Kapitel 3.3.5 zum Gegenstand hatte. Dieses personengebundene Potenzial wurde um die Bewertung des mit Glas überdachten Innenhofes ergänzt. Die Auseinandersetzungen mit der Architektur und ihren kommunikativen Eigenschaften habe ich parallel zur Befragung fotografisch dokumentiert. Die im Materialienband zusammengestellten Fotoserien visualisieren die Veränderungen, die die Bewohnerschaft an ihren Gärten, im Innenhof und auf den

Podesten vornahmen.⁴¹² Die fotografische Dokumentation erleichterte eine Verständigung über die zur Diskussion stehenden kommunikativen Rahmenbedingungen.⁴¹³

Sie veranschaulichte die möglichen persönlichen Vor- oder Nachteile des Wohnens mit einem halböffentlichen Hof für die Befragten.

Die Praxis nachbarschaftlicher Beziehungen in den Hallenhäusern konkretisierte die Grundlagen.⁴¹⁴ Die Formen der gemeinsamen Gestaltung, ihre Inhalte, die Größe der jeweiligen Nachbarschaft eines Mitglieds gestalteten sich äußerst facettenreich. Die nachbarschaftliche Praxis war zu unterscheiden in aktive Beiträge der Befragten und jene, die die Befragten empfingen. Die Intensität nachbarschaftlicher Aktivitäten zeigte im Verlauf der Zeit deutliche Auf- und Abschwünge – außer bei denjenigen, die sich konsequent nachbarschaftlicher Einbeziehung entzogen.

Die vielfältigen nachbarschaftlichen Beziehungen verliefen keineswegs konfliktfrei, was nicht ungewöhnlich ist. Besonders interessant war jedoch der Umgang der Hallenhausbewohnerinnen und -bewohner mit auftretenden Konflikten, den wahrgenommenen und denen, bei welchen die Befragten selbst Partei waren.

3.3.10 Stadtteil

Mit den Hallenhäusern, wie auch einem zweiten Neubauprojekt, wurden im Wohnquartier Osterbrook des Stadtteils Hamm-Süd zwei preisgekrönte Wohnkonzeptionen verwirklicht. Selbstbewusst bekannte sich die BGFG als Bauherrin zu diesem Stadtteil, indem sie versprach: »Wir bauen das neue Hamm«.⁴¹⁵ Beide Wohnungsbauvorhaben sollten den »Aufbruch in Hamm-Süd« markieren.⁴¹⁶ Die in Kapitel 4.1 dargestellte bisherige Entwicklung des Stadtteils sowie die statistisch erfassten Daten zur Infra- und Sozialstruktur signalisierten deutlichen Veränderungsbedarf. Solche Interpretationen entsprangen einer professionellen Sichtweise, wie sie der Stadtteilentwicklungspolitik und der Sozialen Stadt zu Eigen waren.

Diese Interpretationen tatsächlicher und statistisch ermittelter Gegebenheiten wurden ergänzt um jene, die die Gruppe »Bewohnerinnen und Bewohner planen ihren Stadt-

⁴¹² Siehe zur fotografischen Dokumentation der Veränderungen den Materialienband zu dieser Arbeit. Bei der Auswahl beschränkte ich mich im Wesentlichen auf drei Zeitpunkte: August 2000, September 2001 und August 2002.

⁴¹³ Die Hallenhausbilder finden sich, zu Fotoserien zusammengestellt, im Materialienband, S. 275-295.

⁴¹⁴ Die Idee, nachbarschaftliche Aktivitäten über Szenarien zu erfassen, wurde angeregt durch *IFES 1988a*. Der Fragebogen findet sich in *IFES 1988b*.

⁴¹⁵ *BGFG 1999c*, Rückseite.

⁴¹⁶ *BGFG 1999a*, 1. Umschlagsseite.

teil Hamm-Süd« im Nachgang zum 1993 abgehaltenem Stadtentwicklungsforum in einem Forderungskatalog zusammenfasste.⁴¹⁷

Bei der Bewertung von Stadtvierteln im Rahmen der Wohnungswahl wäre eine Studie zu eindeutigen Ergebnissen gekommen. Einkommensstarke Befragte würden als wichtige Bewertungskriterien für einen Stadtteil »öfter das gute Angebot an Freizeit- und Kultureinrichtungen sowie die besondere Atmosphäre des Viertels nennen(,) Befragte mit niedrigem ökonomischen Potential (...) öfter vorhandene Grünflächen und die Nähe zu Freunden und Bekannten«.⁴¹⁸

Das methodische Dilemma wurde hier greifbar. Die gehäuften Nennungen bestätigten die weithin verbreiteten Annahmen über die Zusammenhänge von Schichtzugehörigkeit, Freizeitverhalten und räumlicher Mobilität. Unklar blieb jedoch, ob hier das Wechselspiel von Erwartungen und Erwartungserwartungen bestätigt wurde oder ob sich die genannten Motive in der konkreten Entscheidung für eine Wohnung tatsächlich niederschlugen.

Dimension	Operationalisierung	Frage der Phase		
		I	II	III
Infrastruktur	Ausgewählte Qualitäten einer Wohnumgebung	I-69		
	Neuplanung Hamm-Süd	II-49		
	Regelmäßig genutzte Infrastruktur Hamm-Süds	III-52		
	Haupt-Einkaufsstadtteile	III-53		
	Zum Einkaufen benutzte Verkehrsmittel	III-54		
	Beurteilung der Busverbindungen	III-55		
Image	Beurteilung der »Adresse Hamm-Süd«	I-70	= II-46	= III-56
Stadtteil-kennnisse	Kenntnisse über Hamm-Süd	I-71		
	Persönliche Bindung an Hamm-Süd	II-47		
	Arten der Bindung an Hamm-Süd	II-48		
Quellstadt-teil	Quellstadtteil	I-204		

Der Fragenkatalog zum Stadtteil, der in Tabelle 12 dargestellt wird, entzog sich dieser Problematik nicht. Er analysierte auf der Basis verschiedener vorgefertigter

⁴¹⁷ Siehe zu den Forderungen der Bewohnerinnen und Bewohner *Gruppe 1994*. Zum Stadtentwicklungsforum siehe *Stadtentwicklungsbehörde 1993*.

⁴¹⁸ *Holtmann 1996*, S. 107.

Sichtweisen auf Hamm-Süd die Wahrnehmung des Stadtteils aus der Perspektive der Bewohnerschaft der Hallenhäuser. Dies ermöglichte einen Vergleich unterschiedlicher Interpretationen desselben Stadtteils und verband sie mit seiner alltäglichen Nutzung.

Die erste Dimension zum Stadtteil widmete sich der alltäglichen Nutzung der vorhandenen Infrastruktur.⁴¹⁹ Damit verbunden waren Strategien der Nutzerinnen und Nutzer, die sie im Fall unzureichender Angebote anwendeten, um ihren Bedarf trotzdem zu befriedigen.

Die zweite Dimension bezog sich das so genannte Image des Stadtteils bei den Neubewohnerinnen und -bewohnern. Sie war für die Umzugsentscheidung ein gewichtiger Faktor.⁴²⁰ Dieses Image beruhte vor Einzug, naturgemäß, auf sehr unterschiedlichen Erfahrungen der Befragten. Die jeweiligen Komponenten des Images zu entschlüsseln, leisteten die Fragen zu den Stadtteilkenntnissen. Vor allem aber die Arten der Bindung an Hamm-Süd förderten entscheidende Informationen. Mit ihnen schließlich ließ sich auch das zuvor beschriebene Dilemma diskutieren.

3.3.11 Interviewbezogene Angaben

Die in der Tabelle 13 dargestellten interviewbezogenen Angaben bezogen sich zum einen auf die Dauer und den Ort des Interviews. Die Dauer des Interviews lieferte Angaben für die Kalkulation des Zeitaufwandes pro Interview. Als Ort des Interviews war regelmäßig

Aspekte	Frage der Phase		
	I	II	III
Einzugsdatum	I-64		
Abschlussbemerkungen*	I-86	= II-57	= III-59
Interviewdatum	I-200	= II-58	= III-61
Interviewbeginn	I-201	= II-59	= III-62
Interviewende	I-202	= II-60	= III-63
Interviewort	I-203	= II-61	= III-64
Erhaltene Dokumente*		II-62	= III-65
Fotos von Nachbarschaftsaktivitäten*			III-23b
*Nicht statistisch ausgewertet			

die Wohnung des beziehungsweise der Befragten vorgesehen. Um möglichen Vorbehalten zu begegnen, wurden alternative Orte vorgeschlagen. Zum anderen sollte mit einer

⁴¹⁹ Die Fragen zur Nutzung unterschiedlicher Verkehrsmittel waren angelehnt an Schröder 1990, Anhang, S. 3.

⁴²⁰ Die verwendeten Kriterien zur Bewertung des Wohnumfelds und des Stadtteils wurden in ähnlicher Weise auf ihr Gewicht als Umzugsgrund untersucht. Siehe hierzu Institut 1979.

abschließenden offenen Frage der Mitteilungsbereitschaft Rechnung getragen werden. Hier war die Möglichkeit gegeben, Einschätzungen und Erfahrungen zu berichten, die den Befragten persönlich wichtig waren – und auf die sie sich häufig bereits vorbereitet hatten.

Zusammen mit den überlassenen Fotos und Dokumenten lieferten sie Impulse für die Weiterentwicklung der Fragestellungen für die folgende Interviewphase.

4 Revitalisierung des Stadtteils Hamm-Süd

»Autostrich – Endstation. Hier, zwischen Industrieböfen, Fabrikgebäuden und Lagerhallen, wurde ein kleiner Teil (...) sexueller Dienstleistungen gekauft (...). In dieser gottverlassenen Gegend waren die Frauen der Willkür der Freier ausgeliefert (...). Im oberen Viertel änderte sich der Charakter der (Süderstraße). Die Industriebauten wurden weniger. Erst vereinzelt, dann in geschlossenen Reihen tauchten Wohnblöcke auf. Schmucklose Häuser, ohne Balkons, bald nach dem Krieg gebaut. Einige waren inzwischen renoviert worden. Auch ein paar Bäume standen nun an den Bürgersteigen. Sie waren klein und spendeten kaum Schatten (...). Die Straße endete in einer Sackgasse. Eine schmale Brücke führte über einen Nebenarm der Bille. Jenseits der Brücke begann das Schrebergartenge-
lände«.⁴²¹

Die Erkundung der Süderstraße führt den Facettenreichtum Hamm-Süds in wenigen Zeilen vor Augen. Das Quartier ist indes nicht als Krimikulisse geschaffen worden. Es ist das Zwischenergebnis Jahrzehnte währender Bemühungen zum Wiederaufbau, zur Sanierung, zur Revitalisierung. Die eigenwillige Entwick-

lung Hamm-Süds liegt in den realisierten und den nicht verwirklichten städtebaulichen Projekten begründet, die unter wechselnden Bezeichnungen den Stadtteil verändern sollten. Ein cursorischer geschichtlicher Abriss verdeutlicht dies in Abschnitt 4.1. Er wird ergänzt um sozialstrukturelle Daten. Diese Facetten Hamm-Süds werden von den

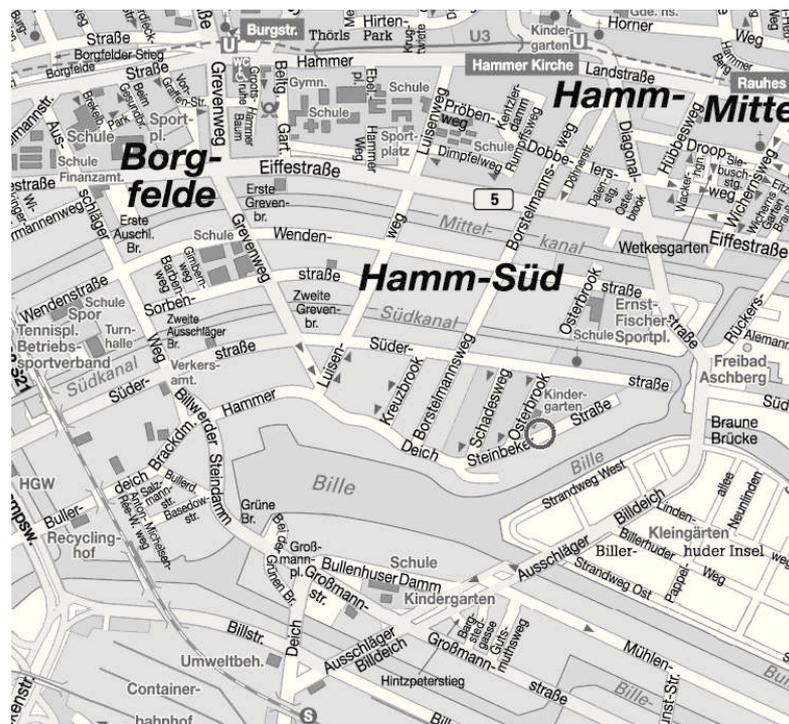


Abbildung 39: Straßenkarte von Hamm-Süd (Dumrath 2005)

⁴²¹ Gercke 1990, S. 92 f.

Bewohnerinnen und Bewohnern des Neubauprojektes durch persönliche Erfahrungen bereichert, nuanciert und interpretiert. Das Leitbild für eine zukünftige Entwicklung Hamm-Süds, das die Bewohnerschaft entwickelt, distanziert sich deutlich von professioneller Sichtweise. Die Gemeinsamkeiten und Unterschiede der Bewohner- und Planerperspektive kreisen um Urbanität und werden im Hinblick auf eine zukünftige Revitalisierung Hamm-Süds in Abschnitt 4.3 diskutiert.

4.1 (Un)verwirklichte Entwicklungsgeschichte Hamm-Süds

An die heterogene historische Bebauung erinnert auch in Hamm-Süd heute kaum mehr etwas. Sie versank im alliierten Luftbombardement des Sommers 1943 nahezu vollständig.⁴²² Es traf die Stadterweiterungsprojekte der späten 1920er Jahre, wie den Rundbau der Architekten



Abbildung 40: Rundbau an der Steinbeker Straße (Stadtteilarchiv Hamm)

Klophaus, Schoch und zu Putlitz, vor dem die Kinder in Abbildung 40 standen.⁴²³ Dieser Rundbau, an dessen östlicher und westlicher Seite sich zwei im spitzen Winkel aufeinander zu laufende Flügel anschlossen, schuf ein schlichtes, aber monumental wirkendes, einheitlich gestaltetes Straßenbild, das soziale Gleichheit betonte. Darüber hinaus zeugte das Gebäude vom Reformprogramm des öffentlich finanzierten Wohnungsbaus Hamburgs, das mit den Schlagworten Sonne, Licht und Luft so genannte gesunde Wohnverhältnisse zu schaffen und damit den Mietskasernen und Schlitzbauten zu begegnen suchte. Der gesamte Komplex umfasste 500 Wohnungen, sechs Läden und ein Restaurant. Er

⁴²² Siehe zur Geschichte Hamm-Süds Pemöller 1961; Hinrichsen 1979; Höpfner 1993. Zu Schilderungen von Zeitzeugen zum Leben und Arbeiten in Hamm-Süd, zu Faschismus und Kriegszerstörung siehe Stadtteilarchiv 1993; Stadtteilarchiv 1991; Stadtteilarchiv 1989. Eine Sammlung historischer Fotografien findet sich in Rasmussen 2002.

⁴²³ Vgl. zu dem von einer »Wohngemeinschaft Süderstraße« errichteten Rundbau Geschichtswerkstätten 1998, S. 230 f.; Bojahr 1997, S. 78 f. Das Modell des Gebäudes zeigt die Abbildung M 5.

wurde begrenzt von der Süderstraße, dem Osterbrook und der Steinbeker Straße. Die Kinder vor dem Rundbau posieren auf dem Gelände, auf welchem heute die Hallenhäuser stehen.⁴²⁴ Einige Schritte stadteinwärts entlang der Süderstraße errichtete die GBFG – die Gemeinnützige



Abbildung 41: Schlittschuhlaufen im Innenhof der Wohnanlage Süderstraße / Borstelmannsweg (Stadtteilarchiv Hamm)

Baugenossenschaft freier Gewerkschafter eGmbH in der gleichen Phase ebenfalls einen Wohnblock. Die Architektur dieser Blockrandbebauung war weniger spektakulär, der soziale Anspruch aber ebenso ambitioniert. Die Wohnreformvorstellungen der 1922 gegründeten gewerkschaftsnahen Genossenschaft verknüpften Selbstorganisation, Selbstbestimmung und Selbstverwaltung der Arbeiter mit hoher Wohnqualität. So zierte den eckigen Innenhof ein Schwimm- und Planschbecken, das im Winter als Eisbahn diente, wie die Abbildung 41 zeigt.⁴²⁵

Es betraf ebenso gemeinwirtschaftliche Produktionsstätten wie die vielfältigen hafenorientierten Gewerbebetriebe, die für regen Transportverkehr auf den Kanälen und der Bille sorgten. Von der wirtschaftlichen Nutzung der Wasserstraßen zeugt nur noch ein so genannter Löschplatz am Hammer Deich und, bis 1997, das ehemalige Eiswerk.

Schließlich verschwand auch der Charakter der Hammer Landstraße. Sie galt als Flaniermeile der Einwohnerinnen und Einwohner Hamms, sowohl die in Oben-Hamm – auf dem erhöhten Geestrücken gelegen – wie die in Unten-Hamm auf der tiefer liegenden Marsch. Um das Trümmergebiet Hammerbrook und Hamm-Süd wurde 1943 eine so genannte Seuchenmauer gezogen, der Zutritt war verboten.

Während die Kanäle und das Straßennetz in der Wiederaufbauphase rekonstruiert wurden, beabsichtigte die Stadtplanung ansonsten eine strikte funktionale Entmischung.⁴²⁶

⁴²⁴ Zur Ironie der Geschichte gehört, dass das Architekturbüro Rüdiger Franke, Hamburg, in seinem Wettbewerbsbeitrag zur Bebauung der Steinbeker Straße gleich fünf runde Gebäude vorschlug. Dieser Entwurf schied jedoch im zweiten Wertungsdurchgang aus. Siehe Abbildung M 4 im Materialienband.

⁴²⁵ Siehe GBFG 1962.

⁴²⁶ Vgl. Lange 1994.

Nördlich der Scheidelinie Eiffestraße sollte sich das Wohnen konzentrieren. Der südliche Bereich war als reines Industrie- und Gewerbegebiet vorgesehen. Trotz dieser Vorgaben entstand dort erneut das Osterbrook-Viertel als Wohnquartier – eine »Planwidrigkeit«, wie Pemöller betonte.⁴²⁷ Seine planwidrige Existenz verdankte sich dem Umstand, dass der pragmatischen Wiederverwendung von unbeschädigten Fundamenten und Wasserleitungen im schwierigen Marschboden der Vorrang gegeben wurde gegenüber einer Plan-treue.

Mit dem Wiederaufbau Hamm-Süds zog die gegliederte und aufgelockerte Stadt ein. Die GBFG war daran mit Neubauten am Schadesweg (1956), der Eiffestraße (1960), der Süderstraße und Steinbeker Straße (1961) beteiligt.⁴²⁸ Ihr 1943 zerstörter Wohnblock an der Ecke Süderstraße und Borstelmannsweg mit 149 Wohnungen und zwei Läden wurde nicht mehr aufgebaut.⁴²⁹ Die Fläche war nun in Gewerbegebiet umgewandelt worden. Dieser Wohnbebauung folgte eine gemischte Einzelhandelsstruktur, die in der Abbildung 42 kartiert ist. Die Neubauphase endete nach einem Jahrzehnt. Der städtebauliche Gestaltungswille insbesondere für die Industrie- und Gewerbeflächen, bis dahin nur schwach ausgebildet, erlahmte vollends. Große Teile des Gebiets Hamm-Süd blieben danach »unbeachtet einer weitgehend wilden Gewerbeansiedlung innerhalb der alten Straßen- und Kanalräume sich selbst überlassen«.⁴³⁰ Ebenso unbeachtet verschwand auch die Einzelhandelsstruktur, die Hamm-Süd bis 1957 wieder vorweisen konnte.

Rund zwei Jahrzehnte später überlegte das Landesplanungsamt Hamburg in einem zeitlich offenen Programmplan für Rothenburgsort und Hamm-Süd, städtebauliche Festlegungen zu revidieren und eine Stadtteilentwicklung einzuleiten.⁴³¹

⁴²⁷ Pemöller 1961, S. 191.

⁴²⁸ GBFG 1962, S. 45, 49-51.

⁴²⁹ GBFG 1962, S. 23 und 44.

⁴³⁰ Kossak 1993, S. 16.

⁴³¹ Landesplanungsamt 1988. Eine Gesamtübersicht über die Lieferungen des Landesplanungsamtes zur Stadtteilentwicklungsplanung Rothenburgsort und Hamm-Süd befindet sich hier, S. 35 f.

Im Zentrum der Überlegungen standen unter anderem die Billerhuder Insel und später auch der Streifen zwischen der Bille und Steinbeker Straße.⁴³²

Die soziale Situation der Bevölkerung, die in der Kleingartenkolonie auf der Billerhuder Insel lebte, beschrieben Experten in einem Dossier. »Mit ihrer Wohnsituation sind die Billerhuder sehr zufrieden. Das liegt vor allem an den niedrigen Mieten.«⁴³³ Noch ganz im alltags-sprachlichen Verständnis wird hier der »Lebensstil auf der Insel (...) übereinstimmend als nachbarschaftlich eng beschrieben (...) Bis auf wenige Ausnahmen

wissen die Billerhuder übereinander Bescheid und pflegen das Gespräch über den Gartenzaun«. Das »Zentrum gemeinschaftlicher Initiativen und Aktivitäten ist der Kleingartenverein, der ein reges Vereinsleben unterhält und als eine Art »Kampf-gemeinschaft«



Abbildung 42: Einzelhandel in Hamm-Süd 1957 (Pemöller 1961)

⁴³² Siehe Landesplanungsamt 1976c. Zur damaligen Gebäudestruktur siehe Landesplanungsamt 1976b. Einzelne Gebäude, die zwischen 1880 und 1914 errichtet wurden, sind erhalten geblieben: an der Steinbeker Straße, am Hammer Deich, an der Süderstraße nahe Kreuzbrook und an der Wendenstraße. Zur Nutzungsstruktur siehe Landesplanungsamt 1976a

⁴³³ Hier und im Folgenden Landesplanungsamt 1976d, S. 1.

die Anliegen seiner Mitglieder gegenüber Behörden und Politikern vertritt«. Hellsichtig nahmen die Planenden an dieser Stelle also bereits den zu erwartenden Protest der Behelfsheimbewohnerschaft gegen den noch zu entwickelnden Wohnungsbau vorweg. »Aber auch die eher informelle Nachbarschaftshilfe ist auf der Billerhuder Insel ausgeprägt. Viele Leute übernehmen für ihre Nachbarn Botengänge und Besorgungen.«⁴³⁴ Als Zwischensumme der sozialen Erhebung wurde bilanziert: »Die ausgeprägte soziale Kontrolle, die meist lange Ansässigkeit und die Homogenität der Bewohner tragen sicher wesentlich dazu bei, daß aus polizeilicher Sicht die Billerhuder Insel als Gebiet ohne jegliche Auffälligkeit, als ›Garten Eden‹ und als ›Paradies‹ bezeichnet wird.« Lediglich »(ü)ber die Entwicklungsmöglichkeiten der Kinder auf der Billerhuder Insel bestanden unterschiedliche Auffassungen. Hinsichtlich ihres Auftretens in der Schule wurde u. a. gesagt, sie seien freizügig erzogen und verhielten sich verhältnismäßig selbstbewußt, wenn auch mit einem starken Drang zur Selbstdarstellung (...). Andererseits sind die Kinder von bestimmten Vorteilen ihrer nur wenig bebauten Umgebung durch strikte Zugangsbeschränkungen offenbar weitgehend ausgeschlossen.«

Diese Befunde gaben den Experten keinen Anlass, in nachbarschaftliche dörfliche Sozialromantik zu verfallen, sondern sie als historisch rückständig zu betrachten. Und so propagierte die Expertise das Gegenteil – nämlich diese Kolonie durch eine zeitgemäße aufgelockerte und durchgrünte Wohnanlage zu ersetzen. Sie lieferten dem Vorwurf gegen modernen Städtebau der Nachkriegszeit einen späten Beleg für die These, mit Sanierung gleichzeitig problematische gebaute Strukturen wie auch dichte soziale Milieus aufzulösen, wegen der ihnen unterstellten Subversivität. Fürsprache erhielt die »Kampfgemeinschaft« lediglich wegen ihrer Unauffälligkeit aus polizeilicher Sicht. Als besondere Qualität wurde diese Nachbarschaftlichkeit insgesamt nicht betrachtet, eher als rückständig.

Für Hammer Jugendliche beschrieb einige Jahre später Norbert Klugmanns Frage: »Schule, Schlafen und was noch? « deren Lebenssituation mit resignierendem Akzent. Ihre Bedürfnisse nach konsumfreien Aufenthaltsmöglichkeiten wären im Stadtteil nicht zu befriedigen gewesen.⁴³⁵

Mit der Neubauplanung sollten gleichzeitig die Wohnsituation verbessert und die Umweltbelastungen gemindert werden. Um der sinkenden Zahl der Arbeitsstätten entgegenzuwirken, galt den Planern deshalb auch die Stärkung gewerblicher Nutzungen als unabdingbar. Die Umweltbelastungen sollten dabei ihren Ursachen gemäß gemindert werden: Lärmbelastigungen und Luftverunreinigungen durch Entmischung von Wohnen,

⁴³⁴ Hier und im Folgenden *Landesplanungsamt 1976d*, S. 2.

⁴³⁵ *Klugmann 1981*.

Gewerbe und Verkehr, belastete Böden durch planungsrechtliche Nutzungsbeschränkungen.

In den frühen 1980er Jahren konkretisierten sich diese allgemeinen Ziele in vier Varianten zur Bebauung der Billerhuder Insel und des gegenüberliegenden Gewerbestreifens südlich der Steinbeker Straße.

Die erste Variante favorisierte eine gemischte Bebauung mit gewerblicher Nutzung und Wohnnutzung sowie Kleingärten. Die zweite Variante erwog eine reine Einfamilienhaussiedlung. Die dritte Option formulierte eine massive Wohnbebauung mit 1000 Wohneinheiten. Die vierte Variante wollte das Gebiet ausschließlich für Gewerbe aktivieren.⁴³⁶ Die Zielkonflikte zwischen den vier Varianten lagen auf der Hand: Die erste Variante schrieb eine Gemengelage fort, die es gerade zu entflechten galt. Die ausschließliche Stärkung der Wohnfunktion der Varianten zwei und drei wäre weder von der Wirtschaft begrüßt worden noch wegen der bestehenden Umweltbelastungen vertretbar. Die ausschließliche gewerbliche Nutzung konterkarierte das Bemühen um Stärkung der bisher bereits verinselten Wohnsituation.

Aus diesen konfliktreichen Überlegungen heraus wurde ein neuer Vorschlag entwickelt und im Februar 1981 in Form der Bebauungspläne Hamm-Süd 4 und Rothenburgsort 10 der Öffentlichkeit vorgestellt.⁴³⁷ Die Pläne sahen »die neuen Wohngebiete in Anbindung an die vorhandene Wohnbebauung in Hamm-Süd (Wohnenklave Osterbrook) und das ebenfalls vorhandene und noch weiter auszubauende Freizeitzentrum Aschberg« vor. Zur Verwirklichung wäre »die Umwandlung des Gewerbegebietsstreifens an der Steinbeker Straße in ein Wohngebiet eine städtebauliche Notwendigkeit«. Besondere Attraktivität bezöge die geplante Bebauung insbesondere durch das »Nebeneinander von Wassersport und Geschoßwohnungsbau im Sinne des Modells ›Wohnen am Wasser««. ⁴³⁸ Trotzdem kamen diese umsetzungsreifen Pläne nicht zur Ausführung. Das mochte auch wesentlich im anhaltenden Protest der so genannten Behelfsheimbewohnerinnen und -bewohner auf der Billerhuder Insel begründet gewesen sein, die ihr Refugium gegen Investitionen und Investoren verteidigten. Am Eingang der Kolonie prangt seitdem der Hinweis: »Hier fängt das MILLIONENVIERTEL AN«, wie in der Abbildung 43 zu sehen ist. Es zeugt heute noch von dem Protest der als Kampfgemeinschaft titulierten Bewohnerschaft.

⁴³⁶ Landesplanungsamt 1977.

⁴³⁷ Hier und im Folgenden *Landesplanungsamt 1981*, Broschüre, S. 2.

⁴³⁸ *Landesplanungsamt 1981*, Broschüre, S. 4.

Dieses Szenario unterschiedlicher Interessenlagen war und ist dennoch nicht nur für Hamm-Süd von exemplarischer Bedeutung für den Versuch, Arbeits- und Wohnstätten in einem innenstadtnahen Gebiet gleichzeitig zu befördern. Es legte die Konfliktlinien of-



Abbildung 43: Gartenkolonie Billerhude von 1921 e.V.

fen, an denen entlang im darauf folgenden Jahrzehnt neue Projekte diskutiert werden sollten. So wurde unterstellt, Wohnen und Gewerbe schließen einander aus, so dass eine Stärkung der Wohnfunktion zulasten der Gewerbeflächen vorrangig schien. Umgekehrt witterten Befürworter gewerblicher Nutzungen Beeinträchtigungen durch Wohnende, die sich gegen unterschiedlichste Emissionsformen wehren könnten. Alle Beteiligten schienen hauptsächlich an rauchende Industrieschlote und lärmenden Schwerlastverkehr zu denken, weniger jedoch an emissionsarme Produktionen. Solche Inkompatibilitäten sind seit jeher Teil sozialer Realität. Und diese ist ebenso wandlungsfähig wie eine angebliche Unverträglichkeit beider Nutzungsmöglichkeiten. Die in den 1990er Jahren in die Diskussion um städtische Erneuerung eingebrachten Ideen einer Verbindung von Wohnen und Arbeiten wie ein zunehmendes Interesse am Wohnen in beziehungsweise an Gewerbebauten zeigen genau dieses.

Einstweilen beließ es das Landesplanungsamt einer späteren Detailplanung, dem »Gebot der gegenseitigen Rücksichtnahme«⁴³⁹ folgend abzuwägen, »ob und ggf. welche Einschränkungen in diesen Gebieten zum Schutze der angrenzenden Wohngebiete geboten sind und welche Belastungen in den Wohngebieten hingenommen werden müssen«.

Die Stadtteilentwicklungsplaner setzten Ende der 1980er Jahre von der Billerhuder Insel zum Sprung über die Bille an. Sie nahmen das Bebauungsplanverfahren Hamm-Süd 5 für das Gebiet zwischen Steinbeker Straße und Bille, das bisher weitgehend als gewerblich genutzte Fläche gekennzeichnet war, erneut in ihren Fokus. Die vorhergegangenen Planungen resümierend, merkten sie skeptisch an, dass sich »(w)ährend dieses Verfahrens (...) erhebliche Bedenken gegen die bisher verfolgten Zielsetzungen (Wohnen, Gewerbe,

⁴³⁹ Hier und im Folgenden *Landesplanungsamt 1988*, S. 11.

Grün) ergeben« hätten.⁴⁴⁰ Nach den Erfahrungen mit den Bebauungsplänen Hamm-Süd 4 und Rothenburgsort 10 war solche Skepsis gegenüber der Mischung städtischer Funktionen zu diesem Zeitpunkt nachvollziehbar.

Trotzdem waren die bisherigen Planungen nicht folgenlos. So lag nun neben dem Flächennutzungsplan von 1973 auch der Entwurf des Landschaftsprogramms von 1990 vor, der jetzt »für größere Teile des ›Äußeren Hammerbrooks« ebenfalls eine Nutzungsmischung von Wohnen und Arbeiten« vorschlug.⁴⁴¹ Zwar war die Umsetzung solcher Vorschläge in die Praxis gescheitert, was deren prinzipielle Berechtigung indes nicht zu beschädigen schien.

Mehr als das stadtentwicklungspolitische Bemühen sorgten äußere Faktoren im Stadtteil Hamm-Süd bis zu Beginn der 1990er Jahre für Veränderungen. So sorgten verschärfte Bundesemissionsschutzvorschriften für eine Verbesserung der Umweltsituation. Auf den gewerblichen Flächen nahm die Vielfalt der Produktionsbetriebe kontinuierlich ab. Zahlen- und flächenmäßig wuchsen Speditionen und (Alt-)Autohandel und führten zu einer schleichenden Monostrukturierung, weitestgehend unbeachtet von der Öffentlichkeit. Zeitgleich begann eine Bürgerinitiative, sich der Geschichte Hamms anzunehmen und sich um Zeitzeugen zu bemühen, die über historische Veränderungen Hamm-Süds aus ihrer Perspektive berichten konnten.

⁴⁴⁰ Landesplanungsamt 1988, S. 12.

⁴⁴¹ Kossak 1993, S.16.

4.1.1 Aufbruch

Spätestens 1993 erhielten die erstarrten Strukturen einen neuen Impuls zur Veränderung: Als die Stadtentwicklungsbehörde zu einem internationalen Workshop einlud, trat das projektierte Gebiet Hammerbrook und Hamm-Süd nun medienwirksam ins Bewusstsein der Öffentlichkeit.⁴⁴² Insbesondere das westlich von Hamm-Süd gelegene Hammerbrook sei von der Aussicht bedroht, schleichend zu einer »Bürowüste« zu veröden.⁴⁴³ Die im Rahmen des Forums zu entwickelnden Stadtvisionen sollten kreative Ideen liefern für die »(i)nnere städtische Verflechtung von Wohnen und Arbeiten, Architektur und Natur«.⁴⁴⁴ Als Gebot der Stunde galten dabei städtebauliche Verdichtung und innere Entwicklung. Beide bezogen sich im ökologischen Sinne auf Ressourcen schonende Flächennutzung wie im sozialen Sinne auf »die Rückkehr zu lebendigen, gemischt genutzten Stadtteilen«, womit »(d)ie unwirtliche Monofunktionalität vieler Stadtteile der 60er und 70er (...) einer wirksamen Durchmischung« Platz machen würde.⁴⁴⁵

Innere Verdichtung erschien auch wirtschaftlich attraktiv, insoweit sie von der Woge der Wachstumseuphorie im Zuge der Wiedervereinigung getragen wurde. Diese hatte Hamburg einen wirtschaftlichen Schub beschert, der Investitionen in Stadtstrukturen dermaßen lohnend erscheinen ließ, dass ein zähes Ringen um die knappe Ressource Boden und ihre Nutzung einsetzte. Die Suche nach Wegen zur Rückgewinnung urbaner Qualitäten führte zu äußerst heterogenen Lösungsvorschlägen. Trotz ihrer Heterogenität betonten sie häufig das Wasser als gestalterisches Hauptmotiv. So war ein Wohnen am Wasser entlang des Bille-Uferbeckens ebenso vorstellbar wie die Schaffung eines weitläufigen »Volksparks«, der sich über das östliche Projektgebiet erstreckte und an der westlichen Seite durch ein 20- bis 25-stöckiges Randgebäude begrenzt werden sollte, »das aus Wohnungen, Büroräumlichkeiten, Leichtindustrieanlagen, Werkstätten, Läden, Restaurants, Clubs, Bars, Parkflächen etc.« bestünde.⁴⁴⁶ Über diesen an Le Corbusiers vertikale Stadt erinnernden Entwurf hinausreichte in puncto Kühnheit nur die Idee von besonderen Wohntürmen. Booten gleich schienen diese über der Stadtlandschaft zu schweben, tatsächlich aber sollten sie durch eine fragile Konstruktion in der Bille verankert werden und sich dem Lauf der Sonne folgend drehen.⁴⁴⁷ Eine andere Arbeitsgruppe

⁴⁴² Das Hamburger Stadtentwicklungsforum 1993 ist dokumentiert in *Stadtentwicklungsbehörde 1993*. Zur Berichterstattung siehe *Rundschau* 19.08.1993.

⁴⁴³ Vgl. *Martens 1992*.

⁴⁴⁴ *Stadtentwicklungsbehörde 1993*, Untertitel.

⁴⁴⁵ *Kossak 1993*, S.14.

⁴⁴⁶ *Herron 1993*, S. 68.

⁴⁴⁷ *Hawley 1993*, S. 65.

dieses Bauforums nahm sich angesichts dieses Wagemuts deutlich bescheidener aus. Sie formulierte, dass ihrer Projektidee »vielleicht ein konservatives Konzept« zugrunde läge. Deren Vorstellung beinhaltet eine »dichte Stadt, die nicht schematisch nach Funktionen gegliedert ist, sondern in der die Mischung, wie sie in der Stadt üblich war, wieder lebendig wird.«⁴⁴⁸

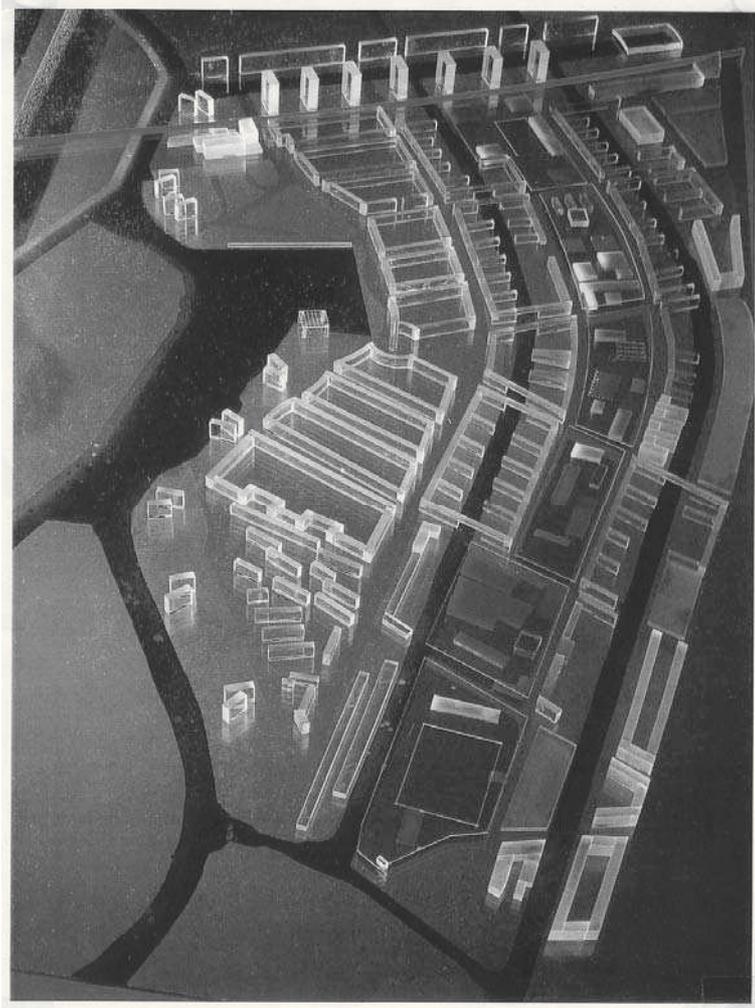


Abbildung 44: Bille-Marina (Stadtentwicklungsbehörde 1993)

Gestalt nehmen sollten die Visionen in Geschossfabriken, Blockrandbebauung

und Parkanlagen. Innerhalb der Schar internationaler Gäste waren die Topoi Funktions-/ Nutzungsmischung sowie die Betonung des Wassers als Qualität privilegierten Wohnens in Hammerbrook und Hamm-Süd grundsätzlich unstrittig. Vielmehr variierten die Ideen, in der beides Gestalt annehmen sollte.

Jenseits von Pragmatismus und Realisierbarkeit der Kompositionen formulierten die Vorschläge auch Verfahrensweisen, mit denen städtische Strukturen zu generieren seien. Prägnant proklamierte etwa eine Gruppe im Rahmen des Bauforums: Hammerbrook und Hamm-Süd seien grundsätzlich nicht planbar – und erklärte damit ihren Verzicht auf den Bebauungsplan. Sie könnte aber »definitiv einer Haltung Ausdruck verleihen.«⁴⁴⁹ Aus dieser heraus sollten lediglich wenige Projekte gesetzt werden, die Katalysatoren gleich selbsttätig ohne steuernde Eingriffe weitere Entwicklungen in Gang setzten. Welche Ergebnisse das freie Spiel der Kräfte zeitige, sei selbstredend ungewiss. Einer anderen

⁴⁴⁸ Slapeta 1993, S. 91.

⁴⁴⁹ Schwartz 1993, S. 31.

steuerungspolitischen Haltung verlieh jene Gruppe Ausdruck, die in ihren beziehungsreichen »Pl-A(h)nungen«⁴⁵⁰ die Stadtplanung kategorisch begrenzen wollte auf »die Annäherung an die Aufhebung eines Widerspruchs zwischen Lebendigkeit und Planung. Zwischen Zufall und Berechnung. Zwischen Fehlern und Korrektheit. Zwischen Verschiedenheit und Uniformität.« So sei Planung nur mehr als Überlagerung von Zufällen denkbar, die es aufzufinden, zu definieren und zu visualisieren gelte.

Beide im postmodernen Duktus gehaltenen Positionen zeugen von einem sensiblen Umgang mit Absichtslosigkeiten. Sie verlassen den Fachdiskurs und bringen den gesellschaftlichen Prozess ins Spiel – in Gestalt einer spontanen, ungerichteten und ziellosen Bewegung. Die Akteure bleiben schemenhaft, vordefinierte Resultate fehlen prinzipiell. Deren Leerstelle nimmt der reine Zufall ein. Gemeinsam ist beiden Skizzen das entschiedene Misstrauen gegenüber den klassischen Methoden der Stadtbaukunst, die nicht zufällig zu Ergebnissen mit sehr beschränkten Halbwertzeiten führten, indem sie Hersteller und Benutzer von Stadt bei der Planung akribisch voneinander trennten. So legitimieren sich deren Produkte gegenüber dem Publikum durch die Profession ihrer Designer und durch ein rechtlich abgesichertes, tradiertes Regelwerk.

Dass sie durch Partizipation von Bürgerinnen und Bürgern am Planungsprozess sowohl zu adäquateren Lösungen, weil an Nutzerinnen und Nutzer orientiert, als auch zu legitimeren Lösungen führen, weil mitbestimmt, blieb und bleibt mehr Hoffnung als Gewissheit in die Potenz so genannter Runder Tische, wie diese Institution der gemeinsamen Diskussion von Politik, Verwaltung und Bürgern zur Problemlösung jener Zeit gerne bezeichnet wurde.⁴⁵¹ Tatsächlich sind ihre Ergebnisse nicht per se von besserer, sondern von anderer Qualität. Sie sind nicht grundsätzlich demokratischer, sondern beziehen ihre Legitimation aus anderen Quellen. Diese gemeinsame Erörterung von Qualität in Architektur und Städtebau mit Beteiligungsverfahren auf dem Wege zu ihrer Realisation war hiermit beileibe nicht abgeschlossen. Bis dato erhielten die im Baugesetzbuch verankerten Anhörungsrechte als Form der Bürgerbeteiligung ihren

⁴⁵⁰ Hier und im Folgenden *Prix 1993*, S. 47.

⁴⁵¹ So genannte Runde Tische begegnen uns wieder in der Umsetzung der Sozialen Stadt. Siehe Kapitel 2.4.1. Die Kritik dieses Steuerungsinstruments verläuft auf mehreren Ebenen. 1.: Sind die Resultate so genannter Runder Tische und vergleichbare Formen von Bürgerbeteiligung tatsächlich qualitätvoller als konventionelle, politisch administrativ generierte Lösungen, die regelmäßig auf externes Expertenwissen zurückgreifen? 2.: Sind ihre Beschlüsse ausreichend legitimiert? Das ist eine demokratietheoretisch interessante Frage. Praktisch erweist sich diese Frage als inhaltsleer, sobald Bürgerbeteiligung wie gewöhnlicher Lobbyismus von Verbänden verstanden wird, die selten ihre Mitwirkung an Entscheidungsprozessen legitimieren müssen. Demnach hieße die richtige Frage: Warum hat es die Bürgerbeteiligung schwerer mit der Legitimität als der Lobbyismus der Wirtschaft? Weil Bürgerinnen eine andere Sprache sprechen, über anderes Wissen verfügen, keine homogene soziale Gruppe mit gleichen Interessen sind, ihr Expertenstatus nicht lizenziert, diplomiert oder anders tituliert ist. Manche Formen der Partizipation produzieren ein hohes Ausmaß an Integration und Engagement. Beides ist aber äußerst fragil.

eigenen Charme.⁴⁵² Mit echter Planungsbeteiligung und Mitwirkung ist dies zwar nicht zu verwechseln, aber leichter fassbar als Katalysatoren und Spielkräfte.

Aber selbst das Stadtentwicklungsforum hatte mit der Partizipation in ihrer konkreten Ausformung seine Schwierigkeiten. So verschaffte sich die Stadtteilkonferenz Hamm aus eigener Initiative Gehör für die Belange der Bürgerinnen und Bürger Hamm-Süds, also eines Teils des Projektgebietes. Sie war an den Veranstaltungsort gezogen und verkündete in einer außerordentlichen Sitzung ihre Beschlüsse. Sie forderte den Schutz einkommensschwacher Haushalte vor Verdrängung, Stärkung des Wohnstandortes durch den Ausbau der lokalen Nahversorgung, Schaffung eines Kulturzentrums im alten Eiswerk, »Spielwiesen mit Tieren, zum Beispiel Elefantenreiten an der Bille«, Eindämmung der Straßenprostitution, Reduzierung der Umweltbelastung und als langfristiges Ziel die Umwandlung der reinen Gewerbeflächen in Mischgebiete und damit eine Erhöhung der Wohnflächenanteile für weitere Bevölkerungsschichten.⁴⁵³

»Die Wirtschaft erhoffte sich von der unmittelbaren Beteiligung am Stadtteilentwicklungsforum praxisorientierte, realistische Planungsideen«, resümierten Handelskammer und Landesverband für das Verkehrsgewerbe Hamburg die Resultate des Bauforums enttäuscht. Beide hatten zusammen im Vorfeld bereits »Leitgedanken entwickel(t), die integraler Bestandteil der Aufgabenstellung des Forums (hätten) sein müssen«. Zu diesen Leitgedanken zählten im Einzelnen: Keine »aktive(n) Betriebsverlagerungen (...) Revitalisierung d(ü)rf(e) nicht Verdrängung bestimmter Gewerbe bedeuten«, die »Modelle der Mischung von empfindlichen Büronutzungen oder gar Wohnnutzungen mit industriellen/ gewerblichen Nutzungen müsst(en) erkennbare Konfliktpotentiale berücksichtigen; einseitige Lösungen zu Lasten ortsansässiger Betriebe müsst(en) ausscheiden«, Ideen zur Umwandlung Hammerbrooks und Hamm-Süds in eine innerstädtische Erweiterungsfläche »fehl(e) die wirtschaftliche Basis«.⁴⁵⁴ Solche Gedanken leiteten zusammengefasst zur Einsicht in die Unverträglichkeit des größten Teils der Ideen zur Verflechtung von Wohnen und Arbeiten in Hammerbrook und Hamm-Süd, zu denen der Veranstalter des Bauforums eingeladen hatte. Die Gebietsansprüche schienen dadurch in geeigneter Weise verteidigt zu werden, indem die industriellen und gewerblich genutzten Flächenanteile aus den Planspielen herausgehalten werden sollten. Aus der Abwehrhaltung führten nur zwei Leitgedanken heraus. So wären bei der Handelskammer und dem Verkehrsgewerbe »Konzepte für flächensparende Gemeinschaftsanlagen auf Basis überbetrieblicher Kooperationen (...) auf großes Interesse (gestoßen) (...) Planungskonzepte für ein verdichtetes Logistikzentrum wären zukunftsorientiert«

⁴⁵² Siehe Kapitel 2.2.2 dieser Arbeit.

⁴⁵³ *Stadtteilkonferenz 1993*, S. 136 f.

⁴⁵⁴ Hier und im Folgenden *Handelskammer 1993*, S. 139.

gewesen. Damit lösten sie die Diskussion um Verflechtung von ihrem Raumbezug und betten sie in den Rahmen überbetrieblicher Organisationsfragen ein. Hier trat der Landesverband für das Verkehrsgewerbe in eine zu diesem Zeitpunkt noch sehr junge Diskussion um die Stärkung der lokalen Ökonomie ein. Eine Zusammenarbeit konkurrierender Speditionsbetriebe aus dem Projektgebiet riet auch ein Gutachten an, das dem Transportgewerbe düstere Zukunftsaussichten prognostizierte.⁴⁵⁵

Die international besetzten Arbeitsgruppen nahmen solche Leitgedanken zur Kenntnis, befreiten sich davon aber in ihrer praktischen Arbeit. Sie hinterließen der Veranstalterin bunte Ideen zur räumlichen Verdichtung, flächenmäßiger und organisatorischer Verflechtung von Wohnen und Gewerbe. In ökologischer Hinsicht brachte das Forum Ansätze zur Renaturierung versiegelter Areale und Ufergebiete. Grob skizzierte Verkehrskonzepte offerierten zusätzliche S-Bahn-Stationen, Straßenbahnen und Wasserlast-Taxis. Von der Aufbruchstimmung für Hammerbrook und Hamm-Süd ließen sich Stadtentwicklungsbehörde und die Stadtteilinitiative gleichermaßen erfassen.

Die Planungen zu Hamm-Süd seit den 1990er Jahren waren auch vielfach Thema des fachlichen Nachwuchses. Zahlreiche Studierende der Architektur und Landschaftsarchitektur setzten sich in ihren Abschlussarbeiten mit den zu entwickelnden Potenzialen Hamm-Süds auseinander. Gemeinsam ist den Arbeiten eine positive Haltung gegenüber Fragen der Funktionsmischung, der Umwelt und Ökologie. Die Vernetzung städtebaulicher und sozialer Strukturen fand sich vielfach bereits im Ansatz.

Der Mensch, die Gesellschaft, die Wirtschaft als verallgemeinernde Kategorien traten zurück gegenüber konkreten Nutzerinnen und Nutzern, Branchen und natürlichen Teilsystemen.⁴⁵⁶ Die Arbeiten unterschieden sich jedoch naturgemäß im künstlerischen Gestus.

⁴⁵⁵ Vgl. Deecke 1993, darauf aufbauend Pierau 1993, insbesondere S. 50-56.

⁴⁵⁶ An der geografisch nahe gelegenen TU Harburg entstanden im Fachbereich Städtebau – Stadtplanung kontinuierlich Arbeiten zu Hamm-Süd. Hierzu zählen unter anderem Pierau 1993, Digel 1996, Hansen 1997, Trede 2001. An der TU Braunschweig entstanden drei Arbeiten in zeitlicher Nähe zum Wettbewerb um die Bebauung der Steinbeker Straße: Bauer 1997, Engelhardt 1997 und Reichelt 1997. Auszüge dieser Arbeiten sind dokumentiert in Wehberg 1997. Die Revitalisierung Hamm-Süds war auch in München-Weihenstephan ein Thema im Fachbereich Landschaftsarchitektur und Entwerfen. Dort entstanden Krüpe 1995, Baumgärtel 1996.

Der Hauptveranstalter war einstweilen mit vielfältigen Anregungen versorgt. Bis 1997 verfolgte die Stadtentwicklungsbehörde eine Idee weiter, die in der Vorbereitung auf das Bauforum greifbar war und sich während der Veranstaltung zur Vision verdichtete:



Abbildung 45: Wohnen an den Ufern des Bille-Beckens mit grünem Polster zum nördlich gelegenen Gewerbegebiet (Stadtentwicklungsbehörde 1993)

die Mischung von Wohnen und Gewerbe von der Steinbeker Straße aus in Richtung Westen entlang des Bille-Beckens.⁴⁵⁷ Die Vorstellungen ähnelten jenen von Gregotti, Fresca und Pascolo, die sie mit ihrem Modell (Abbildung 45) präsentierten.⁴⁵⁸ An den planerischen Vorbereitungen wurde sukzessive weitergearbeitet.⁴⁵⁹ Die Stadtentwicklungsbehörde erläuterte dazu beruhigend, »daß man keine(s)wegs irgendein Unternehmen verdrängen wolle. Wohngebiete würden nur »vorsichtig« geplant, in Gebieten wie an der Bille (Steinbeker Straße) in ausreichender Entfernung zu Industriebetrieben«.⁴⁶⁰

In einer Planungswerkstatt zur Entwicklungsplanung Hammerbrooks und Hamm-Süds im Oktober 1997 wurde die konkrete Realisierung der Mischung von Wohnen, Gewerbe und Industrie mit den Erfahrungen der Vertreter aus anderen Großstädten diskutiert. Eingeladen waren darüber hinaus auch die Stadtteilinitiative Hamm e.V. und das Stadtteilarchiv Hamm. Die Ergebnisse wurden in einem Gutachten erweitert und vertieft. Das sah neben der Wohnbebauung und Nutzungsmischung auch die Beschränkung bisher unbeschränkt industriell nutzbarer Flächen vor.

⁴⁵⁷ Vgl. Deecke 1993.

⁴⁵⁸ Siehe zum Modellentwurf Gregotti 1993. Die Abbildung findet sich dort, S. 37.

⁴⁵⁹ Siehe Dubach 1997.

⁴⁶⁰ Welt 28.01.1997.

4.1.2 Rückzug

Solche beharrlichen Umstrukturierungsabsichten provozierten absehbar eine Reaktion der Handelskammer. Sie versuchte ihrerseits verstärkt, »das laufende Planverfahren durch Vorschläge zur Planungsmethodik (mehr Transparenz und Mitwirkung für Betroffene) und unterschiedliche Konzeptvorschläge für Teilbereiche (...) zu beeinflussen«.⁴⁶¹ Bei den einzubeziehenden Betroffenen handelte es sich an dieser Stelle um ortsansässige Gewerbetreibende. Sah sich die Kammer bisher in stadtentwicklungspolitischen Fragen auf eine »Feuerwehrfunktion« vor Ort bei Unternehmensproblemen mit akutem Handlungsbedarf« beschränkt, ging sie seit 1996 dazu über, »offensiv zu agieren«.⁴⁶² So beabsichtigte sie nun »alternative städtebauliche Lösungsvorschläge für planungsbedingte Betriebe und Quartiere einzubringen« und »Kontakte zu planenden Verwaltungsstellen zu pflegen, um diese frühzeitig für wirtschaftliche Belange zu sensibilisieren«.

Die Handelskammer präsentierte »ein Konzept, das sich überwiegend der gewerblichen Standortsicherung und seiner Entwicklung widmet«.⁴⁶³ Denn es gäbe für die Wirtschaftstreibenden »erhebliche Probleme bei der Organisation des fließenden Verkehrs, virulente Stellplatzprobleme, Schwierigkeiten bei Genehmigungsverfahren (...) sowie Sicherheitsdefizite, Probleme durch heranrückende Wohnbebauung und Nutzungskonflikte aufgrund von Emissionen zwischen den produzierenden Betrieben und empfindlichen Büronutzungen«.⁴⁶⁴ Die Problemwahrnehmung und die Empfehlung zu ihrer Behebung war die wenig verschlüsselte Absage an Mischungskonzepte. Solche Ansichten seien nicht nur von der Kammer und der »ortsansässige(n) Wirtschaft«, sondern »auch in Behördenkreisen vertreten« worden.⁴⁶⁵ Ihr erschien es notwendig, die städtebaulichen Planungen »für die Wirtschaft in Hamm-Süd« nicht ausschließlich an externen Gutachten zu orientieren, sondern »unter konstruktiver und partnerschaftlicher Beteiligung der Betriebe« fortzusetzen.⁴⁶⁶ Ihrer eigenen Erhebung zufolge wären in Hamm-Süd »(m)ehr als 1200 Betriebe (...) ansässig, darunter 230 Transportbetriebe, 150 produzierende Betriebe, (...), 250 Großhändler, 120 Einzelhändler, 180 unternehmensbezogene Dienstleister sowie etwa 130 Handwerksbetriebe«.⁴⁶⁷ Die Vollerhebung der Arbeitsstätten im Rahmen der Volks- und Berufszählung von 1987 hatte in Hamm-Süd insgesamt nur 318

⁴⁶¹ Kuhlmann 1997, S. 7.

⁴⁶² Hier und in Folgenden Harbs 1996, S. 7.

⁴⁶³ Kuhlmann 1997, S. 9.

⁴⁶⁴ Harbs 1997, S. 19.

⁴⁶⁵ Harbs 1997, S. 20.

⁴⁶⁶ Neumann 1998, S. 12.

⁴⁶⁷ Harbs 1996, S. 8.

Arbeitsstätten ermittelt.⁴⁶⁸ Davon entfielen unter anderem 41 auf verarbeitendes Gewerbe, 104 auf den Handel, 96 auf Verkehr und Nachrichtenübermittlung und 47 auf Dienstleistungen. Der enorme Zuwachs an flächenintensiver Wirtschaft wie Handel und Transport erscheint auch unter Einbeziehung wirtschaftsstrukturellen Wandels innerhalb eines Jahrzehnts und alternierender Definitionen etwas hoch gegriffen oder sich über ein größeres Gebiet als allein Hamm-Süd zu erstrecken. Ein Blick auf diese Zahlen jedenfalls mache »sehr schnell deutlich, daß ›Schöner wohnen am Wasser‹ just in diesem Quartier eine Vorstellung ist, die den Interessen der Wirtschaft vor Ort diametral entgegenläuft.«⁴⁶⁹ Die Interventionen der Handelskammer mochten einen Teil dazu beigetragen haben, dass die Wirtschaftsbehörde in der Senatskommission für Stadtentwicklung ihr Veto gegen die Vision eines funktionsgemischten, ökologisch revitalisierten Wohn- und Gewerbestandortes einlegte. Das Veto sorgte für das Ende dieser weitgreifenden Entwicklungsplanung, die sowohl Hammerbrook als auch Hamm-Süd höherwertige Produktionen und Produktionsstrukturen und vermehrte Wohnmöglichkeiten verhiessen. Das Papier blieb unveröffentlicht und ruht seitdem in Aktenschränken der Stadtentwicklungsbehörde.⁴⁷⁰

Aufbauend auf dem Achtungserfolg einer Bürgerinitiative während des Stadtentwicklungsforums, nämlich der Präsentation ihrer Vorstellungen zur Neuplanung von Hammerbrook und Hamm-Süd, entwickelten sich die in Teilen der Quartiersbevölkerung aufkeimende Sensibilität und das Engagement für die sozialen Belange des Quartiers kontinuierlich weiter. Die Initiative »Bewohnerinnen und Bewohner planen ihren Stadtteil Hamm-Süd« formulierte 1994 einen dreiseitigen Forderungskatalog. Dieser sprach sich grundsätzlich für eine Nutzungsmischung aus.⁴⁷¹ Das Wohnungsangebot sollte familiengerecht erweitert werden bei sozialverträglichen Mieten. Ebenso sollten Angebote für Wohngruppen geschaffen werden. Diese differenzierte Vorstellung von Wohnen fand ihre Fortsetzung in der Forderung nach Gemeinschaftseinrichtungen und -gärten. Indem sich die Planenden für »benutzbare Treppenhäuser« und »große, überdachte Hauseingangsbereiche« aussprachen, nahmen sie ein Architekturmodell vorweg, das zu diesem Zeitpunkt noch nicht geplant war, ein halbes Jahrzehnt später in Gestalt der Hallenhäuser aber besichtigt werden konnte.

Von einem vergrößerten Wohnungsangebot erhofften sich die Bewohnerinnen und Bewohner des Osterbrook Impulse für die Erweiterung der Infrastruktur Hamm-Süds.

⁴⁶⁸ Hier und im Folgenden *Statistisches Landesamt 1992*, S. 39. Als Arbeitsstätte definiert sie »(j)ede örtliche Einheit (ein Grundstück oder eine abgegrenzte Räumlichkeit), in der eine oder mehrere Personen unter einheitlicher Leitung regelmäßig haupt- oder nebenberuflich erwerbstätig sind«. Ebenda, S. 1. Hervorhebungen in Klammern wie im Original.

⁴⁶⁹ *Harbs 1996*, S. 8.

⁴⁷⁰ Siehe *Dubach 1997*.

⁴⁷¹ Hier und im Folgenden *Gruppe 1994*, S. 1.

Dazu rechneten sie »Einzelhandelsfachgeschäfte (Blumen, Bücher, Fischgeschäft usw.), Ärzte und Apotheken, Restaurants, Cafés und Kneipen, Poststelle, Bank, soziale Dienste, Bücherhalle, Kinderbetreuung, Jugendbetreuung mit offenen Angeboten«. Die Gruppe hielt im weiteren die Vernetzung von Schule und Kirche mit dem Stadtteil für notwendig. Darin erkennt man die Bedeutung einiger Akteure, die fünf Jahre später das Programm Soziale Stadt als wichtige Akteure für die Stabilisierung von Stadtteilen mit besonderem Entwicklungsbedarf ansprechen wird. Zur Verbesserung der Lage des Stadtteils betrachtete die Initiative eine Belebung der Kanäle als notwendig, die Beruhigung des Straßenverkehrs, den Ausbau des ÖPNV und des Radwegenetzes und ebenso den Ausbau der Sport- und Freizeitmöglichkeiten.

Die Gestaltungsvorschläge der Bürgerinnen und Bürger fassten zunächst den gesamten Stadtteil Hamm-Süd ins Auge, seine Gewerbe- und Industriegebiete wie sein Wohngebiet.

Die Perspektive verengte und konkretisierte sich in der Folgezeit auf ein Teilstück Hamm-Süds, den früheren Gewebestreifen zwischen Bille-Ufer und Steinbeker Straße. War dieser Uferstreifen bereits 1993 im Rahmen des Bebauungsplans Hamm-Süd 5 zur Wohnnutzung umgewidmet worden, blieb der Umgang mit der historischen Bebauung dieses Grundstücks strittig. Das Gebäude auf dem Gelände der ehemaligen »Actien-Gesellschaft Eiswerke Hamburg« aus den 1890er Jahren gehörte zu den wenigen Relikten der Geschichte Hamm-Süds, die die Bombardierung 1943 unbeschadet überdauert hatten.⁴⁷² Die Gruppe der Bewohnerinnen und Bewohner wollte das Gebäude des ehemaligen Eiswerks erhalten und als Stadtteilzentrum ausgebaut wissen.⁴⁷³ Wie in Kapitel 3.1 beschrieben, blieb ihr Protest erfolglos.⁴⁷⁴ Am 5. Dezember 1995 fiel der Beschluss zugunsten der Wohnbebauung.⁴⁷⁵ Eine kleine Anfrage an das Bezirksamt Mitte wollte ergründen, ob es »politisch vertretbar (wäre), an der Steinbeker Straße im Osterbrook-Viertel Wohnungen zu bauen, ohne die notwendige Infrastruktur durch ein Stadtteilzentrum zu schaffen«.⁴⁷⁶ In der Antwort des Bezirksamtes Hamburg-Mitte hieß es: »Stadtteilkulturzentren gehören (...) nicht zur notwendigen Infrastruktur der zu erstellenden Wohnfolgeeinrichtungen (Gemeinbedarfseinrichtungen), sondern entstehen dort, wo sich Menschen aus dem Stadtteil zusammenschließen, die bereit sind, einen nicht unerheblichen Beitrag zur Erfüllung dieses Wunsches zu leisten. Dies schließt die Suche nach geeigneten Räumen im Stadtteil ein. Stadtteilkulturzentren sind also Einrichtungen, die aus dem Engagement der Bürgerinnen und Bürger entstehen und nicht von der Ver-

⁴⁷² Zur Geschichte des Eiswerkes siehe *Stadtteilarchiv 1996*, S. 6-8, *Lüttger 2000*, S. 251 f.

⁴⁷³ *Gruppe 1994*, S. 2.

⁴⁷⁴ Siehe hierzu *taz 17.11.1995a*; *taz 17.11.1995b*.

⁴⁷⁵ Siehe *Abendblatt 7.12.1995*; vgl. *Wochenblatt 18.01.1996*.

⁴⁷⁶ *GAL 22.02.1996*.

waltung geplant werden.«⁴⁷⁷ Ganz in der Zivilgesellschaft angekommen, erklärte das Bezirksamt seine Nichtzuständigkeit mit Verweis auf bürgerliches Engagement. Da die Beschaffung geeigneter Räume die Leistungsfähigkeit der Bürgerinnen und Bürger übersteigen könnte, schob das Bezirksamt einen Hinweis auf verschiedene nichtstaatliche Träger nach – »z. B. Wohnungsbaugesellschaften, Kirchengemeinden«. Abschließend wurde ein »Bedarf nach einem soziokulturellen Stadtteilzentrum (...) nicht gesehen«.

Zur Erfüllung ihres Wunsches nahmen die planenden Bürgerinnen und Bürger Hamm-Süds nach dem Abriss der Eisfabrik und der ablehnenden Haltung des Bezirksamtes einen weiteren Anlauf. So bat der BUND Hamburg die Stadtentwicklungsbehörde, ihren »Einfluß auf die Zusammensetzung des Preisgerichtes geltend zu machen«, das über die Wettbewerbsbeiträge zur Bebauung der Steinbeker Straße befinden sollte.⁴⁷⁸ Im Sinne der Lokalen Agenda 21 sollten »Vertreter der Initiative Bürger und Bürgerinnen planen ihren Stadtteil Hamm-Süd« in dem Gremium mitwirken können. Die Antragsteller kamen zu spät. Die Besetzung des Gremiums war bereits abgeschlossen. »(D)ie örtlichen Interessen« wären durch zwei Vertreter des Stadtplanungsausschusses »gut vertreten«.⁴⁷⁹ Man empfahl daher der Initiative, »daß sie sich mit ihrem Anliegen an die gewählten Vertreter« wenden sollten. Diese stimmten im Oktober 1996 dem Bebauungsplan Hamm-Süd 5 mit der Mehrheit der großen Koalition aus CDU und SPD einmütig zu. Nach fast einem Jahrzehnt war nun für das Filetstück an der Bille eine Wohnbebauung beschlossen worden. Der hierzu ausgerufene städtebauliche Wettbewerb sollte wenige Tage später zum Abschluss kommen. In ihren Reden gingen die Koalitionäre auf ein mögliches Kulturzentrum ein. Die Eisfabrik in Hamm-Süd sei der falsche Standort für ein Kulturzentrum in Hamm. Das derzeitige kulturelle Leben, zu dem auch die Stadtteilinitiative beitrüge, sei umfangreich, es sei ein »Überangebot« auszumachen.⁴⁸⁰ Die Initiative präsentierte ihrerseits am Vorabend der Wettbewerbsentscheidung ihren städtebaulichen Wettbewerbsbeitrag.⁴⁸¹ Ihr Beharrungsvermögen verlief jedoch im Sand. Was blieb, war ein gewisser Bekanntheitsgrad innerhalb der Quartiersbevölkerung und der mit Stadtplanung und -entwicklung befassten Fachkreise. Ohne ihr Zutun und ohne ihre Beteiligung entstanden bis zum Jahr 2000 auf dem Grundstück der so genannten Eisfabrik zwischen Steinbeker Straße und Bille zwei preisgekrönte Wohnungsbauprojekte. Die Wohnanlagen verscriben sich, wie oben beschrieben, insbesondere der Kommunikation und der Nach-

⁴⁷⁷ Hier und im Folgenden *Bezirksamt 25.03.1996*.

⁴⁷⁸ Hier und im Folgenden *BUND 22.07.1996*.

⁴⁷⁹ Hier und im Folgenden *Stadtentwicklungsbehörde 16.08.1996*.

⁴⁸⁰ *Wocheblatt 10.10.1996a*.

⁴⁸¹ *Wocheblatt 10.10.1996b*.

barschaftlichkeit. Es gehört wohl zur Ironie der Geschichte, dass Kommunikation im Quartier nicht im Kulturzentrum entstand, sondern in Wohnanlagen.⁴⁸²

Allerdings war mit der Ablehnung des Stadtteilkulturzentrums im Eiswerk der Problemdruck im Quartier nicht ad acta gelegt. Die soziale Situation Hamm-Süds blieb ein Diskussionsstrang, der nur punktuell mit investiven städtebaulichen Projekten verbunden wurde. Das Quartier und sein nächstes Umfeld als Gegenstand zwanzigjähriger Entwicklungsbemühungen war in dieser Zeit, wie auch andere Stadteile Hamburgs, allmählich von der gesamtstädtischen Entwicklung abgekoppelt worden. Ausdruck davon waren regelmäßig Modernisierungsrückstand im Wohnungsbestand, defizitäres Wohnumfeld und mangelnde Infrastruktur. Parallel dazu sah die Statistik, soweit sie überhaupt kleinräumliche Daten erfasste, die soziale Situation in diesen Quartieren gekennzeichnet durch hohe Arbeitslosigkeit, einen überdurchschnittlich hohen Anteil an Ausländern an der Wohnbevölkerung und eine Überalterung der Wohnbevölkerung – mitsamt allen Ingredienzien, die mit dem Schlagwort sozialer Brennpunkt belegt wurden. Um den Abstieg ganzer Quartiere zu verhindern, verschmolz die Stadtentwicklungsbehörde das Armutsbekämpfungsprogramm mit dem städtebaulichen Sanierungsprogramm zum Stadtentwicklungsprogramm, kurz STEP.⁴⁸³ Das STEP kann, ob seiner Integration sozialer und baulicher Förderung, daher mit einiger Berechtigung als Vorläufer des Programms Soziale Stadt bezeichnet werden.⁴⁸⁴ Die Obergrenze der aufzunehmenden Gebiete lag bei 25. Ein neues Gebiet konnte nur dann aufgenommen werden, wenn dafür ein anderes ausschied. Das Vorschlagsrecht für die Gebiete lag bei den Bezirken. Davon machte der Bezirk Hamburg-Mitte Gebrauch, als er die Aufnahme des Stadtteils Hamm-Süd und dreier weiterer Gebiete in seinen Zuständigkeitsbereich beantragte.⁴⁸⁵ In der Begründung nahm der Bezirk die Hinweise der Bürgerinitiative bezüglich der defizitären Lage im Quartier auf, die er im Kontext mit dem Kulturzentrum noch als unbegründet und überzogen zurückgewiesen hatte. Der Aufnahmeantrag schlug jedoch fehl, da auf absehbare Zeit kein Gebiet aus dem Programm ausgeschieden wäre.

Die Entwicklung Hamm-Süds blieb bei der Verwirklichung seiner beiden Neubauprojekte nicht stehen. So wurde im Mai 2003 ein Gebiet an der Wendenstraße und Diagonalstraße vom Senat im Rahmen der zweiten Tranche des Sofortprogramms Wohnbau- und Gewerbeflächen für den Bau von etwa 100 Wohnungen in Betracht gezogen.⁴⁸⁶

⁴⁸² Zum Architekturwettbewerb siehe Kapitel 3.1 dieser Arbeit.

⁴⁸³ Siehe zur Evaluation der Versuche mit sozialer Stadtentwicklung *Forschung 1997*. Zum Programm des Stadtentwicklungsprogramm STEP siehe *Stadtentwicklungsbehörde 1999a*, zu ausgewählten Gebieten und Ergebnissen *Stadtentwicklungsbehörde 1999b*, *Stadtentwicklungsbehörde 2001b*.

⁴⁸⁴ Siehe Kapitel 2.2 zur Sozialen Stadt.

⁴⁸⁵ *Morgenpost* 2.02.2000.

⁴⁸⁶ *Staatliche Pressestelle* 22.05.2003.

Wegen seiner Orientierung zum Mittelkanal bot sich wieder die attraktive Möglichkeit zum Wohnen am Wasser an. Mit dieser Stärkung der Wohnfunktion Hamm-Süds hätten gleichzeitig einige infrastrukturelle Mängel behoben werden können, die das Kapitel 4.3 behandelt. Von den neuen planerischen Überlegungen war eine Kleingartenanlage zwischen Wenden- und Diagonalstraße betroffen gewesen, bei einer flächenmäßigen Ausdehnung des Areals auch der Ernst-Fischer-Sportplatz und Teile der Kleingartenanlage zwischen Diagonalstraße und Rückersweg. Der drohende Verlust der Sportanlage wie auch der Kleingärten blieb nicht ohne Protest der Bewohner. Seit Ende des Jahres 2004 ruhen diese Planungen. Der Grund hierfür lag angeblich in der Beschaffenheit des Marschbodens, der in Ufernähe höhere Gründungskosten nach sich zog, als die investitionswillige Sparkasse vermutete.

Der Fortbestand der gewerblichen Flächen Hamm-Süds ist auch zukünftig nicht gefährdet. Für die äußerst attraktive Wohnbebauung am Ufer des Bille-Beckens sind erhebliche Anstrengungen von Nöten. Das Gutachten, das diese Idee formuliert, sieht darüber hinaus vor, in Hamm-Süd und Hammerbrook einige gewerbliche Flächen ohne Nutzungsbeschränkungen zu gemischt genutzten Bauflächen und zu Flächen zur überwiegenden Wohnnutzung umzuwandeln.⁴⁸⁷ Das Papier wurde jedoch bisher vonseiten der Wirtschaftsbehörde grundsätzlich abgelehnt und verschwand daher wieder in den Schubladen der Stadtentwicklungsbehörde. Solche Anstrengungen werden letztlich auch wegen der Prioritätensetzung zugunsten der zu entwickelnden so genannten Hafen-City nicht weiter verfolgt. Allerdings könnten sich die Struktur der Industrie und des Gewerbes in eng definierten Grenzen verändern. Für die gewerblichen Flächen Hamm-Süds und Hammerbrooks gelte es, »neben der Bestandspflege und -entwicklung zu einer Neuprofilierung zu gelangen, d.h. neue Impulse für eine gewerblich / industrielle Nutzung zu geben und so schon den bestehenden oder zu erwartenden Umnutzungstendenzen entgegenzuwirken«.⁴⁸⁸ Die gesamtstädtische Entwicklungsplanung der gewerblichen Bauflächen sieht hier einen chancenreichen Standort für »ein »Kompetenzzentrum Druck« (...). Dem im zentralen Bereich ansässigen Druckgewerbe könnte damit ein wichtiger neuer Entwicklungsraum angeboten werden«.⁴⁸⁹ Ein hochleistungsfähiges Kabelsystem zur Datenübermittlung liegt bereits im Boden Hammerbrooks und Hamm-Süds.

Diese Festlegung gewerblicher und industrieller Nutzung wirkt als politisches Signal. Es zeigt an, dass sowohl dem schleichenden Einzug des tertiären Sektors wie auch einer schrittweisen Umwandlung in gemischt genutzte Flächen Einhalt geboten werden soll.

⁴⁸⁷ Siehe *Dubach 1997*. Die konfliktminimierte Variante wird 4 Jahre später vom gleichen Büro erarbeitet. Siehe dazu *Stadtentwicklungsbehörde 2001a*.

⁴⁸⁸ *Stadtentwicklungsbehörde 2001a*, S. 16.

⁴⁸⁹ *Stadtentwicklungsbehörde 2001a*, S. 20.

Damit haben Industrieproduktion und Gewerbe einen festeren Rückhalt im Flächennutzungsplan wie auch im politischen Raum als zu Beginn der jüngsten Debatte, die 1993 begann, über den neu erstellten Flächennutzungsplan hinausführte und vor dem Regierungswechsel 2001 einen gewissen Abschluss fand. Dass die an die Streitparteien gerichteten Zeichen in ihrer Bedeutung die praktischen Vorschläge um Längen schlugen, dokumentierte der eher unverfängliche Hinweis, dass mit Planungsrecht dem Umnutzungsdruck zu begegnen sei, mit dem anschließenden Appell: »Bei allen Handlungen ist ein einheitliches Verwaltungshandeln erforderlich.«⁴⁹⁰ Dieser Ordnungsruf an die Verantwortlichen in den Verwaltungen von Bezirk und Stadt wurde komplettiert durch ein Beteiligungsangebot: »Die breite fachöffentliche Diskussion der gesamtstädtischen Entwicklungsplanung ist ein wichtiger Schritt für die notwendige Kooperation.«⁴⁹¹ Mit der Integration der Fachöffentlichkeit in das Planungsgeschehen dürften sich auch Lobbyverbände mit vitalem Interesse an Industrie- und Gewerbepolitik zufrieden gezeigt haben, da ihnen von vornherein Gesprächsbereitschaft zugesichert wurde. Die Weiterentwicklung der politisch instrumentellen Verfahrensweisen um partizipative Elemente in Richtung Bürgerbeteiligung blieb der Silberstreif am Horizont der Stadtentwicklungspolitik.

Insgesamt trifft die Bilanz des Landesplanungsamtes für die 1990er Jahre zu: »Die Bemühungen um eine Erweiterung der Wohnfunktion Hammerbrooks brachte wenig mehr zustande als ein schönes Einzelkind an der Steinbeker Straße.«⁴⁹²

⁴⁹⁰ *Stadtentwicklungsbehörde 2001a*, S. 19.

⁴⁹¹ *Stadtentwicklungsbehörde 2001a*, S. 21.

⁴⁹² *Kellner 2001*, S. 19. Beide Wohnbauten sind dort, *Stadtentwicklungsbehörde 2001c*, S. 52-57, dokumentiert.

4.1 Statistisches Profil Hamm-Süds

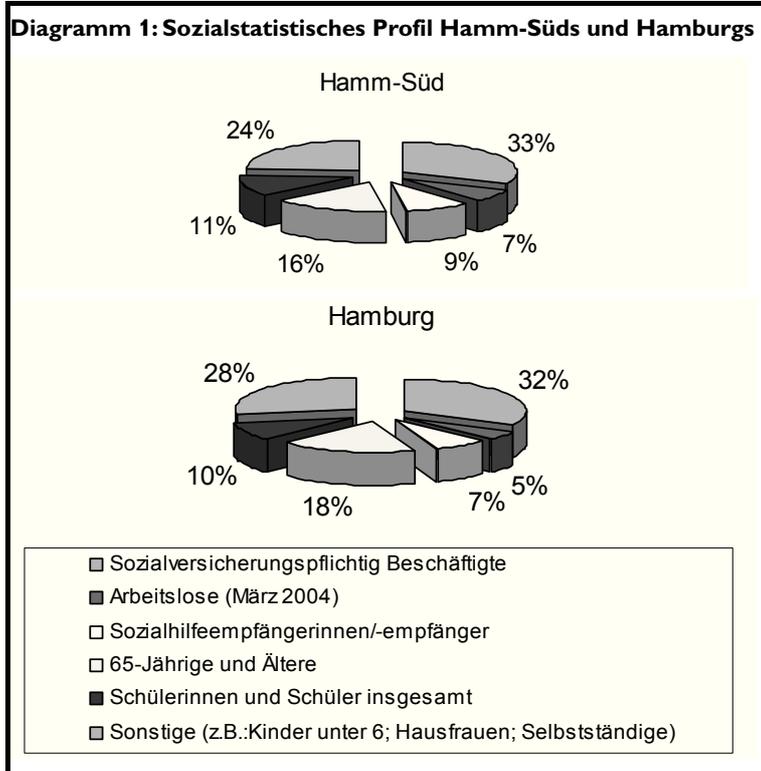
Die Bevölkerung Hamm-Süds beläuft sich im Jahr 2003 auf 4001 Personen. Dies entspricht einem Anteil von 0,23% an der Gesamtbevölkerung Hamburgs.⁴⁹³ Das

aktuelle sozialstatistische Profil Hamm-Süds veranschaulicht die Zusammensetzung der Bevölkerung in Hinblick auf ihre Stellung zur abhängigen Erwerbsarbeit.⁴⁹⁴

Danach zeigt Hamm-Süd zwei Gesichter. Zum einen ist seine Bevölkerung jünger im Vergleich zur hamburgischen Bevölkerung. Der Anteil der

Schülerinnen und Schüler ist um ein Prozent höher als in Gesamthamburg, der Anteil der über 65-Jährigen um zwei Prozent niedriger.

Das zweite Gesicht deutet auf Armutslagen hin. Der relative Anteil der sozialversicherungspflichtigen Beschäftigten liegt über dem Anteil für Hamburg insgesamt. Gleichzeitig liegt der Anteil der Sonstigen, zu denen nicht sozialversicherungspflichtige Personen wie Selbständige, Beamte, geringfügig Beschäftigte, aber auch Nichterwerbstätige wie Hausfrauen und schließlich auch Kinder unter 6 Jahren gehören, deutlich unter dem Vergleichswert für Hamburg. Beides zusammengenommen spricht für eine hohe Erwerbsquote.



⁴⁹³ Siehe http://fhh1.hamburg.de/fhh/behoerden/behoerde_fuer_inneres/statistisches_landesamt/profile/hammsued.htm, Stand: 2003. Eigene Berechnung.

⁴⁹⁴ Siehe http://fhh1.hamburg.de/fhh/behoerden/behoerde_fuer_inneres/statistisches_landesamt/profile/hammsued.htm, Stand: 2003, soweit nicht anders angegeben. Zu Erläuterungen und Quellenangaben zu den einzelnen Merkmalen siehe http://fhh1.hamburg.de/fhh/behoerden/behoerde_fuer_inneres/statistisches_landesamt/profile/anmerkungen.htm. Eigene Berechnung und Zusammenstellung.

Der Anteil der Erwerbslosen an der Bevölkerung der 15- bis 65-Jährigen wie der Anteil der Sozialhilfeempfänger liegt zwei Prozent über den Anteilen für Hamburg. Die 1995 letztmalig erfassten jährlichen Einkünfte je Lohn- und Einkommensteuerpflichtigen wurden mit 48 203 DM (rund 24 646 EUR) für Hamm-Süd ausgewiesen.⁴⁹⁵ Dieser Durchschnittsbetrag lag deutlich unter dem für den Bezirk Hamburg-Mitte ermittelten jährlichen Wert von 53 702 DM (rund 27 457 EUR), aber vor allem unter der Zahl für das gesamte Hamburg in Höhe von 65 579 DM (rund 33 530 EUR) pro Jahr.⁴⁹⁶

Zusammengenommen deuten diese Aspekte eine Armutslage in Hamm-Süd an, auch wenn Zurückhaltung bei der Interpretation sozialstatistischer Daten geboten ist. Diese Vorsicht trägt der Diskussion um aussagekräftige Indikatoren Rechnung, wie sie in der Armutsforschung und -berichterstattung geführt wird.⁴⁹⁷ Alisch teilt solche Indikatoren in drei Kategorien: »sinnvolle«, »bedingt empfehlenswerte« und »nicht empfehlenswerte Indikatoren«.⁴⁹⁸ Zu letzteren zählen die heute verfügbaren sozialstatistischen Daten, die auch hier zugrunde gelegt werden. Der Verwendung sinnvoller Indikatoren steht indes nicht selten unzureichendes Datenmaterial im Weg.⁴⁹⁹

Ist sie zwar schwierig zu erfassen, ist die Folge von Einkommensarmut für andere Lebensbereiche weniger umstritten. Sie ist sogar, im Kontext von »sozialer Lage der Bevölkerung und Gesundheit(,) (...) lange bekannt«.⁵⁰⁰ So weiß denn auch das Abendblatt, dass »(a)rme Kinder öfter krank« sind.⁵⁰¹ Aus dem Blickwinkel der Gesundheitsbehörde gehören Hamm-Süd, aber auch die angrenzenden Stadtteile Hamm-Mitte und Rothenburgsort zu den Stadtteilen mit »schlechter sozialer Lage«. Dass die Wohnsituation sich benachteiligend auf die dort Wohnenden auswirken, macht zuletzt der zweite hamburgische Armutsbereichsbericht deutlich, der sich intensiv mit Wohnen und Arbeiten beschäftigt.⁵⁰²

Die Wohnverhältnisse in Hamm-Süd haben sich durch die Neubautätigkeit positiv verändert. Die Einwohnerschaft lebte dort bis 1999 in 250 Wohngebäuden mit zuletzt

⁴⁹⁵ Siehe <http://www.statistik-hh.de/regional.php>, 1995. Bei der EURO-Einführung galt als Umrechnungskurs 1 EUR = 1,95583 DM.

⁴⁹⁶ Siehe <http://www.statistik-hh.de/regional.php>, 1995, Merkmal Einkünfte (in DM) je Lohn- und Einkommensteuerpflichtigen.

⁴⁹⁷ Siehe zur Armutsbereichterstattung in Hamburg *Behörde für Arbeit 1997*. Der erste Bericht beschäftigte sich sehr intensiv mit den Indikatoren für Armut. Siehe *Behörde für Arbeit 1996*.

⁴⁹⁸ Siehe Alisch 1998, S. 44-55.

⁴⁹⁹ Siehe Alisch 1998, S. 56 ff. Die Beschaffung von Daten über immer kleiner gefasste Räume ist allerdings nur eine vermeintliche Lösung der Indikatorenproblematik, sobald hierbei die wechselseitigen Zusammenhänge aus dem Blick geraten.

⁵⁰⁰ *Behörde für Arbeit 2001*, S. 25. Vgl. zur Gesundheitsberichterstattung in Hamburg *Behörde für Arbeit 1992*; *Behörde für Gesundheit 2002*.

⁵⁰¹ *Abendblatt 21.06.2002a*; die betroffenen Stadtteile listet sie auf unter *Abendblatt 21.06.2002b*. Siehe zur vollständigen Auflistung der Stadtteile *Behörde für Arbeit 2001*, S. 33.

⁵⁰² Siehe *Behörde für Arbeit 1997*.

1806 Wohnungen.⁵⁰³ Mit den Neubauten, die bis 2001 an der Steinbeker Straße hinzukamen, erhöhten sich diese Zahlen auf 269 Gebäude und 2125 Wohnungen. Die durchschnittliche Wohnungsgröße nahm zu von 57,7 qm im Jahr 1992 auf 59,2 qm im Jahr 2002. Die durchschnittliche Wohnungsgröße erhöhte sich in der zurückliegenden Dekade auf Bezirksebene um weniger als einen halben Quadratmeter auf 62,6 qm im Jahr 2002. Die durchschnittliche Wohnungsgröße in Hamburg schließlich war durchgehend deutlich größer. Sie wuchs von 70,4 qm auf 71,2 qm.

Umgerechnet auf Quadratmeter pro Kopf ergibt das im Mittel für Wohnende in Hamm-Süd Hamm 31,1 qm im Jahr 2002. Jeder Einwohnerin und jedem Einwohner im Bezirk Hamburg-Mitte stehen rechnerisch betrachtet 31,7 qm Wohnfläche zur Verfügung. Die Hamburgerinnen und Hamburger schließlich können im Durchschnitt über 36,1 qm Wohnfläche pro Kopf verfügen.⁵⁰⁴

Dass die Entfaltungsmöglichkeiten im Wohnbereich zwischen Hamm-Süd und Hamburg insgesamt um 6 qm differieren, ist sowohl ausbleibender Wohnungsneubautätigkeit wie auch ausbleibender Modernisierung geschuldet, die über Zusammenlegung und Ausbauten größere Wohnungen hätte schaffen können. Die eingeschränkten Entfaltungsmöglichkeiten setzen sich im Bereich der Infrastruktur fort. Das Abendblatt notiert dazu in seinem Stadtteilprofil: »Handwerksbetriebe (2002): 52. Niedergelassene Ärzte: keine. Apotheken (2003): keine. Kindergärten (2003): 3. Grundschulen (2002): eine. Weiterführende Schulen: eine.«.⁵⁰⁵ Nicht erwähnt werden 11 Ladengeschäfte im Einzelhandel, die im Jahr 1993 amtlich ermittelt wurden.⁵⁰⁶

Aus dem Blickwinkel der Stadtteilentwicklung und der Sozialen Stadt gäbe es zahlreiche Gründe, sich diesem Quartier zu widmen. Die Wohnbebauung wird als ein Schritt in diese Richtung interpretiert. Und sie zeige erste Wirkungen im Quartier. »Hier blüht was auf«, schreibt das Abendblatt im Januar 2004 über Hamm und verweist dabei auf 1000 neu Hinzugezogene entlang der Steinbeker Straße.⁵⁰⁷

Die neuen Bewohnerinnen und Bewohner nehmen ihren Stadtteil teilweise anders wahr. Ihren Blicken auf Hamm-Süd folgt das anschließende Kapitel.

⁵⁰³ Siehe hier und im Folgenden <http://www.statistik-hh.de/regional.php>, 1992-2002, und darauf basierend eigene Berechnungen. Siehe hierzu Diagramm M 6.

⁵⁰⁴ Siehe hierzu auch Diagramm M 5.

⁵⁰⁵ *Abendblatt* 7.05.2004. Siehe hierzu auch <http://www.statistik-hh.de/regional.php>, 2004 Themen-
gruppe Infrastruktur.

⁵⁰⁶ Siehe <http://www.statistik-hh.de/regional.php>, 1993.

⁵⁰⁷ *Abendblatt* 3.01.2004.

3.1. Hamm-Süd erfahren

Dass 11 der befragten Mitglieder (13,6%) direkt vor ihrem Umzug in die Steinbeker Straße bereits in Hamm-Süd wohnten und weitere 22 in den angrenzenden Stadtteilen

Tabelle 14: Arten der Bindung an Hamm-Süd und die nähere Umgebung		
Bindungen	Häufigkeit	Prozent
Mitglied wohnte selbst schon vor Umzug in (der Nähe von) Hamm-Süd	17	23,0%
Arbeitsplatz in (der Nähe von) Hamm-Süd	10	13,5%
Aufgewachsen in (der Nähe von) Hamm-Süd	9	12,2%
Verwandte wohnen in (der Nähe von) Hamm-Süd	8	10,8%
Tierheim	5	6,8%
(Klein-)Garten in (der Nähe von) Hamm-Süd	4	5,4%
Freundeskreis in (der Nähe von) Hamm-Süd	4	5,4%
Mitgliedschaft in einem Verein in (der Nähe von) Hamm-Süd	3	4,1%
Schulbesuch	3	4,1%
Partner/in in (der Nähe von) Hamm-Süd aufgewachsen	2	2,7%
Freibad	1	1,4%
Häufige Spaziergänge an der Bille	1	1,4%
Politisches Engagement im Bezirk HH-Mitte	1	1,4%
Straßenstrich	1	1,4%
Sonstiges	5	6,8%
Summe der Antworten	74	100%
Gesamt	50	

*Frage II-48 lautete: »Worum handelt es sich hierbei (bei dem), »das Sie persönlich eventuell schon vor Einzug mit Hamm-Süd und der näheren Umgebung verbindet)? «

Borgfelde, Hamm-Mitte, Horn und Rothenburgsort, war bereits an den Adressen ihrer alten Wohnung ablesbar.⁵⁰⁸ Überraschend hingegen war das Ergebnis auf die Frage, was die Befragten mit dem Stadtteil persönlich oder beruflich verband. So sagten zwei Drittel von 75 Befragten aus, sie wären auf diese Art mit Hamm-Süd verbunden.⁵⁰⁹ Die Bindungen an den Stadtteil und die nähere Umgebung waren sehr unterschiedlich, wie Tabelle 14 zeigt.

⁵⁰⁸ Siehe Tabelle I-204: Quellstadtteile.

⁵⁰⁹ Siehe Tabelle II-47: Persönliche Bindung an Hamm-Süd und die nähere Umgebung.

Solche Bindungen waren aufschlussreich in Hinblick auf die Umzugsmotivation. Für die einen bedeutete der Einzug in die Hallenhäuser die Verbesserung der Wohnqualitäten, ohne dabei soziale Bindungen im Osterbrook-Viertel zu verlieren. Für andere ergab sich durch den Einzug in die Hallenhäuser eine (Wieder-)Belebung sozialer Bindungen, insbesondere zu Verwandten und Freunden. Gemeinsam war diesen »Hamm-Süd-Verbundenen«⁵¹⁰, dass sie über soziale Netze außerhalb der Neubauten verfügten, die für alltägliche Angelegenheiten bedeutsamer sein konnten als mögliche nachbarschaftliche Beziehungen. Diese Netze funktionierten bereits, als die ersten Bauarbeiten an der Steinbeker Straße begannen. Dafür sprachen die Quellen, aus denen die umzugswilligen Haushalte von den Neubauplänen der BGFG erfuhren. So wurden 15 von 81 Mitgliedern (18,5%) über Familienangehörige oder Verwandte über den Neubau der BGFG informiert und 12 Mitglieder (14,8%) durch Freunde oder Bekannte.⁵¹¹

Die BGFG hatte sich durch den Neubau an der Steinbeker Straße ein Potenzial erschlossen, das in keiner Statistik aufgeführt wurde: die mit Hamm-Süd Verbundenen. Überwiegend über den Osten Hamburgs verstreut, warteten sie auf eine Gelegenheit, nach Hamm-Süd zurückzukehren.

Wegen der häufig genannten Erfahrungen der Mitglieder mit Hamm-Süd verwunderte es nicht, dass 46 von 81 Befragten (53,1%) bereits vor dem Einzug ihre Kenntnisse über diesen Stadtteil auf einer Notenskala von eins für »sehr gut« bis fünf für »überhaupt nicht« mit eins beziehungsweise zwei benoteten. Am anderen Ende der Skala fanden sich 19 Mitglieder, die ihre Kenntnisse mit vier oder fünf bewerteten.⁵¹²

Zwei Jahre später antworteten alle Befragten sehr differenziert auf Fragen zu potenziellen Stärken und Nachteilen ihrer Wohnumgebung – ein Ergebnis sich wandelnder Ansprüche der unterschiedlichen Haushaltstypen. In die Rolle von Stadtplanerinnen und -planern versetzt, benannten die Wohnenden Wünsche und Veränderungspotenziale für ihr Quartier. Ein erstes pauschales Datum in Hinblick auf die Bewertung des Wohnquartiers lieferte die wiederkehrende Frage zur Beurteilung der »Adresse« Hamm-Süd. Über den Untersuchungszeitraum ließen sich an den in Tabelle 15 dargestellten Zahlenverhältnissen zwei Trends identifizieren.

⁵¹⁰ Die Formulierung lehnt sich an die Typisierung Hamburger Umzugshaushalte an, insbesondere die so genannten Hamburg-Gehaltenen. Siehe *Empirica 2000b*, S. 69 f.

⁵¹¹ Siehe *Tabelle I-1: Erstinformation*.

⁵¹² Siehe *Tabelle I-71: Kenntnisse über Hamm-Süd*.

Tabelle 15: Beurteilung der Adresse Hamm-Süd						
	... vor dem Einzug*		½ Jahr nach dem Einzug**		2 Jahre nach dem Einzug**	
	Häufigkeit	Prozent	Häufigkeit	Prozent	Häufigkeit	Prozent
Bessere Adresse	16	19,8%	18	24,0%	10	16,9%
Gleich gute Adresse	25	30,9%	18	24,0%	13	22,0%
Schlechtere Adresse	21	25,9%	26	34,7%	21	35,6%
Derzeitiger Stadtteil ist Hamm-Süd	11	13,6%				
Vorheriger Stadtteil war Hamm-Süd			8	10,7%	9	15,3%
Keine Angabe	8	9,9%	5	6,6%	6	10,2%
Gesamt	81	100,0%	75	100,0%	59	100,0%

*Die Frage I-70 lautete: »Ist der Stadtteil Hamm-Süd nach Ihrer Meinung eine bessere Adresse als Ihr derzeitiger Stadtteil, eine gleich gute oder eine schlechtere Adresse? «

**Die Fragen II-46 und III-56 lauteten: »Ist der Stadtteil Hamm-Süd nach Ihrer Meinung eine bessere Adresse als Ihr vorheriger Stadtteil, eine gleich gute oder eine schlechtere Adresse? «

Zu Beginn hielt die Mehrheit aller Mitglieder Hamm-Süd im Vergleich zu ihrem vorherigen Wohnort für einen gleich guten Stadtteil. Ein halbes Jahr nach dem Einzug gewannen die beiden entgegengesetzten Positionen hinzu, wonach Hamm-Süd entweder eine bessere Adresse oder eine schlechtere Adresse sei. Zwei Jahre nach Einzug verlor die positive Einschätzung Hamm-Süds als bessere Adresse an Stimmen. Die Einschätzung einer gleich guten Adresse hielt sich relativ konstant.

Am meisten Stimmen vereinigte nach zwei Jahren die Meinung auf sich, dass Hamm-Süd im Vergleich zum vorherigen Wohnstadtteil eine schlechtere Adresse sei. Diese allgemeine Tendenz konnte als Ernüchterung verstanden werden: Es hatten sich augenscheinlich (bisher) nicht alle Erwartungen und Anforderungen erfüllt, die die Befragten an das Quartier hegten.

Solche Einschätzungen basierten auf einem spezifischen Bild, das die Bewohnerinnen und Bewohner der Steinbeker Straße von Hamm-Süd entwarfen. Wie die Analyse eines Gedankenspiels ergab, gestalteten die Mitglieder als fiktive Stadtplanerinnen und -planer ein Quartier, das plakativ als Dorf am Strom mit Anschluss an die Metropole bezeichnet werden konnte.⁵¹³ Es verband Elemente wie relative Abgeschlossenheit, Ruhe, Grün- und Wasserbezug, bevorzugte das Wohnen gegenüber gewerblicher Nutzung, plädierte für

⁵¹³ Siehe hier und im Folgenden *Tabelle II-49: Neuplanung Hamm-Süd*.

den Ausbau von parkartigen Anlagen und lokalem Einzelhandel, reduzierte den Autoverkehr im Quartier zugunsten des öffentlichen Nahverkehrs.

Damit entwarfen die Mitglieder kein Szenario von Hamm-Süd als Ort quirlicher Urbanität, sondern betonten im Gegenteil dörfliche Qualitäten, die Urbanität in der Nähe wünschte, nicht jedoch im eigenen Stadtteil beziehungsweise vor der eigenen Hallenhaustür. Das allerdings war nicht mehr und nicht weniger als Perrys Nachbarschaftseinheit, abzüglich der Beteiligung der ortsansässigen Bevölkerung an lokalen Diensten. Dieses Bild von Hamm-Süd als einem Dorf am Strom ähnelte mehr jenem, das mediale Verbreitung erlangte, als jenem, das professionelle Stadtentwicklung von Hamm-Süd entwarf.⁵¹⁴

Trotzdem blieben noch Wünsche offen, die sich aus der alltäglichen Nutzung der lokalen Infrastruktur ablesen ließen. Von den vorhandenen Infrastrukturangeboten des Quartiers Hamm-Süd nutzten die Mitglieder regelmäßig den Einzelhandel am häufigsten. Wie die Tabelle 16 veranschaulicht, profitierten insbesondere die Läden an der Süderstraße 312 von den zugezogenen Quartiersbewohnerinnen und -bewohnern. Ihnen folgte ein Supermarkt in der

Eiffestraße. Ihr Vorteil war, dass sie zu Fuß erreichbar waren. Sie deckten wegen des beschränkten Angebotes jedoch nur einen Teil des Bedarfs der Mitglieder. Der lokale Einzelhandel in der Süderstraße profitierte seinerseits von der geringen Konkurrenz – trotz bestehender Defizite in der Angebotspalette.

Tabelle 16: Regelmäßig genutzte Infrastruktur Hamm-Süds und der näheren Umgebung

Einrichtung	Häufigkeit	Prozent
Spar-Markt, Süderstraße 312	29	22,0%
Zeitungen / Lotto Wesche, Süderstraße 312	23	17,4%
Bäcker Bandali, Süderstraße 312	18	13,6%
Sky-Markt, Eiffestraße 638	13	9,9%
Schule Osterbrook, Osterbrook 17/19	7	5,3%
Kindertagesstätte, Osterbrook 49	6	4,6%
Bushaltestellen, Süderstraße	3	2,3%
Feinkost Matzen, Süderstraße 269	3	2,3%
Sonstige	17	12,9%
Nutze Infrastruktur nicht regelmäßig	13	9,9%
Summe der Nennungen	132	100%
Gesamt: 59		

Die Frage III-52 lautete: »Welche Geschäfte, Dienstleistungen und Einrichtungen in Hamm-Süd nutzen Sie und Ihr Haushalt regelmäßig? «

⁵¹⁴ Siehe Kapitel 3.1 dieser Arbeit.

Öffentlichen und sozialen Einrichtungen wie der Schule, Kindertagesstätte, Kirche, aber auch den Fußball- und Rudervereinen bescherte die Verjüngung der Quartiersbevölkerung allmählich und wohl auch auf längere Zeit ein beachtliches Nachfragepotenzial.

Im Vergleich mit anderen Stadtteilen

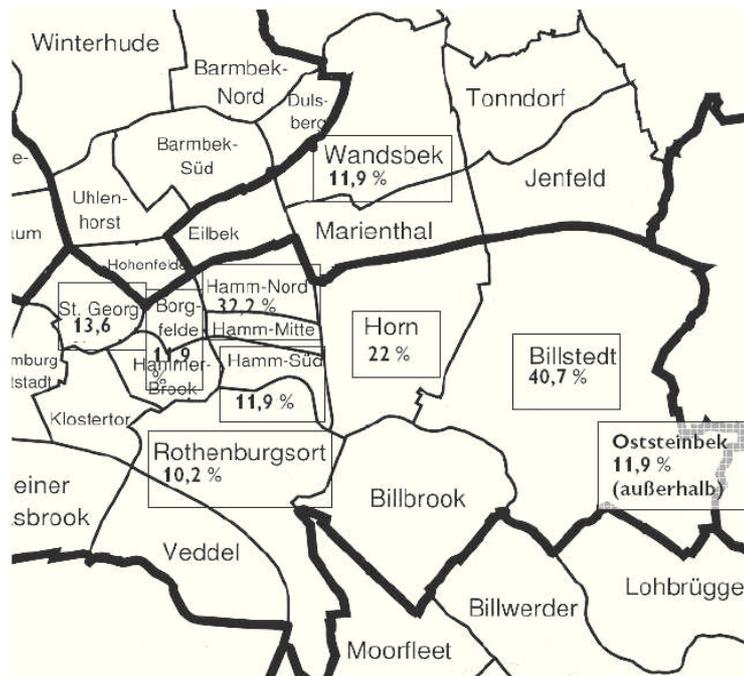


Abbildung 46: Einkaufsstadtteile

relativierte sich die Vorrangstellung lokaler Angebote. Hamm-Süd nahm unter jenen Stadtteilen einen hinteren Rang ein, in denen die Mitglieder ihre alltäglichen Einkäufe hauptsächlich erledigten. Er wurde von 7 Mitgliedern (11,9%) am häufigsten für alltägliche Einkäufe genutzt.⁵¹⁵ Damit lag Hamm-Süd gleichauf mit Oststeinbek, das außerhalb des Kartenausschnitts in Abbildung 46 liegt. Die dortige ausgeklügelte gestaltete Einkaufslandschaft auf der grünen Wiese erschien so attraktiv, dass der lange Anfahrtsweg von Pkw-Fahrenden gerne in Kauf genommen wurde. An der Spitze der Haupt-Einkaufsstadtteile lag der Stadtteil Billstedt, der von 24 Mitgliedern (24%) für alltägliche Einkäufe hauptsächlich frequentiert wurde.

Um entsprechende Fahrten in ihre Haupteinkaufsstadtteile zu bewältigen, nutzte die große Mehrheit von 41 Mitgliedern (69,5%) als erstes Verkehrsmittel das Auto.⁵¹⁶ Der Bus stellte hingegen für 6 Mitglieder (10,2%) das zuerst benutzte Verkehrsmittel dar, das sie auf dem Weg von der Steinbeker Straße zu ihrem Einkaufsstadtteil nutzten. Jeweils 5 Mitglieder (8,5%) nahmen zuerst das Fahrrad oder gingen zu Fuß. Trotz der unterschiedlichen Mobilität war der Aktionsradius rund eines Drittels der Mitglieder, das also ohne Auto in die Haupt-Einkaufsstadtteile gelangte, gleich groß wie der der übrigen zwei Drittel, die hierzu einen Pkw nutzten. Gleichzeitig unterstrich die geografische Lage dieser Stadtteile nachträglich den Wunsch, den öffentlichen Nahverkehr in nordöstliche Rich-

⁵¹⁵ Siehe hier und im Folgenden Tabelle III-54: Reihenfolge der genutzten Verkehrsmittel von der Steinbeker Straße zum Einkaufsstadtteil.

⁵¹⁶ Siehe hier und im Folgenden Tabelle: III-53: Haupt-Einkaufsstadtteile.

tung zu stärken. Die Hoffnung, dass der Markt auf einen deutlichen Bevölkerungsanstieg in Hamm-Süd reagiert, hat sich bisher nicht erfüllt. Sie stützt sich auf die Annahme, dass mehr Bewohner an einem Ort die Bereitschaft des Einzelhändlers oder Gastronomen erhöht, sich dort niederzulassen. Das erscheint in der Theorie plausibel, braucht aber in der Praxis für solche Gewerbe entsprechende Flächen und Räumlichkeiten.⁵¹⁷

Für die befragten Mitglieder spielte daher die Mobilität eine wichtige Rolle. Unter den verfügbaren Verkehrsmitteln rangierte der Pkw an erster Stelle. Vor ihrem Umzug besaß statistisch jeder der 81 befragten Haushalte rund ein Auto⁵¹⁸. Unter ihnen waren allerdings 15 Haushalte (18,5%) ohne Pkw. Für jene Haushalte mit einem Auto stellte sich die Frage nach seiner vorrangigen Nutzung und damit nach seiner Verfügbarkeit. War es verfügbar für das einkaufende Mitglied, ließen sich auch relativ weite Fahrten bis nach Oststeinbek bequem bewerkstelligen. Außerdem konnten – und wurden – auch Hallenhäusernachbarn zu diesen Einkaufsfahrten mitgenommen werden.

Bei der Rückkehr stellte sich für alle Auto fahrenden die gleiche Problematik der Park- und Stellplätze an der Steinbeker Straße. Die Diskussion darüber wurde äußerst lebhaft geführt. Sie war seit dem Einzug der Bewohnerinnen und Bewohner regelmäßig von zwei Informationslücken gekennzeichnet. Die erste bestand in der Annahme einiger Pkw-Besitzer, einen (kostenfreien) Parkplatz vor der Hallenhaustür legitimer Weise beanspruchen zu können. Die zweite betraf das Vergabeverfahren der Tiefgaragenstellplätze unter den Hallenhäusern. Dass längere Zeit nicht beanspruchte Stellplätze an Genossenschaftsmitglieder aus anderen Wohnanlagen der BGFG vergeben wurden, stieß auf erhebliches Unverständnis einiger Hallenhausbewohner. Dahinter verbarg sich weniger das Bedauern, solche Stellplätze nicht selbst rechtzeitig gemietet zu haben, als vielmehr die Besorgnis, »Hausfremde« im Besitz eines Schlüssels zu wissen, der ihnen auch den Zugang zum Hallenhaus verschaffen würde. Beide Informationslücken wären durch zusätzliche Bekanntmachungen zur Parksituation und einer transparenten Vergaberegulierung zu schließen gewesen.

Dessen ungeachtet schien tatsächlich Interesse an weiteren Pkw-Stellplätzen zu bestehen. Die im Jahr 2001 zeitweilig aufgetretenen Beschädigungen an Autos, die an der Steinbeker Straße parkten, verstärkten insbesondere das Interesse an geschützten Stellplätzen. Die BGFG nahm sich dieser Infrastrukturaufgabe an und erwog Pläne für ein zentrales Parkhaus im Quartier. Eine Realisierung steht indes noch aus.

⁵¹⁷ Ob mit der eventuellen Wohnbebauung an der Diagonal- und Wendenstraße der so genannte break-even-point überschritten wird, um solche Ansiedlungen betriebswirtschaftlich zu rechtfertigen, bleibt abzuwarten.

⁵¹⁸ Siehe *Tabelle I-31-1: Anzahl Autos*.

Für Mobilität ohne Pkw sorgte der ÖPNV Hamm-Süd wurde durch drei Buslinien an das öffentliche Verkehrsnetz angebunden. Sie waren häufiger Anlass zur Kritik, Grund für Verbesserungsvorschläge und politische Beschlüsse.⁵¹⁹ Bereits vor dem Umzug wurde in sieben Nennungen (7%) die Sorge der Mitglieder um die Verkehrssituation Hamm-Süds thematisiert. Ein halbes Jahr nach dem Einzug rückte die Ausweitung des öffentlichen Personennahverkehrs deutlich stärker ins Bewusstsein. Eine Ausweitung war ein halbes Jahr nach dem Einzug der zweitwichtigste Veränderungswunsch im Hinblick auf das Quartier. 24 Mitglieder (32,0%) nannten diesen Gesichtspunkt.⁵²⁰

Die mit dem Winterfahrplan 2001/2002 gültigen Änderungen wurden von den Mitgliedern unterschiedlich bewertet. 19 Mitglieder (32,2%) beurteilten die Busverbindungen bis 20:00 Uhr als schlecht bis sehr schlecht.⁵²¹ Ihnen gegenüber betrachteten 18 Mitglieder (30,5%) sie als gut. Die Meinung zur Verkehrsleistung nach 20:00 Uhr fiel einhelliger aus. Sie wurde von 36 Mitgliedern (61,0%) als schlecht bis sehr schlecht bewertet.⁵²² Das Prädikat gut hingegen vergaben nur 3 Mitglieder (5,1%). Zwei Kritikpunkte gaben wichtige Hinweise auf Veränderungen. Die Busse fuhren nach Meinung von 9 Mitgliedern (15,3%) zu selten, was die Verdichtung des Taktes einforderte. Für 7 Mitglieder (11,9%) fuhr der Bus nicht in die gewünschte Richtung. Sie monierten damit insbesondere die tagsüber fehlende Anbindung an die U 3 und darüber hinaus an den Bezirk Wandsbek mit seinen ausgeprägten Zentrumsfunktionen. Solche Ausweitungen wären den Einkaufsgewohnheiten der Bewohnerinnen und Bewohner entgegengekommen. Diese Ideen wurden auch Vertretern der HHAG in einer Versammlung in der Geschäftsstelle der BGFG von Mitgliedern aus dem Quartier vorgetragen und erläutert.

Die Summe der tatsächlichen Veränderungen der Verkehrsleistung des ÖPNV, die sich aus dem Zuzug in die beide Neubauprojekte an der Steinbeker Straße hätten ergeben können, nimmt sich bis heute jedoch bescheiden aus. Die Summe der gesamten Abfahrten und Ankünfte aller drei Linien an Werktagen im Jahr 2005 ist identisch mit jener aus dem Sommer 1999, also noch vor dem Erstbezug der Neubauwohnungen. Das Volumen ist dagegen gewissermaßen zeitlich gestreckt worden, so dass im Jahr 2005 nach Mitternacht zwei Busse aus Hamm-Süd abfahren, während 1999 nach Mitternacht kein Bus in Hamm-Süd abfuhr.⁵²³

Die Linie 130 verkehrt zwischen den U-Bahn-Stationen Billstedt und Burgstraße über die Haltestelle »Braune Brücke«. Die an der Diagonalstraße gelegene Haltestelle ist

⁵¹⁹ Vgl. *Wochenblatt* 18.01.2001.

⁵²⁰ Siehe *Tabelle II-49: Neuplanung Hamm-Süd*.

⁵²¹ Siehe hier und im Folgenden *Tabelle III-55-1: Beurteilung der Busverbindungen bis 20:00 Uhr*.

⁵²² Siehe hier und im Folgenden *Tabelle III-55-2: Beurteilung der Busverbindung nach 20:00 Uhr*.

⁵²³ Siehe für die Buslinien 112 und 312 *Diagramm M 2* sowie die *Tabelle: Anzahl der Ankünfte und Abfahrten der Linien 112 und 312*. Für die Linie 130 siehe *Diagramm M 1* und die *Tabelle: Anzahl der Verbindungen der Linie 130*.

für die Fahrgäste aus dem Osterbrook-Viertel über eine Fußgängerbrücke zu erreichen. Die von der Haltestelle »Braune Brücke« zu erreichende U-Bahn-Station Burgstraße bezieht ihre Bedeutung aus der raschen Anbindung an den Stadtteil Billstedt und an die Innenstadt Hamburgs. In der Nähe der Haltestelle, am Sievekingsdamm, wurde die Polizeirevierwache 41 im Jahr 2000 angesiedelt. Damit setzte nach einer Phase der räumlichen und organisatorischen Konzentration im Polizeihochhaus am Berliner Tor die Rückkehr in den Stadtteil ein, die die Präsenz vor Ort nicht nur symbolisch unterstreicht.⁵²⁴ Wenige Schritte von der Wache entfernt liegt das Stadtteilarchiv Hamm, das Dokumente und Bildmaterial zur lokalen Geschichte sammelt und in den stadtteilentwicklungspolitischen Debatten deutlich vernehmbar ist.

In umgehrter Richtung führt die Linie 130 zur S-Bahn-Station Rothenburgsort. Ihr gegenüber hat die hamburgische Umweltbehörde ihren Sitz. Wer weiter fährt, gelangt in den Stadtteil Rothenburgsort und findet dort die großen Discounter, die sich viele Bewohnerinnen und Bewohner der Steinbeker Straße in ihrer nächsten Nähe wünschen.⁵²⁵ Auf dem Marktplatz von Rothenburgsort wird einmal in der Woche ein Markt abgehalten – vor einer Kulisse, die verdeutlicht, dass eine seit 1997 betriebene soziale Stadtteilentwicklung sich sehr langsam vollziehen kann.⁵²⁶ Dabei liegt seit dieser Zeit ein Entwurf für die bauliche Gestaltung dieses Quartierszentrums bereit. Der Entwurf des Architekturbüros León Wohlhage bilde »die Grundlage für planungsrechtliche Schritte zur Umsetzung der zukünftigen Bebauung«, die sich den Marktbesucherinnen und -besuchern bisher noch nicht offenbaren. Wer mit der Linie 130 weiterfährt, kann einen Blick auf den alten Wasserturm werfen, einen steinernen Zeitzeugen für die Anstrengungen des Hamburgs des späten 19. Jahrhunderts, der drängenden kommunalen Aufgabe einer hygienisch einwandfreien Wasserversorgung und -entsorgung nachzukommen. Er hat das Bombardement von 1943 überstanden, im Gegensatz zur Siedlung an der nahe gelegenen Marckmannstraße, zu der eine Festschrift der heutigen BGFG anmerkt, dass dort im Jahr 1926 ihre erste Wohnanlage mit 236 Wohnungen entstand, die, in den 1950er Jahren wieder errichtet, heute noch der Genossenschaft gehören.⁵²⁷ Vorbei am Kraftwerk Tiefstack gelangt man schließlich zur U-Bahn-Station Billstedt, die direkt mit dem Einkaufszentrum verbunden ist. Hier erledigten 40,7% der befragten Hallenhausbewohnerinnen und -bewohner ihre Einkäufe hauptsächlich.⁵²⁸

Dafür dürften sie selten diese Route der Linie 130 genutzt haben, da die Fahrt ab Haltestelle »Braune Brücke« 36 Minuten dauert, in entgegengesetzter Fahrtrichtung über

⁵²⁴ Vgl. *Wochenblatt* 15.07.1999.

⁵²⁵ Siehe *Tabelle II-49: Neuplanung Hamm-Süd*.

⁵²⁶ Hier und im Folgenden *Stadtentwicklungsbehörde 1999b*, S. 19.

⁵²⁷ Siehe *GBFG 1982*, S. 4 f; ebenfalls *GBFG 1962*, S. 20 f.

⁵²⁸ Siehe *Tabelle III-53: Haupt-Einkaufsstädteile*.

die U-Bahn-Station Burgstraße sogar kürzer ist. Ungünstig wirkte sich die geringe Frequenz der Linie 130 in beiden Richtungen aus. Sie verkehrte 1999 zwischen 5:00 und 21:00 Uhr 36-mal in Richtung Rothenburgsort und 35-mal in Richtung Burgstraße.⁵²⁹ So konnten die Fahrgäste in der Regel von zwei bis drei Verbindungen je Stunde in jede der beiden Richtungen ausgehen. Das Volumen hat sich bis 2005 nicht geändert, lediglich innerhalb der einzelnen Tagesstunden gibt es leichte Verschiebungen. Die gestiegene Zahl der Stadtteilbewohner hat sich bisher nicht auf die Gestaltung dieser Busverbindung ausgewirkt.

Einen gewissen Gegensatz dazu bildete die Buslinie 312. Sie pendelte zwischen den Haltestellen »Hamm-Süd Braune Brücke« und der U-Bahn-Station Burgstraße. Wegen der drei zusätzlichen Fahrten der Linie 112 nach 20:00 Uhr verkehrte die Linie 312 vor 21:00 Uhr nur noch einmal.⁵³⁰ Der Zugewinn bestand in der Ausdehnung des Verkehrs über Mitternacht hinaus um zwei Abfahrten und zwei Ankünfte. Bemerkenswert machte diese Linie die Auslastung. Sie war für einen herkömmlichen Stadtbus zu gering, für einen Kleinbus aber zu groß. Letzterer bot gar, auf Wunsch der Fahrgäste, einen Halt zwischen den Haltestellen an, quasi vor der eigenen Haustür. Jene Fahrgäste, die nicht vom Kleinbus aufgenommen werden konnten, erhielten Taxigutscheine – allerdings nicht alle. Ein zeitweiliger Versuch, immer dann den Kleinbus abfahren zu lassen, sobald dieser voll besetzt war, steigerte die Irritationen erheblich. Mittlerweile fährt auf dieser Linie kein Kleinbus mehr, sondern ein herkömmlicher Stadtbus.

Die wichtigste Verbindung für die Bewohnerinnen und Bewohner Hamm-Süds stellte allerdings die Linie 112 dar. Sie verband die Endhaltepunkte »Hamm-Süd Braune Brücke« und »Neumühlen / Övelgönne«.⁵³¹ Sie verkehrte im Jahr 2005 wochentags ab 4:39 Uhr. Die Busse fuhren überwiegend im 15-Minuten-Takt. Die letzte Fahrt zur Endhaltestelle »Hamm-Süd Braune Brücke« endete dort um 20:48 Uhr. Die Fahrten dieser Linie addierten sich auf 67 Abfahrten und 64 Ankünfte.⁵³² Gegenüber dem Sommerfahrplan 1999 bedeutete das eine leichte Steigerung. Damals, einem Zeitraum, der vor dem Bezug der Hallenhäuser lag, waren es jeweils 64 Ankünfte und Abfahrten.

Die Linie 112 fährt ihre Passagiere zu anderen schienengebundenen Verkehrsnetzen wie dem S- und U-Bahnnetz und dem Schienennetz der Deutschen Bahn AG. Darüber hinaus transportiert sie Kunden und Arbeitende in die Innenstadt. Besonders zeichnet sich die Linie 112 dadurch aus, dass sie eine Vielzahl kultureller Veranstaltungsorte und touristisch reizvoller Ziele verbindet. Sie könnte die Bewohnerinnen und Bewohner

⁵²⁹ Siehe Tabelle: *Anzahl der Verbindungen der Linie 130* sowie Diagramm M 1.

⁵³⁰ Siehe Tabelle: *Anzahl der Ankünfte und Abfahrten der Linien 112 und 312* sowie Diagramm M 2.

⁵³¹ Siehe zum aktuellen Fahrplan der Linie 112 *HHAG 2004*, S. 460-465. Für das Jahr 1999 siehe *HHAG 1999*, S. 297-302.

⁵³² Siehe Tabelle: *Anzahl der Ankünfte und Abfahrten der Linien 112 und 312* sowie Diagramm M 2.

Hamm-Süds ohne Umsteigen direkt »vom Sofa aus in den Saal« fahren, wenn nicht so viele Veranstaltungen in den Abendstunden stattfänden, wo sie nicht mehr verkehrt. Die Linie 112 bietet schließlich eine kostengünstige Stadtrundfahrt, die beim Wohnen an der Bille beginnt, über die Alster führt und beim Wohnen an der Elbe endet.

Vorbei am Straßenstrich im Gewerbegebiet Hamm-Süd wird zunächst die S-Bahn-Station Hammerbrook in der so genannten von Büro- und Verwaltungsbauten geprägten City-Süd angesteuert. Sie ringt stetig um eine Imageverbesserung, wozu auch ein Quartiersmagazin beitragen soll.⁵³³ Auch Sprayer haben sich kreativ mit Hammerbrook beschäftigt: Sie hängten dem Haltestellennamen Hammerbrook ein »lyn« an und verbanden damit das Bild dieses Stadtteils mit Hiphop-Kultur und Graffiti-Kunst - aber auch mit dem des Ghetto und der geringen Chance, sich aus ihm zu befreien. Von hier aus bietet sich die Gelegenheit, auf das Stadtbahnnetz umzusteigen. Einmal wöchentlich findet neben der Station ein Wochenmarkt statt, und für Kinder und Jugendliche gibt es eine Skateranlage.

Der nächste wichtige Haltepunkt der Linie 112 ist der Hauptbahnhof mit der Anschlussmöglichkeit zum Verkehrsnetz der Deutschen Bahn AG. Ebenso wartet hier die Haupteinkaufsmeile Hamburgs auf Kunden und Besucher. Als Ergebnis konsequenter Citybildung, wie sie Bahrdt schematisch skizzierte, gehören die Wohnenden in der Innenstadt zu einer verschwindenden Minderheit. Von Bedeutung sind natürlich auch die vielfältigen kulturellen Angebote wie Kino, Oper und Theater. Sie wurden auch von Nachbarschaftsgruppen aus den Hallenhäusern genutzt.⁵³⁴ Einige Haltestellen weiter befindet sich das Museum für Hamburgische Geschichte mit seinem gläsernen Innenhof.

Von der Haltestelle U-Bahn-Station St. Pauli aus kann der dreimal jährlich abgehaltene Dom besucht werden, was auch die Hallenhausbewohnerinnen und -bewohner – oft zusammen mit Nachbarn – taten.⁵³⁵ Von hier aus ist ebenfalls das Stadion am Millernort des Fußballvereins FC St. Pauli von 1910 zu erreichen, für den die Architektin Czerner einen Entwurf für die Bebauung des Stadionvorplatzes lieferte.⁵³⁶ Auf der Weiterfahrt gelangt man dann zum über Hamburg hinaus bekannten Fischmarkt mit dem Blick auf die Elbe und die lange umkämpften Häuser an der Hafensstraße.

Die Fahrt der Linie 112 endet laut Fahrplan nach 49 Minuten in Neumühlen am Museumshafen Övelgönne. An diesem Ort erlangt ein tiefgreifender wirtschaftlicher Strukturwandel seinen sinnfälligen Ausdruck. Die »Perlenkette« am Hafenrand ist davon

⁵³³ Siehe zur Image-Politik beispielsweise *CitySüd-Journal* 1999.

⁵³⁴ Siehe hierzu *Tabelle III-23: Beispiele für Nachbarschaftsaktivitäten*.

⁵³⁵ Siehe *Tabelle I-82-6: Besuch des Doms oder eines Freizeitparks*; *Tabelle III-48-6: Freizeitpark oder Dom*.

⁵³⁶ Zum Entwurf der bisher nicht realisierten Vorplatzbebauung siehe *Reichardt 2003*, S. 36-45. Fans dieses Fußballvereins finden sich auch in den Hallenhäusern. Die Vereinsfahne hing dort gelegentlich und in friedlicher Eintracht neben jener des HSV.

das sichtbarste Ergebnis. Sie steht für eine Reihe städtebaulicher Projekte zur umfassenden »Revitalisierung des nördlichen Elbufers«.⁵³⁷ An diesem Abschnitt des nördlichen Ufers der Elbe schlossen sich beispielsweise mehrere Bauherren zu einer Poldergemeinschaft zusammen und errichteten außerhalb der Deichlinie Büros für die Versicherungs- und Medienwirtschaft und »auch Wohnungen«, denen die Elbe als schöne Kulisse dient.⁵³⁸

Das südliche Ufer ist auf die Elbe als Verkehrsweg angewiesen, da über den Fluss und den Hafen der Umschlag von Containern und anderen Waren betrieben wird. Die Schiffswerften hingegen, 1958 noch 43 mit rund 34 799 Beschäftigten, waren bereits 1982 auf 19 Betriebe mit insgesamt 14 189 Beschäftigten geschrumpft und sind heute insbesondere in Bezug auf den Schiffsneubau wirtschaftlich bedeutungslos geworden.⁵³⁹ An die Stelle von Hafen-Arbeitsplätzen sind Verwaltungs- und Dienstleistungs-Arbeitsplätze getreten, die erstere zahlenmäßig kaum kompensieren und sie vor allem unter Berücksichtigung der beruflichen Qualifikation auch gar nicht vollständig integrieren konnten.

Dieser wirtschaftliche Strukturwandel im Hamburger Hafen und die sie begleitende Arbeitslosigkeit setzten sich in den Quartieren fort, in denen die ehemaligen Hafenarbeiterinnen und -arbeiter wohnten. Er produzierte einen Teil der Armut in einzelnen Quartieren, derer Bekämpfung Schwerpunkt des Programms Soziale Stadt ist.⁵⁴⁰ Die Rückbesinnung auf die Wasserläufe verband Hamm-Süd und Altona in doppelter Weise: Zum einen ging es um die Umnutzung der wirtschaftlich brach gefallenen Ufer-Areale, da die auf den Standort am Fluss angewiesenen Wirtschaftszweige schrumpften. Die andere Verbindung bestand im Wohnen am Wasser, das am Bille-Ufer und am Hafenrand verwirklicht wurde.⁵⁴¹ Der wichtige Unterschied lag aber darin, dass an diesem Stück des Bille-Ufers ausschließlich gewohnt wurde, während am Altonaer Elbufer »auch Wohnungen« entstanden, das Arbeiten jedoch dominierte.⁵⁴² Die nahe liegende Nutzung der Wasserstraßen zur Personenbeförderung mit Fährschiffen konzentriert sich in diesem Elbabschnitt.⁵⁴³ Sie war auch für die Bille und die Kanäle in Hammerbrook und Hamm-Süd im Kontext des Stadtentwicklungsforums angedacht, ist letztlich aber nicht umgesetzt worden.

⁵³⁷ Zur Perlenkette siehe *Stadtentwicklungsbehörde 2000b*.

⁵³⁸ Siehe *Stadtentwicklungsbehörde 2000b*, S. 44 ff.

⁵³⁹ Siehe zum Niedergang der Werftindustrie in Hamburg *Kloberg 1990*. Die Betriebs- und Beschäftigtenzahlen der Handelskammer Hamburg sind hier zitiert nach *Kloberg 1990*, S. 29.

⁵⁴⁰ Vgl. zum Strukturwandel *Alisch 1998*, S. 113 f.; *Grüttner 1976*.

⁵⁴¹ Siehe hierzu *Abendblatt 13.11.1999*.

⁵⁴² Siehe *Landesmuseum 2002*. Der Harburger Binnenhafen versucht gar, beide Bereiche in friedlicher Koexistenz auf seinem Areal zu mischen. Siehe hierzu *Schubert 2000*, S. 42f.

⁵⁴³ Siehe zu den Hafenfährverbindungen auf der Elbe *HHAG 2004*, S. 161-171.

Im Verkehrsentwicklungsplan der Hansestadt aus dem Jahr 2000 tauchen die Wasertaxis nicht auf.⁵⁴⁴ Das gleiche Schicksal ereilte der Vorschlag zur Einrichtung einer S-Bahn-Station zwischen den beiden Haltestellen Berliner Tor und Rothenburgsort, etwa in Höhe der Süderstraße.⁵⁴⁵



Abbildung 47: Wege nach Hamm-Süd

Insgesamt bedachte die Verkehrsentwicklungsplanung Hamm-Süd mit keinem eigenen Projekt. Dennoch konnte nicht ausgeschlossen werden, dass dieser Stadtteil von den damals laufenden »Untersuchungen zur Optimierung der Linienführung im Busnetz« zukünftig profitiert.⁵⁴⁶

Allein durch größere Nachfrage veränderte sich bisher weder die Zahl der Busverbindungen noch die der Läden und Restaurants, der Kindertagesplätze oder die allgemeinmedizinische Versorgung. Stadtteilentwicklung in Hamm-Süd kann sich hier offenkundig nicht auf Marktmechanismen allein verlassen, sondern bedarf nachhaltigen Drucks und gewisser baulicher und gesetzlicher Rahmenbedingungen. Wenn der Markt, die Stadtentwicklungs- und Kommunalpolitik nicht reagieren, fügt sich die Quartiersbevölkerung den Gegebenheiten oder zieht davon, so sie kann. Das allerdings wäre das fatalste Szenario, das einem ambitionierten Wohnungsbauprojekt folgen kann: Eine residentielle Segregation wegen mangelnder infrastruktureller Versorgung. Die Befürchtung ist nicht unrealistisch: Nach zweijähriger Wohndauer geben 14 von 59 Mitgliedern an, sich mit Umzugsgedanken zu beschäftigen.⁵⁴⁷ Fünf Mitglieder nennen eine unzureichende Infrastruktur, fünf weitere ein schlechtes soziales Umfeld als Gründe dafür.⁵⁴⁸

⁵⁴⁴ Siehe Baubehörde 2000.

⁵⁴⁵ Siehe taz 31.07.1995.

⁵⁴⁶ Baubehörde 2000, S. 47.

⁵⁴⁷ Siehe Tabelle III-11: Umzugsabsicht nach 2 Jahren.

⁵⁴⁸ Siehe Tabelle III-12: Umzugsgründe nach 2 Jahren.

5 Kommunikatives Wohnen in Genossenschaften

Die eingetragene Genossenschaft als Rechtsform erfreut sich gegenwärtig großer Beliebtheit bei einer zunehmenden Zahl von Wohnprojektinitiativen, die sich, wie in Kapitel 2.4 beschrieben, auf den langwierigen Weg begeben, ihre Wohnvorstellungen gemeinsam zu verwirklichen. Die Attraktivität der Genossenschaft erklären die drei großen »S«: Selbsthilfe, Selbstbestimmung und Selbstverwaltung.⁵⁴⁹

Als genossenschaftliche Prinzipien galten Selbsthilfe, Selbstbestimmung und Selbstverwaltung bereits zum Ausgang des 19. Jahrhunderts, konnten sich aber erst in der Weimarer Republik vollends entfalten. Getragen und verbreitet wurden sie wesentlich von sozialdemokratisch geprägten Teilen der Arbeiterbewegung und der Gewerkschaften. Sie begleiteten eine große genossenschaftliche Gründungswelle, die eine beeindruckende Vielfalt wohnkultureller Modelle verwirklichte. Die von den Genossenschaften gebauten Häuser überdauerten die Zeit. An die Ausprägung der drei Prinzipien im zeitgenössischen genossenschaftlichen Wohnalltag erinnert indes nur wenig, was zuweilen einer Idealisierung und Romantisierung des wohnungsgenossenschaftlichen Erbes Vorschub leistet.

Das eigentliche Bauvorhaben, nämlich die Hallenhäuser der BGFG, und ihren sozialen Entstehungskontext zusammen zu betrachten, ist in den Kapiteln 3.1 und 4.1 dieser Arbeit geleistet worden. Dieser verbindende Ansatz wird in der alltäglichen Kommunikation zwischen Mitgliedern der BGFG und deren Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter im Kapitel 5.2 weiterverfolgt. Anlass für Kommunikation ist regelmäßig das Hallenhaus. Der Analyse der Kontakte geht eine kurze historische Problemskizze struktureller Rahmenbedingungen voraus, die die BGFG, wie viele Wohnungsgenossenschaften, in ihrer Entwicklung prägten und die mit dem sozialen Wohnungsbau in der BRD verknüpft waren. Den Abschluss markieren einige Impulse, die kommunikatives Wohnen in Hallenhäusern auf die Wohnungsgenossenschaft in ihrer Gesamtheit ausstrahlt.

⁵⁴⁹ Siehe zu den Vorteilen und Potenzialen für die Mitglieder aus der Perspektive von Wohnungsgenossenschaftsexperten *BMVBW 2004*, S. 56 f.

5.1 Die Baugenossenschaft freier Gewerkschafter eG

»Wer ist die BGFG«?⁵⁵⁰ Damit überschreibt die Baugenossenschaft freier Gewerkschafter eG ihr Porträt in ihrem Internetauftritt, wie die Abbildung 48 zeigt. Und antwortet: »Die 1922 gegründete Baugenossenschaft freier Gewerkschafter eG bewirtschaftet für ihre rund 11.000 Mitglieder einen eigenen Wohnungsbestand



Abbildung 48: Porträt der BGFG im Internet

von mehr als 7.800 Wohnungen im Großraum Hamburg«.

Gegründet wurde sie im Gewerkschaftshaus am Besenbinderhof in Hamburg unter dem Namen »Gemeinnützige Baugenossenschaft freier Gewerkschafter eGmbH« mit Sitz in der Hansestadt.⁵⁵¹ Die Gründung folgte dem Aufruf des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes, »aktiv in das Baugeschehen einzugreifen« und das Wohnungswesen in die Gemeinwirtschaft zu überführen.⁵⁵²

Bis 1933 errichtete die Genossenschaft zahlreiche Wohnanlagen in den Stadtteilen Rothenburgsort, Barmbek-Nord, auf der Veddel, in Alsterdorf und in Hamm-Marsch, dem heutigen Hamm-Süd. Mit ihnen wäre, in der Rückschau aus dem Jahr 1962, die Verwirklichung der »Vorstellungen der Gewerkschaften und das Anliegen von Reformern über die

⁵⁵⁰ Hier und im Folgenden BGFG-Porträt <http://www.bgfg.de/index.html>.

⁵⁵¹ Siehe GBFG 1962, S. 15. Wenige Wochen zuvor war dort bereits die »Baugenossenschaft Barmbeck innerhalb des Mietervereins Grosshamburg von 1890 eGmbH« gegründet worden, die heute unter dem Namen Gemeinnützige Baugenossenschaft Hamburg-Nordost eG firmiert. Siehe zur Geschichte dieser Wohnungsbaugenossenschaft Schmidt 1997.

⁵⁵² Der Beschluss zur Wohnungsfrage des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes anlässlich seines elften Bundeskongresses 1922 in Leipzig, der die »gemeinwirtschaftliche Regelung des Wohnungswesens« begrüßte und dazu aufrief »die Ueberführung der privatkapitalistischen Wirtschaft in die Gemeinwirtschaft planmäßig zu fördern«, ist auszugsweise abgedruckt in Novy 1985, S. 118 f.

Wohnkultur arbeitender Menschen« verbunden gewesen.⁵⁵³ Dazu hätten einerseits »mit allem zeitgemäßen Komfort ausgerüstete, preiswerte, helle und freundliche Wohnungen« gezählt, wie auch das Bekenntnis »zu den sozialen und kulturellen Zielen der freien Gewerkschaftsbewegung«. Die wohnkulturellen Aspekte hätten die Spielplätze, »Gemeinschaftswaschküchen, maschinell eingerichtet«,⁵⁵⁴ und insbesondere die »Gemeinschaftsräume« verdeutlicht, die als »Treffpunkt der Vertrauensleute der Genossenschaft«⁵⁵⁵ dienten, aber auch »vielen Bastelgruppen und (...) den Musikgruppen zur Verfügung« gestanden hätten.⁵⁵⁶ Nach der faschistischen Machtergreifung 1933 wurde die GBFG, wie alle Zweige der Arbeiterbewegung gleichgeschaltet und organisatorisch in die Deutsche Arbeitsfront eingegliedert.

Das Kriegsende und die Gründung der BRD bedeutete auch für die GBFG ein Wiederaufbauwerk im doppelten Sinne. Zwar fehlten nicht die sozialen und kulturellen Ziele der Genossenschaft, jedoch die sie tragende Gewerkschaftsbewegung, die sich im Sozialstaatsmodell westdeutscher Prägung auf Sozialpartnerschaft orientierte. Zum anderen hatten die Luftbombardements den Wohnungsbestand auf die Hälfte dezimiert.

Der Wiederaufbau wäre aus der Perspektive des Jahres 1962 mit dem erneuerten Bekenntnis verknüpft gewesen, »jederzeit alle Bestrebungen der gewerkschaftlichen Wohnungspolitik« zu unterstützen.⁵⁵⁷ Hieran schloss sich die Mahnung an, nach der »(d)er Wohnungsbau (...) nicht Selbstzweck sein« dürfe. Sollte die Mahnung im Jahr 1962 als Absage an die Dominanz profitorientierten Wohnungsbaus durch private Kapitalanleger »wie in früheren Zeiten« verstanden werden, so ebnete die konsequente Unterstützung gewerkschaftlicher Wohnungspolitik aus heutiger Sicht den Weg für die vollständige Integration der Genossenschaft in das Regelwerk des sozialen Wohnungsbaus. Seine imposante Wiederaufbau- und Neubauleistung, welche für die GBFG im Diagramm 2 dargestellt wird, überstrahlte die Mahnung vor dem Bauen als Selbstzweck.⁵⁵⁸

Der soziale Wohnungsbau entwickelte sich zu einem komplex geregelten Gebilde, das einen hohen Grad an Professionalisierung auf Seiten des Bauherrn verlangte. Damit war auch die rasante Vergrößerung der Wohnungsbestände durch Neubau erst zu bewältigen, insbesondere in der zweiten Hälfte der 1960er Jahre. Die soziale Orientierung auf »breite Schichten des Volkes«⁵⁵⁹ erhielt Sinn stiftende Funktion, die um aufeinander folgende wohnungs- und stadtentwicklungspolitische Herausforderungen ergänzt wurde.

⁵⁵³ Hier und im Folgenden *GBFG 1962*, S. 18.

⁵⁵⁴ *GBFG 1962*, S. 51.

⁵⁵⁵ *GBFG 1962*, S. 53.

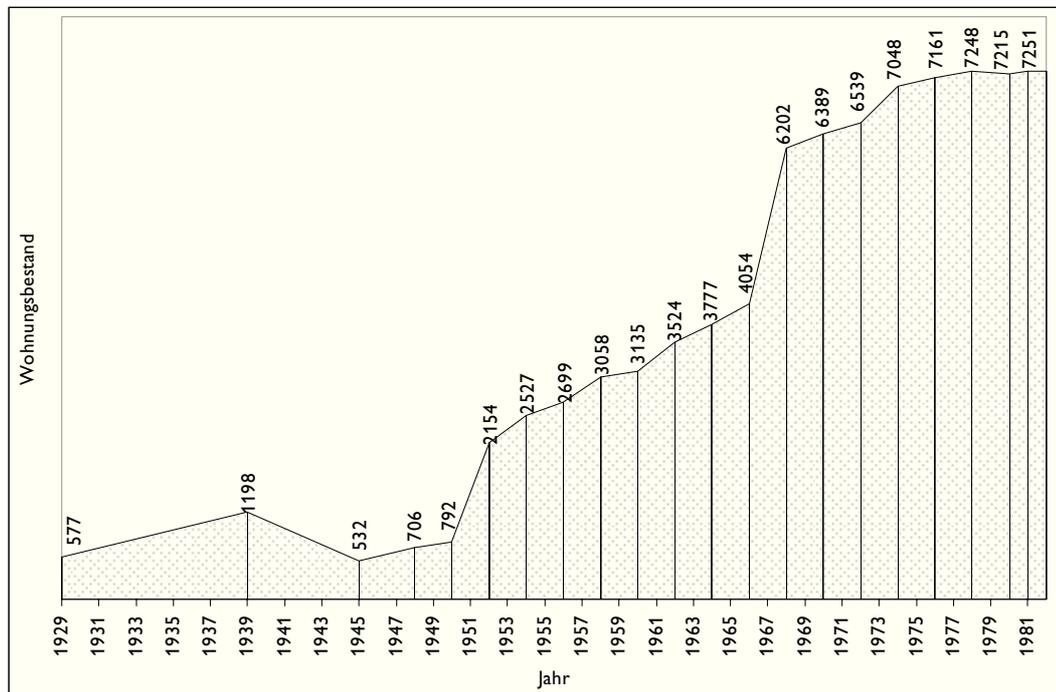
⁵⁵⁶ *GBFG 1962*, S. 54.

⁵⁵⁷ Hier und im Folgenden *GBFG 1962*, S. 18.

⁵⁵⁸ Siehe zur Entwicklung des Wohnungsbestands *GBFG 1982*, S. 31.

⁵⁵⁹ Die Formulierung findet sich in § 1 Satz 1 II. *WobauG*. Alternativ bezeichnet das Gesetz die Zielgruppe als »weite Kreise der Bevölkerung«. Siehe § 1 Satz 2 II. *WobauG*.

Diagramm 2: Entwicklung des Wohnungsbestandes der GBFG bis 1981



Der soziale Wohnungsbau in Hamburg begleitete strukturpolitische Zielsetzungen. Parallel zur Sanierung innerstädtischer Quartiere wie St. Georg und Hohenfelde und zur Industrialisierungspolitik im Süderelbe-Raum entstanden zum Ausgleich Sozialwohnungen am östlichen Stadtrand oder in der Nähe zu den Industriestandorten der Zukunft.⁵⁶⁰

Als sozialpolitisches Instrument erfuhr der soziale Wohnungsbau in der Praxis eine deutliche Beschränkung. Er sollte vermehrt zur Dispersion von armen und gering verdienenden Haushalten auf das gesamte Stadtgebiet beitragen. Tatsächlich schuf er insbesondere durch die Großwohnsiedlungen in einigen Fällen Quartiere, in denen sich durch eine entsprechende Belegungspolitik Armut konzentrierte und über die Zeit festsetzte, statt in die Stadtgesellschaft zu diffundieren.⁵⁶¹ In solchen Stadtteilen beschleunigte sich dadurch die sozial- räumliche Segregation, die dieser Verwendung des sozialen Wohnungsbaus vorzubeugen vorgab. Etliche dieser Quartiere und Siedlungen sind nunmehr, wie in Kapitel 2.2 beschrieben, Gegenstand des 1999 gestarteten Programms Soziale Stadt.⁵⁶²

Das Ende der Epoche des sozialen Wohnungsbaus läutete spätestens 1988 der Wegfall des Wohnungsgemeinnützigkeitsgesetzes ein.⁵⁶³ Dadurch wurde den bisher gemein-

⁵⁶⁰ Vgl. *Hohenfelde 1974*; vgl. *Grüttner 1976*.

⁵⁶¹ Beispiele für Großwohnsiedlungen in Hamburg sind beschrieben in *Harms 1989*.

⁵⁶² Siehe Leitfadens 2000, S. 2 f.; vgl. *Häußermann 2002*; für Hamburg *Kirchhoff 1999*.

⁵⁶³ Vgl. hier und im Folgenden *Häußermann 1996*, S. 150 ff.

nützigen Wohnungsgesellschaften die Baupflicht, also eine Verpflichtung zur Schaffung von preis- und belegungsgebundenem Wohnraum, genommen. Damit waren die ehemaligen »Gemeinnützigen« den übrigen Wohnungsunternehmen (steuerrechtlich) gleichgestellt. Es oblag fortan den ehemaligen Gemeinnützigen, sich entweder weiterhin im sozialen Wohnungsbau zu engagieren oder sich an privatwirtschaftlichen Zielen auszurichten. Für die Wohnungsgenossenschaften in Hamburg bedeutete das, ihre soziale Zielsetzung nunmehr selbst zu bestimmen. Das umfasste insbesondere die Neubautätigkeit und die Mietpolitik für Wohnungsbestände, für die vermehrt Preis- und Belegungsbindung entfielen.⁵⁶⁴ Das bedeutete aber ebenso, die allgemeine Formulierung des Zwecks der Genossenschaften, die »vorrangig eine gute, sichere und sozial

verantwortbare Wohnungsversorgung der Mitglieder«⁵⁶⁵ vorsah, zur Abgrenzung von anderen Wohnungsunternehmen nun mit eigenen Inhalten zu füllen. Die GBFG rückte das für das gemeinnützig stehende »G« hinter das »B« und heißt seitdem BGFG – Baugenossenschaft freier Gewerkschafter, eingetragene Genossenschaft.

Der Wegfall des Gesetzes über die Gemeinnützigkeit im Wohnungswesen eröffnete insbesondere die Betätigung auf neuen Geschäftsfeldern. Die BGFG konnte nun »Bauten in allen Rechts- und Nutzungsformen errichten, erwerben, bewirtschaften und betreuen«⁵⁶⁶ und damit gewissermaßen die über Jahrzehnte gesammelten Bau- und Verwaltungserfahrungen auch für andere Abnehmer auf anderen Märkten verwerten. Sie konnte städtebauliche Aufgaben und Infrastrukturaufgaben übernehmen, womit insbesondere

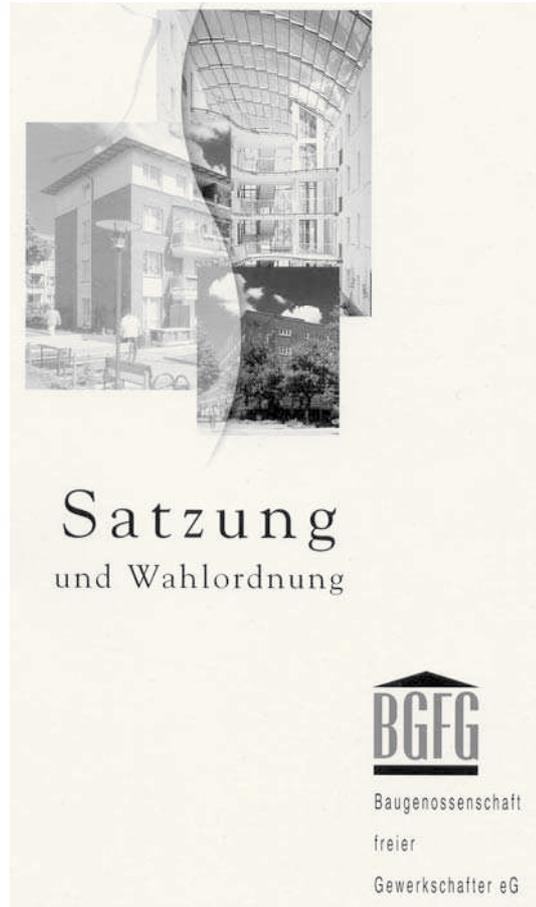


Abbildung 49: Grundlage genossenschaftlichen Handelns der BGFG

⁵⁶⁴ Einer Studie zufolge orientieren sich die westdeutschen Wohnungsgenossenschaften bei der Mietpreisgestaltung bei Neuvermietungen am häufigsten an dem mittleren ortsüblichen Mietniveau des jeweiligen Mietenspiegels beziehungsweise an vergleichbaren Mietwohnungen im Bestand. Siehe *BMVBW 2004*, S. 215 f.

⁵⁶⁵ Siehe § 2 Abs. 1 Satzung BGFG, in *BGFG 1994*; ebenso *BGFG 2000a*.

⁵⁶⁶ Siehe § 2 Abs. 2, Satz 1 Satzung BGFG, in *BGFG 1994*; ebenso *BGFG 2000a*.

»Gemeinschaftsanlagen und Folgeeinrichtungen« und »soziale, wirtschaftliche und kulturelle Einrichtungen und Dienstleistungen« gemeint waren.⁵⁶⁷

Schließlich waren nun auch die Voraussetzungen für die betriebliche Umstrukturierung durch Gründung von Tochtergesellschaften und Beteiligungen an anderen Unternehmen gegeben.⁵⁶⁸ Von den Genossenschaften mit vergleichbar großen Wohnungsbeständen haben in Westdeutschland mehr als die Hälfte solche Tochtergesellschaften gegründet, die die Verwaltung von fremden Wohnungsbeständen übernahmen, ins Bauträgergeschäft einstiegen oder schlicht Hausmeisterdienste verrichteten.⁵⁶⁹ Die Bilanz der BGFG wies ebenfalls Beteiligungen aus.⁵⁷⁰ Zusammengekommen konnten nun sehr differenzierte neue Wege zum alten Ziel der Unternehmung führen, nämlich Förderung der Wirtschaft der Mitglieder, wie es das Genossenschaftsgesetz formuliert.

Dessen ungeachtet blieb für ein weiteres Jahrzehnt das System des sozialen Wohnungsbaus ein Orientierungspunkt. Der Bestand konnte, von der Bindung befreit, fortan wie Wohnungsbestand auf dem freien Markt bewirtschaftet werden, falls die Rechtsform und Statuten des jeweiligen Wohnungsunternehmens nichts anderes vorsahen.

Der Bestand an Sozialmietwohnungen in Hamburg sank durch das Auslaufen der Preis- und Belegungsbindungen von 1994 mit rund 188 400 Wohnungen auf rund 143 000 im Jahr 2003 und damit um ein Viertel innerhalb eines Jahrzehnts.⁵⁷¹ Ihr relativer Anteil sank im gleichen Zeitraum von 23,1% auf 16,4%. Vom aktuellen Sozialwohnungsbestand entfallen 46% auf die zusammengefassten städtischen Wohnungsgesellschaften SAGA und GWG, 30% auf Wohnungsgenossenschaften, wie Diagramm 3 zeigt.⁵⁷²

⁵⁶⁷ Siehe § 2 Abs. 2, Sätze 2 und 3, in BGFG 1994; ebenso BGFG 2000a.

⁵⁶⁸ Siehe § 2, Abs. 2, Satz 4, in BGFG 1994; ebenso BGFG 2000a.

⁵⁶⁹ Siehe BMVBW 2004, S. 198 f.

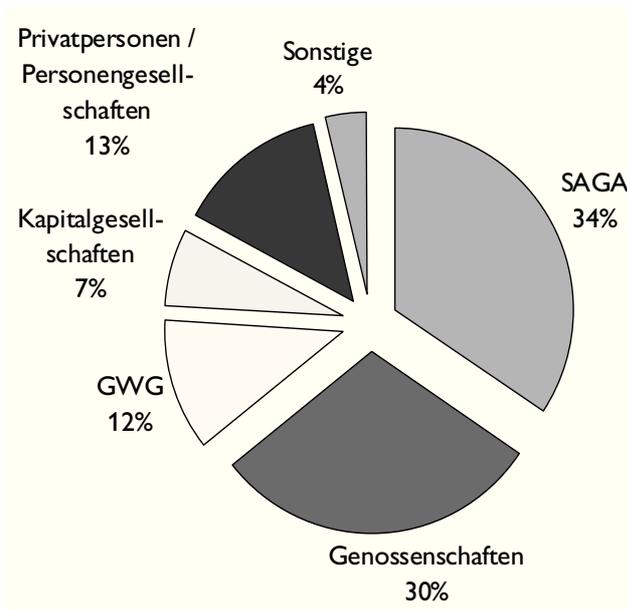
⁵⁷⁰ Siehe BGFG 2000b, S. 20.

⁵⁷¹ Siehe hier und im Folgenden Diagramm M 3 und Tabelle: *Wohnungsbestand in Hamburg*.

⁵⁷² Siehe WK 2004, S. 24. Die absoluten Werte sind im Materialienband zu finden. Siehe Tabelle: *Verteilung der Sozialmietwohnungen in Hamburg auf Eigentümergruppen*. Bei den städtischen Wohnungsgesellschaften handelte es sich um die SAGA – Siedlungs-Aktiengesellschaft, und die GWG – Gesellschaft für Wohnen und Bauen.

Mit dem Gesetz über die soziale Wohnraumförderung fand die rechtliche Neuorientierung ein gewisses Ende.⁵⁷³ In der Begründung des Gesetzesentwurfs stellte die Bundesregierung fest, dass nicht mehr »Mengenprobleme im Vordergrund« der Wohnungspolitik stünden, »da ein funktionierender Wohnungsmarkt die Wohnungsversorgung der überwiegenden Mehrheit der Haushalte gewährleistet.«⁵⁷⁴ Im Vordergrund der Wohnungspolitik stünden nunmehr »Haushalte, die aus unterschiedlichen Gründen Zugangsprobleme zum Markt haben.«⁵⁷⁵

Diagramm 3: Verteilung der Sozialwohnungen in Hamburg auf Eigentümergruppen. Bestand am 1.1.2004: 143.000



Das Gesetz fördert gleichberechtigt den Mietwohnraum, »einschließlich genossenschaftlich genutzten Wohnraums«⁵⁷⁶, wie ein eingeschobener Satz hervorhebt, und das selbst genutzte Wohneigentum.⁵⁷⁷ Dazu weitet das Gesetz die Fördergegenstände deutlich aus. Neben der Neubauförderung treten nun gleichberechtigt der Ankauf von gebrauchten Objekten, die Modernisierung im Bestand und der Erwerb von Belegungsrechten an bestehendem Wohnraum.⁵⁷⁸

Das Wohnraumförderungsgesetz setzte nur einen bundeseinheitlichen Rahmen. Die konkrete Ausgestaltung dieses Rahmens blieb nun den Ländern überlassen. Damit verabschiedete sich der Bund fast gänzlich aus der politischen Verantwortung für die Förderung sozialen Wohnraums. Er verpflichtete sich aber gesetzlich weiterhin zur finanziellen Förderung. Für 2002 waren dafür 230 Millionen Euro vorgesehen.⁵⁷⁹ Das entspricht zwar etwa der dreifachen Summe, die im gleichen Jahr für das Programm soziale Stadt vorgesehen war, ist aber insgesamt bescheiden dimensioniert.

⁵⁷³ Das Gesetz über die soziale Wohnraumförderung – Wohnraumförderungsgesetz (WoFG) i. d. F. v. 13. September 2001 trat zum 1.1. 2002 in Kraft. Siehe *WoFG*.

⁵⁷⁴ *Bundestag 23.04.2001*, S. 1.

⁵⁷⁵ *Bundestag 23.04.2001*, S. 1.

⁵⁷⁶ Siehe § 1 Abs. 1 *WoFG*.

⁵⁷⁷ Siehe § 1 Abs. 2 *WoFG*.

⁵⁷⁸ Zu den Fördergegenständen siehe § 2 Abs. 1 Satz 1-4 *WoFG*.

⁵⁷⁹ Siehe *Bundestag 23.04.2001*, S. 2.

Auch wenn die Aufnahme genossenschaftlich genutzten Wohnraums als Förderungsgegenstand sozialer Wohnraumförderung sicherlich für Freude bei hamburgischen Genossenschaften gesorgt haben dürfte, ist ihnen nicht verborgen geblieben, dass sie innerhalb von anderthalb Jahrzehnten zwei tragende Säulen verloren, die ihr Selbstbild als gleichsam selbstverständlicher Partner bei der Schaffung von Wohnraum in einem marktfernen Segment stützten. Zuerst war ihnen durch die Aufhebung des Gemeinnützigkeitsgesetzes die Baupflicht genommen, die in den ersten vier Jahrzehnten der BRD galt und in die das genossenschaftliche Selbstbild fest integriert war. Ihnen war dann mit der absehbaren Einstellung des sozialen Wohnungsbaus auch das Objekt entschwunden, das zu errichten und zu verwalten sie ein halbes Jahrhundert verwandt und das sie als Ausweis sozialer Orientierung genutzt hatten: die kontinuierliche Errichtung preis- und belegungsgebundener Sozialwohnungen.

Die Wohnungsmarktlage im Hamburg der 1990er Jahre führte aufseiten der Wohnungsgenossenschaften zu einer Konservierung altbewährter Strukturen – trotz der wohnungspolitischen Reformen. In dieser Phase großer Nachfrage bestand für eine zusätzliche Bewerbung der Bestände und der wohnungsgenossenschaftlichen Besonderheiten keine zwingende ökonomische Notwendigkeit. Zum anderen milderte diese hohe Wohnungsnachfrage die Problematik, den wohnungspolitischen Reformen nicht allein betriebswirtschaftliche Veränderungen folgen zu lassen, sondern auch ein eigenständiges Selbstbild zu entwickeln.

Den Wohnungsgenossenschaften konnte umgekehrt nicht verborgen geblieben sein, dass ein großer Teil der Bewohnerschaft allein der Wohnung wegen Mitglied geworden war. Ihnen war Genossenschaftlichkeit keine Herzensangelegenheit. Die auf die Mitgliedschaft in unregelmäßigen Abständen niederregnenden Appelle und Bemühungen zu gemeinschaftlichem, nachbarschaftlichem oder genossenschaftlichem Tun prallten daher vielfach ab und frustrierten engagierte Mitglieder sowie Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in Wohnungsgenossenschaften.

Festzuhalten bleibt, dass das jahrzehntelange Engagement von Wohnungsgenossenschaften im sozialen Wohnungsbau zur Professionalisierung ihrer Bautätigkeit führte

Das Engagement prägte ebenso die Betreuung von Mitgliedern, die sich auf zwei Bereiche konzentrierte: die Vermietung und die Regelung der Belange der Mitglieder, die von Reparaturwünschen bis zu Konfliktregulierung reichten.

Eine Konsequenz aus dieser Gemengelage zogen die hamburgischen Wohnungsbaugenossenschaften mit der Initiierung einer Werbe- und Imagekampagne.⁵⁸⁰ Mit einem Internetportal, einer Telefon-Hotline, Broschüren, wie jener in Abbildung 50, mit Plakaten und auf Postkarten warben sie für »Wohnen bei Genossenschaften«. Sie sollten sowohl über aktuelle Wohnungsangebote informieren und die Besonderheiten von Wohnungsgenossenschaften schwungvoll ins Bewusstsein rücken.⁵⁸¹

Diese Imagekampagne verdeutlicht zwei unterschiedliche Blickwinkel. Zum einen trägt es der Vorstellung sich differenzierender Wohn- und Lebensstile Rechnung, die sich nicht allesamt über



Abbildung 50: Werbung für Hamburger Wohnungsbaugenossenschaften

⁵⁸⁰ Die Grundlage für die gemeinsame Image-Kampagne legte eine Markt- und Marketingstudie. Siehe *F+B 1998*.

⁵⁸¹ Das Internet-Portal ist unter <http://www.wohnungsbaugenossenschaften.de> zu erreichen. Die Marketingkonzeption zur Popularisierung des Wohnens bei Genossenschaften setzte von Hamburg auserfolgreich seinen Weg in benachbarte Bundesländer. Der Expertenkommission Wohnungsgenossenschaften zufolge schlossen sich mittlerweile 18 regionale Verbände mit insgesamt 230 Wohnungsgenossenschaften dieser Initiative an. Siehe *BMVBW 2004*, S. 538. Die Kommission sprach nachdrücklich die Empfehlung aus, das Marketing und die Öffentlichkeitsarbeit zu intensivieren. Siehe *BMVBW 2004*, S. 693. Sie empfahl des Weiteren die Erarbeitung von Marketingkonzepten für Wohnungsbestände und Neubauten, die auf spezielle Nachfragegruppen abzustimmen wären. Als Nachfragegruppen führt sie jüngere und ältere Haushalte, Migrantinnen und Familien an. *BMVBW 2004*, S. 696 f.

den normierten Kamm der DIN 18011 scheren lassen würden.⁵⁸² Solches legen Studien über die Wohnungsmärkte der Zukunft nahe.⁵⁸³ Zum anderen richtet sich der Blick auf die Wohnungsgenossenschaften selbst, die zwar gemeinsam die Werbetrommel für Genossenschaften rühren, sich aber auch um ihr eigenes Selbstbild bemühen, was zahlreiche Bestandsaufnahmen der Situation von Wohnungsgenossenschaften belegen.⁵⁸⁴ Die Schlussfolgerung hieraus lautet zugespitzt: Das Wohnen als Produkt braucht die Genossenschaft als Marke. »Nur Wohnen« kann das gutsituierte, potenzielle Mitglied schließlich überall.⁵⁸⁵

Die Beschäftigung mit den genossenschaftlichen Marktpotenzialen und den Gegebenheiten der lokalen Wohnungsteilmärkte vor der Tür der Geschäftsstelle der BGFG vermag das Projekt Hallenhäuser als Baustein und als Prüfstein für ein klarer konturierteres Selbstbild erscheinen lassen. Zur Versuchsordnung zählten eine hervorstechende Architektur in einem innenstadtnahen Quartier, das Wohnen an der Bille als »demokratische Alternative im kostengünstigen Wohnungsbau«⁵⁸⁶ zum mondänen Wohnen an Alster und Elbe anbot, umgeben von äußerst disparaten städtebaulichen Strukturen, und auch für neue Genossenschaftsmitglieder gedacht, denen explizit nachbarschaftliches Wohnen einen Versuch zwar wert war, aber keineswegs eine Voraussetzung zur Teilnahme darstellte.

Aus dieser Perspektive wird im folgenden Kapitel die Kommunikation über Genossenschaftlichkeit analysiert, wie ihn meine Studie einfing. Den Gesprächsstoff lieferte die alltägliche Beschäftigung mit lärmenden Mietern, tropfenden Wasserhähnen und dergleichen mehr.

⁵⁸² Die Norm *DIN 18011* mit dem Titel »Stellflächen, Abstände und Bewegungsflächen im Wohnungsbau« gibt Forderungen und Empfehlungen für die Gestaltung der »Wohnzimmer, Essplätze, Loggien bzw. Balkone, Elternschlafzimmer, Kinderzimmer, Abstellräume und Flure nach den Grundsätzen zweckmäßiger Wohnungsnutzung«. Siehe *DIN 18011*. Die Gestaltung der verbleibenden Funktionsräume Küche, Bad, WC und Haushaltsraum regelt die *DIN 18022*.

⁵⁸³ Vgl. *BMVBW 2004*, insbesondere 536-544; vgl. *GEWOS 2002*; vgl. *F+B 1998*.

⁵⁸⁴ Vgl. *BMVBW 2004*, S. 107-354; *Analyse 1997*; *Schader-Stiftung 2001*. Die BGFG beauftragte zur Bestandsanalyse eine Befragung ihrer Mitglieder. Siehe dazu *Analyse 1998a*; *Analyse 1998b*.

⁵⁸⁵ »Schöner Wohnen« ist als Begriff durch eine Publikumszeitschrift belegt. Die BGFG integrierte diesen feststehenden Begriff in ihren Slogan »Bei uns ist schöner wohnen besser«. Er zierte unter anderem die Fahrzeuge der BGFG.

⁵⁸⁶ *Beton 1999*, S. 3.

5.2 Kommunikation in der Wohnungsgenossenschaft

Die folgende Analyse möglicher genossenschaftlicher Eigenschaften des Wohnens in den Hallenhäusern an der Steinbeker Straße konzentriert sich auf zwei miteinander verbundene Ebenen: eine mit Selbsthilfe, Selbstverantwortung und Selbstorganisation beschriebene Ebene der Genossenschaftsprinzipien, die die Wahrnehmung der Wohnungsgenossenschaft als spezifische Rechts- und Sozialform durch die Mitglieder thematisiert, und eine praktische Ebene, die die Erfahrungen untersucht, welche die Mitglieder bisher in vielfältigen Kontakten mit der BGFG erwarben.

Zunächst galt es, die Vorkenntnisse der zukünftigen Bewohnerschaft der Hallenhäuser über die Wohnungsgenossenschaften im Allgemeinen und die BGFG im Besonderen zu erhellen, um eine Vorstellung davon zu gewinnen, wie weit ein Wissen um die Besonderheiten dieser Rechtsform vor dem Einzug verbreitet war. Die Vorkenntnisse konnten sich aus fünf verschiedenen Quellen speisen: der Dauer der Mitgliedschaft, der Eigentumsform des Vorwohnungsgebers, der Präferenz für die Genossenschaft bei der Bewerbung um eine Wohnung und der früheren Teilnahme an von Genossenschaften organisierten Aktivitäten.

Zur Dauer ihrer Mitgliedschaft bei der BGFG befragt, gaben 15 von 81 interviewten Personen (18,5%) an, zwischen 1972 und Ende 1998, und damit unabhängig vom konkreten Baugeschehen in Hamm-Süd, Mitglied der BGFG geworden zu sein.⁵⁸⁷ Gegenüber diesen »alten« Mitgliedern erwarben die verbliebenen 81,5% der Befragten ihre Mitgliedschaft bei der BGFG erst im direkten Zusammenhang mit der Wohnungsvergabe in den Hallenhäusern.

Von den 81 Befragten wohnten direkt vor dem Einzug in die Steinbeker Straße 22 Befragte (27,2%) bei einer Genossenschaft, 15 davon bei der BGFG und sieben weitere bei anderen Wohnungsgenossenschaften. Sie verfügten damit über die größten praktischen Erfahrungen mit Genossenschaften und dem Wohnen bei einer Genossenschaft. Weitere 10 Befragte (12,3%) wohnten bei einer städtischen Gesellschaft.⁵⁸⁸ Die überwiegende Mehrheit von 49 Befragten (60,5%) wohnte bei privaten Eigentümern und sonstigen Gesellschaften zur Miete.⁵⁸⁹ Diese Verteilung deckte sich in etwa mit der Verteilung

⁵⁸⁷ Siehe hier und im Folgenden *Tabelle I-77: Eintritt in die Baugenossenschaft freier Gewerkschafter*.

⁵⁸⁸ Siehe *Tabelle I-27: Eigentumsform der alten Wohnung*.

⁵⁸⁹ Siehe *Tabelle I-27: Eigentumsform der alten Wohnung*.

der Mietwohnungsbestände in Hamburg auf private, städtische und genossenschaftliche Eigentümer.⁵⁹⁰

Bei der Bewerbung um eine Wohnung in den Hallenhäusern war die Wohnung bedeutsamer als die Rechtsform der Wohnungsgeberin. So gaben 70 Befragte (86,4%) an, sie hätten sich auch um eine Wohnung an der Steinbeker Straße beworben, wenn sie sich nicht in genossenschaftlichem Eigentum befunden hätte.⁵⁹¹ Bei den bis zum Ende des Jahres 1998 eingetretenen Genossenschaftsmitgliedern lag der Wert mit 73,3% niedriger. Insgesamt neun Befragte (11,1%) hätten sich nicht auf dieses Angebot eingelassen.⁵⁹²

Am häufigsten kamen die Befragten vor ihrem Einzug über Veranstaltungen von Genossenschaften mit diesen in Kontakt. An solchen Veranstaltungen hatten 37 Befragte (45,7%) schon einmal teilgenommen.⁵⁹³

Diese fünf Aspekte signalisierten, dass die neuen Bewohnerinnen und Bewohner mehrheitlich vor ihrem Einzug kaum mit Wohnungsgenossenschaften vertraut waren. Für rund 60% der Befragten war das Wohnen bei einer Genossenschaft ein echtes Novum. Sie zogen mit Wohnenerfahrungen in das Hallenhaus, die durch Mieter-Vermieter-Verhältnisse geprägt waren. Dieses Abhängigkeitsverhältnis für Mieterinnen und Mieter war grundsätzlich durch gegensätzliche Interessen bestimmt. Dem lebhaften Interesse an günstigen Wohnkosten standen ebenso lebhafte Interessen an einer ertragreichen Wohnraumbewirtschaftung entgegen. Eine intensive rechtliche Regulierung dieser Vertragsbeziehungen begrenzte die Gestaltungsspielräume. Stärker jedoch beeinflusste das jeweilige Verhältnis von Angebot und Nachfrage auf den Wohnungsteilmärkten die Marktmacht beider Vertragsparteien. Für die Kommunikation zwischen Mitglied und Genossenschaft blieb diese Erfahrung nicht folgenlos. Beide Faktoren erklärten zusammen auch die deutlich geringere Präferenz für die Genossenschaft als Vermieterin gegenüber dem Wohnen an sich im Hallenhaus.

Die relative Unbekanntheit war kein Zufall. Nach einer längeren Phase größeren Wohnungsmangels im Hamburg der 1990er Jahre verloren sich viele Wohnungssuchende bei Genossenschaften auf endlosen Wartelisten, falls diese nicht generell ein Aufnahme-

⁵⁹⁰ In Hamburg entfielen 1997 von 689 000 Mietwohneinheiten 125 000 (18,1%) auf Wohnungsgenossenschaften, 133 000 auf städtische Gesellschaften (19,3%) und 431 000 (62,6%) auf private Eigentümer und sonstige Gesellschaften. Siehe *F+B* 1998, S. 16.

⁵⁹¹ Siehe *Tabelle I-78: Einzug auch in nichtgenossenschaftliche Wohnung*.

⁵⁹² Siehe *Tabelle I-78: Einzug auch in nichtgenossenschaftliche Wohnung*.

⁵⁹³ Siehe *Tabelle I-80: Frühere Teilnahme an einer Genossenschaftsveranstaltung*.

stopp verkündet hatten.⁵⁹⁴ Zudem hielt sich, wie ich zahlreichen Gesprächen entnehmen konnte, hartnäckig die falsche Gleichsetzung von Wohnungsgenossenschaften mit den städtischen Gesellschaften SAGA und GWG. Letztere wurden stets als Synonym für Sozialwohnungen und niedrige Einkommensgrenzen verwendet. Diesen gedanklichen Zusammenhang aufzulösen, dürfte denn auch zur Kernaufgabe der Image-Kampagne gezählt haben. Mit der Gleichung Genossenschaft = SAGA = Sozialwohnung = §-5-Schein, nahmen jene von einer Bewerbung Abstand, die ihr Einkommen als zu hoch einschätzten, um einen so genannten Wohnberechtigungsschein zu bekommen.⁵⁹⁵ Wer diesen erlangte, hatte allerdings in den 1990er Jahren damit noch lange keine Sozialwohnung.⁵⁹⁶

Doch auch ohne persönliche Erfahrungen hätten die Befragten gedanklich etwas mit Wohnungsgenossenschaften verbinden können. Die entsprechende Frage zur spontanen Meinung zu Wohnungsgenossenschaft ergab ein uneinheitliches Bild.

Am häufigsten gaben die Befragten vor ihrem Umzug an, ihnen fiel spontan nichts zum Stichwort Wohnungsgenossenschaft ein, wie die Tabelle 18 zeigt. Diesem folgten die Assoziation mit bürokratischem Handeln und günstigen Mieten beziehungsweise Nutzungsgebühren.⁵⁹⁷ Die mit absteigender Häufigkeit folgenden weiteren Meinungen gingen überwiegend auf 22 Altmitglieder zurück, die also vor 1998 bei BGFG oder einer anderen Wohnungsgenossenschaft wohnten. Den Befragten, deren BGFG-Mitgliedschaft ab 1998 begann, und daher als Neumitglieder bezeichnet wurden, fiel häufiger »nichts« zu Genossenschaften ein. Sie waren im Vergleich zu den Altmitgliedern überproportional oft der Meinung, für ihre neue Wohnung in den Hallenhäusern eine günstige Miete zu zahlen. Die Altmitglieder hoben hingegen die Kommunikation zwischen Mitgliedern und der Genossenschaft und deren vielfältigen Betreuungsleistungen hervor.

⁵⁹⁴ Der Anstieg der Mieten bei Neuvermietung ist ein wichtiger Indikator für die Nachfrage auf Wohnungsteilmärkten. Siehe zum Mietenanstieg die Übersicht in *F+B 1998*, S. 16. Die FUHH war Ende der 1980er Jahre von sinkenden Bevölkerungszahlen ausgegangen und hatte ihr Wohnungsneubauprogramm entsprechend gedrosselt. Die durch die Öffnung der Mauer ausgelöste, rasant erhöhte Wohnungsnachfrage in Hamburg traf Wohnungsunternehmen und -politik unvorbereitet.

⁵⁹⁵ Vgl. *F+B 1998*.

⁵⁹⁶ Zu den maßgeblichen Einkommen, die bei der Ausstellung eines Wohnberechtigungsscheins, eher bekannt unter der Bezeichnung §-5-Schein, zugrunde gelegt werden, siehe Kapitel 3.3.3.

⁵⁹⁷ Siehe *Tabelle I-79: Spontane Meinung zu Wohnungsgenossenschaften*.

Tabelle 18: Spontane Meinung zu Wohnungsgenossenschaften			
Meinungen	Häufigkeit		Prozent insgesamt
	Insgesamt	davon Altmitglieder*	
Nichts	19	4	15,1%
Bürokratisches Handeln	18	6	14,3%
Günstige Miete oder Nutzungsgebühr	17	11	13,5%
Ansprechpartner gut erreichbar	11	4	8,7%
Guter Informationsfluss zwischen Genossenschaft und Mitglied	10	3	7,9%
Bessere Regelungen zwischen Mietern und Vermietern	9	2	7,1%
Genossenschaftsanteile	7		5,6%
Gute Pflege der Wohnanlage	7		5,6%
Gemeinnützigkeit	5		4,0%
Kündigungsschutz und Wohnsicherheit	5	2	4,0%
Gute Betreuung durch Hausverwalter	4	1	3,2%
Dividende	3	1	2,4%
Solidarität, Gemeinschaft	3		2,4%
Hausmeister kümmert sich bei Problemen	2	1	1,6%
Mitbestimmungsmöglichkeiten	2	2	1,6%
Schlechte Sprechzeiten	1		0,8%
Schnelle Behebung der Mängel	1	1	0,8%
Sonstiges	2	1	1,6%
Summe der Antworten	126	39	100%
Gesamt: 81, davon Altmitglieder: 22			
Die Frage I-79 lautete: »Was fällt Ihnen spontan zu Wohnungsgenossenschaften ein?« *Altmitglieder waren Befragte, die vor 1998 Mitglied der BGFG wurden. Als Neumitglieder galten jene, die ab 1998 Mitglied der BGFG wurden.			

Diese Tabelle zeichnete insgesamt ein deutlich ungünstigeres beziehungsweise pessimistisches Bild von Wohnungsgenossenschaften im Allgemeinen und der BGFG im Besonderen als eine Nutzerbefragung aus dem Jahr 1998.⁵⁹⁸ Die Differenz lag in zwei methodischen Unterschieden. Die Befragten in meiner Studie waren erstens überwiegend Neumitglieder, die noch nicht in ihre Wohnungen gezogen waren, und die zweitens in einer offenen Frage spontan ihre Meinungen äußern konnten. Die Studie für die BGFG wandte sich an Mitglieder, die bereits eine Wohnung bei der BGFG bezogen hatten, und legte ihnen vorgegebene Aussagen vor, die es zu bewerten galt. Die Aussage, die BGFG »ist ein gut funktionierendes Unternehmen« bewerteten 55% der Mitglieder mit der Bestnote »trifft voll zu«.⁵⁹⁹ Weitere 39% wählten die zweitbeste Bewertung »trifft eher zu«. Das war zwar Labsal für die BGFG, half aber nicht zu ergründen, was die Befragten unter einem »gut funktionierende(n) Unternehmen« verstanden.

Die von mir erhobenen unrepräsentativen Einschätzungen signalisierten zumindest zwei Grundtendenzen. Erstens wurden die wohnungsbezogenen Leistungen vor den genossenschaftsbezogenen Besonderheiten genannt. Zweitens nannten überwiegend die früher eingetretenen Befragten einzelne explizit genossenschaftliche Regelungen, die auf der Rechtsform einer eingetragenen Genossenschaft gründeten.

Für eine veränderte Wahrnehmung der BGFG konnte der Bereich der Mitgliederbetreuung wesentlich beitragen. Er war in der Geschäftsstelle an der Süderstraße angesiedelt und fungierte als Anlaufstelle für sämtliche Anliegen der Mitglieder. Hier fanden die Beratungsgespräche statt, liefen Anfragen, Wünsche und Kritik der Mitglieder ein. Als Orientierungspunkt zur quantitativen Seite des Verhältnisses von Mitgliedern zu Mitgliederbetreuung kann das Verhältnis von Wohnungen zu Vollbeschäftigten dienen. Auf je 1000 Wohnungen entfielen nach dieser Berechnung bei der BGFG im Jahr 1998 8,8 Vollbeschäftigte.⁶⁰⁰ Bundesweit lag dieser Betreuungsschlüssel bei 9,4 Vollbeschäftigten.⁶⁰¹ Aus solchen Kontakten speiste sich aufseiten der Bewohnerinnen und Bewohner das Bild von Wohnungsgenossenschaften im Allgemeinen und der BGFG im Besonderen. Die Vielfalt der Kontakte über mehr als zweieinhalb Jahre konnte drei Themenbereichen zugeordnet werden. Dabei handelte es sich um die Beratung der Wohnungsinteressierten vor ihrem

⁵⁹⁸ Siehe *BGFG 1999j*, S. 6. Vgl. hierzu auch, auf einem größeren Sample basierend, aber vom gleichen Institut ermittelt, *Analyse 1997*, S. 11 f.

⁵⁹⁹ *BGFG 1999j*, S. 6. Siehe hierzu Diagramm M 4.

⁶⁰⁰ Eigene Berechnung auf Basis von *BGFG 1998*, S. 16, S. 26. Diese Zahl berücksichtigt weder, dass nicht alle Vollbeschäftigten einer Wohnungsgenossenschaft ausschließlich in der Mitgliederbetreuung tätig sind, noch dass auch Teilzeitbeschäftigte in der Genossenschaft tätig sind.

⁶⁰¹ *Analyse 1996*, S. 11. Auch diese Relation ist interpretationsbedürftig. Die Analyse gibt gleich zwei vor: So kann ein Wert, der über dem Durchschnitt liegt, »schlechter« sein. Das sich darin ausdrückende Verhältnis von mehr Beschäftigten pro 1000 Wohnungen gilt aber auch als »bessere personelle Ausstattung«. Ebenda.

Einzug, die Wohnungsinstandhaltung und drittens schließlich die Behandlung von Meinungsverschiedenheiten zwischen den Mitgliedern im Hallenhaus.

Die Beratung der Wohnungsinteressierten, als erstes Themenfeld der Kommunikation in der Wohnungsgenossenschaft, fand in der Geschäftsstelle der BGFG an der Süderstraße statt. Für mehr als vier Fünftel aller Mitglieder stellte das Informationsgespräch den ersten intensiven Kontakt mit der BGFG dar. Das Informationsgespräch unterschied sich in zwei Punkten deutlich von dem mehrstufigen Auswahlverfahren, das die BBW ihren Wohnungsbewerberinnen und -bewerbern für die Wohnanlagen am Ortolanweg und am Ibisweg auferlegte.⁶⁰² Die BGFG initiierte erstens kein Selbstauswahlverfahren und verzichtete zweitens auf einen Fragebogen zur Ermittlung gemeinschaftsbezogener Potenziale und Wohnerfahrungen.

Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der BGFG konzentrierten sich zunächst auf die formalen Kriterien, die aus der Belegungsbindung des sozialen Wohnungsbaus resultierten. Innerhalb dieser Vorgaben verfolgten sie dann zwei weitere Leitlinien: Ihnen galt eine soziale Mischung der Bewohnerschaft als erstrebenswert und die Bereitschaft der Bewerbenden zu weniger anonymem Wohnen in den Hallenhäusern als wichtig. Beides suchten sie im Gespräch auszuloten mit Rückgriff auf eigene Erfahrungen in Vermietungsangelegenheiten. Zum zuletzt genannten Kriterium griffen schließlich auch die Genossenschaftlerinnen und Genossenschaftler in Berlin, als nach dem Selbstauswahlverfahren immer noch mehr Interessenten als Wohnungen zu verzeichnen waren.

Die Wohnungsinteressentinnen und -interessenten der BGFG erhielten, wie in Kapitel 3.3.3 dargestellt, während des Gesprächs zahlreiche Informationen und Materialien zum Wohnen an der Bille. Im Verlauf dieses Gesprächs fand die Auswahl der zukünftigen Wohnung und gewisser Ausstattungsmerkmale statt. Die Befragten bewerteten dieses Informationsgespräch auf einer Notenskala von eins bis fünf im Durchschnitt mit 1,7.⁶⁰³ Sie zeigten sich mit der Art und dem Umfang der Informationen und den erhaltenen Unterlagen insgesamt sehr zufrieden. Die Wünsche nach zusätzlichen Informationen bezogen sich hauptsächlich auf die Fragen zur Wohnungsausstattung und zu weiteren technischen Angaben.⁶⁰⁴

Zur positiven Bewertung trugen auch zwei Wahlmöglichkeiten der Wohnungsinteressierten bei. So konnten sie einmal je nach Stand der Bauarbeiten auf die Einrichtung ihrer Neubauwohnung Einfluss nehmen. Von 46 Mitgliedern (56,8%), die Fliesen, Küchen-

⁶⁰² Siehe Kapitel 3.2 und 3.3.3. dieser Arbeit.

⁶⁰³ Siehe *Tabelle I-3: Note für das Informationsgespräch*.

⁶⁰⁴ Siehe *Tabelle I-4: Zusätzliche Informationswünsche*. Die Ergänzung der den Mitgliedern zur Verfügung gestellten Wohnungsgrundrisse um eine Bemaßung, Kennzeichnung von Heizungen, Kücheneinbauten und dergleichen mehr wäre in diesem Kontext hilfreich, um den geäußerten Informationsbedarf zu decken. Die Angaben könnten insbesondere die Planung der Möblierung erleichtern.

fronten oder Bodenbeläge wählen konnten, haben 97,8% diese Möglichkeit genutzt.⁶⁰⁵ Von den verbliebenen 35 Mitgliedern (43,2%) hätten 77,1% diese Wahl gerne gehabt.⁶⁰⁶ Damit stieß diese Wahlmöglichkeit auf sehr hohen Zuspruch.

Außerdem bestand in einigen Wohnungen die Möglichkeit, eine Leichtbauwand entfernen zu lassen. Das nutzten drei von 33 Befragten (9,1%), denen diese Option zur Verfügung stand.⁶⁰⁷ Von den 48 Befragten, die diese Wahl nicht hatten, wünschte sich ein Drittel der Befragten diese Möglichkeit.⁶⁰⁸

Die geringe Inanspruchnahme dürfte damit zusammenhängen, dass die Wohnungssuchenden für ihre derzeitige Haushaltsgröße eine angemessene Versorgung mit Räumen anstrebten, sich also mehr an gegenwärtigen Erfordernissen orientierten als an zukünftigen Bedürfnissen. Die architektonische Grundkonzeption, über herausnehmbare Wände Räume zusammenzufassen beziehungsweise zu trennen, kann über eine längere Wohndauer an Attraktivität gewinnen, falls diese Option, hinter Tapeten versteckt, nicht in Vergessenheit gerät. Dafür spricht, dass Genossenschaftsmitglieder wegen ihres Dauernutzungsrechts an der Wohnung durchaus bereit sind, für aufwändige Umgestaltungen der Wohnung erhebliche Kosten und Mühen auf sich zu nehmen.⁶⁰⁹ Für diese Flexibilität der Wohnung gilt, wie für die Wohnungskonzeption der Glashallenhäuser am Berliner Orto lanweg ebenfalls, dass sich zur Möglichkeit die Einsicht in den Sinn und den Nutzen solcher Umbaumaßnahmen gesellen muss.⁶¹⁰ Dass die zukünftigen Mitglieder in einen Neubau zu ziehen beabsichtigten, der »(n)achbarschaftliches Wohnen direkt am Wasser« offerierte, veranlasste lediglich drei Befragte (3,7%), mehr Auskünfte zur sozialen Zusammensetzung der Bewohnerschaft zu wünschen.⁶¹¹ An anderer Stelle drückten neun Nennungen Sorgen um die soziale Mischung aus beim Gedanken an den nahenden Umzug.⁶¹²

Hatte die BGFG nach dem Informationsgespräch die Mitglieder für sich gewonnen, erhielt sie für den Bereich der Wohnungsinstandhaltung, dem zweiten Themenbereich wohnungsgenossenschaftlicher Kommunikation, zunächst ungünstigere Wertungen. Die Ursachen hierfür lagen in Schäden und Mängeln, die beim Erstbezug erstmals auffielen.

⁶⁰⁵ Vgl. hier und im Folgenden *Tabelle I-13: Fliesen-, Küchenfronten-, Bödenwahl; Tabelle I-14: Nutzung der Wahlmöglichkeiten.*

⁶⁰⁶ Siehe *Tabelle I-15: Wunsch nach Wahlmöglichkeiten.*

⁶⁰⁷ Siehe *Tabelle I-16: Wandausbaumöglichkeit; Tabelle I-17: Wandausbau.*

⁶⁰⁸ Siehe *Tabelle I-18: Wunsch nach Wandausbaumöglichkeit.*

⁶⁰⁹ Siehe *BMVBW 2004, S. 242 f.*

⁶¹⁰ Siehe Kapitel 3.2 dieser Arbeit.

⁶¹¹ Siehe *Tabelle I-4: Zusätzliche Informationswünsche.* Das Zitat findet sich in *BGFG 1999a, S. 7.*

⁶¹² Siehe *Tabelle I-73: Sorge beim Umzugsgedanken.*

Tabelle 19: Bewertung der Kontakte						
	Benotung des Einsatzes der BGFG**					
Kontaktgründe* (Technik)	1	≤ 2	≤ 3	≤ 4	≤ 5	Durchschnitt
Defekter Wasserhahn	2					1
Fortlauf von Reparaturen	1					1
Spülkasten defekt	1		1			2
Duschkopf		1				2
Zusätzlicher Fahrradkeller		1				2
Fenster schadhaft oder defekt	1	2	2			2,2
(Setz-)Riss in der Wohnungswand		4	3			2,43
Tür schadhaft oder defekt		2	3	2		3
Heizkörper defekt	1				1	3
Defekte Fliesen oder Kacheln			1			3
Genehmigung privater Satelliten-Anlage			1			3
Feuchtigkeit / Glätte auf Treppen und Podesten		1	1		1	3,33
Wasserschaden im Keller	1			2	1	3,5
Feuchtigkeit / Schimmelbildung in der Wohnung			2	2		3,5
Bauliche Mängel, allgemein	2	2			8	3,83
Fehlende Wäscheleine				1		4
Teppichleisten				1		4
Veränderung der Außenbeleuchtung					1	5
Anbau einer Markise					1	5
Abfall-Container					1	5
Brunnen entfernen					1	5
Gefahrgutlagerung im Keller					1	5
Teilnote (Technik)						3,26

Kontaktgründe* (Betreuung)	Benotung des Einsatzes der BGFG**					Durchschnitt
	1	≤ 2	≤ 3	≤ 4	≤ 5	
Garagenwechsel		2				2
Wohnungstausch		2				2
Nutzung der Podeste		1				2
Hundehaltung			1	1		3,5
Lärm / Verhalten von Kindern	1			1	2	3,75
Mieterhöhung				1		4
Streitigkeiten zwischen Mitgliedern			1		3	4,5
Mieter-/Mitgliederbetreuung, allgemein					2	5
Teilnote (Betreuung)						3,34
Gesamt	12	20	17	11	23	3,29
*Die Frage III-42 lautete: »Wählen Sie bitte aus den eben genannten Beispielen zwei Fälle aus, die Ihnen besonders wichtig waren. Zu diesen möchte ich gerne einige Fragen stellen.«						
** Die Frage III-44 lautete: »Wie zufrieden sind Sie mit dem Einsatz der BGFG in diesem Fall? Bitte vergeben Sie eine Note von 1 bis 5. 1 bedeutet dabei sehr gut, 5 bedeutet sehr schlecht.«						

Die Wohnungsinstandhaltung war Thema einer Vielzahl von Kontakten zwischen Genossenschaftsverwaltung und Mitgliedern in der Eingewöhnungsphase. Vier Fünftel der frisch eingezogenen 75 Befragten nannten größere oder kleinere Mängel an ihren Wohnungen.⁶¹³ Die verteilten sich unterschiedlich auf die einzelnen Häuser.⁶¹⁴ Unter der Hausnummer 4-6 beklagten 12 Mitglieder schadhafte oder falsch montierte Fenster; in Haus 8-10 waren es sechs, in den beiden übrigen jeweils drei. Verzogene oder beschädigte Türen traten mit Ausnahme von Haus 12-14 in fünf beziehungsweise sechs Wohnungen je Haus auf. In Haus 16-18 bemängelten sieben Mitglieder am häufigsten so genannte Setzrisse. Gleiches teilten auch fünf Mitglieder in Haus 4-6 mit. In den dazwischen liegenden Häusern waren davon zwei beziehungsweise drei Haushalte betroffen. Ähnlich verhielt es sich bei fehlenden oder beschädigten Kacheln.

⁶¹³ Siehe zur Zahl der Betroffenen *Tabelle II-2: Probleme mit Baumängeln*.

⁶¹⁴ Siehe *Tabelle II-3: Baumängel*.

Die Bewertung der Mängelbeseitigung ließ grundsätzlich drei Tendenzen erkennen: Die Mitglieder äußerten sich erstens eher zufrieden über die Wohnungsgenossenschaft, wenn sie auf Anhieb an die zuständigen Ansprechpartnerinnen und -partner gelangten oder vermittelt wurden.⁶¹⁵ Sie



Abbildung 51: Baustelle Neubau

äußerten sich zweitens eher zufrieden, wenn die Mängelbeseitigung auf Anhieb erfolgreich war oder die Verschiebung der Behebung auf einen späteren Zeitpunkt plausibel begründet wurde. Dem gegenüber führte drittens der Eindruck unklarer Zuständigkeiten wie auch zögerlicher Reparaturen zu Unzufriedenheit mit der Genossenschaft und den ausführenden Personen oder Firmen. Nur ein Mitglied verdeutlichte die Problematik mit einem Baustellenschild, wie die Abbildung 51 zeigt.

Dieses grobe Beurteilungsschema wurde in der abschließenden Interviewphase durch eine genauere Analyse der Kontakte verfeinert. Dazu nannten die Mitglieder persönlich bedeutsame Anliegen, wegen derer sie sich im zweiten Jahr nach ihrem Einzug an die BGFG wandten.⁶¹⁶ Diese Anliegen betrafen hauptsächlich wohnungsbezogene Wünsche.⁶¹⁷ Mit Abstand folgten Anliegen, die aus Meinungsverschiedenheiten zwischen Mitgliedern resultierten oder die Pflege der Wohnanlage betrafen.

Die Zufriedenheit der Mitglieder mit der Bearbeitung wohnungsbezogener Angelegenheiten schwankte sehr. Sie reichte bei wohnungsbezogenen Anliegen mit technischem Schwerpunkt von 1,0 für die Reparatur eines defekten Wasserhahns über die Beseitigung von Feuchtigkeit und Glätte auf den Podesten (3,33) und der Beseitigung eines Wasserschadens im Keller (3,50) bis zu 5,0 für vermeintliche Lagerung von Gefahrgut im Keller, wie die Tabelle 19 zeigt. Die durchschnittliche Bewertung aller Kontaktgründe mit technischem Schwerpunkt lag bei 3,26.

⁶¹⁵ Siehe Tabelle II-4: Beurteilung der Mängelbeseitigung durch die BGFG.

⁶¹⁶ Zur Anzahl der Kontakte siehe Tabelle III-40: Anzahl der Kontakte zur BGFG im letzten Jahr.

⁶¹⁷ Siehe Tabelle III-41: Thematische Zuordnung der Kontakte zur BGFG.

Tabelle 20: Durchschnittliche Bewertung der Reaktionen der BGFG auf Mitgliederanliegen aus den Bereichen Technik und Betreuung			
1 bis unter 2	2 bis unter 3	3 bis unter 4	4 bis unter 5
Das Anliegen wurde schriftlich genehmigt			
	Der Einsatz mehrerer Handwerker/Firmen führte zum Erfolg		
	Die BGFG veranlasste die Mängelbeseitigung nach mehreren Anrufen		
	Der Mangel wurde erfolgreich behoben		
	Die beauftragte Firma behob den Schaden zum vereinbarten Termin		
		Die Anfrage wurde beantwortet	
		Die beauftragte Firma reagierte erst nach mehreren Anrufen	
		Information der Mitglieder über Aushang in der Halle	
		Der Mangel wurde erst nach langer Zeit behoben	
		Begutachtung des Baumangels	
		Bisher geschah nichts	
		Die betreffenden Bewohner wurden von der BGFG angeschrieben	
			Das Anliegen wurde abgelehnt
			Die Bewohner wurden befragt

Für die Bewertung des Einsatzes der BGFG waren gleichermaßen das Endresultat und der Verlauf bedeutsam. Nun nahm es nicht wunder, wie die folgende Übersicht zeigt, dass die schriftliche Genehmigung eines Anliegens tendenziell besser benotet wurde als dessen Ablehnung. Diese Reaktion erfolgte prompt und war eindeutig. Falls mehrfache Anrufe bei der BGFG notwendig waren, schätzten die Mitglieder dies positiver ein, als wenn sie in gleicher Angelegenheit mehrfach bei Handwerkern und Firmen anrufen mussten. Sehr ungünstig wurden tendenziell jene Anliegen mit technischem Schwerpunkt bewertet, zu denen die Mitglieder bemerkten: »Bisher geschah nichts«. Diese subjektiven Äußerungen verwiesen auf ein oft bekundetes hohes Interesse an Information und damit transparenten Abläufen. So dürfte die Mitteilung über Verzögerungen bei der Erledigung eines Anliegens, inklusive Begründung, nicht als Leer-Information verstanden worden sein, sondern als Beitrag zu Aufklärung. Die gestufte Bewertung einzelner Reaktionsweisen offenbarte, dass die Mitglieder sehr an der technischen Instandhaltung interessiert waren und die Erledigung der Anliegen genau verfolgten, wie Tabelle 20 zeigt.⁶¹⁸ Das schloss die subjektiv beurteilte Qualität der handwerklichen Arbeit mit ein.

Die Mitgliederkontakte, die hier dem Schwerpunkt Betreuung zugerechnet wurden, umfassten alle nichttechnischen Anliegen. Sie reichten von Wünschen nach Wohnungswechsel über Fragen zur Nutzung der Podeste bis zu Meinungsverschiedenheiten zwischen Mitgliedern.

Ihre Regulierung unterschied sich in einem Punkt wesentlich von dem zuvor behandelten Bereich Technik: Die erfolgreiche Erledigung hing von der Akzeptanz der erreichten Regelung durch die betroffenen Bewohner ab. Die Reparaturleistung der BGFG bestand im Betreuungsbereich gewissermaßen in der Begründung, welche sie ihrer Entscheidung oder ihrem Verfahrensvorschlag zugrunde legte. Die Mitglieder benoteten vor diesem Hintergrund die Bearbeitung der Anliegen mit Schwerpunkt Betreuung im Durchschnitt mit 3,34 auf einer Notenskala von eins bis fünf.⁶¹⁹ Dieser Wert lag geringfügig niedriger als der Durchschnittswert aus dem technischen Bereich.

Die Beurteilung der BGFG beim Umgang mit Reparaturen hing stark ab vom Verlauf der Kommunikation. Dort waren transparente Zuordnung von Zuständigkeiten, die Rückkopplung bei Aktivitäten, die Begründungen für Verzögerungen und abgelehnte Anliegen wichtige Faktoren für die positive Beurteilung der erbrachten Leistungen.

⁶¹⁸ Die Berechnungen basieren auf der Zusammenfassung von *Tabelle III-43: Reaktionen der BGFG* und *Tabelle: III-44: Benotung der Reaktion*.

⁶¹⁹ Vgl. *Tabelle III-42+II-44: Kontaktgründe (Betreuung) und die Benotung des Einsatzes der BGFG*.

Im Bereich der Wohnungsinstandhaltung etablierte sich durchgängig eine Kundenbeziehung zwischen Hallenhausmitgliedern einerseits und der Verwaltung der BGFG und ihren Hausverwaltern andererseits. Danach mel-



Abbildung 52: BGFG-Hausverwalter (BGFG 2000a)

dete das Mitglied sein Reparaturanliegen, das die zuständigen Hausverwalter – in Abbildung 52 mit den Kollegen aus anderen Wohnanlagen der BGFG zu sehen – entweder selber regulierten oder an eine spezielle Firma weiterleiteten.

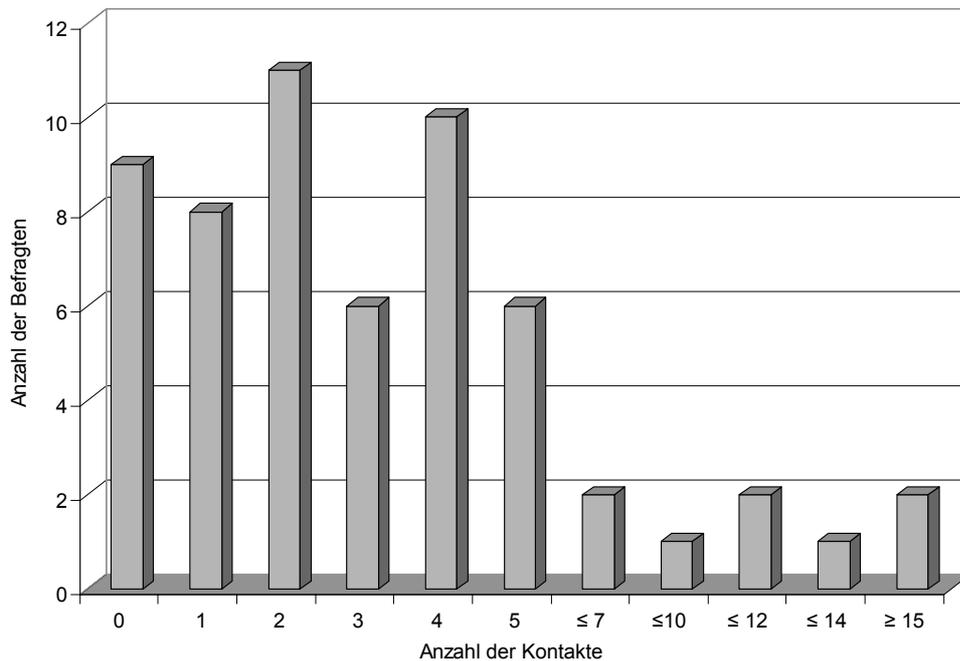
Dieses Verfahren wurde durch den Reparaturschein kodifiziert. Von den Mitgliedern war in den genannten Fällen keine Selbsthilfe gefordert, und so blieb diese dort auch aus – jedenfalls meistens.⁶²⁰ Für falsch montierte Fenster, defekte Wasserhähne und einfallende Insekten war kein Platz für genossenschaftliche Selbsthilfe vorgesehen.

Nach zweijähriger Wohndauer sollten die 59 Mitglieder, die das abschließende Interview absolvierten, zunächst auf ihre Kontakte zur Genossenschaftsverwaltung im vorangegangenen Jahr zurückblicken. Neun Befragte (15,3%) hatten im Jahr 2001 keinen Kontakt zu ihrer Genossenschaftsverwaltung aufgenommen, wie das Diagramm 4 ausweist. Bei den verbliebenen 50 Mitgliedern lag der Durchschnitt der Kontakte bei 3,99.⁶²¹

⁶²⁰ Ein halbes Jahr nach dem Einzug gaben sieben von 60 Befragten (11,7%) an, bei der Mängelbeseitigung die BGFG nicht eingeschaltet zu haben, sondern selbst für Abhilfe gesorgt zu haben. Siehe *Tabelle II-4: Beurteilung der Mängelbeseitigung durch die BGFG.*

⁶²¹ Siehe *Tabelle III-40: Anzahl der Kontakte zur BGFG im letzten Jahr.*

Diagramm 4: Anzahl der Kontakte zur BGFG 2001



Bei der Bewertung der Kontakte spielte zunächst die Erreichbarkeit eine wichtige Rolle. Der Umfang an Öffnungs- und Sprechzeiten wurde von den Mitgliedern kaum thematisiert und konnte daher als ausreichend betrachtet werden. Lediglich zwei von 29 Mitgliedern (6,9%) schlugen eine Ausweitung vor.⁶²²

Neben dem persönlichen Gespräch mit den Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in der Geschäftsstelle oder den Hausverwaltern bestand eine dritte institutionalisierte Nachrichtenquelle. Es handelte sich dabei um die Informationstafel, welche gegenüber den Postfächern im Eingangsbereich jedes Hallenhauses hing. Diese Infotafel wurde gleichermaßen von der Bewohnerschaft und der BGFG genutzt. In der Regel wurden dort von der Genossenschaft Ankündigungen wie größere Reparaturen, Veranstaltungen oder Hinweise auf nicht (mehr) tolerierte Verhaltensweisen ausgehängt. Nicht tolerieren wollte die BGFG zum Beispiel das Abstellen von Fahrrädern und Kinderwagen im Treppenhaus – wegen der »Unfall- und Brandgefahr«.⁶²³ Auch sollten Hundebesitzer darauf achten, dass die »Hunde ihr Geschäft nicht im Treppenhaus verrichten«.⁶²⁴ Ein weiterer Aushang richtete sich an die »liebe(n) Eltern« mit der Bitte, die Kinder an das Spielverbot in der

⁶²² Siehe Tabelle III-46: Vorschläge für zusätzliche Serviceleistungen.

⁶²³ Siehe BGFG 15.11.2000. Siehe zur Hausordnung BGFG 1996d.

⁶²⁴ BGFG 26.03.2001.

Tiefgarage zu erinnern.⁶²⁵ Solche Hinweise auf den vertragsgemäßen Gebrauch der Wohnanlage deckten ein breites Spektrum des Wohnalltages ab.

An den Informationstafeln wurden in den ersten beiden Jahren nur Informa-

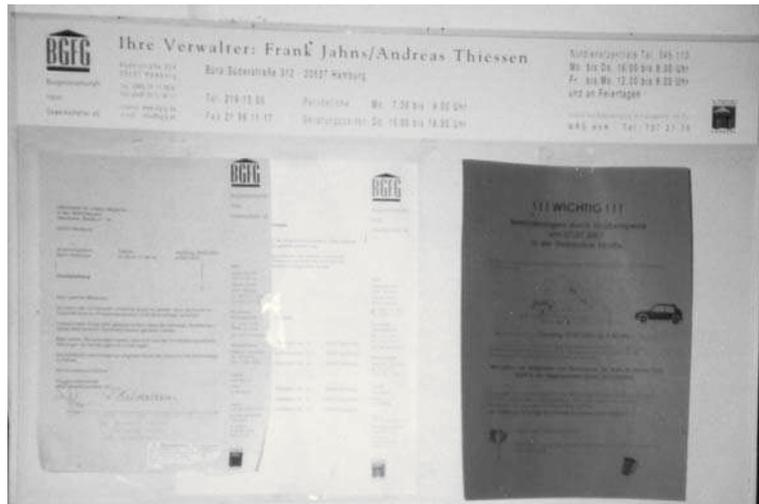


Abbildung 53: Informationstafel im Hallenhaus

tionen über Aufgaben vermisst, deren Erledigung sich verzögerte. Ein Fall in diesem Zusammenhang war die Fertigstellung der Außenanlagen, insbesondere des Bille-Ufers. Eine Information über die Verzögerung und die Gründe dafür wäre auch hier von vielen Mitgliedern begrüßt worden. Sie hätte als Genossenschaftsmitteilung quasi offiziellen Charakter gehabt. Das schien ein nicht zu unterschätzendes Attribut zu sein, verstanden die Mitglieder die Versorgung mit Informationen doch als Ausdruck höflichen Umgangs innerhalb der Genossenschaft. Dass sich etwas aus genannten Gründen auf nicht exakt bestimmbare Zeit hinauszögert, galt den Mitgliedern als gewichtige Information. Ein solcher Aushang hätte signalisiert, dass die BGFG erstens in der jeweiligen Angelegenheit Verantwortung übernommen hat und zweitens aktiv war, auch wenn dies vor der Haustür der Mitglieder noch nicht sichtbar war.

Auf die monierte Informationsverzögerung oder -lücke fällt bei starker Betonung des Attributs offiziell ein anderes Licht. Aufgrund vielfältiger nachbarschaftlicher Kontakte wurden insbesondere Informationen zu Angelegenheiten von allgemeinem Hallenhausinteresse wie die Verzögerungen der Gestaltung des Bille-Ufers weitergegeben – allerdings eben nicht offiziell.

Um solche Informations- und weitere Wünsche zu erfassen, wurden die Befragten gebeten, Vorschläge für Erweiterungen und Neuerungen im Serviceangebot ihrer BGFG zu nennen. Die gezielten Fragen nach neuen Leistungen führten nicht etwa zu einem Sammelsurium phantasievoller Dienste, wie die Tabelle 21 auszugsweise darstellt.⁶²⁶ Insgesamt wünschte sich lediglich die Hälfte der Mitglieder weitere Angebote. Und solche

⁶²⁵ BGFG 26.10.2000. Weitere Aushänge bezogen sich auf das Ruhebedürfnis der Mitbewohner (BGFG 1.08.2000) und die Mülltrennung (17.07.2000).

⁶²⁶ Zur vollständigen Auflistung siehe Tabelle III-46: Vorschläge für zusätzliche Serviceleistungen.

Tabelle 21: Vorschläge für zusätzliche Serviceleistungen		
Serviceleistungen*	Häufigkeit	Prozent
Konfliktlotse / Mediator als Ansprechpartner bei Problemen mit und zwischen Mitgliedern / Mietern	5	12,2%
Zentrale Instanz, die Anfragen an die zuständige Person vermittelt	4	9,8%
Freizeitangebote und -einrichtungen für Jugendliche	3	7,3%
Schnellere Bearbeitung der Anliegen	3	7,3%
Beratung zum Umgang mit Garten, Innenhof, Podesten	3	7,3%
Ausweitung der Öffnungszeiten / Sprechzeiten	2	4,9%
Bessere Erfüllung mietvertraglicher Regelungen	2	4,9%
Keine Notwendigkeit für zusätzliche Service-Leistungen	2	4,9%
Summe der Antworten	41	100%
Die Frage III-46 lautete: »An welchen Serviceleistungen, Hilfestellungen oder Beratungsangeboten hätten Sie persönlich Interesse?« Gesamt: 29.		
*Berücksichtigt werden hier nur Leistungen mit mindesten 2 Nennungen.		

basierten zurück auf schon bestehenden Angeboten – dabei jedoch mit deutlicher Akzentverschiebung.

Der Ausbau von Freizeitangeboten für Kinder und Jugendliche wurde von Familien bei der Erörterung des Wohnalltags, der Wünsche nach Veränderungen im Quartier wie auch hier bei der Formulierung zusätzlicher Serviceangebote thematisiert. Freizeitangebote für Kinder und Jugendliche anzubieten, kann Aufgabe einer Genossenschaft sein. Realistischer erscheint ihre Verwirklichung im Rahmen eines »Quartiersprojektes«, wie in Kapitel 4.3 beschrieben. Demnach wäre die Rolle der BGFG in diesem Rahmen die einer Initiatorin, welche ortsansässige Angebote bündelt und bekannt macht sowie im Verbund mit Vereinen, Schulen und ähnlichen Einrichtungen ihr Gewicht einbringt auf der Suche nach zusätzlichen Räumen oder Flächen für weitere Betätigungsmöglichkeiten. Da sich die Quartiersbevölkerung durch den Zuzug in beide Bauprojekte deutlich verjüngt hat, behält die Erweiterung von Freizeitangeboten langfristig ihre Bedeutung.

Die vielfältigen Aktivitäten der BGFG für ihre älteren Mitglieder erfassten einen Bereich nicht: die kirchliche Seelsorge. Bisher verhallten solche sehr privaten Wünsche nach seelsorgerischer Betreuung in der eigenen Wohnung ungehört. Wegen Mitgliederschwund und Einnahmerückgängen reduzieren die christlichen Gemeinden in Hamm

ihre Leistungen.⁶²⁷ Falls Hausbesuche von den christlichen Kirchen nicht mehr oder nur in reduziertem Umfang geleistet werden, was eine Studie zur Situation der evangelischen Kirche in Hamm beschreibt, könnte die BGFG in diesem Feld organisatorischen Beistand leisten.

Als wichtigster Bereich, neben Freizeit, Seelsorge oder auch Reparaturen, wurden die Meinungsverschiedenheiten genannt. Die BGFG wurde hierbei nicht mehr allein auf die Rolle einer Anbieterin festgelegt, sondern auch als Mitinitiatorin und Moderatorin in Anspruch genommen. Damit wiesen die Mitglieder ihrer Genossenschaft unausgesprochen hohe Kompetenz in diesem Bereich zu.

Der Regulierung von Meinungsverschiedenheiten zwischen Mitgliedern, dem dritten Themenfeld der Kommunikation in der Wohnungsgenossenschaft, musste die gleiche Bedeutung beigemessen werden wie der Erledigung von Reparaturen — obschon an ihre Bearbeitung andere Kompetenzen gefordert waren.⁶²⁸ An sie wurden außerdem andere Erwartungen gerichtet. So ließen sich nach Bezug der Hallenhäuser drei Muster identifizieren, nach denen die Mitglieder Meinungsverschiedenheiten zu regeln angaben.

Im ersten Muster wurde die Genossenschaft gar nicht berücksichtigt. Die Angelegenheiten wurden vielmehr zwischen den betreffenden Parteien selbst geregelt. Dem gegenüber stand ein zweites Muster, das die Genossenschaft als Sachwalterin der Belange eines Mitglieds betrachtete. Dabei hielt es sein Anliegen zweifelsfrei für legitim und bestärkte seine Durchsetzung mit der Autorität der Genossenschaft. Im dritten Muster schließlich suchte das Mitglied die Verwirklichung seines Anliegens im Dialog mit der Genossenschaft und den betreffenden Bewohnerinnen und Bewohnern. Auch diese Dialogform bekam durchaus ihren Stellenwert zwischen den beiden vorher genannten Mustern.

Die selbstständige Regulierung von Meinungsverschiedenheiten unter den Genossenschaftsmitgliedern hat den Charme eines Ideals. Die Mehrheit der Konflikte im Wohnalltag benötigt zu ihrer Regelung bisher jedoch das zweite Muster, nach welchem der »Kunde« als Mitglied von der »Dienstleisterin Genossenschaft« eine Leistung einfordert. Das Verhaltensmuster ist dabei wesentlich bisherigen Wohnerfahrungen wie auch individuell unterschiedlicher Konfliktfähigkeit geschuldet.

⁶²⁷ Vgl. zur Geschichte der evangelische Kirche in Hamburg Hamm die Selbstdarstellung *Dreifaltigkeitsgemeinde 1993*. Zu aktuellen Umstrukturierungs- und Einsparüberlegungen siehe *Reitz-Dinse 2003*.

⁶²⁸ Siehe zur Verteilung der Kontakte auf Themen die *Tabelle III-41: Thematische Zuordnung der Kontakte zur BGFG*.

Daneben entstand im Hallenhaus eine Dialogbereitschaft, die sich in dem Wunsch nach einem Konfliktlotsen oder einer Mediation niederschlug. In bisher noch bescheidenem Umfang entwickelten die Befragten in ihrem neuen Wohnzusammenhang die Idee, Differenzen zwischen den Bewohnerinnen und Bewohnern selbst, aber auch zwischen ihnen und der Genossenschaft zu bereinigen – mit

Wir haben mit der Genossenschaft gesprochen

Genug mit den Meckereien!

Um ein gemeinsames Leben zu ermöglichen sollten Probleme auch gemeinsam gelöst werden. Momentan sind die Fahrräder, Kinderwagen und andere Objekte ein großer Streitpunkt. Deshalb sollten sich die betroffenen Parteien treffen, um ihre Sichtweisen auszutauschen und eine gemeinsame Lösung zu finden. Nur so kann eine Hausgemeinschaft wachsen, die ohne Dritte und Druck ihre Probleme lösen kann.

Für ein gemeinsames Treffen würde ich den Innenhof vorschlagen. Samstags Nachmittag haben vielleicht die meisten Mitbewohner Zeit an einem solchen Treffen teilzunehmen.

Ideen für dieses Treffen, sprich Datum, Uhrzeit, Ort und auch weitere Anregungen können gerne auf diesem Zettel vermerkt werden oder mir persönlich, T. zugetragen werden.

Nebenbei bemerkt steht die Genossenschaft hinter der Idee einer gemeinsamen Konfliktbewältigung.

Name	Datum	Uhrzeit	Ort	Diverses
Jansenberg	9.12.00	16:00	Innenhof	bei Kaffee + Kuchen
Meyer/Langer	am 1.12.00	16:00	-11-	evtl. ähnlich wie 4.12.00

Abbildung 54: Aufruf zum Dialog im Hallenhaus

aktiver Unterstützung durch eine Mediation. Dadurch sollten die Mitglieder (wieder) ins Gespräch kommen und bei der Suche nach Kompromissen im genossenschaftlichen Rahmen unterstützt werden, wie der in Abbildung 54 dokumentierte Aushang nahe legt.

Diese Hilfe zur selbstständigen Beilegung von Meinungsverschiedenheiten stellte einen Ansatz dar, auch den Konflikt in einen genossenschaftlichen Rahmen zu integrieren und dadurch vielleicht zu bewältigen.

Tatsächlich dürfte die Lösung von Meinungsverschiedenheiten in Dialogform zunächst eine gewisse Anleitung und Übung benötigen, da sie für viele Bewohnerinnen und Bewohner eine neue Form der Auseinandersetzung im Wohnalltag darstellen dürfte. Der Ansatz würde die alternativen Muster zur Regulierung von Meinungsverschiedenheiten nicht verdrängen oder gar eine konfliktfreie Zukunft ermöglichen. Er verspricht aber, die eigenen Fertigkeiten im Umgang mit verschiedenen Meinungen und Verhalten zu stärken. Die Mediation von Differenzen im Wohnalltag könnte die Qualität genossenschaftlichen Wohnens praktisch erfahrbar machen, insoweit sie den Gedanken der Hilfe zur Selbsthilfe in den Umgang mit Meinungsverschiedenheiten einfügt. Dieser Beitrag ist für die Bewältigung des Wohnalltags von nicht zu unterschätzender Bedeutung.

5.3 Genossenschaftsverständnis im Wandel

Die Kommunikation zwischen der Verwaltung der Genossenschaft und ihren Mitgliedern im Hallenhaus veränderte im Verlauf von zwei Jahren das Bild von einer Wohnungsgenossenschaft. Das Diagramm 5 verdeutlicht die Verschiebungen anhand der Meinungen jener 59 Befragten, die vor dem Einzug und zwei Jahre nach dem Einzug ihre spontane Meinung zu Wohnungsgenossenschaften äußerten.⁶²⁹ Hier veränderten sich sowohl positiv zu wertende Äußerungen wie auch negative.

Verbanden vor ihrem Einzug noch 16 Mitglieder (18%) spontan nichts mit einer Wohnungsgenossenschaft, waren es mehr als zwei Jahre später lediglich 5 Mitglieder (4,4%). Fast halbiert hatte sich die Vorstellung von zu bürokratischem Handeln. Des Weiteren haben sich die spezifischen rechtlichen Vorzüge eines genossenschaftlichen Nutzungsvertrages gegenüber einem üblichen Mietvertrag weiter verbreitet. Das gilt am stärksten für den Kündigungsschutz und die damit einhergehende Wohnsicherheit und mit Abstand auch für die Bedeutung von Genossenschaftsanteilen sowie dem allgemeinen Eindruck, dass der Informationsfluss zwischen der Verwaltung der Genossenschaft und den Mitgliedern gut verlief.

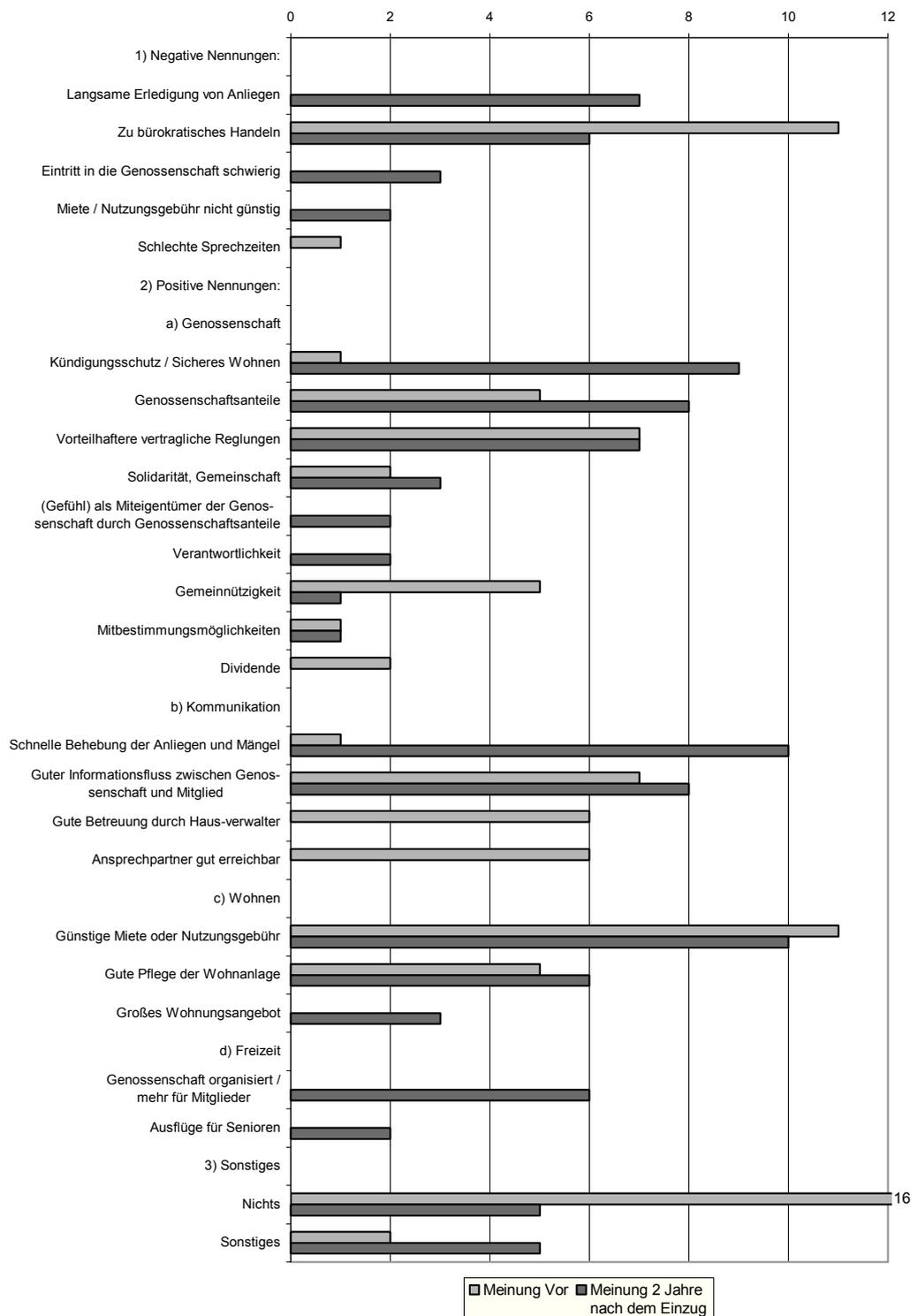
Gespalten zeigten sich die Befragten in der Beurteilung der Geschwindigkeit, mit der ihre Anliegen bearbeitet wurden. Während der Anteil der Nennungen von einer (1,1%) auf zehn (8,8%) anstieg, die eine schnelle Erledigung der Anliegen konstatierten, wuchs der Anteil derer, die eine langsame Erledigung monierten, von null auf sieben (6,1%).

Neu hinzu getreten waren die Äußerungen zum möglichen Wohnungstausch und der zweimal genannte Eindruck, dass die Nutzungsgebühr nicht so günstig wäre. Darin kann sich die Überraschung ausgedrückt haben, dass nach zwei Jahren der Quadratmeterpreis aufgrund der Förderkonditionen jährlich um einen gewissen Betrag stieg.

Die Leistungen, die die BGFG über den Bereich der wohnungsbezogenen Angelegenheiten hinaus für ihre Mitglieder erbrachte, rückten im Verlauf der Untersuchung deutlich stärker ins Bewusstsein der Mitglieder. Das galt zuerst für die Organisation von Festen wie dem Straßenfest beziehungsweise dem Siedlungsfest in der Steinbeker Straße im Juli 2001, aber auch für die angebotenen Senioren-Ausflüge.

⁶²⁹ Siehe zu den Werten im Einzelnen *Tabelle I-79+III-39: Wandel der spontanen Meinung zu Wohnungsgenossenschaften*.

Diagramm 5: Wandel der Meinungen zu Wohnungsgenossenschaften



Dem Bereich der Genossenschaft konnten neun verschiedene Aspekte zugeordnet werden, darunter drei, die explizit die Genossenschaftlichkeit betreffen: die Solidarität und

Gemeinschaft mit drei Nennungen, die Verantwortlichkeit und das Gefühl der Miteigentümerschaft durch Genossenschaftsanteile mit je zwei Nennungen.

Solche Empfindungen von Genossenschaftlichkeit traten in der Kommunikation unter den Hallenhausbewohnern wie auch im Bild der Mitglieder über die BGFG in unterschiedlicher Façon auf. Die häufigsten Nennungen bezogen sich dabei auf die monetäre Dimension der Partizipation, ausgedrückt durch Genossenschaftsanteile und Dividende.⁶³⁰ Über ihre Genossenschaftsanteile profitierten die Mitglieder im Untersuchungszeitraum von einer überdurchschnittlichen jährlichen Brutto-Dividende von 5%, die zweifelsfrei Ausdruck wirtschaftlichen Erfolges der BGFG war.⁶³¹ Die Mitbestimmung als ebenso wichtiger Kern der Genossenschaft wie die Förderung der Wirtschaft der Mitglieder, schlug sich in der Wahl zur Vertreterversammlung nieder.

Die turnusmäßig durchgeführte Vertreterwahl im März 2000 in der BGFG brachte in den Hallenhäusern, also noch während der Einzugsphase, kein verwertbares Ergebnis, worüber unter anderem ein Aushang an den Informationstafeln in den Hallenhäusern informierte. Bei der ein Jahr später erfolgten Vertreternachwahl, bei der beide Neubaugenossenschaften an der Steinbeker Straße zu einem Wahlbezirk zusammengefasst wurden, stellten sich 8 Mitglieder zur Wahl.⁶³² Die Wahlbeteiligung lag bei rund 28%. Sie sei »eher als enttäuschend zu bezeichnen«, wie das Wahlprotokoll vermerkte. Bei den Wahlen zum turnusmäßigen Termin gab es lediglich eine Wahlbeteiligung von 35% aller wohnungsversorgten Mitglieder der BGFG und von 11% der unversorgten Mitglieder.⁶³³ Für die Mobilisierung zur Wahl hätte eigentlich die Situation mit verschiedenen baulichen Mängeln sorgen können, konnte es doch den neuen Mitgliedern sinnvoll erscheinen, ihre Interessen in der Vertreterversammlung der BGFG vertreten zu wissen.

Insgesamt wurde hierbei nicht nur die Fruchtbarkeit von Meinungsverschiedenheiten deutlich, sondern auch drei für die Partizipation innerhalb der Wohnungsgenossenschaft existenzielle Faktoren: Möglichkeiten, Anlässe und Informationen. Die Möglichkeiten waren in den Statuten abgesichert. Die Anlässe konnten variieren: von der Anleitung zum Streitenlernen durch eine Mediation bis zur Beratung in Gartenfragen, wie die Tabelle 21 mit Vorschlägen für zusätzliche Serviceleistungen zeigte.⁶³⁴

⁶³⁰ Siehe zur vollständigen Auflistung *Tabelle I-79: Spontane Meinungen zu Wohnungsgenossenschaften*; *Tabelle III-39: Spontane Ideen zu Wohnungsgenossenschaften 2 Jahre nach dem Einzug*.

⁶³¹ Siehe Gerken 1999; vgl. den Gewinnverwendungsvorschlag in BGFG 2000b, S. 16; ebenso BGFG 1999j, S. 18. Von den westdeutschen Wohnungsgenossenschaften zahlten im Jahr 2002 einer Studie zufolge 5% eine Dividende von 4-5%. Die Mehrheit von 56% zahlte 3-4% Dividende. Siehe BMVBW 2004, S. 189 ff.

⁶³² Hier und im Folgenden BGFG 2001.

⁶³³ BGFG 2000b, S. 10. Die durchschnittliche Beteiligung zur Wahl der Vertreterversammlung lag 1996 bundesweit zwischen 50 und 60% nach Angaben von Genossenschaftsvorständen. Siehe hierzu Analyse 1997, S. 18, BMVBW 2004, S. 254.

⁶³⁴ Siehe zur vollständigen Liste die *Tabelle III-46: Vorschläge für zusätzliche Serviceleistungen*.

Die Informationen durch die BGFG aber waren unerlässlich für eine adäquate Meinungsbildung innerhalb der sich bildenden Nachbarschaften. Diese spontanen Meinungen zur Wohnungsgenossenschaft konnten zusammen mit den zusätzlichen Service-Wünschen zu einem Mosaik verdichtet werden. Demnach nahmen die Befragten die BGFG unumstritten als vorteilhaft hinsichtlich ihrer mietvertraglichen Ausgestaltung wahr. Leistungen wie das Freizeitangebot wurden ebenso eindeutig herausgestellt. Die Wahrnehmung der Genossenschaft als Wohnungsinstandhalterin sowie Pflegerin der Wohnanlage fand allgemein positiven Widerhall. Zur Einschränkung führte jedoch die verschieden interpretierte Dauer, in der manche Anliegen bearbeitet worden waren. Dass Genossenschaft nicht nur für eine besondere Rechts-, sondern auch Sozialform stehen könnte, verbreitete sich in den ersten beiden Jahren in Ansätzen. Stichworte wie Solidarität, Gemeinschaft, Verantwortlichkeit oder das Bewusstsein der Miteigentümerschaft an der Genossenschaft hatten in dem Meinungsbild eine geringe Bedeutung.

Die Genossenschaft wurde von den Hallenhausbewohnerinnen und bewohnern nach über zwei Jahren als ein Wohnungsunternehmen wahrgenommen, das sich kompetent der ihm entgegengebrachten Anliegen annahm. Als Wohnungsunternehmen stieß sie in dem Augenblick auf negative Kritik, in welchem die Mitglieder den subjektiven Eindruck gewannen, dass ihre Anliegen zwischen verschiedenen Zuständigkeiten hängen blieben und im schlimmsten Fall gar nichts zu geschehen schien.

Das Genossenschaftsverständnis im Hallenhaus formulierte pragmatisch die – auch wortwörtlich zu verstehenden – handfesten Vorteile. Damit spiegelt sie eine Ebene der Kommunikationsbeziehungen zwischen der Verwaltung der BGFG und ihren Mitgliedern wider, die als Kundenbeziehungen zu charakterisieren wären. Die BGFG als Dienstleiterin engagierte sich für die Erfüllung der Kundenwünsche im Rahmen ihrer Möglichkeiten. Mit der Wahrnehmung von Genossenschaftlichkeit im Hallenhaus verhielt es sich wesentlich unspektakulärer. Das Wissen darum hatte sich im Verlauf von zwei Jahren erst in bescheidenem Umfang verbreitet. Es verfiel sich nicht in historisch überlieferten Prinzipien. In seiner domestizierten Form gemahnte das Genossenschaftsverständnis die Mitglieder zum respektvollen Umgang im Wohnbereich und zeigte sich aufgeschlossen gegenüber nachbarschaftlichem Miteinander. Die zweite Ebene der Kommunikationsbeziehung nahm die in sie Involvierten als Genossenschaftsmitglieder wahr. Hier wurde bei der Gartengestaltung beraten, gemeinsam um die Verbesserung des ÖPNV in Hamm-Süd und um die Parkplatzsituation gerungen. Die Mobilisierung der Gruppenselbsthilfepotenziale der Mitglieder zur nicht nur eigennützigen Schneebeseitigung auf den Hallenhaustreppen vermochte solche Genossenschaftlichkeit bisher jedoch nicht zu leisten.

Bevor die Mitglieder derartige Prinzipien in die letztlich allen zugute kommende Praxis überführten, erinnerten sie sich flux ihrer BGFG als Dienstleisterin und wechselten auf die Ebene der Kundenkommunikation.



Abbildung 55: Wir machen das zusammen

Von dieser wendeten sie sich auch wieder ab, wenn Hal-

lenhausbewohnerinnen und -bewohner Meinungsverschiedenheiten zwischen Mitgliedern in Dialogform zu lösen erwogen. Diese Form hätte aber das Potenzial, Genossenschaftlichkeit auf eine praktische Weise zu erfahren – wie sie auf dem T-Shirt in Abbildung 55 zu lesen ist: »Wir machen das zusammen«. Das »das« markierte dabei drei Leistungspakete: eins zur Pflege der Wohnungen, ein zweites zur Gestaltung des sozialen Miteinanders der Mitglieder und ein drittes zur infrastrukturellen Entwicklung des Wohnstadtteils. Das erste Paket enthält die Reparaturleistung auf Abruf, im zweiten finden sich Anleitungen und Ausrüstungen zur Unterstützung der von Bewohnern mitgetragenen Feste und Feiern. Im dritten Paket schließlich liegen Strategien, um infrastrukturelle Verbesserungen für das Osterbrook-Viertel zu erwirken, angefangen bei der Intensivierung des ÖPNV bis zur weiteren Stärkung der Wohnfunktion Hamm-Süds.

Das »Wir« in dem Motto signalisierte eine Einladung an alle Wohnenden der BGFG. Dass diese Einladung von einigen angenommen wurde, von anderen jedoch nicht, spricht nicht für oder gegen die Einladende. Es entspricht vielmehr dem Charakter eines Angebots, das zur Wahl steht. Diese Form von Genossenschaftlichkeit ist in großstädtischen Wohnverhältnissen angekommen. Sie hat sich des Zwangs zur Gemeinschaft entledigt und den Appell abgelegt.⁶³⁵ Diese Form beschränkt sich auf die Einladung zu gemeinsamen Haus- und Straßenfesten, die in Hamm-Süd durch die Einbeziehung der Mitglieder aus den Neubauten wie auch dem Altbaubestand der BGFG inzwischen fast dorffestlichen Charakter annehmen.

⁶³⁵ Diese Formulierung ist an den Untertitel von *Amann 1993* angelehnt.

6 Wohnen im Hallenhaus

Das Wohnen im Hallenhaus bot allen einziehenden Haushalten gleich mehrere bauliche Besonderheiten, auf die sie sich teilweise bereits vor ihrem Einzug freuten, die sie teilweise aber auch erst im Wohn- und Wohnungsalltag bemerkten.⁶³⁶ Die folgenden Abschnitte behandeln die Architektur und die ihr zugrunde liegende Konzeption. Das beginnt mit der Hallensituation, dem sich die Wohnungen anschließen, und endet in den Außenanlagen. Die Bewohnerinnen und Bewohner verdeutlichen, wie sie ihre neuen Räume zum Wohnen und Leben interpretieren, nutzen, gegebenenfalls zu verändern wünschen und schließlich mit anderen Wohngebäuden vergleichen.

Die Zufriedenheit der Mitglieder mit ihrer Wohnsituation stieg rasant an. Lag sie vor dem Einzug auf einer Notenskala von eins bis fünf bei durchschnittlich 3,30, verbesserte sie sich ein halbes Jahr nach dem Einzug in die Hallenhäuser auf durchschnittlich 1,63.⁶³⁷ Was sich hinter diesem Anstieg verbirgt, wird im Folgenden verdeutlicht.

6.1 Architekturkritik aus der Perspektive der Hallenhausbewohnerinnen und -bewohner

Vor ihrem Einzug bekundeten 63% der 81 befragten Personen, sich spontan um eine Wohnung in den Hallenhäusern beworben zu haben.⁶³⁸ Beeinflusst war diese Entscheidung unter anderem durch den ersten optischen Eindruck der teilweise noch nicht fertig gestellten Neubauten. Die größte Aufmerksamkeit lenkte die Architektur des gesamten Gebäudekomplexes auf sich. Das umschloss erstens die Kombination unterschiedlicher Fassadenelemente wie roter Klinker, weißer Putz und in Stahl gefasste Glaselemente. Diese Kombination war nicht nur für das Quartier Hamm-Süd sehr ungewöhnlich. Sie wurde auch im Sozialwohnungsneubau kaum realisiert, war aber insbesondere im Zusammenhang mit Büro- und Gewerboneubau in Hamburg, wie zum Beispiel in der angrenzenden City-Süd und am Berliner Tor, vermehrt zu sehen. Einen vergleichbaren wettergeschützten und natürlich besonnten Aufenthalt wie im Innenhof des Hallenhauses ermög-

⁶³⁶ Zu den Aspekten des Umzugs, die Freude bereiteten siehe *Tabelle I-72: Freude beim Umzug*.
Zu den Sorgen, die den Umzug begleiteten, siehe *Tabelle I-73: Sorgen beim Umzugsgedanken*.

⁶³⁷ Siehe zur Wohnzufriedenheit in der alten Wohnung *Tabelle I-60: Zufriedenheit mit der derzeitigen Wohnung*. Zur Zufriedenheit in der neuen Wohnung siehe *Tabelle II-54: Wohnzufriedenheit*.

⁶³⁸ Siehe *Tabelle I-7: Bewerbung*.

lichten in Hamburg beispielsweise auch Fußgängerpassagen in der Innenstadt, neu gestaltete Busbahnhöfe und das glasgedeckte Foyer des Departments Wirtschaft und Politik.⁶³⁹

Die verwendeten Materialien und angedeuteten Nutzungspotenziale speisten das Verständnis der Mitglieder von einer »besonderen Architektur«. Sie wurde komplettiert durch die Beschreibung landschaftlicher Aspekte. Zusammen waren sie für die zukünftigen Nutzerinnen und Nutzer interpretierbar. Die Eindrücke dieser besonderen Architektur weckten Erwartungen an eine spezifische Erlebnisqualität im Bereich des Wohnens, das in Hamburg kaum auf Vergleichbares stieß und in Hamm-Süd überhaupt nicht.⁶⁴⁰

Auf verheißungsvolle Wohnqualitäten waren die Mitglieder sowie ihre Partnerinnen und Partner aus, als sie Wohnhäuser beschrieben, die ihnen spontan gefielen. Sie nannten innerstädtische Altbauwohnungen, am Stadtrand gelegene Reihenhäuser, Wohntürme, freistehende Einzelhäuser am Meer oder im Wald – und die an der Bille gelegenen Hallenhäuser.⁶⁴¹ Solche Verortungen gingen unausgesprochen einher mit abnehmender Besiedlungsdichte vom Innenstadtquartier zum Wald und zum Meer, was für das verdichtete Hallenhauswohnen einiges erwarten ließ.

Wie die Wunschlandschaften waren auch die Wunschhäuser und -Gebäude vielfältig konnotiert.⁶⁴² Der Altbau mit differenzierter Fassade, großen Fenstern und hohen Decken versprach ein geräumiges und stadtbezogenes Wohnen. Das Reihnhaus war eher mit überschaubareren Siedlungsstrukturen und eigenem Garten verbunden. Das freistehende Einzelhaus dominierte als die Verkörperung ökonomischer Unabhängigkeit und Selbstbestimmung schlechthin. Darüber hinaus zeichneten sich die von den Befragten beschriebenen Beispiele durch eine ungewöhnliche Kombination von Materialien und architektonischen Stilen aus. Der Wohnturm war hierfür ein exzentrisches Beispiel. Er legte die Akzente auf Unkonventionalität und Individualität.⁶⁴³

⁶³⁹ Zu der Schar der Förderer dieses Glasdaches zählte auch die BGFG, wie die Spendentafel auswies. Neben dem Glasdach verband auch die historische Verwurzelung in der Gemeinwirtschaft beide Einrichtungen.

⁶⁴⁰ Der glasgedeckte Innenhof findet sich bereits im Familistère in Guise. Siehe hierzu Kapitel 2.4. Zu aktuellen Beispielen siehe die Glashallenhallenhäuser am Ortolanweg und die Atriumwohnhöfe am Ibisweg, beide im Kapitel 3.2. beschrieben. Zu weiteren Beispielen siehe das Galeriahäuser in München-Riem (Abbildung M 8) und die Wohnanlage Holzstraße in Linz (Abbildung M 9 und Abbildung M 10).

⁶⁴¹ Siehe *Tabelle I-20: Merkmale des besonderen Hauses des Mitglieds* und *Tabelle I-22: Merkmale des besonderen Hauses der Partnerin / des Partners*.

⁶⁴² Siehe zu den Wunschwohnungen *Tabelle I-23: Aspekte der Wunschwohnung des Mitglieds* und *Tabelle I-24: Aspekte der Wunschwohnung der Partnerin / des Partners*.

⁶⁴³ Ein Beispiel für einen Wohnturm wurde zu der Zeit für den Harburger Binnenhafen diskutiert. Dort sollten leerstehende Türme statt Getreide nunmehr Wohnungen aufnehmen.

Das Hallenhaus an der Bille war für die Wohnungssuchenden interpretierbar. Die architektonische Gestaltung galt ihnen als neu, der helle und transparente Innenhof, wie ihn die Abbildung 56 beispielhaft zeigt, war von Anbeginn als möglicher Aufenthaltsbereich lesbar und deutete damit bisher dahin ungewohnte Nutzungsoptionen an. Die Orientierung zur Bille versprach zusätzliche Freizeit- und Erholungsqualitäten.

Die Mitglieder sahen sich einem bisher nicht erlebten architektonischen Ensemble gegen-

über. Dies bestätigt der Vergleich des Hallenhauses mit der Architektur der Wohngebäude, die sie verließen. Den 45 Wohnungen auf vier bis fünf Stockwerken standen durchschnittlich 13,9 Wohnungen⁶⁴⁴ pro Hauseingang auf durchschnittlich 4,7 Stockwerken⁶⁴⁵ gegenüber.

Die Fassaden waren mehrheitlich durch roten Backstein geprägt. Ein nicht nur für Hamm-Süd typisches Wohngebäude mit den hier beschriebenen charakteristischen Merkmalen ist in Abbildung 57 zu sehen.⁶⁴⁶



Abbildung 56: Ideen für Nutzungsmöglichkeiten gesucht und gefunden

⁶⁴⁴ Siehe Tabelle I-206: Zahl der Wohnungen im alten Haus.

⁶⁴⁵ Siehe Tabelle I-205: Stockwerkzahl des alten Hauses.

⁶⁴⁶ Die Beschreibung stützt sich auf die Auswertung der Fotografien, die von den »alten« Häusern der Mitglieder angefertigt wurden.

Die Wohnungen wurden über konventionelle Treppenhäuser erschlossen, die gelegentlich mit Grünpflanzen oder Blumen dekoriert waren, aber kaum Plätze zum Aufenthalt boten. Kleinere Grünflächen, die überwiegend repräsentativen Zwecken dienten, fanden sich in



Abbildung 57: Ein für Hamm-Süd typisches Wohngebäude

der Regel straßenseitig. Spuren aktiver Nutzung waren nicht zu sehen. Falls rückwärtig ein Hof zum Gebäude zählte, war hier vielfach der obligatorische Sandkasten zu finden. Einer aktiven Nutzung solcher rückwärtiger Grün- oder Hofanlagen stand häufig ihre Gestaltung, Erreichbarkeit und eine konträre Interpretation der »Nutzungsrechte« unter der Bewohnerschaft entgegen. Die Möglichkeit, sich in Wohnungsnähe im Freien aufhalten zu können, war damit durch bauliche und soziale Faktoren deutlich eingeschränkt. Insgesamt ließen sich die vorherigen Wohnhäuser im Hinblick auf die Architektur und Wohn(ungs)konzeption dem Leitbild der Wiederaufbauphase in der Bundesrepublik der 1950er und 1960er Jahre zuordnen, bei dem der Rasen als so genanntes Abstandsgrün fungierte. Die von den Mitgliedern vor ihrem Auszug beschriebenen baulichen Mängel der alten Wohnung beziehungsweise des alten Hauses bestärkten diesen optischen Eindruck.⁶⁴⁷ Er verdeutlichte gleichzeitig einen Renovierungs- beziehungsweise Modernisierungsrückstand. Die Hallenhäuser im Vergleich mit den vorherigen Wohnungen als modern zu charakterisieren, überraschte aus dieser Perspektive nicht.

Es mit moderner Architektur zu tun zu haben, wurde den Mitgliedern nach ihrem Einzug auch von dritter Seite bescheinigt. Die Besucherinnen und Besucher von 45 Haushalten (60%) seien begeistert gewesen. Besondere Erwähnung hätten in den Gesprächen vor allem die Wohnung und Wohnungsausstattung gefunden, gefolgt von dem positiven Eindruck der Halle, dem Wunsch, dort ebenfalls hinziehen zu wollen, dem Gefallen an der Architektur sowie der Helligkeit und Transparenz im überdachten Innenhof und in der Wohnung.⁶⁴⁸ Die skeptischen Stimmen monierten den Schnitt der Wohnungen, die zu zahlreichen Glasscheiben und den Stadtteil. Das vorausgeschickte Lob ließ die Kritik-

⁶⁴⁷ Siehe Tabelle I-61: Umzugsabsicht schwächende Faktoren; Tabelle I-66: Überblick über mögliche Umzugsgründe; Tabelle I-68: Weitere Umzugsgründe.

⁶⁴⁸ Siehe Tabelle II-51: Meinung des Besuchs zur neuen Wohnsituation.

punkte leichter ertragen. Es bestärkte die Identifikation mit dem Hallenhaus, noch bevor seine Qualitäten gänzlich ausprobiert worden waren. Möglicherweise erhielten die Besuchenden ihre Einladung mit einer jener Postkarten mit Hallenhausmotiven, die die BGFG ihren einziehenden Mitgliedern überreichte. Postkarte und Besuchermeinung zielen auf das gleiche Repräsentationsbedürfnis ab. Sie vermögen zur Anreicherung des »kulturellen Kapitals« beizutragen, wogegen ein Zeitungsartikel vehement protestierte.⁶⁴⁹

Diese Form der Aneignung nahm zuerst den Hallenbereich in Besitz. Mit den beiden Begriffen Transparenz und Helligkeit waren die zentralen Eigenschaften des überdachten Innenhofes benannt. Sie bezogen sich auf der ersten Bedeutungsebene auf physische Tatbestände: Das tatsächlich einfallende Tageslicht beziehungsweise die elektrische Beleuchtung und die Durchsichtigkeit. Das Tageslicht versorgte die Halle mit ausreichender Helligkeit. Die elektrische Beleuchtung wurde anfänglich in einigen Fällen als zu hell empfunden. Diesem Umstand wurde mit schwächeren Glühlampen und veränderter Leuchtdauer begegnet. Die Transparenz und Helligkeit erlaubte, den Hallenbereich gleich beim Eintritt rasch zu überschauen und mögliche weitere Anwesende in der Halle oder auf den Podesten früh zu erkennen. Dank einer klaren Gliederung fehlten verschattete Bereiche fast gänzlich. So schleuste diese Konstruktion nicht nur den Bewohner- und Besucherverkehr wie durch ein konventionelles Treppenhaus, sondern unterstützte mit den genannten Qualitäten zusätzlich das Verweilen in diesem Bereich.

An die positiv gewerteten physischen Qualitäten knüpften sich auf der zweiten Bedeutungsebene symbolische Tatbestände an. Der Hallenbereich galt nicht nur als Lichthof, sondern entwickelte sich von Beginn an zu einem Ankerpunkt persönlicher Identifikation. Von den Aspekten, die die größte Vorfriede der Umziehenden auslösten, bezogen sich 19 Nennungen (10,6%) auf Gebäudequalitäten und 18 Nennungen (10%) auf Wohnungsqualitäten wie Helligkeit und Transparenz.⁶⁵⁰ Gleiches wurde von den Besucherinnen und Besuchern berichtet. Neben den 45 Nennungen (36,3%), die insgesamt Begeisterung zum Ausdruck brachten, betonten 10 Antworten (8,1%) den »noblen Eindruck der Halle«.⁶⁵¹ Weiter unterstrichen nach mehr als zwei Jahren Wohndauer 14 Nennungen (13,6%) nachdrücklich die Helligkeit in der Halle wie in der Wohnung als persönliche Vorteile des Hallenhauswohnens.⁶⁵² Schließlich gaben die Mitglieder mehrheitlich dieser Konstruktion auch den Vorzug gegenüber dem zweiten Neubauprojekt an der Steinbeker Straße 68-72, wie weiter unten erörtert wird.

⁶⁴⁹ Siehe hierzu Kapitel 3.1.1. Siehe den Artikel in *Welt* 7.10.2000. Zum »symbolischen Kapital« siehe Bourdieu 1997, S. 53 ff.

⁶⁵⁰ Siehe Tabelle I-72: *Freude beim Umzug*.

⁶⁵¹ Siehe Tabelle II-51: *Meinung des Besuchs zur neuen Wohnsituation*.

⁶⁵² Siehe Tabelle III-57: *Persönliche Vorteile des Hallenhauswohnens*.

Der Hallenbereich wurde von den Befragten nicht mehr nur als ungewöhnliche architektonische Lösung zur Erschließung der Wohnung verstanden, sondern als Prestige fördernder zusätzlicher Vorwohnungsbereich aufgefasst. Gerade hierdurch aber erwuchs dem Hallenbereich erhöhte Aufmerksamkeit. Das galt insbesondere für mögliche Störfaktoren, die dieser Funktion abträglich zu sein schienen. Auch aus diesem Grund erfuhr die Gestaltung und Nutzung lebhaftere Aufmerksamkeit.⁶⁵³

Zahlreiche Ideen zur Nutzung benannten die Mitglieder bereits vor ihrem Einzug. Dabei traten vier Varianten hervor: nachbarschaftsorientierte Kommunikationsformen, die Nutzung durch Kinder, selbstbezogene Nutzungsweisen und schließlich ästhetisch orientierte.⁶⁵⁴ Für deren Umsetzung waren bisher nicht viele zusätzliche technische Veränderungen vonnöten. Nach solchen Wünschen ein halbes Jahr nach ihrem Einzug befragt, gaben 20 Mitglieder (26,7%) an, ohne diese auszukommen, womit sie sich mit der zu Beginn gegebenen Gestaltung einverstanden erklärten – im Prinzip.⁶⁵⁵

Für die nachbarschaftsorientierten Kommunikationsformen wünschten die Mitglieder aus drei Häusern Tische, Stühle und Bänke. Mitglieder aus Haus 4-6 fühlten sich durch die Geräuschkulisse und die Feuchtigkeit um ihren Springbrunnen herum gestört und wünschten daher, diesen umzugestalten oder zu entfernen. Sie missbilligten dieses Gestaltungselement in der ursprünglichen Form, welches in den Glashallenhäusern am Ortolanweg die Funktion zugeordnet war, »eine Art Marktplatzsituation an(zu)regen«.⁶⁵⁶

Dem in allen Häusern geäußerten Wunsch nach dekorativer Begrünung wurde mit Sträuchern auf Podesten Rechnung getragen. Auf die Gleichbehandlung aller vier Hallenbereiche achtete die Bewohnerschaft dabei sehr genau.⁶⁵⁷ Die Angleichung der Ausstattungsverhältnisse wurde nach Meinung der Mitglieder am Ende des Untersuchungszeitraumes erreicht. Diese Verbesserungen der Aufenthaltsqualität durch die von der BGFG vorgenommene Angleichung wurden überwiegend positiv aufgenommen. Die private Gestaltungsinitiative hingegen stand unter doppeltem Rechtfertigungsdruck: Erstens musste sie sich dem Verdacht der »Unfall- und Brandgefahr« erwehren, auf die ein Aushang aus dem November 2000 mit Bezug auf die Hausordnung eindringlich hinwies.⁶⁵⁸

⁶⁵³ Siehe hierzu die Fotoserie »Hallengestaltung«.

⁶⁵⁴ Siehe *Tabelle I-75: Nutzungsideen für die Halle*.

⁶⁵⁵ Siehe *Tabelle II-32: Gestaltungsideen für die Halle*.

⁶⁵⁶ Amann 1993, S. 15.

⁶⁵⁷ Etliche Mitglieder vermuteten eine bevorzugte Gestaltung des Hauses 4-6, welches, zuerst fertig gestellt, häufig besichtigt wurde.

⁶⁵⁸ BGFG 15.11.2000.

Zweitens hatte sich die private Gestaltungsinitiative mehr oder minder freundlicher Geschmacksurteile der Nachbarn zu erwehren, von der auch die Sitzgruppe in Abbildung 58 betroffen war. Über diese wie auch weitere im Materialienband dokumentierte Hallengestaltungen ließ sich trefflich streiten.⁶⁵⁹ Sie entsprachen nicht immer dem Geschmack aller 45 unter einem Dach wohnenden Haushalte. Die Sitzgelegenheiten entsprachen ebenfalls nicht immer ihrer augenscheinlichen Funktion – eines Ortes der Kommunikation unter Nachbarn. Dies verdeutlicht am besten eine aus zwei Klappstühlen bestehende Sitzgelegenheit in Haus 4-6. Wenn die Witterung das Rauchen auf der Loggia nicht zuließ, setzten sich diese Bewohner auf einen der beiden Klappstühle, während auf dem anderen der Aschenbecher stand. Mit den Jahreszeiten veränderte sich auch die übrige Gestaltung, so dass hier gewisse Auf- und Abschwünge zu verzeichnen waren.



Abbildung 58: Selbst gestalteter Wohnungseingangsbereich

Auf den Bildern, die die Nord- und Südtreppe von Haus 4-6 zeigen, war ein erstaunliches Beharrungsvermögen der anfänglichen Anordnung großer Pflanzenkübel und Bänke zu sehen, beziehungsweise das Ergebnis steten erfolgreichen Bemühens, sie wieder an den ursprünglichen Platz zu rücken.⁶⁶⁰ Im Haus 8-10 waren gewisse Verschiebungen insbesondere des Tisches und der Bänke zu beobachten.⁶⁶¹ Haus 12-14 ergänzte den vorhandenen Pflanzenbestand ebenso wie Haus 16-18. In unterschiedlichem Ausmaß waren auch weitere Gegenstände auf den Podesten dieser Häuser zu erkennen.⁶⁶² Hierzu zählen insbesondere Kinderwagen, für die nach geeigneten Stellplätzen gesucht wurde.⁶⁶³

Auf den Bildern, die die Nord- und Südtreppe von Haus 4-6 zeigen, war ein erstaunliches Beharrungsvermögen der anfänglichen Anordnung großer Pflanzenkübel und Bänke zu sehen, beziehungsweise das Ergebnis steten erfolgreichen Bemühens, sie wieder an den ursprünglichen Platz zu rücken.⁶⁶⁰ Im Haus 8-10 waren gewisse Verschiebungen insbesondere des Tisches und der Bänke zu beobachten.⁶⁶¹ Haus 12-14 ergänzte den vorhandenen Pflanzenbestand ebenso wie Haus 16-18. In unterschiedlichem Ausmaß waren auch weitere Gegenstände auf den Podesten dieser Häuser zu erkennen.⁶⁶² Hierzu zählen insbesondere Kinderwagen, für die nach geeigneten Stellplätzen gesucht wurde.⁶⁶³

⁶⁵⁹ Weitere Sitzgelegenheiten sind im Materialienband dokumentiert. Siehe die Fotoserien »Sitzgelegenheit Steinbeker Straße 4-6«; »Sitzgelegenheit Steinbeker Straße 8-10«; »Sitzgelegenheit Steinbeker Straße 12-14«; »Sitzgelegenheit Steinbeker Straße 16-18«.

⁶⁶⁰ Siehe die Fotoserie »Nordtreppe Steinbeker Straße 4-6«; »Südtreppe Steinbeker Straße 4-6«; »Bodenansicht Steinbeker Straße 4-6«.

⁶⁶¹ Siehe Fotoserie »Nordtreppe Steinbeker Straße 8-10«; »Südtreppe Steinbeker Straße 8-10«; »Bodenansicht Steinbeker Straße 8-10«.

⁶⁶² Siehe Fotoserie »Nordtreppe Steinbeker Straße 12-14«; Fotoserie »Südtreppe Steinbeker Straße 12-14«; Fotoserie »Bodenansicht Steinbeker Straße 12-14«. Siehe ebenso Fotoserie »Nordtreppe Steinbeker Straße 16-18«; Fotoserie »Südtreppe Steinbeker Straße 16-18«; Fotoserie »Bodenansicht Steinbeker Straße 16-18«.

⁶⁶³ Siehe hierzu die Fotoserie »Kinderwagen« im Materialienband.

Tabelle 22: Zu intensivierende Hallennutzung und Gründe für die Intensivierung													
Gründe**													
Zu intensivierende Hallennutzung*	Keine Angabe	Förderung der Kontakte untereinander	Stärkung der Zusammengehörigkeit bzw. der Gemeinschaft	Zum Kennenlernen	Abbau von Isolation	Distanz zum Schutz der Privatsphäre	Verpflichtenden Charakter vermeiden	Will die Halle nicht nutzen	Geschützter Bereich für Kinder	Um möglichen Lärm zu vermeiden	Weil Möglichkeiten vorhanden sind	Zur Besprechung allgemeiner Angelegenheiten oder Probleme	Sonstiges
Als Treffpunkt oder Begegnungsstätte	1	4	2	4									2
Für gemeinsame Feste		2	1	3									
Zum Aufstellen von Tischen und Bänken		3	2										
Zum Unterhalten	1	1			1							1	
Zum Feiern		2	1	4								2	
Zum Sitzen	1				1				1		1		
Weiß nicht	5			1				2					2
Keine intensivere Nutzungen erwünscht	3					1		2	1	1			3
*Die Frage II-27 lautete: »In welcher Weise sollte die Halle Ihrer Meinung nach mehr genutzt werden? « **Die Frage II-28 lautete: »... und warum? « Berücksichtigt wurden hier nur Nutzungen mit mindestens vier Nennungen.													

Das Ringen um die angemessene Nutzung der Halle lief unterdessen beständig fort. Es wurde von zwei einander widerstreitenden Argumentationsmustern bestimmt. Das erste Argumentationsmuster begründete die zu intensivierenden Nutzungen mit der Aussicht auf den Ausbau und Erhalt sozialer Beziehungen unter den Bewohnerinnen und Bewohnern. Diesen Zusammenhang stellt die Tabelle 22 dar.⁶⁶⁴

So sollte aus dieser Perspektive der Hallenbereich ein halbes Jahr nach dem Einzug noch mehr als Treffpunkt und Begegnungsstätte, als Ort für vielfältige Feste, als Ort für spielende Kinder genutzt werden. Auch waren mehr Tische und Bänke zur Förderung der

⁶⁶⁴ Zur vollständigen Auflistung siehe *Tabelle: II-27+II-28: Zu intensivierende Hallennutzung+Gründe*.

Tabelle 23: Zu verbotende Hallennutzung und Gründe für das Verbot															
Gründe**															
	Zu verbotende Hallennutzung*	Keine Angabe	Zum Schutz der Kinder	Wegen Sauberkeit	Gesundheitliche Gründe	Vorbildfunktion Erwachsener	Rücksichtnahme	Lärmbelästigung	Anziehung schwieriger Personen	Unfallgefahr	Ästhetische Bedenken	Beschädigung oder Zerstörung	Beeinträchtigung der Zugänglichkeit	Sonstiges	Alles in Ordnung
Fahrrad fahren			2	1	1		3		4	1	5				
Roller oder Kickboard fahren			1	1			2				2				
Ballspiele		1	3	2	1	1	7		3	1	9				
Weniger Nutzung durch (fremde) Kinder							1				3		1		
Keine Nutzung verbieten	4														3
Abfall oder Schmutz hinterlassen			2				1	2	2	1			1		
Abstellen von Fahrrädern						1	1			1		2			
Abstellen von Kinderwagen												1			
Exkrememente hinterlassen			3						1	1	2				
Rauchen			1	1	1				1		1		1		
»Zigarettenkippen« hinterlassen		1	1	1	2		1	1	2						
*Die Frage II-29 lautete: »Welche Nutzungen sollten vielleicht verboten werden?«															
**Die Frage II-30 lautete: »... und warum?«															
Berücksichtigt wurden hier nur Nutzungen mit mindestens vier Nennungen.															

Kontakte erwünscht. Das nachbarschaftsorientierte Argumentationsmuster warb um die gesamte Bewohnerschaft, allerdings fühlten sich hiervon nicht alle angesprochen.

Das zweite Argumentationsmuster hingegen lehnte eine Intensivierung der Hallennutzung ab. Es begründete dies mit möglichen negativen Begleiterscheinungen und Folgen, die der Halle und dem Wohnalltag abträglich wären. In der Tabelle 23 wird dieser Zusam-

menhang verdeutlicht.⁶⁶⁵ Das galt für sportliche Aktivitäten im Innenhof, für (fremde) Kinder, die sich dort aufhielten, und für Unrat, der dort hinterlassen wurde. Dieses eher restriktive pädagogische Argumentationsmuster wollte der Bewohnerschaft nahe bringen, Beeinträchtigungen des Hallenbereiches auf jeden Fall zu vermeiden. Entweder über den Weg größerer Rücksicht und Umsicht oder über die Reduzierung der Aktivitäten. Wie beim nachbarschaftsorientierten Argumentationsmuster wendete sich das pädagogische ebenfalls an die gesamte Bewohnerschaft, doch auch hier fühlten sich längst nicht alle angesprochen.

So redeten das nachbarschaftsorientierte Argumentationsmuster und das pädagogische trefflich aneinander vorbei. Das nachbarschaftsorientierte Argumentationsmuster gab die kommunikativen und anderen Aktivitäten als die eigentliche Zweckbestimmung der Glasdachkonstruktion aus. Das pädagogische Argumentationsmuster betonte den eigenständigen Charakter der Überdachung und die aktive Nutzung des Innenhofes als verzichtbar. Diese konflikträchtige Grundkonstellation stellte die zentrale Herausforderung der Bewohnerschaft im Hinblick auf die Gestaltung und Nutzung der Halle dar. Der hallenhausweite Grundkonsens rückte damit in die Ferne. Er wuchs dagegen spontan in Kleingruppen.

Ein Teil der Bewohnerinnen und Bewohner schlug diesen pragmatischen Weg ein und bildete kleinere Nachbarschaften innerhalb des Hallenhauses und teilweise auch darüber hinaus. In der Gruppe ließen sich Konsense leichter erzielen und damit auch leichter gegen widerstreitende Ansprüche verteidigen. Aus solchen Meinungsverschiedenheiten hielten sich nur einige Bewohnerinnen und Bewohner heraus, die sich beiden Argumentationen entzogen, indem sie gleich nach ihrem Einzug bekundeten, den Innenhof grundsätzlich nicht nutzen zu wollen, und folgerichtig gegenüber einer Intensivierung der Nutzungen eine neutrale Haltung einnahmen.

In anderen Punkten hingegen waren sich die Hallenhausbewohner einig. Alle Mitglieder empfanden diesen Bereich nicht nur als erhaltenswert, sondern im Hinblick auf Witterungseinflüsse auch für ausbaubedürftig. Das artikulierten allen voran jene Befragten, die an den südlich gelegenen Treppenaufgängen wohnten, sowie die Mitglieder aus den Staffelgeschossen. Sie waren von Regen, Schnee und Eis direkt betroffen. Solche Witterungseinflüsse erschwerten, wie in Abbildung 59 nachzuvollziehen, den Zugang zur und das Verlassen der Wohnung. Weitere Mitglieder waren indirekt betroffen, insofern sich Schmelzwasser und Regen unkontrolliert über tiefer liegende Geschosse ergoss. Dieses technische Problem wurde insbesondere im Januar und Februar akut. Die Mitglieder drängten in diesem Punkt beharrlich auf Abhilfe. Sie zeigten sich, soweit sich dies verfol-

⁶⁶⁵ Zur vollständigen Auflistung siehe *Tabelle: II-29+II-30: Zu verbotende Hallennutzung+Gründe*.

gen ließ, von der sprachlichen Umdeutung des Hallenhauses in ein überdachtes Laubenganghaus ebenso wenig beeindruckt wie von der Idee, Schnee, Eis und Wasserpfützen von Treppen und Podesten in Eigeninitiative zu beseitigen.



Abbildung 59: Schneeschmelze vor der Wohnungstür

Gleichzeitig stellte der Verweis auf die

Selbsthilfe in dieser Situation die Tragfähigkeit von Genossenschaftlichkeit im Hallenhaus auf die Probe. An dieser Stelle trug sie nicht. Bis zur Umgestaltung des Daches bleibt die Witterungsproblematik ein regelmäßig wiederkehrendes Phänomen mit hohem Konfliktpotenzial. Die am nächsten liegende Lösung war allerdings versperrt – Die Vorder- und die Rückseite des überdachten Innenhofes konnten, nach Bekunden der BGFG, wegen der strengen Auslegung der hamburgischen Feuerschutzbestimmungen nur bei gleichzeitigem Einbau einer aufwändigen mechanischen Lüftungsanlage geschlossen werden. Die beträchtlichen Mehrkosten gehörten jedoch nicht zu den so genannten förderungsfähigen Kosten im Rahmen des sozialen Wohnungsbaus.

Wie die Bewohnerinnen und Bewohner die baulichen Besonderheiten ihres Hallenhauses und die mit ihnen verbundenen sozialen Aspekte der Nachbarschaftsförderung insgesamt einschätzten und gewichteten, konnte durch einen Vergleich mit dem zweiten, ganz anders gestalteten Neubau an der Steinbeker Straße 68-72 ermittelt werden. Der Vergleich legte die Schwächen und Stärken aus der Nutzerinnen- und Nutzerperspektive offen. Im direkten Neubautenvergleich zwischen den Gebäuden an der Steinbeker Straße 4-18 und jenen unter den Hausnummern 68-72 traten technische Aspekte, wie sie beim Vergleich von Altbau mit Neubau thematisiert wurden, in den Hintergrund. Ästhetische und soziale Dimensionen gewannen ihnen gegenüber an Bedeutung.

In die fiktive Situation versetzt, für wohnungssuchende Freunde eine Empfehlung abzugeben, votierten 45 von 56 Mitgliedern (80,4%) für eine Wohnung im Hallenhaus und drei Mitglieder (5,4%) für eine Wohnung am Ende der Steinbeker Straße.⁶⁶⁶ Ebenfalls drei

⁶⁶⁶ Siehe hier und im Folgenden *Tabelle III-14: Wohnungsempfehlung*.

Mitglieder (5,4%) empfahlen beide Wohnanlagen. Vier Mitglieder (7,1%) schließlich mochten keine Empfehlung für die zur Wahl gestellten Wohnanlagen aussprechen.

Die Empfehlung für eine Wohnung im Hallenhaus wurde am häufigsten mit der ansprechenden Optik des Gebäudes, der Förderung sozialer Kontakte durch den Innenhof und mit seiner Offenheit und Transparenz begründet.⁶⁶⁷ Das Hallenhaus sei zudem für Kinder besser geeignet. Die Wohnungen hätten eine vorteilhaftere Raumaufteilung. Im nördlichen Bereich erschloss zusätzlich ein Aufzug die einzelnen Etagen. Schließlich gewährten alle Loggien einen Blick zur Bille. Gegen die Hallenhäuser wurden größere Lautstärke und Lärmbelästigung, die zu hohe Mieterzahl und die Gefährlichkeit der Treppenhäuser für Kinder angeführt.

Die Wohnungsempfehlung für die Anlage am Ende der Steinbeker Straße wurde mit größerer Anonymität, größerer Ruhe und dem Blick zur Bille begründet.⁶⁶⁸ Gegen diese Wohnanlage führten die Mitglieder am häufigsten an, dass die Gebäude zu eng zusammenstanden, verbaut wirkten und die Raumaufteilung ungünstiger wäre. Sie vermuteten dort weniger Helligkeit und hielten die Optik des Gebäudes insgesamt für abweisend und klobig. Schließlich bemängelten sie die Lage der Balkone und bemerkenswerterweise ein kaum zu übersehendes Detail: Die Art der Heizungen in einigen Wohnungen an der Steinbeker Straße 68-72. Sie waren von geringer Breite und Tiefe, dafür aber von beträchtlicher Höhe.

Solche Gegenüberstellung hat schematischen Charakter. Aus ihr sprach die hohe Wertschätzung von Helligkeit, Transparenz, Offenheit und klarer Wegführung gegenüber geschlossen wirkenden Gebäudekörpern mit komplexer Grundstruktur und verwinkelten Wegen. Mithin war die deutliche Empfehlung für eine Wohnung im Hallenhaus Ausdruck der Zufriedenheit der Empfehlenden selbst.

⁶⁶⁷ Siehe hier und im Folgenden *Tabelle III-15-1: Für und Wider einer Neubauwohnung im Hallenhaus.*

⁶⁶⁸ Siehe hier und im Folgenden *Tabelle III-15-2: Für und Wider einer Neubauwohnung am Ende der Steinbeker Straße.*

6.2 Kommunikative Wohnungen

Wie bereits für den Hallenbereich beschrieben, gehörte die Helligkeit, auch bezogen auf die Wohnung, zu einer ausgesprochen bedeutsamen Qualität. Helligkeit und Besonnung der neuen Wohnung wurden vor dem Einzug als wichtigster von 16 vorgegebenen Umzugsgründen genannt.⁶⁶⁹ Auf einer Notenskala von eins, für sehr wichtig, bis fünf, für überhaupt nicht wichtig, erzielte dieser Faktor die Durchschnittsnote 2,15.⁶⁷⁰ Durch die Halle wurden die innen liegenden Funktionsräume wie auch die Essbereiche mit natürlichem Tageslicht versorgt. Die zu den Gärten orientierten Räume erhielten Licht durch direkte Einstrahlung und indirekt über die Reflexion an der gegenüberliegenden weißen Hausfassade. Die türgroßen Fenster, so genannte französische Fenster, der offene Grundriss sowie die geringe Gebäudetiefe ermöglichten eine großzügige Ausleuchtung. An sonnigen Tagen wurde diese aber offenkundig als zu intensiv aufgefasst, besonders in den höher gelegenen Geschossen. Wie sich beobachten ließ, waren in dieser Zeit fast alle Fenster zur Halle wie auch nach außen mit Jalousien und Ähnlichem verhängen, um eine solche Lichtflut zu dämpfen.



Abbildung 60: Blick vom Innenhof in den Garten

Gleichzeitig schützten sich die Bewohnerinnen und Bewohner dadurch vor unerwünschten Einblicken in ihre Privatsphäre. Davon waren objektiv drei bestimmte Wohnungslagen besonders betroffen. Dabei handelte es sich erstens um einige Erdgeschoss-

⁶⁶⁹ Siehe Tabelle I-66: Überblick über mögliche Umzugsgründe.

⁶⁷⁰ Siehe Tabelle I-66-8: Helligkeit und Besonnung der neuen Wohnung.

wohnungen, die »durchschaubar« waren, wie Abbildung 60 demonstriert. Zweitens zählten dazu die Wohnungen gegenüber dem Ausgang des Aufzugs, auf welche man beim Verlassen des Aufzugs fast automatisch schaute. Schließlich waren jene Wohnungsfenster besonders von Einblicken betroffen, die den Südtreppen am nächsten lagen. Der Blick wurde beim Hinauf- und Hinabsteigen automatisch auf sie gelenkt.

Solche objektiven Faktoren korrespondierten mit der subjektiven Wahrnehmung der Mitglieder. So bekundeten ein halbes Jahr nach ihrem Einzug 27 von 75 Mitgliedern (36,0%), dass sie sich anfänglich beobachtet fühlten.⁶⁷¹ Drei Mitglieder empfahlen allgemeine bauliche Veränderungen, zwei weitere ausdrücklich kleinere Fenster.⁶⁷² Rund zwei Jahre nach dem Einzug fand sich der Schutz vor ungebetenen Einblicken in den Änderungswünschen nicht mehr wieder.⁶⁷³ Die fast vor allen Fenstern zu sehenden Jalousien und Vorhänge scheinen den gewünschten Schutz der Privatsphäre zu gewährleisten.

Der von Bahrdt in Kapitel 2.1.4 analysierte Zusammenhang von öffentlicher und privater Sphäre konnte hier sinnlich erfahren werden. Trug der Hallenbereich von der Straße aus betrachtet bereits halböffentlichen Charakter, wurde der Podestbereich vor der Wohnung als halbprivater Bereich interpretierbar, was durch individuelle Möblierung und Dekoration zusätzlich unterstrichen wurde. Gleichzeitig erschien der erstrebte Schutz der Privatsphäre löcheriger zu sein als die Jalousien und Vorhänge vor den Fenstern. Mochten letztere auch blickdicht gewesen sein, verhinderten sie doch weder die sensorische Teilhabe der Wohnenden am Hallenbetrieb noch umgekehrt die Teilhabe der Hallennachbarschaft am Leben in der Wohnung. Was dem Auge vorgeborgen war, blieb deswegen noch lange nicht frei von sozialer Kontrolle. Das negiert nicht die habituellen Unterschiede auf der öffentlichen Straße und in der abgeschlossenen Wohnung, zeigt jedoch eine gewisse Aufweichung der scharfen Trennung, die im theoretischen Konzept stringenter gedeutet wurde, als sie auf der Schwelle zwischen Hallenbereich und Wohnung konkret anzutreffen war.

In der Wohnung angelangt, begegneten den Befragten weitere Neuerungen. Die Wohnungsgrundrisse stellten zwei Gestaltungsprinzipien auf die Probe. Es handelte sich dabei zum einen um die Offenheit des Grundrisses mit einem dominanten Wohn- und Essbereich. Zum anderen nahm die Festschreibung der Raumnutzungen weniger harte Züge an, indem tendenziell gleich große und gleich gestaltete Zimmer konzipiert wurden.

Der offene Grundriss der Wohnung erschien anfänglich als große Herausforderung für die Wohnenden. Insbesondere der offene Wohn- und Essbereich, gewissermaßen die Halle in der Halle, war im konventionellen Raumprogramm bisher nicht vorhanden gewe-

⁶⁷¹ Siehe Tabelle II-11: *Gefühl der Beobachtung*.

⁶⁷² Siehe Tabelle II-12: *Änderungsvorschläge für die Wohnung*.

⁶⁷³ Siehe Tabelle III-10: *Änderungswünsche*.

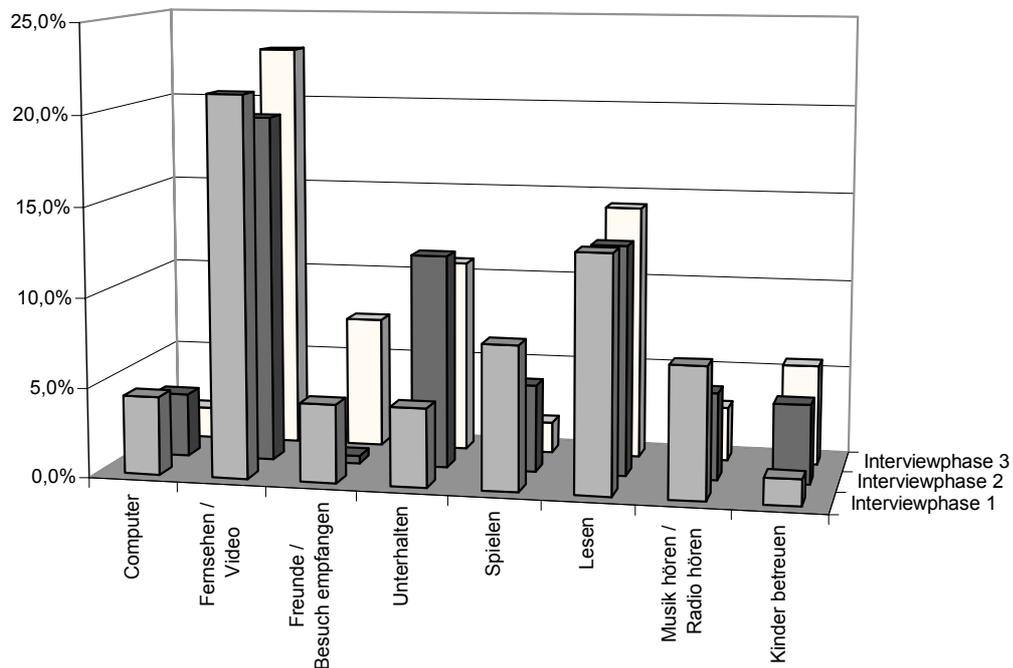
sen. Die damit einhergehenden geringeren Rückzugsmöglichkeiten der einzelnen Haushaltsmitglieder hätten daher ein Problem darstellen können. Tatsächlich spielte dieser Gesichtspunkt für die Mitglieder kaum eine Rolle. Wüssten nach einem halben Jahr nach dem Einzug noch drei Mitglieder einen Raumteiler, wollte das nach rund zwei Jahren nur noch ein Mitglied. Die Befragten sahen in der Verbreitung von Geräuschen und Gerüchen in der Wohnung, die sich insbesondere über den zum Allraum zusammenfassbaren Wohn- und Essbereich hinaus ungehindert über die Wohnung verteilten, kein Manko.

Vielmehr waren vielfältige Kombinationen von Sitzecken und Essbereichen, Schlaf- und Computer-Mobiliar, Krabbelwiese und Modelleisbahn realisiert worden. Sie weichen die strenge Trennung von »guter Stube«, »Kinderzimmer«, »Schlafzimmer«, und »Hobbyraum« auf. Das Familienleben verlief weniger räumlich separiert, sondern vielmehr im Allraum konzentriert, unabhängig davon, ob sich die zu einem Haushalt zählenden Personen tatsächlich als Familie oder Partnerschaft bezeichneten oder die Kategorie der so genannten neuen Haushaltsformen für sich reklamierten. Die Bewohnerinnen und Bewohner hatten hierzu vielfältige Strategien entwickelt, um konkurrierende Nutzungen in diesem Bereich unter einen Hut zu bringen. So benutzte beispielsweise ein Familienmitglied für den Empfang von Musik- oder Fernsehprogrammen Kopfhörer, während ein anderes sich mit Nachbarn am Esstisch unterhielt. Was die Medien betrifft, nahmen Fernsehen und das Anschauen von Videofilmen insgesamt etwas zu. Gleichzeitig verringerte sich der relative Anteil der Nennungen, die Radio und Musik hören als Haupttätigkeit in diesem Bereich nannten, wie das Diagramm 6 zeigt.⁶⁷⁴ Vor ihrem Einzug befanden sich in den Haushalten der Mitglieder durchschnittlich 1,6 Fernsehgeräte und durchschnittlich 1,17 Videorecorder.⁶⁷⁵ Diese wurden auch nach wie vor benötigt, sobald unterschiedliche Programmwünsche auftraten.

⁶⁷⁴ Die Angaben beruhen auf den Haupttätigkeiten der Mitglieder an den Orten in der Wohnung, an denen sie sich hauptsächlich aufhalten. Ihnen liegen zugrunde *Tabelle I-41: Hauptaufenthaltsorte des Mitglieds in der alten Wohnung; Tabelle I-42: Haupttätigkeiten des Mitglieds in der alten Wohnung; Tabelle II-18: Hauptaufenthaltsorte des Mitglieds in der neuen Wohnung ½ Jahr nach dem Einzug; Tabelle II-19: Haupttätigkeiten des Mitglieds in der neuen Wohnung ½ Jahr nach dem Einzug; Tabelle III-1: Hauptaufenthaltsorte des Mitglieds in der Wohnung 2 Jahre nach dem Einzug; Tabelle III-2: Haupttätigkeiten des Mitglieds in der Wohnung 2 Jahre nach dem Einzug.* Die Orte »Wohnzimmer beziehungsweise Wohnbereich«, »Esszimmer beziehungsweise Essbereich« und »Wohn- und Arbeitszimmer« wurden hier zum Allraum zusammengefasst.

⁶⁷⁵ Siehe zur Anzahl der Fernsehgeräte *Tabelle I-31-2: Anzahl Fernseher.* Siehe zur Anzahl der Videorecorder *Tabelle I-31-3: Anzahl Videorecorder.*

Diagramm 6: Relativer Anteil der am häufigsten genannten Tätigkeiten im Allraum in verschiedenen Phasen



Wie Radio und Musik hören, sank auch die Nutzung des Computers in diesem Raum. Der geringe relative Anteil an den Nennungen erklärt sich daraus, dass mehr als die Hälfte der Haushalte vor dem Einzug keinen Computer besaß.⁶⁷⁶ Das Spielen im Allraum nahm über alle drei Interviewphasen hinweg kontinuierlich ab. Es verlagerte sich entweder in die Zimmer der Kinder, die in der alten Wohnung teilweise fehlten, oder in die Halle und in die Außenanlagen. Die Kinderbetreuung weitete sich kontinuierlich aus und korrespondierte mit der Zunahme der Geburten. Das Lesen als Haupttätigkeit der Mitglieder stieg von der zweiten zur dritten Interviewphase leicht an.

Das Lesen wurde insgesamt häufiger genannt als die Unterhaltung. Doch auch sie wurde im zweiten und dritten Interview fast dreimal so häufig genannt wie im ersten Interview. Das kann als Indiz für die Kommunikation fördernde Qualität solcher Räume gewertet werden. Unterstrichen wird dies auch durch die häufigere Nennung von Besuchen im Vergleich der ersten mit der dritten Befragung. Der Einbruch in der zweiten Phase kann mit der noch nicht abgeschlossenen Einzugsituation erklärt werden und den vielfältigen Unterhaltungen, die ein halbes Jahr nach dem Einzug nicht in der Wohnung, sondern vor allem im Hallenbereich stattfanden, wo zahlreiche Haushalte Stühle und Tische platzierten, wie im Materialienband unter der Rubrik Sitzgelegenheit zu sehen ist.

⁶⁷⁶ Siehe hierzu *Tabelle I-31-5: Anzahl Computer*.

Generell ließ sich für die Mitglieder ermitteln, dass sie sich sowohl ein halbes Jahr als auch zwei Jahre nach ihrem Einzug in die Steinbeker Straße dort besser entfalten konnten als in ihrer vorherigen Wohnung, wie Tabelle 24 zeigt.⁶⁷⁷ Von den übrigen Haushaltsmitgliedern wurden ähnliche Beurteilungen geäußert.⁶⁷⁸

Die Aufweichung der Funktionszuschreibung einzelner Räume war das zweite Gestaltungsprinzip der Wohnungsgrundrisse. Diese Flexibilität

sollte über gleichmäßigere Raumgrößen erzielt werden, die mit Blick auf ihre Nutzung neutral wirkten. Der Wohnungsschnitt und die Wohnungsgröße wurden von den Befragten fast durchweg positiv beurteilt, wie aus der Tabelle 25 ersichtlich wird.⁶⁷⁹

Tabelle 24: Entfaltung des Mitglieds in der neuen Wohnung				
	... ½ Jahr nach dem Einzug*		... 2 Jahre nach dem Einzug**	
	Häufigkeit	Prozent	Häufigkeit	Prozent
Besser	51	68,0%	42	71,2%
Genauso	18	24,0%	10	16,9%
Schlechter	3	4,0%	7	11,9%
Keine Angabe	3	4,0%	0	0,0%
Gesamt	75	100%	59	100%

*Die Frage II-24-1 lautete: »Wer aus Ihrem Haushalt kann sich insgesamt schlechter, genauso oder besser entfalten als in der alten Wohnung?«

**Die Frage III-8-1 lautete: »Wer aus Ihrem Haushalt kann sich in der neuen Wohnung insgesamt schlechter, genauso oder besser entfalten als in der alten Wohnung?«

⁶⁷⁷ Siehe zur Entfaltung der Mitglieder im einzelnen Tabelle II-24-1: Entfaltung des Mitglieds in der neuen Wohnung ½ Jahr nach dem Einzug; Tabelle III-8-1: Entfaltung des Mitglieds 2 Jahre nach dem Einzug.

⁶⁷⁸ Siehe zur Entfaltung der Partnerinnen und Partner Tabelle II-24-2: Entfaltung aller erwachsenen Personen des Haushalts in der neuen Wohnung ½ Jahr nach dem Einzug; Tabelle III-8-2: Entfaltung der Mitglieder und Partnerinnen / Partner 2 Jahre nach dem Einzug. Zu der Entfaltung der Kinder siehe Tabelle II-24-2: Entfaltung der Kinder in der neuen Wohnung ½ Jahr nach dem Einzug; Tabelle III-8-3: Entfaltung der Kinder 2 Jahre nach dem Einzug.

⁶⁷⁹ Siehe zu den detaillierten Beurteilungen Tabelle II-6: Beurteilung der Raumgröße; Tabelle II-7: Beurteilung des Wohnungsschnitts.

Tabelle 25: Pauschale Beurteilung der Raumgröße und des Wohnungsschnitts*				
Pauschale Beurteilung	Raumgröße*		Wohnungsschnitt**	
	Häufigkeit	Prozent	Häufigkeit	Prozent
Größe der Räume ist sehr gut	12	11,3%	13	13,4%
Größe der Räume ist gut	10	9,4%	27	27,8%
Größe der Räume ist in Ordnung	21	19,8%	18	18,6%
Größe der Räume ist ausreichend	3	2,8%		
Größe der Räume ist nicht gut	3	2,8%	3	4,0%

*Die Frage II-6 lautete: »Was halten Sie von der Größe der einzelnen Räume?«
**Die Frage II-7 lautete: »Was meinen Sie zu dem Schnitt der Wohnung?«

Die Befragten sollten nicht nur ihr Urteil zur Wohnungsgröße und zum Wohnungsschnitt abgeben, sondern wurden ein halbes Jahr und dann zwei Jahre nach ihrem Einzug auch gebeten, mögliche Änderungsvorschläge zu benennen. Diese Vorschläge wurden vier Grundrissbeispielen zugeordnet, welche in Abbildung 61 bis Abbildung 64 zu sehen sind. Trotz der geringen Nennzahlen für die einzelnen Vorschläge gaben sie interessante Hinweise auf mögliche Gestaltungsalternativen.

Die Änderungsvorschläge nach einem halben Jahr und nach zwei Jahren Wohndauer sind in Auszügen in Tabelle 26 zusammengefasst.⁶⁸⁰ Bei den Vorschlägen trat ein Aspekt besonders deutlich hervor: Variantenreich wurde das Problem des Stellflächenmangels thematisiert. Die französischen Fenster, unkonventionelle Wandlängen, die Platzierung der Heizkörper verringerten zusammengenommen die Möblierungsmöglichkeiten. Daraus folgten Stauprobleme, die nur teilweise durch den Kellerverschlag und das Podest vor der Wohnung als provisorische Stellflächen ausgeglichen wurden.

⁶⁸⁰ Zu den wohnungsbezogenen Änderungsvorschlägen nach einem halben Jahr siehe *Tabelle II-12: Änderungsvorschläge für die Wohnung*. Zu den Änderungsvorschlägen nach zwei Jahren siehe *Tabelle III-10: Änderungswünsche*.

Legende	
1	Abstellraum nicht in feuchtwarmer Umgebung platzieren
2	Kinderzimmer »quadratischer« ausführen oder vergrößern
3	Flur kürzen oder verbreitern
4	Feste Wand zwischen Schlaf- und Kinderzimmer
5	Wohnungseingang vor Regen und Schnee schützen
6	Schlafzimmer vergrößern
7	Badezimmer vergrößern
8	Küche vergrößern
9	Belüftung oder Dunstabzug in der Küche verändern
10	Durchgang von Küche zu Essbereich ermöglichen
11	Zusätzlicher oder größerer Balkon
12	Vorstehende Wände verstärken

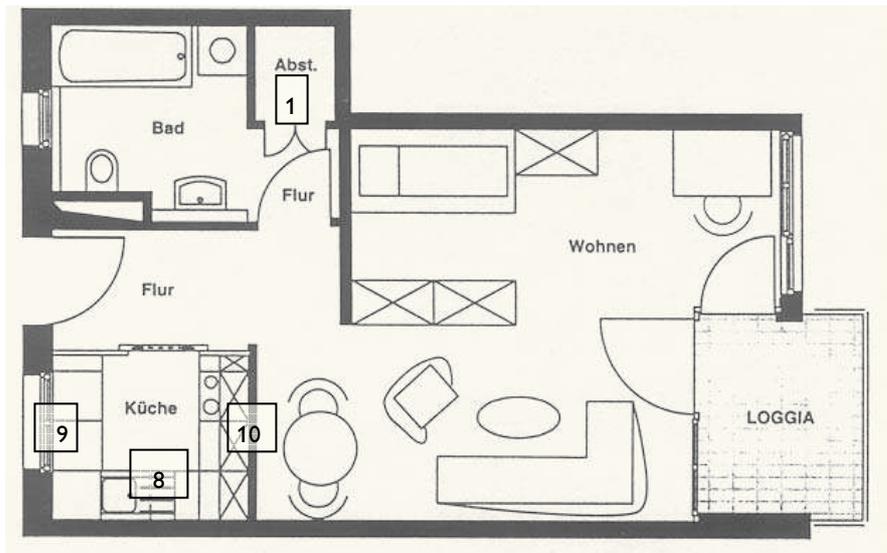


Abbildung 61: Grundrissbeispiel 039

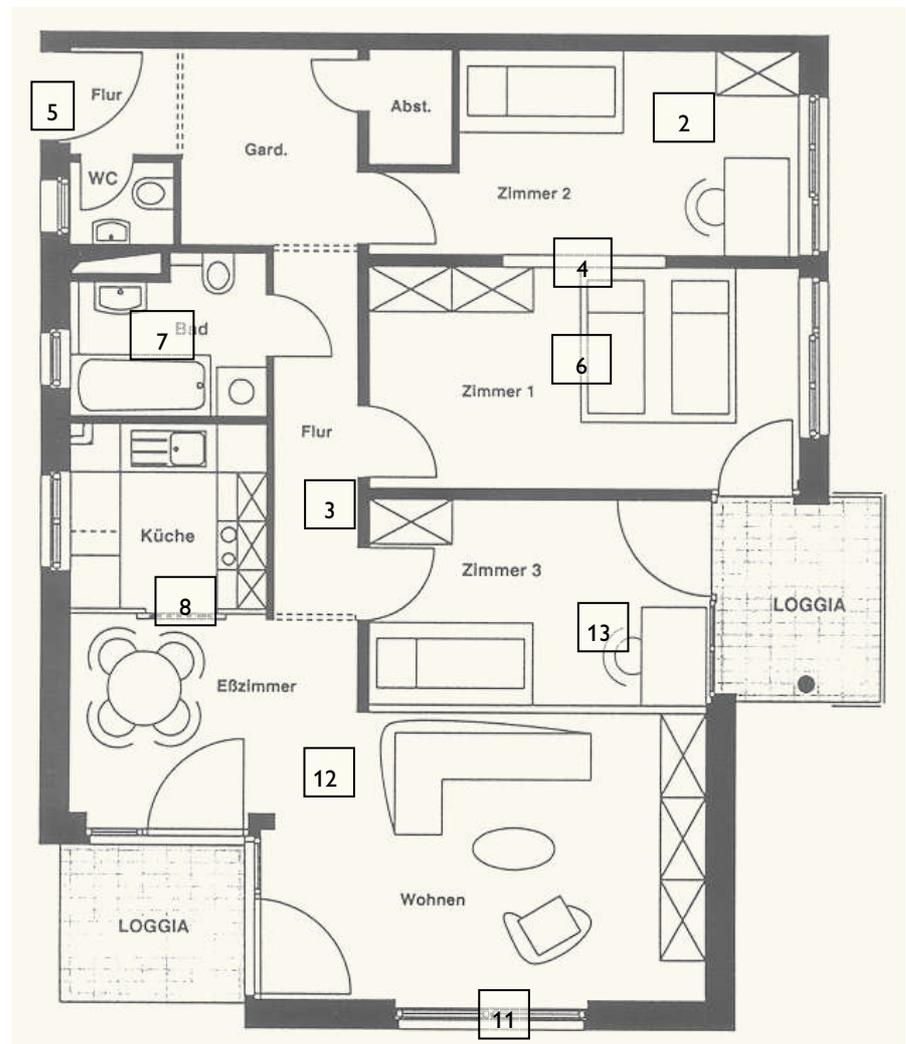


Abbildung 62: Grundrissbeispiel 175

Legende	
13	Räume allgemein »quadratischer« gestalten
14	»Tote Ecken« in Stellflächen oder -möglichkeiten verwandeln
15	Heizkörper stellplatzfreundlicher montieren
16	Fenster gegenüber Aufzugtür und Treppenaufgang vor unfreiwilligen Blicken schützen
17	Trennung von Wohnbereich und Tür
18	Raumteiler ermöglichen
19	Fenster zur Wand hin öffnen lassen
20	Breitere Fensterbänke einbauen
21	Lichtschalter und Türschlag aufeinander abstimmen

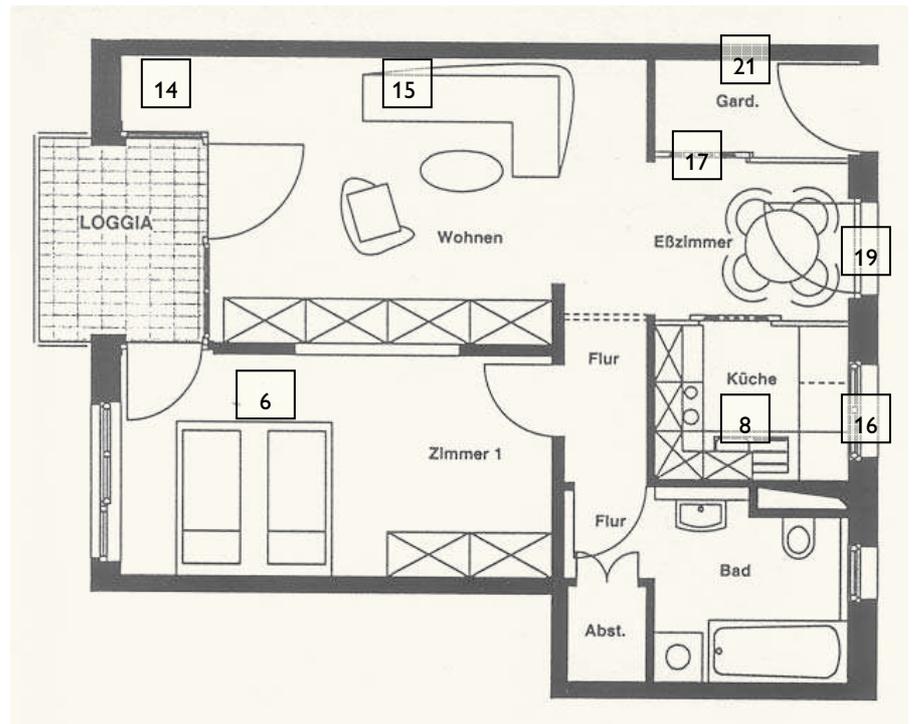


Abbildung 63: Grundrissbeispiel 052

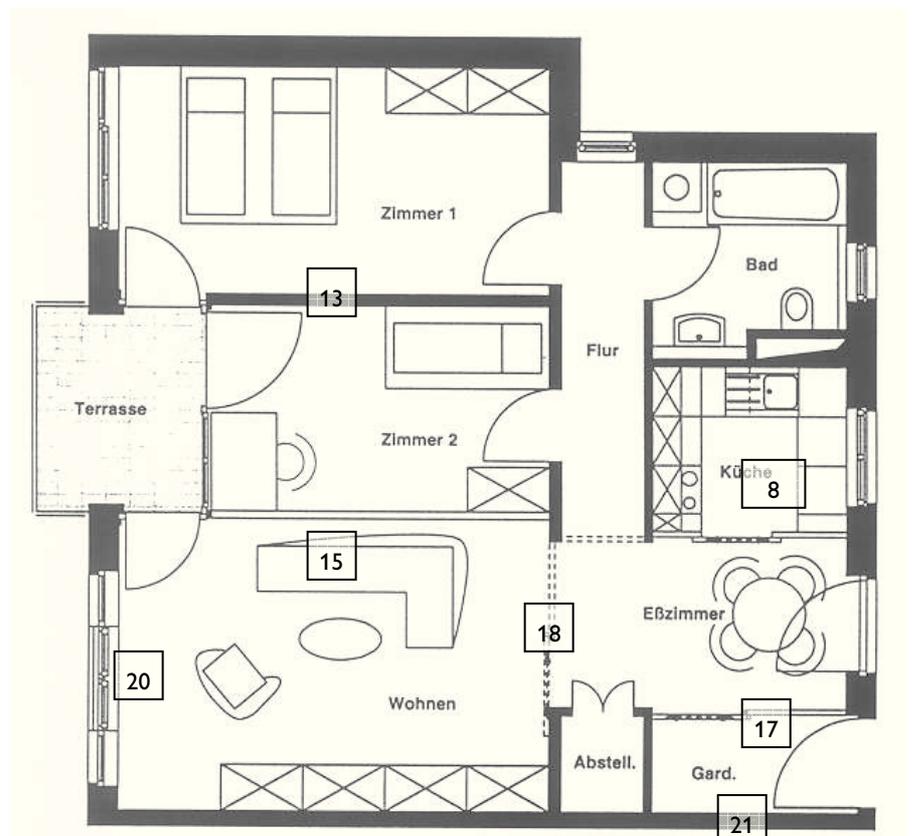


Abbildung 64: Grundrissbeispiel 136

Der Wunsch, die Räume nicht schlauchartig, sondern eher »quadratisch« zu konzipieren, galt für verschiedene Räume. Die Legendenummern 2, 6 und 13 in den Grundrissbeispielen zeigen diese Räume. Konkret bedeutete das: Da der Schnitt einem konventionellem drei Meter langen Wandschrank keinen Platz bot, wurden die Mitglieder zum Neukauf gedrängt. So entstanden zusätzliche Kosten, die sie nach dem Einzug gerne vermieden hätten.

Die beiden konzeptionellen Besonderheiten der Wohnungsgrundrisse, die im nutzungsneutralen Raumprogramm und einem Allraum bestanden, schufen eine gewisse Flexibilität für die Wohnenden. Sie war in einigen Wohnungen sogar steigerungsfähig durch herausnehmbare Leichtbauwände, wie auch in den Grundrissen zu sehen war.

Größer noch als die Flexibilität der Wohnung war die Flexibilität der Wohnenden. Sie erschlossen sich die Möglichkeiten, indem sie soziale Arrangements zur Nutzung der »Halle in der Halle« entwickelten. Folgten sie auch dem mehr oder minder sanften Druck der gebauten Verhältnisse, erreichten sie durch verändertes Wohnverhalten nach eigenem Bekunden einen Grad an Zufriedenheit, der im ungünstigsten Fall gleichauf mit jenem lag, den sie in ihrer alten Wohnung erreichten.

Leichteres Spiel im Ringen um die Gunst der Bewohnerinnen und Bewohner hatten gegenüber den konzeptionellen Vorgaben die Wohnungsausstattung und -technik. Sie fiel den Mitgliedern schon bei der Besichtigung positiv auf. So galt ihnen das Bad als modern im Hinblick auf Armaturen, Fliesen und Kacheln, die Trennung von Bad und WC in den größeren Wohnungen als praktisch. Der Herd mit Ceran-Kochfeld überraschte zusätzlich.

Dieser erste positive Eindruck wurde untermauert durch die Unzufriedenheit der Wohnungssuchenden mit den technischen Unzulänglichkeiten ihrer bisherigen Wohnung. So rangierten der bauliche Zustand der alten Wohnung, deren Hellhörigkeit und schließlich ihre schlechte Belüftungs- beziehungsweise Heizmöglichkeit auf den Plätzen drei, vier und sechs der möglichen Umzugsgründe.⁶⁸¹ Lediglich die Helligkeit der neuen Wohnung und die unzureichende Größe der alten übertrafen diese Umzugsgründe. Zusammengekommen sind solche technischen Ausstattungen für diese Gruppe der Wohnungssuchenden keine Selbstverständlichkeit und besitzen daher eine hohe Attraktivität.

⁶⁸¹ Siehe *Tabelle I-66: Überblick über mögliche Umzugsgründe.*

Tabelle 26: Auszug wohnungsbezogener Änderungsvorschläge				
Vorschläge*** Grundrisslegendennummer ()	nach ½ Jahren*		nach 2 Jahren**	
	Häufigkeit	Prozent	Häufigkeit	Prozent
Wohnungseingang vor Regen bzw. Schnee schützen (5)	6	11,1%		
Heizkörper stellplatzfreundlicher montieren (15)	6	11,1%		
Flur kürzen und / oder verbreitern (3)	5	9,3%	3	7,3%
Zusätzlicher oder größerer Balkon	5	9,3%	-	0,0%
Küche vergrößern (8)	4	7,4%	11	26,8%
Regenrinne bzw. Vordach für Balkon, Terrasse etc.	4	7,4%		
Schlafzimmer »quadratischer« ausführen oder vergrößern (6)	4	7,4%	7	17,1%
»Tote Ecken« in Stellflächen oder -möglichkeiten verwandeln (14)	4	7,4%		
Räume allgemein »quadratischer« ausführen (13)	4	7,4%	5	12,2%
Zusätzliche Trennung von Wohnbereich und -tür (17)			4	9,8%
Glasschiebetür entfernen beziehungsweise durch blickdichte Türen ersetzen			4	9,8%
Bad vergrößern (7)			3	7,3%
Fenster gegenüber Fahrstuhltür bzw. neben Treppenaufgang vor unfreiwilligen Blicken schützen (16)	3	5,6%		
Kinderzimmer »quadratischer« ausführen oder vergrößern (2)	3	5,6%	3	7,3%
Raumteiler ermöglichen (18)	3	5,6%	1	2,4%
Zusätzliche Steckdosen	3	5,6%		
Summe der Antworten	54	100%	41	100%
	Gesamt: 57		Gesamt: 47	
*Die Frage II-12 lautete: »Was hätte die Architektin an der Wohnung eventuell anders planen sollen?«				
**Die Frage III-10 lautete: »Was wäre das [was Sie gerne an Ihrer Wohnung ändern würden]?«				
***Berücksichtigt wurden hier nur Vorschläge mit mindestens 3 Nennungen (5%).				

Die der Bauweise zuzurechnende Schalldämmleistung wurde differenziert bewertet. Ein halbes Jahr nach ihrem Einzug geben 35 Mitglieder (46,7%) an, keine störenden Geräusche wahrzunehmen. Als Lärmquellen oberhalb der Fünfprozentmarke konnten folgende Faktoren festgehalten werden: Lärm von Kindern in der Halle (13,0%), Bohrgeräusche (8,0%), Trittschall aus der Nachbarwohnung (6,7%), Lärm umliegender Gewerbebetriebe und des Verkehrs sowie das Inline-Skating, Kickbord- und Rollerfahren (5,3%) in der Halle.⁶⁸² Die Wahrnehmung beziehungsweise Nichtwahrnehmung von Lärm konzentrierte sich nicht auf bestimmte Geschosse des Hallenhauses, wie zum Beispiel das Erdgeschoss, sondern verteilte sich über alle Etagen. Nach zwei Jahren formulierten 4 Mitglieder (8,5%) den Wunsch, den Allraum vom Wohnungseingang zu trennen. Sie erkannten in der Tür eine Schwachstelle im Hinblick auf Lärm und Wärmedämmung. Diese Trennung war in der Abbildung 63 und Abbildung 64 eingezeichnet, aber nicht in allen Wohnungen realisiert worden.

Wie auf den Grundrissen unter Legendenummer 15 zu sehen, wurde gelegentlich die Platzierung der Heizkörper bemängelt, insoweit sie die Möblierung behinderten. Der nach einem halben Jahr geäußerte Wunsch nach mehr und anders verteilten Steckdosen tauchte nach zweijähriger Wohndauer nicht mehr auf. Neu hingegen war jetzt der Wunsch nach Ausbau der Glasschiebetüren oder deren Ersatz durch blickdichte Türen. Die damit einhergehende Verschattung einzelner Räume und Bereiche in der Wohnung wäre zugunsten der verminderten Gefahr, sich an den transparenten Glasschiebetüren zu stoßen, in Kauf genommen worden.

Im Vergleich der Hallenhauswohnung zur Situation der vorherigen Wohnung traten die vorgenannten Änderungswünsche deutlich in den Hintergrund. Es lief mehrheitlich auf einen Vergleich von Altbau- zu Neubauwohnung heraus. Im Mittelpunkt standen dabei technische Aspekte. Diese offenbarten zusammengenommen einen gewissen Modernisierungstau in den vorherigen Wohnungen. Das betraf die veraltete Ausstattung der Bäder, die unzureichende Schallisolierung sowie den baulichen Zustand der Wohnung insgesamt.⁶⁸³ Hier lagen die Vorteile der Neubauwohnungen im Hallenhaus unmittelbar auf der Hand. Eine besondere Stellung nahm die Kritik an der Wohnungsgröße ein. Ihre Beurteilung hing gleichermaßen von der tatsächlich zur Verfügung stehenden Wohnfläche und der sich verändernden Lebenssituation der Bewohnerinnen und Bewohner ab.

Die Wohnungsgröße war daher ein entscheidender Faktor bei der Wohnungswahl. Auf einer Notenskala von eins bis fünf erhielt dieser Aspekt eine Gesamtnote von 2,32

⁶⁸² Siehe Tabelle II-9: Wahrnehmung störender Geräusche.

⁶⁸³ Siehe Tabelle I-66: Überblick über mögliche Umzugsgründe.

Tabelle 27: Wohnflächengewinne und Verluste			
Wohnung in der Steinbeker Straße		Vorherige Wohnung	
Raumzahl	Durchschnittliche Quadratmeterzahl	Durchschnittliche Quadratmeterzahl	Durchschnittliche Raumzahl
1 Raum	43,4 qm	42,9 qm	1,8
1 2/2, 2 und 2 1/2 Räume	60,0 qm	64,3 qm	2,3
3 Räume	73,5 qm	59,5 qm	2,4
3 2/2 und 4 Räume	89,4 qm	70,9 qm	2,8
Gesamtdurchschnitt	66,6 qm	59,4 qm	

*Die Berechnungen basieren auf der Frage I-26: Quadratmeterzahl der alten Wohnung, und den Wohnungsgrößen laut Grundriss.

und war in dieser Untersuchung der zweitwichtigste Umzugsgrund.⁶⁸⁴ Insgesamt vergrößerte sich die Wohnungsfläche von durchschnittlich 59,4 qm in der alten Wohnung auf 66,6 qm in der neuen. Übertraf die durchschnittliche Größe der vorherigen Wohnungen bereits den Durchschnitt für Hamm-Süd, der im Jahr 1999 mit 57,7 qm angegeben wurde, überstieg der neue Wert auch den Wohnungsgrößendurchschnitt des Bezirks Hamburg-Mitte. Er lag im Jahr 1999 bei 62,4 qm. Nur die durchschnittliche Größe für alle Hamburger Wohnungen blieb unerreicht. Dieser Wert lag 1999 bei 70,4 qm.⁶⁸⁵

Die Wohnflächengewinne und -verluste, wie in Tabelle 27 zusammengestellt, verteilten sich sehr unterschiedlich auf die verschiedenen Wohnungstypen. Die Mitglieder in den 3 2/2- und 4-Raum-Wohnungen gewannen am stärksten hinzu. Der Wert lag durchschnittlich bei 18,5 qm. Bei den Mitgliedern, die eine 3-Raum-Wohnung bezogen, lag der Flächengewinn bei durchschnittlich 14 qm. Im Gegensatz dazu verloren die Bewohner der 1 2/2-, 2- und 2 1/2-Raum-Wohnungen durchschnittlich 4,3 qm. Bei den Mitgliedern in 1-Raum-Wohnungen schlägt der Verlust durchschnittlich mit 0,5 qm zu Buche. Solche Verluste sind hier rechnerischer Natur. Für diesen sorgten Personen, die größere Wohnungen mit Mehrpersonenhaushalten verließen.

Bei der Umrechnung der Wohnungsfläche auf die Quadratmeterzahl pro Kopf fiel die Bilanz umgekehrt aus. Hier lagen die Bewohnerinnen und Bewohner der 1-Raum-Wohnungen mit 43,4 qm an erster Stelle. Auf die Personen in 1 2/2-, 2- und 2 1/2-Raum-

⁶⁸⁴ Siehe Tabelle I-66-1: Umzugsgrund: Größe der alten Wohnung; siehe zur Rangfolge der Umzugsgründe Tabelle I-66: Überblick über mögliche Umzugsgründe.

⁶⁸⁵ Siehe zur Entwicklung der durchschnittlichen Wohnungsgrößen in Hamm-Süd, dem Bezirk Hamburg-Mitte und Hamburg insgesamt Diagramm M 6.

Wohnungen entfielen durchschnittlich 38,2 qm pro Kopf. In 3-Raum-Wohnungen lag der Wert bei durchschnittlich 30,3 qm. Auf die Bewohner der 3 2/2- und 4-Raum-Wohnungen schließlich entfielen 24,08 qm pro Kopf. Auf alle 75 Befragten entfielen ein halbes Jahr nach dem Einzug im Durchschnitt 33,3 qm Wohnfläche pro Kopf. Auf die Einwohnerschaft Hamm-Süds entfielen jeweils 32,2 qm im Durchschnitt. Für den Bezirk Hamburg-Mitte lag der Wert niedriger, nämlich bei 31,3 qm Wohnfläche je Einwohnerin und Einwohner des Bezirks. Auf alle Einwohnerinnen und Einwohner Hamburgs schließlich entfielen durchschnittlich 37,7 qm Wohnfläche.⁶⁸⁶ Die Wohnungen in den Hallenhäusern brachten nicht nur ihre Bewohnerschaft in den rechnerischen Genuss durchschnittlich größerer Wohnfläche pro Kopf, sondern sie hoben auch den Wert für den Stadtteil.

Diese Werte waren selbstverständlich sehr variabel. Waren die Wohnungen zum Einzugszeitpunkt durchschnittlich mit 2,35 Personen pro Haushalt⁶⁸⁷ belegt, stieg die Belegungszahl ein halbes Jahr nach dem Einzug auf durchschnittlich 2,57 Personen pro Wohnung.⁶⁸⁸ Die Zahlen spiegelten Geburten von Hallenhausbewohnerinnen wider, aber auch den Zuzug von Partnerinnen beziehungsweise Partnern. Nach rund zwei Jahren waren es 2,61 Personen pro Haushalt.⁶⁸⁹ Für den letzten Sprung sind maßgeblich Geburten verantwortlich.

Während die durchschnittliche Zahl der Erwachsenen mit 1,7 konstant blieb, stieg die Kinderzahl im Durchschnitt von 0,8 auf zuletzt 0,9 Kinder pro Haushalt. In 59 Haushalten lebten am Ende der Untersuchung 101 Erwachsene und 53 Kinder.⁶⁹⁰

⁶⁸⁶ Siehe zur Entwicklung der Wohnfläche je Einwohnerin und Einwohner in Hamm-Süd, dem Bezirk Hamburg-Mitte und Hamburg insgesamt *Diagramm M 5*.

⁶⁸⁷ Siehe *Tabelle I-65: Personenzahl des Haushalts bei Einzug in die neue Wohnung*.

⁶⁸⁸ Siehe *Tabelle II-17-1: Personenzahl des Haushalts 1/2 Jahr nach Einzug*.

⁶⁸⁹ Siehe *Tabelle III-7-2: Anzahl der Personen im Haushalt 2 Jahre nach Einzug*.

⁶⁹⁰ Siehe *Tabelle III-7-3: Anzahl der Erwachsenen und Kinder im Haushalt 2 Jahre nach Einzug*.

6.3 Modernes Wohnen am Wasser

Der Wasser- und Grünbezug gehörte zu den wichtigen Qualitäten der Wohnanlage an der Steinbeker Straße. Bei der Bewertung von Eigenschaften einer Wohnumgebung nahm die Möglichkeit, »dass man sich draußen aufhalten kann«, den ersten



Abbildung 65: Spielbereich südlich der Hallenhäuser

Rang ein.⁶⁹¹ Der Wasserbezug beinhaltet zwei Qualitäten: Die erste bezog sich auf die ästhetische Dimension. So war die Bille von den Loggien wie von der Grünanlage aus zu sehen. Die zweite Qualität bezog sich auf die Nutzungsmöglichkeiten in der Freizeit. Angeln, Rudern, Paddeln und Schwimmen waren beobachtete Nutzungen der Bewohnerinnen und Bewohner – und hier insbesondere der Kinder.

Wie der Bille wurde auch der Grünanlage eine hohe Wertschätzung entgegengebracht. Sie wurde von Kindern und Erwachsenen bereits während der laufenden Bauarbeiten intensiv genutzt. Die schlichte Möglichkeit, sich in Wohnungsnähe im Freien aufhalten und dort einen Teil der Freizeit verbringen zu können, sprach Haushalte mit und ohne Kinder gleichermaßen an. Die hier platzierten Spielbereiche, von denen die Abbildung 65 einen zeigt, waren gleichfalls Treffpunkte der ihre Kinder betreuenden Erwachsenen und damit Orte vielfältiger Kommunikation. Jugendliche fanden sich hier weniger angesprochen. Sie waren auf Betätigungsmöglichkeiten in den ortsansässigen Vereinen, dem Jugendhaus, auf dem Ernst-Fischer-Sportplatz sowie auf die verbliebenen öffentlichen Räume angewiesen. Die Neugestaltung des Bille-Ufers strahlte auch auf das Osterbrook-Viertel aus. Sie ermöglichte auch den Bewohnerinnen und Bewohnern im Quartier, auf öffentlichen Wegen an das Bille-Ufer zu gelangen, was ihnen bisher durch

⁶⁹¹ Siehe hierzu *Tabelle I-69-3: Wichtigkeit, dass man sich draußen aufhalten kann*. Siehe zur Übersicht *Tabelle I-69: Bewertung ausgewählter Eigenschaften einer Wohnumgebung*. Siehe hierzu auch Kapitel 3.3.10.

die Uferrandbebauung verwehrt war. Mit Blick auf die städtebauliche und stadtentwicklungspolitische Zielstellung konnte an diesem Punkt ein Erfolg verbucht werden.

6.4 Freizeit

Die Freizeitgestaltung der Mitglieder veränderte sich nach dem Umzug in die Steinbeker Straße stark. Die nachfolgende Tabelle 28 zeigt, dass Kinogänge, Besuche von Sportveranstaltungen, Wildparks und Zoos deutlich abnahmen. Auf der anderen Seite nahmen Urlaubsreisen, Konzertbesuche, Dom- und Freizeitparkbesuche zu.⁶⁹²

Tabelle 28: Übersicht über die durchschnittliche jährliche Häufigkeit ausgewählter Freizeitaktivitäten		
Aktivität	vor dem Einzug*	2 Jahre nach dem Einzug*
	Durchschnitt	Durchschnitt
-1 Kinobesuch	4,94	2,89
-2 Besuch einer Sportveranstaltung	5,98	2,75
-3 Urlaubsreise	1,51	1,89
-4 Konzertbesuch	1,44	2,86
-5 Besuch eines Wildparks oder Zoos	2,04	1,61
-6 Besuch des Doms oder eines Freizeitparks	1,75	1,88

*Die Frage I-82-... und III-48-... lauteten jeweils:»Wie oft in etwa haben Sie innerhalb des letzten Jahres folgendes (Aktivität 1-6) unternommen? «

Die von den Mitgliedern vorgetragenen Gründe für diese Veränderungen ließen sich zu drei Faktoren bündeln: Erstens waren es Veränderungen im privaten Bereich, insbesondere die Geburt eines Kindes. Zweitens zählten hinzugewonnene Wohnqualitäten dazu, wie Nachbarschaftskontakte und Außenanlagen. Drittens schließlich waren solche Veränderungen schlechten Verkehrsanbindungen geschuldet.⁶⁹³

⁶⁹² Siehe zu Freizeitaktivitäten vor dem Umzug im Einzelnen *Tabelle I-82-1: Kinobesuch; Tabelle I-82-2: Besuch einer Sportveranstaltung; Tabelle I-82-3: Urlaubsreise; Tabelle I-82-4: Konzertbesuch; Tabelle I-82-5: Besuch eines Wildparks oder Zoos; Tabelle I-82-6: Besuch eines Freizeitparks*. Für die Aktivitäten nach zweijähriger Wohndauer siehe *Tabelle III-48-1: Kinobesuch; III-48-2: Besuch einer Sportveranstaltung; Tabelle I-48-3: Urlaubsreise; Tabelle I-48-4: Konzertbesuch; Tabelle I-48-5: Besuch eines Wildparks oder Zoos; Tabelle I-48-6: Besuch eines Freizeitparks*.

⁶⁹³ Siehe *Tabelle III-5 1-1: Gründe für Veränderung*.

Die beiden auf den Wohnort bezogenen Faktoren verdeutlichten, dass die Freizeitgestaltung der Erwachsenen selten auf Quartiersebene stattfand, sondern vielmehr entweder innerhalb der Wohnanlage oder außerhalb Hamm-Süds. Die Fokussierung auf die direkte Wohnungsumgebung spiegelte erneut die hohe Wertschätzung von Grün- und Wasserbezug der Wohnanlage mit ihren Aufenthaltsmöglichkeiten wider.

Dies war aber auch Ausdruck geringer Freizeitmöglichkeiten in Hamm-Süd selbst. Neu hinzu kam der ausdrückliche Bezug auf Nachbarn. Diese Mitgliedergruppe wurde einesteils durch ausgesprochene Gartenfreunde repräsentiert, für die der eigene Garten zugleich Ort der Erholung und Ort der Kommunikation zu benachbarten Bewohnerinnen und Bewohnern war. Andernteils fanden sich hier auch Familien mit (jungen) Kindern, die intensiv die nahen Spielplätze am Bille-Ufer nutzten und zu hoch kommunikativen Orten umfunktionierten. Diesen Mitgliedern kam die Gestaltung der Außenanlagen sehr entgegen.

Im Gegensatz zur Freizeitgestaltung der (erwachsenen) Mitglieder war das Freizeitverhalten von Kindern und Jugendlichen nicht ausdrücklich Gegenstand der Untersuchungen. Trotzdem wurde es regelmäßig in zwei Themenkreisen behandelt. Der erste umfasste das Verhalten von Kindern und Jugendlichen in »negativer« Form. Dabei wurde ihnen Lärmen in den Hallenbereichen und den Außenanlagen vorgehalten. Insgesamt 10 Mitglieder (16,9%) sahen darin für sich persönlich einen Hauptmangel des Wohnens in einem Hallenhaus.⁶⁹⁴ Wegen zahlreicher Beschwerden wurde im Jahr der Weltmeisterschaft das Fußballspielen in den Außenanlagen verboten. Solche Beschwerden und Reaktionen lenkten das Augenmerk, jenseits von Erziehung und Toleranz, auf eine Planungslücke: Welche Angebote und Orte stehen Kindern und Jugendlichen nach dem Sandkastenalter im Quartier zur Verfügung? Ein Teil könnte sich für (Wasser-)Sport interessieren und sich über die Vereine vor Ort einbinden lassen. Für einen weiteren Teil könnte das Jugendhaus ein attraktiver Treffpunkt sein. Schließlich könnten sich einige Jugendliche für die populäre Skateranlage im benachbarten Stadtteil Hammerbrook interessieren, die mit dem Bus oder dem Fahrrad erreichbar war.

⁶⁹⁴ Siehe *Tabelle III-58: Persönliche Nachteile des Hallenhauswohnens*.

Der Bedarf an räumlichen und sozialen Angeboten auf Quartiersebene für diese Altersgruppe wird mit Blick auf die hohen Kinderzahlen zukünftig weiter ansteigen und bleibt damit ein Handlungsfeld, auf dem Vereine, die Osterbrook-Schule und die BGFG gemeinsam initiativ werden



Abbildung 66: Stadtteilinformationen

könnten. Gerade Schulen und Wohnungsunternehmen erlangten durch das Programm Soziale Stadt eine gesteigerte Bedeutung für die Quartiersentwicklung mit Blick auf die Bekämpfung sozialer Desintegration. Das mochte einesteils dem Umstand geschuldet gewesen sein, dass beide auch nach einem Ende des Programms im Quartier verblieben. Zum anderen trug das Programm dem Umstand Rechnung, dass soziale Probleme gerade in Schulen und in Wohnanlagen besonders virulent zutage treten konnten.

Ohne expliziten Bezug zur Stadtteilentwicklung warben einige Vereine für ihre Angebote in den Hallenhäusern beziehungsweise an deren Türen, wie zum Beispiel das Stadtteilarchiv in Abbildung 66. Des Weiteren warben die Bewohner und Bewohnerinnen durch Aushänge an den Informationsbrettern für die Teilnahme an Sportangeboten auf Vereinsebene. Schließlich lud auch die BGFG auf diese Weise zu Veranstaltungen ein.

Neben diesen Formen organisierter Freizeitgestaltung fehlte es an Orten in Hamm-Süd, wo Jugendliche sich ungestört aufhalten konnten. Dieser Aspekt wurde von einigen betroffenen Mitgliedern in einem zweiten Themenkreis behandelt, in dem es um Vorstellungen zur Verbesserung der Freizeitangebote für Jugendliche ging.⁶⁹⁵ Die dort geäußerten Ideen ließen zusammengefasst das Bild eines zukünftigen parkartig gestalteten Geländes entstehen, mit Einrichtungen wie einer so genannten Halfpipe oder Ähnlichem, das insbesondere den unbeobachteten Aufenthalt erlauben sollte. Die Entwicklung eines solchen Areals in Hamm-Süd wäre nicht nur als eine zusätzliche Leistung der BGFG vorstellbar, wie es sich einige Mitglieder wünschten und hierbei ihren Blick auf das Parkgelände west-

⁶⁹⁵ Siehe Tabelle II-49: Neuplanung Hamm-Süd.

lich der Steinbeker Straße 4 richteten.⁶⁹⁶ Zusammen mit Jugendlichen könnten die Entwicklung und Gestaltung eines solchen Areals gleichzeitig genossenschaftliche Prinzipien in der Praxis erfahrbar machen. Angesichts der zunehmenden Zahl jugendlicher Quartiersbewohnerinnen und -bewohner könnte dieses Angebot zur Entspannung bestimmter Konflikte im Wohnbereich führen. Gleichzeitig steigert es die Aufenthaltsqualität junger Menschen im Quartier.

Sobald es um die Wahrnehmung von Freizeitangeboten außerhalb Hamm-Süds ging, näherten sich die Problemlagen von Jugendlichen und Erwachsenen wieder an. Hier wirkt sich die unzureichende öffentliche Verkehrsanbindung für die hierauf angewiesenen Mitglieder in den Abendstunden als mobilitätshemmend aus.

6.4.1 Exkurs: Mietergärten

Die Mietergärten der Erdgeschossbewohnerinnen und -bewohner nahmen eine besondere Rolle ein. Sie wurden mit nicht unerheblichem Aufwand gestaltet und gepflegt. Sie erlaubten, durch eigene aktive Gestaltung eine individuelle, persönliche Note zu setzen. Mit Tor und Türschild entstand eine Vorgartensituation, die die Terrassentür symbolisch zum Wohnungseingang umwidmete. Im Vordergrund auf der Abbildung 67 ist eine Variante davon zu sehen.⁶⁹⁷ Von einem Torbogen führten Gehwegplatten, gesäumt von kleinen Laternen, zur Terrasse. Die symbolische Umgestaltung lehnte unverkennbar an die Eigenheimgartenidylle an. Die Mietergärten legten ein Zeugnis davon ab, dass sich selbst gestaltbare Flächen im Wohnbereich sehr großer Beliebtheit erfreuten. Sie zeigten auch, dass in Fragen der Gartengestaltung der Rat der BGFG als zusätzlicher Service ebenso gesucht wurde wie derjenige der Nachbarn. Was bei der oben geschilderten Schneebeseitigung nicht griff, gelang hier: die genossenschaftliche Unterstützung und die Selbsthilfe praktisch umzusetzen.

⁶⁹⁶ Siehe Tabelle III-46: *Vorschläge für zusätzliche Serviceleistungen.*

⁶⁹⁷ Siehe ebenso die Fotoserie »Gärten« im Materialienband.

Darüber hinaus schufen die intensiv genutzten Mietergärten einen Baustein für ein auf Sichtkontakt fußendes System von sozialer Kontrolle, das gleich zwei theoretischen Konzeptionen Evidenz verlieh: den lebendigen Nachbarschaften Jane Jacobs



Abbildung 67: Eintritt über den Garten

und dem auf Kriminalprävention bedachten defensible space von Oscar Newman. Beide, im Kapitel 2 vorgestellt, vermochten Facetten der Entstehung nachbarschaftlicher Beziehungen im Hallenhaus und um es herum interpretieren. Sie werden im folgenden Kapitel diskutiert.

7 Nachbarschaftliches Wohnen im Hallenhaus

Alle Befragten wohnten auch vor ihrem Einzug in die Hallenhäuser in Nachbarschaften, einer Gruppe von Menschen, die zunächst nicht mehr gemein hatten, als nahe beieinander zu wohnen. Damit entsprachen sie der etymologischen Bedeutung des Wortes. Die Erfahrungen der Befragten mit Nachbarn waren äußerst vielschichtig. Mit diesen Erfahrungen zogen sie in die Hallenhäuser an der Steinbeker Straße, wo ihnen ausdrücklich nachbarschaftliches Wohnen am Wasser offeriert wurde. Im Folgenden werden Formen und Verlauf weniger anonymen Wohnens in den Hallenhäusern untersucht. Dabei rückt zunächst das Ausmaß der Kontakte und Aktivitäten in den Vordergrund. Diese werden verbunden mit den Vorerwartungen einerseits und den neuen, vor Ort gewonnenen Erfahrungen andererseits. Dabei werden typische positive Effekte für die Entstehung nachbarschaftlicher Netze herausgestellt wie auch wiederkehrende Reibungspunkte benannt. Sie geben Einblicke in die Struktur nachbarschaftlicher Beziehungen und fragen nach der Berechtigung für ihre sozial-, stadtteilentwicklungs- und gesellschaftspolitische Indienstnahme, die diese Arbeit einleitend thematisierte.⁶⁹⁸

7.1 Nachbarschaftsbildung im Hallenhaus

Als einflussreiche Rahmenbedingungen zur Bildung nachbarschaftlicher Beziehungen untersuchte die Studie verschiedene allgemeine und individuelle Faktoren der Mitglieder. Ein erstes objektives Kriterium bildete die Konzeption des Hallenhauses. Mit seinem glasgedeckten Innenhof und von Stockwerk zu Stockwerk etwas zurück springenden Podesten gestattete das Hallenhaus von jedem Standpunkt aus eine gute Übersicht. Die Orientierung von Küchen und Essbereichen zum Innenhof erlaubte für die mittleren Wohnungen einen raschen Blick in diesen Bereich. So waren die spielenden Kinder bequem im Auge zu behalten – zur Freude der Eltern und zuweilen zum Schrecken anderer Bewohner. Die relative Geschlossenheit der Halle sorgte hier sowohl für einen Regenschutz als auch andererseits für eine gewisse Verstärkung von Geräuschen sowie ein langsames Abziehen von Gerüchen.

⁶⁹⁸ Siehe Kapitel 1 dieser Arbeit.

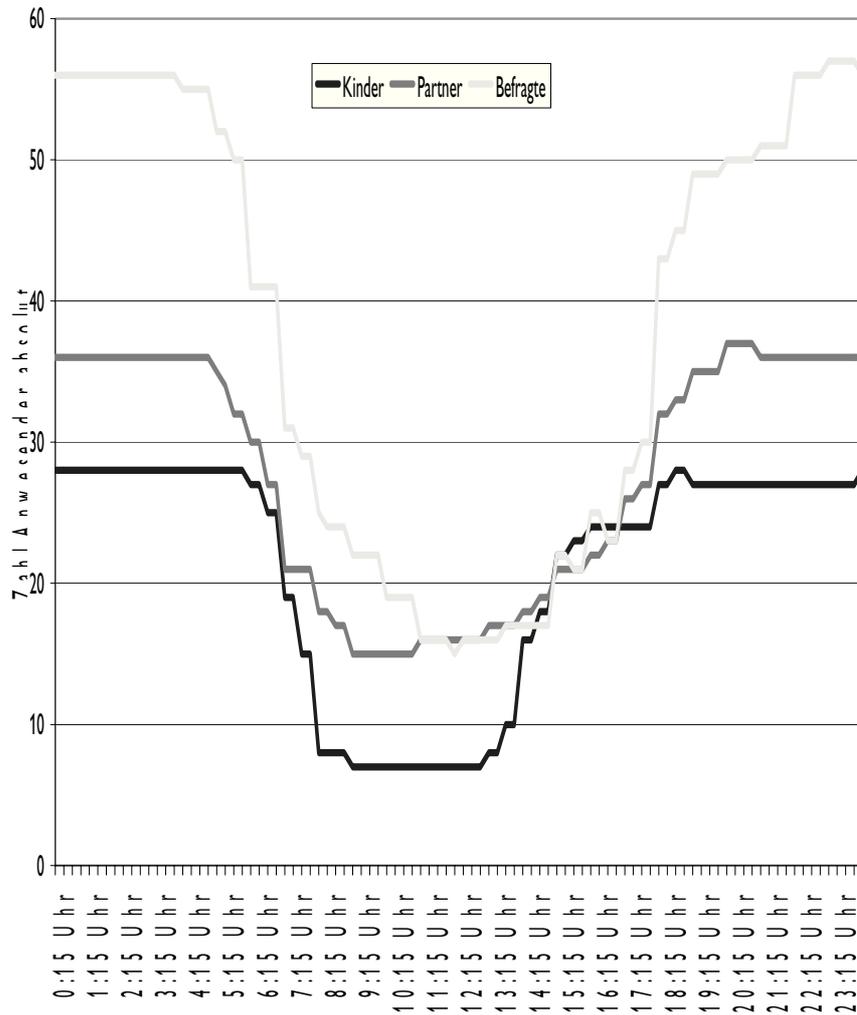
Über die Podeste an der Südtreppe wurden zwei Wohnungen des Westflügels und drei Wohnungen des Ostflügels erschlossen. Über die Podeste der Nordtreppe, an der sich auch ein gläserner Fahrstuhl befand, konnten zwei Wohnungen des Ostflügels und drei Wohnungen des Westflügels erreicht werden. Damit gelangten die Bewohnerinnen und Bewohner desselben Obergeschosses auf demselben Flügel leichter zur Wohnung des gegenüberliegenden Flügels als zur Wohnung nebenan. Die Trennung des Gebäudes verlief entgegen dem Augenschein nicht zwischen West- und Ostflügel, sondern südlich beziehungsweise nördlich der mittleren von fünf Wohnungen eines Geschosses. Damit hatten alle Hallenhausbewohner ein bis zwei direkt angrenzende Wohnungsturnachbarn und insgesamt vier Podestnachbarn. Die Zahl der Nachbarn in unmittelbarer Nähe war also reduziert. Einige Mitglieder interpretierten diese Trennung durch Nord- und Südtreppe als Trennung zwischen älteren Bewohnern, die wegen des Aufzugs eine Wohnung in der nördlichen Hälfte bevorzugten, und jungen Familien, die an der südlichen Treppe und damit näher zu den Spielplätzen wohnten. Diese Interpretation zeigt deutlich, dass die Erschließung nicht nur Kontakte im gewissen Rahmen vorstrukturierte, sondern auch mit einem gewissen Sinn verbunden wurde. Dass dort schließlich von der BGFG Bänke, Stühle und Tische aufgestellt wurden, war ebenfalls ein lesbares Zeichen – es ermunterte die zusätzliche Möblierung der Hallen und der Podeste durch die Bewohnerinnen und Bewohner selbst.⁶⁹⁹ Sehr rasch offenbarte der bauliche Rahmen sein kommunikatives Potenzial nicht nur in Hinblick auf Nachbarschaftskontakte. Allmählich und erst nach langwieriger Erprobung traten seine Grenzen ins Bewusstsein der Nutzenden.

Ein zweites wichtiges objektives Kriterium stellten die Zeiten dar, an denen die Befragten und die Mitglieder ihrer Haushalte in ihrer Wohnung anzutreffen waren. Das Zeitfenster, das ihnen zur Unterhaltung nachbarschaftlicher Beziehungen zur Verfügung stand, hing wesentlich von der beruflichen und familiären Beanspruchung ab. Unter der Modellannahme, alle Mitglieder sowie deren Partnerinnen und Partner und Kinder würden im gleichen Haus wohnen, ergab sich ein Verlauf der Summe der Anwesenden an einem Tag innerhalb der Woche, wie ihn Diagramm 7 dargestellt.⁷⁰⁰ Bei den Schulkindern und Jugendlichen erfolgte eine relativ homogene Strukturierung der Anwesenheitszeiten durch Kindergärten und Schulen. Sie verließen ab 5:45 Uhr das Haus und kehrten gegen 18:00 Uhr heim. Die Partnerinnen beziehungsweise Partner wären in der Zeit von 21 Uhr bis 4:45 Uhr mit einer Ausnahme alle anwesend gewesen. Die befragten

⁶⁹⁹ Siehe hierzu die Fotoserie »Sitzgelegenheit« im Materialienband.

⁷⁰⁰ Der Berechnung liegen zugrunde *Tabelle I-38-1: Anwesenheitszeiten des Mitglieds innerhalb der Woche; Tabelle I-39-1: Anwesenheitszeiten der Partnerin / des Partners innerhalb der Woche; Tabelle I-40-1: Anwesenheitszeiten der Kinder innerhalb der Woche*. Wochenpendler und Schichtwechsler wurden hier nicht berücksichtigt, ebenso nicht die Anwesenheit am Wochenende.

Diagramm 7: Anwesenende im Hallenhaus im Tagesverlauf



Mitglieder schließlich hätten zwischen 22 Uhr und 3:45 Uhr ebenfalls mit einer Ausnahme im Haus angetroffen werden können.

Umgekehrt betrachtet hätte rund ein Drittel der Kinder, die Hälfte der Partnerinnen und Partner und ein Viertel der befragten Mitglieder in der Talzeit von 11 Uhr bis 15 Uhr Gelegenheit, nachbarschaftliche Kontakte aufzunehmen.

Neben diesem Zeitregime beeinflussten subjektive Erfahrungen und Einschätzungen die Bereitschaft, nachbarschaftliche Beziehungen anzubahnen und zu pflegen. Die vor dem Einzug in die Steinbeker Straße gesammelten Erfahrungen der Befragten mit Nachbarn und Nachbarschaft lieferten Hinweise zur persönlichen Bewertung sozialer Kontakte im Wohnungsumfeld. Sie lieferten ebenso Informationen zur Deutung des Begriffs Nachbarschaft durch die Befragten und deren persönlicher Bewertung für den eigenen Alltag. Die Frage zu den Eigenschaften, die einen angenehmen Nachbarn auszeichneten,

ergab ein Idealbild, das für 36 von 81 Mitgliedern (44,4%) von freundlichen und höflichen Umgangsformen gekennzeichnet war.⁷⁰¹ Dann folgten aktive Hilfsbereitschaft, Kommunikativität, Toleranz und Offenheit.

Das Gegenstück zu diesem positiven Ideal wurde mit unerwünschten Zügen wie Rücksichtslosigkeit, Feindseligkeit gegen bestimmte Personengruppen und Aggressivität ausgestattet.⁷⁰² Solche Wunsch- und Schreckensbilder bildeten gewissermaßen die Skala, an der sich neue Nachbarschaften im Hallenhaus würden messen lassen müssen. Diese Einschätzungen ließen sich in zwei Handlungsmaxime übersetzen: zuvorkommende Verkehrsformen einerseits und Einhaltung der Hausordnung andererseits.

Neben ihren Wunschvorstellungen brachten die Mitglieder sehr verschiedene praktische Erfahrungen aus ihrer früheren Wohnsituation ein. So kannten 58 Mitglieder (71,6%) Bewohner im Haus, die dem Mitglied auf seinen Wunsch hin helfen würden.⁷⁰³ Von Nachbarschaftsbesuchen berichteten 36 Mitglieder (44,4%). Das sprach für eine große Vertrautheit, die beim lediglichen Austausch tageszeitlich angepasster Grußformeln nicht vorausgesetzt werden muss.⁷⁰⁴ Schließlich beurteilten 35 von 81 Mitgliedern (43,2%) die Kontakte unter den Mitbewohnerinnen und Mitbewohnern in ihrem alten Haus als rege.⁷⁰⁵

Ein halbes Jahr nach dem Einzug in die Wohnungen an der Steinbeker Straße 4-18 stieg die Häufigkeit der Kontakte deutlich an. Dort beschrieben 62 von 75 Mitgliedern (82,%) die Kontakte im Hallenhaus als rege.⁷⁰⁶ Nach zwei Jahren sprachen noch 46 von 59 Mitgliedern (78,0%) von regen Kontakten.⁷⁰⁷

Die an den Zahlen ablesbare Wellenbewegung, hervorgerufen durch den Anstieg der Werte von der Vorwohnsituation zu den Werten für das erste halbe Jahr nach dem Einzug und dem anschließenden Abschwung zum letzten Interview nach zweijähriger Wohndauer, war symptomatisch für die Bewertung der Nachbarschaft durch die Mitglieder und kehrte in diesem Themenfeld wiederholt auf. In Bezug auf die als rege eingestuften nachbarschaftlichen Kontakte drückte diese Wellenbewegung eine gewisse

⁷⁰¹ Siehe *Tabelle I-57: Kennzeichen angenehmer Nachbarn*. Zedlers Universal-Lexikon von 1740 widmete den hier herausgestellten idealisierten Typen von Nachbarn zwei eigene Einträge. Dort sind »gute« Nachbarn jene, »welche den andern alle Liebe und Freundschaft erweisen, ihnen in Nöten beyspringen und mitleidend Theil an ihrer Noth und Leiden nehmen, deren Bestes mit suchen, und wenn es ihnen wohl ergethet, ihre hertzliche und aufrichtige Freude darüber bezeugen«. (Zedler 1982, Sp. 56) Dem gegenüber sind »böse« Nachbarn solche, »welche gegen andere sich lieblos erweisen, ihnen allen Verdruß verursachen (...) und sich freuen, wenn es ihnen übel gethet«. (Ebenda).

⁷⁰² Siehe *Tabelle I-58: Kennzeichen unangenehmer Nachbarn*.

⁷⁰³ Siehe *Tabelle I-55: Nachbarschaftshilfe im alten Haus*.

⁷⁰⁴ Siehe *Tabelle I-56: Nachbarschaftsbesuche im alten Haus*.

⁷⁰⁵ Siehe *Tabelle I-54: Rege Nachbarschaftskontakte im alten Haus*.

⁷⁰⁶ Siehe *Tabelle II-33: Rege Nachbarschaftskontakte im neuen Haus*.

⁷⁰⁷ Siehe *Tabelle III-16: Rege Nachbarschaftskontakte im Haus zwei Jahre nach Einzug*.

sporadische Kontaktflut aus. Diese war zum einen der relativ kurzen Einzugsphase geschuldet, bei der sich insbesondere an den Wochenenden die Umzugskolonnen vor den Hallenhäusern drängten.⁷⁰⁸ Zum anderen befanden sich 45 Wohnungen unter einem Hallenhausdach, während vor dem Umzug lediglich 6 von 76 Mitgliedern (7,9%) hinter Hauseingängen wohnten, die mehr als 30 Wohnungen erschlossen.⁷⁰⁹ Der Trubel der Einzugs- und Eingewöhnungsphase sollte sich legen. Die größere Zahl der Mitbewohner blieb und verlangte Strategien der Gewöhnung beziehungsweise Regulierung.

Nach der Zufriedenheit mit dem Umfang ihrer Nachbarschaftskontakte befragt, gaben ein halbes Jahr nach ihrem Einzug 64 Mitglieder (85,3%) an, er sei genau richtig so.⁷¹⁰ Nach zweijähriger Wohndauer äußerten dies 53 Mitglieder (89,8%).⁷¹¹ Der Anteil jener Bewohner, der sich mehr Kontakte wünschte, sank im gleichen Zeitraum von 10 Personen (13,3%) auf sechs Personen (10,2%).

Die persönliche Bedeutung nachbarschaftlicher Beziehungen bewerteten die Mitglieder vor ihrem Einzug auf einer Notenskala von eins bis fünf mit durchschnittlich 2,1.⁷¹² Ein halbes Jahr nach dem Einzug änderte sie sich leicht und lag bei durchschnittlich 2,3.⁷¹³ Die Mitglieder dokumentierten in ihrer Gesamtheit sowohl ein hohes Interesse an nachbarschaftlichen Beziehungen wie auch einen hohen Grad der Zufriedenheit mit dem persönlich erreichten Umfang an Begegnungen und Kontakten zu den Hallenhausbewohnerinnen und -bewohnern.

Mit diesen Eckdaten lagen die Grundtendenzen zur Einschätzung nachbarschaftlicher Kontakte, bestehend aus den idealen Ausgangsvorstellungen vor dem Einzug, den zwei Jahre später verwirklichten Formen nachbarschaftlicher Beziehungen wie auch dem Zeitfenster zur Entwicklung neuer Kontakte, in komprimierter Form vor. Sie enthielten zahlreiche Erfolge und Enttäuschungen auf dem Weg zur Nachbarschaftsbildung.

Eine Sensibilisierung für Differenzen in der Bewohnerschaft trat bereits in der Kommunikation zwischen Mitgliedern und der Mitgliederbetreuung durch die BGGF deutlich zutage. Der Umgang damit war eine zentrale Herausforderung für die Bewohnerschaft der Hallenhäuser an der Steinbeker Straße.

Der Verlauf von nachbarschaftlichen Kontakten im Hallenhaus war ein wechselhafter Prozess. Auf der einen Seite konnten langsame Annäherungen zwischen den Bewohnern beobachtet werden. Dies drückte sich am deutlichsten in den Formen und Ausmaßen von Begegnungen und Kontakten aus, die im Folgenden behandelt werden. Hier hinein

⁷⁰⁸ Siehe zu der Verteilung der Einzugsstermine *Tabelle I-64: Einzugsdatum der Mitglieder*.

⁷⁰⁹ Siehe *Tabelle I-206: Zahl der Wohnungen im alten Haus*. Das arithmetische Mittel lag bei 13,9 Wohnungen.

⁷¹⁰ Siehe *Tabelle II-35: Intensität der Nachbarschaftskontakte*.

⁷¹¹ Siehe *Tabelle III-31: Beurteilung des Kontakts zwei Jahre nach Einzug*.

⁷¹² Siehe *Tabelle I-59: Wichtigkeit von Nachbarschaftskontakten*.

⁷¹³ Siehe *Tabelle II-40: Persönliche Wichtigkeit nachbarschaftlicher Kontakte*.

spielten praktische Formen erlebter Nachbarschaftlichkeit. Dazu zählten Hilfestellungen im Alltag wie auch das Austragen von Meinungsverschiedenheiten. Letztere waren dann auch der Motor, die Vorstellung von einer durch das Glasdach verbundene Hausnachbarschaft als Großgruppe aufzugeben. Hieran schloss sich ein dynamischer, fortwährender Prozess der Umstrukturierung bestehender kleinerer Nachbarschaftsgruppen. Sie waren in sich stabiler als die Großgruppe, obwohl sie in sozialer Hinsicht kaum als geschlossen angesehen werden konnten.

Die Nachbarschaftsgruppen und -grüppchen entfalteten vielfältige gemeinsame Aktivitäten.⁷¹⁴ Die von den Mitgliedern persönlich ausgewählten Nachbarschaftsaktivitäten wurden mit Blick auf ihre Intensität näher untersucht.⁷¹⁵ Zunächst stand dabei die Art und Häufigkeit der Aktivitäten im Vordergrund, die die Tabelle 29 zusammenfasst. Im zweiten Jahr nach ihrem Einzug unternahmen 34 Mitglieder (57,6%) etwas gemeinsam mit ihren Nachbarn im Haus.⁷¹⁶ Von den verbliebenen 25 Mitgliedern (42,4%) nannten 11 Mitglieder (45,8%) konkrete Gründe, die nachbarschaftlichen Unternehmungen entgegenstanden.⁷¹⁷ Die Gründe reichten von bewusster Zurückhaltung bis zu fehlender Zeit.⁷¹⁸

Die Aktivitäten der 34 Mitglieder begannen zum Beispiel bei spontanen Treffen am Spielplatz hinter den Hallenhäusern, führten über Grillabende in den Mietergärten und reichten bis zu gemeinsamen Ausflügen.⁷¹⁹ Die Anzahl der jeweiligen Aktivitäten reichte von einem bis zu mehr als 24mal im Jahr, was einem vierzehntägigen Rhythmus nahe kam. Schloss man die Wintermonate bei den Freiluftaktivitäten aus, verkürzten sich die zeitlichen Abstände. Der zu vermutende Aufwand an Vorbereitung und Terminabsprachen sowie die Kosten variierten deutlich. So bedurfte der Besuch kultureller Veranstaltungen, zu denen sie beispielsweise der Bus 112 hätte befördern können, mehr und verbindlichere Absprachen als Treffen in der Halle und Spaziergänge. Die dürften eher spontan verabredet worden sein. Die gleiche Spontaneität kann für die Treffen an den Spielplätzen angenommen werden. Der Unterschied lag hier eher in dem Kreis der Involvierten.

⁷¹⁴ Siehe Tabelle III-23: Beispiele für Nachbarschaftsaktivitäten.

⁷¹⁵ Siehe Tabelle III-24: Ausgewählte Nachbarschaftsaktivitäten.

⁷¹⁶ Siehe Tabelle III-22: Nachbarschaftsaktivitäten.

⁷¹⁷ Siehe Tabelle III-29: Vorhandensein von Gründen für Inaktivität.

⁷¹⁸ Siehe Tabelle III-30: Gründe für Inaktivität.

⁷¹⁹ Siehe Tabelle III-23: Beispiele für Nachbarschaftsaktivitäten.

Tabelle 29: Häufigkeit ausgewählter Nachbarschaftsaktivitäten im letzten Jahr*							
Aktivitäten	Anzahl im Jahr						
	1	2	3	≤ 6	≤ 12	≤ 24	> 24
Wiederkehrende Feiertage feiern	11						
Besuch kultureller Veranstaltungen	5						
Feiern	2	1	1	1		1	
Essen (gehen)	3	1	2				
Sport treiben		1	1		1		1
Geburtstagsfeier	1	2					
Sonnenstudio					1		
Grillabend				2	1	1	
Treffen in der Halle (»mit Kaffee und Kuchen«)				1			1
Ausflüge	1			1		1	
Kinderfest	1						
Fußball (TV) schauen			1				
Krabbelgruppentreffen							1
Spazieren gehen						1	
Treffen mit Nachbarn am Spielplatz						1	3
Treffen im Garten					1	1	
Basteln							1
Teilnahme an Werbe- und Verkaufsanstaltungen	2	1					
Sonstiges	2						
Häufigkeit	28	6	5	5	4	6	7

*Die Frage III-25 lautete: »Wie oft fand (die ausgewählte Aktivität) im letzten Jahr statt?«

Der Spielplatz dürfte vorrangig von Kindern in Begleitung Erwachsener frequentiert worden sein. Hier strukturierte der Ort den Anlass der Begegnung und den Kreis der daran Teilnehmenden vor.

Nach einem Jahr konnte begründet davon ausgegangen werden, dass sich die Familien mit Kindern kannten. Gleiches galt für Nachbarn, die monatlich oder öfter gemeinsam etwas unternahmen. Insoweit es sich um Aktivitäten außerhalb der Wohnanlage han-

delte, kam ein weiteres Moment hinzu. Die Unternehmungen erhielten institutionalisierten Charakter. Die Verabredungen zum gemeinsamen Essen beziehungsweise zum Essen gehen hingegen deuteten auf größere Vertrautheit unter den Beteiligten. Der Ort der häufigsten nachbarschaftlichen Unternehmungen waren in den meisten Fällen das Hallenhaus und die nähere Umgebung. Fahrten über die Grenzen des Quartiers hinaus waren am ehesten bei Ausflügen, bestimmten sportlichen Aktivitäten und dem Besuch kultureller Veranstaltungen zu vermuten.

Wie viele Nachbarn sich zu einzelnen Aktivitäten zusammenfanden, hing auch mit der Intensität der Beziehungen im Hallenhaus zusammen. Am häufigsten, nämlich 23mal, waren zwei Haushalte an nachbarschaftlichen Aktivitäten beteiligt, wie die Tabelle 30 zeigt. Die Einbeziehung von vier Haushalten erreichte noch ein knapp ein Viertel dieses Wertes.

Die größte Zahl der Haushalte war bei wiederkehrenden Feiertagen einbezogen. Dazu zählten zum Beispiel das Osterfest, inklusive obligatorischer Eiersuche, oder der Tanz in den Mai. Diese Feste fanden in der Regel in den Hallenhäusern statt. Ebenso wie natürlich die Hallenhausfeste, von denen das erste im Spätsommer 2000, ein zweites ein Jahr später begangen wurde. Hierbei kam die Überdachung des Hallenhauses voll zur Geltung.

Die Hallenkonstruktion fasste nicht nur im übertragenen Sinne 45 unterschiedliche Haushalte unter einem Dach zusammen, sondern ließ sie auch ganz konkret im wettergeschützten Innenhof einen Eindruck von Gemeinsamkeit erfahren. Gleichwohl hatten die Feiernden für die Vermeidung beziehungsweise Akzeptanz für möglichen Lärm durch die Bewohnerschaft zu sorgen, der solche großen Feste begleitete.

Während die Beteiligung an diesen Feiern eher hausweit offen war, verwiesen die Aktivitäten im kleinen Kreis auf ausgewählte Nachbarn, was über gegenseitige Bekanntheit hinaus auch einen größeren Grad an Vertrauen unter diesen Nachbarn implizierte. Die Nachbarschaftsgröße bei den meisten Aktivitäten pendelte zwischen zwei und vier Haushalten. Würden die Mitglieder jeweils verschiedene Haushalte einbeziehen, könnten die 34 Mitglieder maximal 136 Haushalte erfassen, was in etwa der Summe der Haushalte dreier Hallenhäuser entspricht, mindestens aber 34 Haushalte, wenn alle Mitglieder mit den gleichen Haushalten ihre Aktivitäten bestreiten würden.

Tatsächlich zogen einige Mitglieder in die Hallenhäuser, die sich bereits vorher kannten und mit ihnen sogar in der gleichen Straße wohnten, zum Beispiel in dem nur wenige Meter von den Hallenhäusern entfernten Schadesweg. Betroffen waren davon acht von 19 Aktivitäten, die zusammen 13mal unternommen wurden.⁷²⁰

⁷²⁰ Siehe *Tabelle III-27: Anteil bereits vor dem Einzug bekannter Haushalte an Nachbarschaftsaktivitäten.*

Tabelle 30: Anzahl der beteiligten Haushalte an Nachbarschaftsaktivitäten*									
Aktivität	Anzahl beteiligter Haushalte								
	2	3	4	≤ 6	≤ 9	≤ 18	≤ 27	> 27	k.A.
Feiern		2	1		1			1	1
Essen (gehen)	4	2							
Grillabend		3			1				
Sport treiben	2	1		1					
Fußball (TV) schauen	1								
Treffen in der Halle (»mit Kaffee und Kuchen«)		1			1				
Krabbelgruppentreffen			1						
Ausflüge	1	2							
Wiederkehrende Feiertage feiern	4		1	1		1	2	1	1
Kinderfest									1
Geburtstagsfeier	1		1	1					
Treffen im Garten		2							
Sonnenstudio	1								
Basteln	1								
Spazieren gehen			1						
Treffen mit Nachbarn am Spielplatz	1		1	1					1
Sonstiges	2								
Besuch kultureller Veranstaltungen	4								1
Teilnahme an Werbe- / Verkaufveranstaltungen	1	1		1					
Häufigkeit	23	14	6	5	3	1	2	2	5

*Die Frage III-26 lautete: »Wie viele Familien oder Haushalte haben sich daran beteiligt, Ihre Familie beziehungsweise Ihr Haushalt mit eingerechnet?«

Der Anteil der Verwandten an den Nachbarschaftsaktivitäten lag noch deutlich darunter.⁷²¹ Sie gerieten bei streng begrifflicher Trennung von Verwandtschaft zu

⁷²¹ Siehe Tabelle III-28: Anteil verwandter Haushalte an Nachbarschaftsaktivitäten.

Nachbarschaft leicht aus dem Blickwinkel. Dieser Hinweis war umso bedeutsamer, insoweit verwandtschaftliche Bindungen unter den Hallenhausbewohnerinnen und Bewohnern sowohl existierten als auch das alternierende soziale Netz in den Hallenhäusern genutzt wurde.

Die Zahl nachbarschaftlicher Unternehmungen im zweiten Jahr wies insgesamt ein hohes Niveau auf. Die Häufigkeit signalisierte, dass einige Aktivitäten fest im Alltag der Beteiligten etabliert waren. Zusammen mit der überschaubaren Zahl an Haushalten, die sich zu einzelnen Unternehmungen verabredeten, deutet dies auf große Vertrautheit und starke persönliche Bindungen hin. Zumindest bei 34 Mitgliedern und den mit ihnen in nachbarschaftlichem Kontakt stehenden Hallenhausbewohnerinnen und -bewohnern. Aus der Art der Aktivitäten und der Zahl der beteiligten Haushalte konnten zwei wichtige Schlussfolgerungen gezogen werden. Die Aktivitäten mit großer Beteiligung hatten Festcharakter, wohingegen eine geringere Anzahl der Beteiligten für gemeinsame Freizeitvorlieben in Betracht gezogen werden konnten, bei denen die Trennlinie zwischen nachbarschaftlichen und freundschaftlichen Beziehungen verschwamm.

Die Aktivitäten verdeutlichten außerdem nicht nur die Neigungen der Nachbarn, sondern sagten auch etwas aus über die Nutzungspotenziale des glasgedeckten Hallenbereiches. Diese Potenziale entfalteten sich zwischen den Parametern Witterung einerseits und Akzeptanz der Bewohnerinnen und Bewohner andererseits. Der Hallenbereich eignete sich zum (gelegentlichen) Feiern, zum Kaffeekränzchen und als Ort für spielende Kinder. Zum Musizieren, Tischtennis spielen oder gemeinsamen handwerklichen Tätigkeiten schien er mit Blick auf die Akzeptanz wahrscheinlich weniger geeignet. So wäre ein robust ausgestatteter »Gemeinschaftsraum« kein alternativer Ort für nachbarschaftliche Unternehmungen, wie sie in den Innenhöfen bereits stattfinden, sondern ein ergänzender für die Aktivitäten, die auch unter einem Glasdach schwerlich zu realisieren sind.

7.2 Erfahrungen mit Nachbarschaftshilfe

Von geleisteter Nachbarschaftshilfe sprachen 44 Mitglieder (74,6%)⁷²² im zweiten Jahr nach ihrem Einzug in die Hallenhäuser. Von empfangener Nachbarschaftshilfe berichteten 43 Mitglieder (72,9%)⁷²³ im gleichen Zeitraum. Sie liehen sich Lebensmittel aus, nahmen Pakete an, betreuten Kinder und



Abbildung 68: Spielende Kinder in der Halle

brachten ihre (beruflichen) Fertigkeiten ein bei Reparaturen, Gartenarbeiten oder Computerproblemen oder baten umgekehrt um solche Hilfestellungen. Dass annähernd drei Viertel der Mitglieder nachbarschaftliche Unterstützung leisteten oder erhielten, konnte nach zwei Jahren Wohndauer als sehr hoher Wert verstanden werden. Dabei kannten sich die Bewohnerinnen und Bewohner nur in seltenen Fällen bereits vor ihrem Einzug.⁷²⁴ Die Nachbarschaftshilfe war in drei Häusern in ähnlich großem Umfang anzutreffen, lediglich das dritte Hallenhaus lag unter dem Durchschnitt sowohl bei der Gewährung als auch bei dem Empfang nachbarschaftlicher Hilfeleistungen.

Aus den durch die Studie erhobenen Formen nachbarschaftlicher Unterstützung im Alltag sollen einige beispielhaft erwähnt werden: So eröffnete eine selbst organisierte Kinderkrabbelgruppe einen Erfahrungsaustausch, aber auch ein Zeitfenster für anderweitige Erledigungen.

⁷²² Siehe Tabelle III-18: Leistung von Nachbarschaftshilfe.

⁷²³ Siehe Tabelle III-20: Empfang von Nachbarschaftshilfe.

⁷²⁴ Siehe Tabelle III-27: Anteil bereits vor Einzug bekannter Haushalte an Nachbarschaftsaktivitäten.

Die Übernahme von Einkäufen für Nachbarn beziehungsweise gemeinsame Einkäufe mit ihnen kompensierte deren eingeschränkte Mobilität, die durch Alter, Krankheit oder durch die Situation des öffentlichen Personennahverkehrs verursacht war. Schließlich konnten sich einige Bewohnerinnen und Bewohner den Weg zum Bäcker sparen, da ihnen ein benachbarter Bäcker auf Bestellung die Brötchen morgens nach seiner Arbeit mitbrachte. Die Erdgeschossbewohnerinnen und -bewohner eines Hauses pflegten und gestalteten ihre Mietergärten gemeinsam, wobei sie auf Grenzziehungen zwischen den Gärten verzichteten. Der Übergang von einmaliger zu regelmäßiger Hilfe war fließend und damit ebenso die Stärke der persönlichen Bindung zwischen den Beteiligten.

Die Vorteile von Nachbarschaftshilfe liegen klar auf der Hand. Sie lassen sich manchmal auch in barer Münze gegenrechnen. So ersetzt die Krabbelgruppe den Babysitter, die Einkaufsfahrt mit dem Nachbarn die Fahrt mit dem Taxi. Nachbarschaftshilfe ist hier substitutiv statt alternativlos zu denken. Dabei ist nicht zu übersehen, dass alle Beteiligten in unterschiedlichen Anteilen materiell oder immateriell von der Nachbarschaftshilfe profitieren können. Wohlverstandenes Eigeninteresse leitet hier nachbarschaftliche Beziehungen im Bereich der Hilfeleistung. Die Kinderkrabbelgruppe macht dies besonders deutlich. Sie ist eine Einrichtung auf Zeit, bis die eigenen Kinder den Kindergarten oder die Schule besuchen. Die betreuenden Eltern können sich dann anderen Aufgaben widmen.

7.3 Erfahrungen mit Meinungsverschiedenheiten im Hallenhaus

Meinungsverschiedenheiten waren auch in den Hallenhäusern an der Steinbeker Straße integraler Bestandteil des Alltags. Ihr Auftreten und der Umgang mit ihnen gewann in den Hallenhäusern jedoch eine besondere Note. So wie die Konstruktion des Hallenhauses die Begegnung und Kommunikation

Tabelle 31: Umgang mit Meinungsverschiedenheiten												
Meinungsverschiedenheiten*	Umgangsweisen**											
	Weiß nicht	Polizei wurde gerufen	BGFG wurde informiert	Gespräch(sversuch) zwischen den Beteiligten	Nachbarn griffen helfend ein	Hausverbot wurde verhängt	Beteiligte gehen sich aus	Streitpartei/en zog/en aus	BGFG schrieb betreffende/n Bewohner an	Lautstarke Auseinandersetzung	Sonstiges	Keine Angabe
Beziehungsstreit		4	2		3	3		1		1	1	
Konflikte zwischen Nachbarn über Verhaltensregeln für Kinder	1	1	2	6			3	1	2	1	2	
Lärmbelästigung		3	3	3			1	2	2	3	3	
Hunde		1	2	1				1		1	1	
Als problematisch empfundene Verhaltensweisen einzelner Bewohner		5	3				2	6	1		3	1
Vandalismus		2						2		1	2	
Vorwurf mangelnder Ordnung auf den Podesten									2	1		
Fahrräder vor den Wohnungstüren		1	1	1					1	1		
Ärger mit Jugendlichen		1			1					1		
Streitigkeit zwischen Nachbarn		2	2	4			4	2		2	1	1
Sonstiges		1	2	2	1		3		1		1	
*Die Frage III-33 lautete: »Worum ging es dabei allgemein?«												
**Die Frage III-34 lautete: »Wie wurde damit umgegangen?«												

förderte, dehnte sie tendenziell auch bei Meinungskonflikten den Kreis der aktiv Teilhabenden wie der passiv Beobachtenden auf bis zu 45 Haushalte aus. Das Volumen

beobachteter Meinungsverschiedenheiten verteilte sich im zweiten Jahr nach dem Einzug annähernd gleichmäßig auf alle vier Hallenhäuser. In jedem wurden zwischen acht und neun verschiedene Streitpunkte genannt. Die Inhalte variierten indes.⁷²⁵ Im ersten Haus standen allgemeine Streitigkeiten zwischen Erwachsenen im Vordergrund. Im Haus 8-10 wurden Beziehungsstreitigkeiten in den einzelnen Haushalten besonders wahrgenommen, im nachfolgenden Haus war das Verhalten einzelner Bewohnerinnen und Bewohner als problematisch empfunden worden. Die Bewohner des Hauses 16-18 schließlich nannten Meinungsverschiedenheiten, die insbesondere Verhaltensregeln für Kinder im Gebäude thematisierten.

Das Repertoire an Umgangsweisen mit den beobachteten Differenzen war überschaubar, wie die Tabelle 31 zeigt. Diese waren zwar nicht repräsentativ wegen der geringen Fallzahlen, vermittelten aber dennoch einen Eindruck davon, welche Meinungsverschiedenheiten die Bewohner wem zur Regulierung in die Hände legten. Gleich häufig wurden die Polizei, die BGF und das das Gespräch suchende Mitglied genannt. Die widerstreitenden Parteien schienen den Konflikt nicht zu scheuen – und ebenso wenig die Eskalation. Das konnte umgekehrt auch auf eine schwach ausgeprägte Kompromissbereitschaft hindeuten. Dort, wo Mitglieder zuerst das Gespräch suchten, folgte meistens doch die Information an die BGF und schließlich ein Anruf bei der Polizei. Die Übersicht, die sich auf wiedergegebene Beobachtungen stützt, unterstrich nachdrücklich, dass den Mitgliedern auch insgesamt selten aufgetretene Differenzen im Hallenhaus kaum entgingen – auch dies ein Beleg für die Kommunikativität des Hallenhauswohnens.

⁷²⁵ Siehe *Tabelle III-33: Gegenstand wahrgenommener Meinungsverschiedenheiten.*

7.4 Interpretationen des Hallenhauswohnens

Die variantenreichen Ausprägungen des nachbarschaftlichen Alltags wurden in einer besonderen architektonischen Umgebung erlebt. Sie war in hohem Maße kommunikativ. Die Erschließung der Wohnungen durch den Innenhof, die Orientierung des Essbereiches und der Küche zum Halleninneren und schließlich die Abgeschlossenheit des Innenhofes förderten die Begegnung der Bewohnerinnen und Bewohner. Sie erlaubten zusätzlich, in Ausschnitten den Wohnalltag der Nachbarn optisch, akustisch und durch Gerüche wahrzunehmen. Damit wurden die Bewohnerinnen und Bewohner mehr oder minder unausweichlich als Beobachtende wie auch als Beobachtete in ein System sozialer Transparenz und somit möglicher Kontrolle eingebunden. Dieses hatte zwei Gesichter: Geringere Anonymität förderte einerseits den sicheren Aufenthalt im Hallenbereich. Andererseits setzten sich die dort Aufhaltenden fortwährend dem Urteil der – häufig unfreiwillig wahrnehmenden – Bewohnerinnen und Bewohner aus. Dadurch erhöhte sich der Druck auf die Regulierung des Verhaltens. Die Kinder, die in der Halle verweilten, waren von beiden Effekten betroffen. Sie konnten sich dort ungefährdet aufhalten, waren aber gleichzeitig Anlass für zahlreiche Beschwerden.

Beide Seiten dieses Systems sozialer Transparenz und Kontrolle stellten die Wohnenden vor zwei Herausforderungen. Erstens mussten sie das Ausmaß unfreiwilliger Teilhabe am Hallenalltag für sich dosieren, was Jalousien und Vorhänge nicht immer zu leisten vermochten. Zweitens mussten sie sich beim Betreten der Halle mit der Frage auseinandersetzen, inwieweit sie ihr Verhalten zu regulieren bereit waren, um möglichen negativen Urteilen zu entgehen. Hieraus kann eine gewisse pädagogische Wirkung der Halle gefolgert werden. Es bezog sich auf die gleichen Annahmen, die Godin für das Familistère zugrunde legte. Dort sollten Lob und Tadel durch die Bewohnerschaft das Verhalten positiv beeinflussen und die Selbstkontrolle stärken.⁷²⁶

Die fortgesetzte intensive, jahreszeitlich jedoch schwankende Nutzung des geschützten Hallenbereiches ließ auf seine Beliebtheit schließen. Die sich hieraus ergebenden zahlreichen Gespräche, Meinungsverschiedenheiten zwischen den Bewohnerinnen und Bewohnern sowie den Interventionen Dritter deuteten an, dass die Fragen angemessenen Verhaltens von Kindern und Erwachsenen in dem außergewöhnlichem Hallenbereich auf einen verbindlichen Verhaltenskodex zielten, für den die Hausordnung wenig Stütze bot. Diese kannte Regelungen zum Treppenhaus, die es als »Visitenkarte des Hauses«

⁷²⁶ Siehe hierzu Kapitel 2.4.

definierte, seine Reinigung erläuterte und in ihm »(d)as Spielen der Kinder (...) verbot()«.⁷²⁷ Solche Regelungen waren aber nicht unverändert auf die Hallenhäuser übertragbar. Der überdachte Innenhof bezog im Alltag fortwährend Gemeinsamkeiten und Unterschiede aufeinander und verstärkt sie gleich einem Katalysator.

Ein Blick auf die Wohnanlage an der Steinbeker Straße aus der Perspektive von Jane Jacobs nahm sich zunächst der Erschließungshalle an.⁷²⁸ Die Bewohnerschaft hatte zahlreiche Gründe, die Halle zu durchqueren und sich dort auch aufzuhalten. Durch die Halle führte der Weg Richtung Steinbeker Straße, vorbei an der Informationstafel und der Briefkastenanlage. Außerhalb davon befanden sich die Abfallcontainer. Vor den Briefkästen bestand die Möglichkeit, in die Tiefgarage, den Waschmaschinen- und Trockenraum und zu den Kellerverschlägen abzubiegen. In entgegengesetzter Richtung führte der Weg durch die Halle zur Bille, der Grünanlage und den Spielplätzen. Auf dieser Seite der Halle gelangte man ebenfalls zu den Kellerverschlägen und dem Fahrradkeller. Diese Gründe, den überdachten Bereich zu durchqueren, erhielten erst mit seiner Transparenz besondere Qualität. Sie lud unaufgeregt zur zufälligen Beobachtung ein, welche in diesem Konzept einen vertrauensbildenden Charakter zeigte. Das bestärkte Eltern darin, ihre Kinder in der Halle unbesorgt spielen zu lassen, wie zum Teil auch in den Außenanlagen. Die Einschränkung hing mit der Gefahr zusammen, dass Kinder in die Bille fallen könnten und es für diese Situation mehr bedurfte als eines wachen Blickes, nämlich tatkräftiges Eingreifen. Als eine mögliche Gefahr betrachteten dies 15 von 75 Mitgliedern.⁷²⁹ Dass das Bille-Ufer abgeflacht und damit entschärft wurde, änderte an der Sorge nichts. Hierzu bedurfte es größeres Zutrauen in die Nachbarn, die sich ebenfalls in Ufernähe aufhielten.

An der Steinbeker Straße selbst nahmen die Gründe ab, sich dort aufzuhalten. Die direkten Sichtbeziehungen waren eingeschränkt. Die vor und zwischen den Häusern liegenden Grünflächen wurden nicht genutzt, was die Attraktivität dieser Straßenseite schmälerte. So entstanden die Kontakte zwischen den Bewohnern der Häuser nördlich der Steinbeker Straße und den Hallenhäusern eher am öffentlich zugänglichen Fußweg, der die Bille von der Grünanlage der Hallenhäuser optisch trennte – oder an der obligatorischen öffentlichen Parkbank, die Bahrtdts humaner Städtebau dort hätte platziert haben können.⁷³⁰

Bezog man schließlich das Osterbrook-Viertel in die Betrachtung ein, bildete ein Zeitungs- und Lottogeschäft in der Süderstraße am ehesten das informelle Zentrum des

⁷²⁷ Siehe hierzu BGFG 1996d.

⁷²⁸ Die nachfolgende Interpretation der Hallenhäuser verkennt nicht, dass Jacobs sich, wie in Kapitel 2.1.2 dargestellt, auf großstädtische Quartiere bezog. Das Osterbrook-Viertel und die Steinbeker Straße hingegen tragen deutlich suburbane Züge.

⁷²⁹ Siehe *Tabelle II-45: Gestaltung der Außenanlage*.

⁷³⁰ Siehe Kapitel 2.1.4 dieser Arbeit.

Quartiers, in dem sich zwanglose Gespräche zwischen Quartiersbewohnern ergaben. Die von Jacobs empfohlene Mischung kleiner unterschiedlicher Geschäfte konnte Pemöller 1957 in Hamm-Süd noch kartieren. Im Zuge der raschen Konzentration insbesondere im Einzelhandel verschwanden diese Geschäfte auch in Hamm-Süd – und mit ihnen die Möglichkeiten zum Aufbau von Kontakten innerhalb der Quartiersbevölkerung, wie Jacobs sie formulierte.

Aus ihrer Perspektive wurden räumliche Barrieren hervorgehoben, die die Entfaltung nachbarschaftlicher Kontakte behinderten. Sie ließen sich an der abnehmenden Zahl der Bewohnerinnen und Bewohner verdeutlichen, die bestimmte Bereiche potenziell aufsuchten. Demnach entfaltete sich das dichteste Netz von Kontakten im Hallenbereich, den alle nutzten. Daran schlossen sich die zur Bille orientierten Außenanlagen mit ihren Spielplätzen an, die für den Kreis der Spaziergänger oder den ihre Kinder begleitenden Teil der Bewohnerschaft Gründe boten, sich dort aufzuhalten. An dritter Stelle lag der Bereich zwischen den einzelnen Häusern mit ihren einander gegenüberliegenden Gärten. Sie förderten primär den Kontakt unter den Erdgeschossbewohnern beider Häuser. Sie standen nicht nur in Sicht- und Rufweite zueinander, sondern konnten durch Gartenpforten auch rasch zueinander gelangen. Dem Kontakt zwischen Bewohnern südlich und nördlich der Steinbeker Straße standen, der Perspektive Jacobs folgend, die größten Barrieren im Wege. Zwischen beiden fehlten Sichtbeziehungen. Gründe, die Straße zu betreten, hatten eigentlich nur diejenigen, die das Quartier zu Fuß, mit dem Fahrrad, mit dem Bus oder dem Auto zu verließen.

Die sich herausbildenden Nachbarschaftsgruppen schienen sich tatsächlich nach dem Muster von Straßennachbarschaften zu entwickeln, wonach die Gruppe der Nachbarn von verschiedenen Bewohnerinnen und Bewohnern jeweils individuell gebildet wurde. Für diese konnte auch gelten, was Jacobs als charakteristisch für Nachbarschaften in Kleinstädten formulierte: »(S)hare much or nothing«.⁷³¹ Sich dieser Form von Nachbarschaft zu entziehen, bedurfte es unter den beschriebenen Bedingungen des Hallenhauses tatsächlich einigen Aufwands, nämlich den Aufbau und Erhalt von Distanz.

Mit einem Perspektivwechsel von Jacobs auf Newman und auch Coleman rückt der »defensible space« in den Mittelpunkt. Als ein solcher sich selbst verteidigender Raum funktionierte der oberirdische Hallenbereich tadellos. Hierfür sorgte die überschaubare Zahl der Wohnungen und die daraus resultierende relativ geringe Zahl von Bewohnern und Passanten, die im Gebäude verkehrten. Im Vergleich dazu war die Wohnanlage in der Holzstraße in Linz, Österreich, mit jeweils 200 Wohnungen und kleineren Fenstern zum Hallenbereich – eine Folge der Laubengängerschließung – schwerer durch die Bewohner

⁷³¹ Siehe hierzu Kapitel 2.1.2 dieser Arbeit

zu kontrollieren.⁷³² Tatsächlich trug sich das Linzer Wohnungsunternehmen mit der probeweisen Einführung von Chipkarten zur Einlasskontrolle von Bewohnern, so genannten »Hausbesorgern« und Handwerkern.

Der Übergang von der Steinbeker Straße zum Hallenhaus hob sich durch anders strukturierte und andersfarbige Pflasterung deutlich vom Bürgersteig ab. Der



Abbildung 69: Handwerker auf einer Loggia

Hauseingangsbereich war gut einsehbar, die Tür war in der Regel geschlossen. Den Weg zwischen den Häusern säumten Gärten, in denen sich die Bewohner potenziell aufhielten und mögliche Eindringlinge rasch identifizierten. Gleichzeitig erschwerten die den einzelnen Erdgeschosswohnungen eindeutig zugeordneten Mietergärten den Einstieg in die sich über den Gärten befindenden Loggien.⁷³³ Diese Eindeutigkeit schwand etwas im Bereich der Bille, mit der Folge, dass der Wanderweg eher von dem halböffentlichen Charakter der Außenanlage und Spielplätze überformt wird, als umgekehrt der öffentliche Charakter dieses Weges sich auf die angrenzenden Anlagen ausdehnte. Aus Colemans Perspektive bestand hier eine diffuse Gemengelage, die die massiven Zäune um die Spielareale herum nicht vollends kompensierten.

Ein neuralgischer Punkt blieben die Tiefgaragenausfahrten. Sie waren nicht vollständig zu überblicken. Allerdings profitieren sie wie die gesamte Wohnanlage davon, dass die Steinbeker Straße in einer Sackgasse endete und daher fast nur Anwohnerverkehr verzeichnete.

Schließlich wurden in der Halle und auch außerhalb einige Abfallkörbe aufgestellt, die einer schleichenden Verschmutzung begegnen sollten. Darum kümmerten sich auch einige Bewohner und schließlich die Hausverwalter. Deren unermüdliches promptes

⁷³² Siehe zur Wohnanlage Holzstraße in Linz / Österreich die Abbildungen M 9 und M 10. Für Materialien und Informationen danke ich Herrn Mair von der GWG Linz.

⁷³³ Siehe hierzu die Fotoserie »Gärten« und »Loggien«.

Entfernen von Graffiti sorgte auch dafür, dass nach anfänglichen Versuchen die Sprayer davon absahen, die Hallenhäuser auf ihre Weise zu gestalten.

Die objektive Gefahr von Vandalismus oder Kriminalität war insgesamt im Bereich der Steinbeker Straße gering einzuschätzen – auf der südlich gelegenen Billerhuder Insel galt die Situation schon drei Jahrzehnte vorher als ein »Paradies« aus polizeilicher Sicht, wie in Kapitel 4.1 beschrieben. Die bekannt gewordenen Fälle, wie etwa Beschädigungen an Pkw, die an der Steinbeker Straße parkten, und weitere von Kindern beschädigte Pkw in der Tiefgarage, dokumentierten die geringe objektive Gefahrenlage.

Die subjektive Wahrnehmung unterschied sich hiervon von Fall zu Fall erheblich. Zu ihr gehörte das Unbehagen, allein auf schlecht überschaubaren und unzureichend beleuchteten Wegen zu gehen oder auch im Dunkeln an einer Bushaltestelle zu warten.⁷³⁴ Dazu gehörte aber auch der Blick, der selbst die in Abbildung 69 gezeigten Handwerker unter Verdacht setzte, nicht etwa das Regenwasserfallrohr von der Loggia aus reparieren zu wollen.

Das hier vorgeführte Konzept »defensible space« verknüpfte die Inspektion von Räumen, mit Blick auf ihre selbstverteidigenden Charaktere kontinuierlich mit sozialen Komponenten: Nachbarn, die sich im Garten aufhielten oder aus dem Fenster schauten. Die Erwartung, dass Nachbarn auch handeln – etwa selber eingreifen oder die Polizei rufen –, wenn sie etwas Ungewöhnliches beobachtet haben, band Newman an das Eigentumsverhältnis. Als Eigentümer verteidigten die Nachbarn das Wohnrevier, insbesondere das eigene. Aus diesem Blickwinkel war das Konzept treffender als »defensible neighbourhood« bezeichnet denn als »defensible space«. Dieser Vorrat an »Gemeinsinn« bildete dazu das chiffrierte Bindeglied solcher kommunalen kriminalpräventiven Strategien. Aus diesem schöpfte aber auch Jacobs, wenn sie durch zahlreiche »eyes upon the street« dort spielende Kinder in Sicherheit währte.⁷³⁵

Schließlich interpretierten und diskutierten die Hallenhausbewohnerinnen und -bewohner ebenfalls ihre Wohnanlage. In der Frage, ob ihr Haustyp Nachbarschaften fördere, waren sich die Mitglieder ein halbes wie auch zwei Jahre nach ihrem Einzug mehrheitlich einig. Nach einem halben Jahr waren es 51 von 75 Mitgliedern (68,0%)⁷³⁶, die diese Frage eindeutig bejahten, nach zwei Jahren 39 von 59 Mitgliedern (66,1%).⁷³⁷ Ihnen gegenüber verneinten 11 von 59 Mitgliedern (18,6%) diese These. Weitere 7 Mitglieder zeigten sich unentschieden.

⁷³⁴ Mit Letzterem begründete ein Mitglied abnehmende Freizeitaktivitäten. Siehe *Tabelle III-51: Gründe für die Veränderung*; Kriminalität wurde dreimal (2,4%) als Nachteil des Wohnens in Hamm-Süd genannt. Siehe *Tabelle III-58: Persönliche Nachteile des Hallenhauswohnens*.

⁷³⁵ Jacobs 1992, S. 35.

⁷³⁶ Siehe *Tabelle II-39: Förderlichkeit der Halle für nachbarschaftliches Wohnen ½ Jahr nach Einzug*.

⁷³⁷ Siehe *Tabelle III-38-1: Tendenz der Meinungen zur Frage, ob das Hallenhaus nachbarschaftliches Wohnen fördere*.

Die nachbarschaftsfördernde Wirkung der Hallenhausarchitektur begründeten die Mitglieder am häufigsten mit drei Argumenten: der intensiven Wahrnehmung der Bewohner, dem engen Kontakt zu den Wohnungsnachbarn sowie durch die Halle als Treffpunkt und Ort für vielfältige Nutzungen.⁷³⁸ Die Zustimmungenden führten weitere Einflussfaktoren auf, die ihrer Ansicht nach die Bildung von Nachbarschaften im Hallenhaus förderten. So sahen einige die Vielzahl der Familien in den Häusern als wichtigen, Nachbarschaft fördernden Faktor, da sie die baulichen Gegebenheiten wie Innenhof und Spielplätze intensiv mit ihren Kindern nutzten. Andere hoben die Bedeutung der Mietergärten hervor, die als Ausgangspunkt für Kontakte mit Gartennachbarn dienten. Und schließlich erwies sich in den Augen eines Mitglieds die gemeinsame Beseitigung eines Wasserschadens im Keller als nachbarschaftsfördernd, da von diesem Schaden schließlich alle Hausbewohner betroffen waren und sie sich deshalb gegenseitig halfen, ihr Hab und Gut zu retten. In den Augen der Befürworterinnen und Befürworter beförderten architektonische Gegebenheiten zusammen mit sozialen Gemeinsamkeiten Entstehung und Entwicklung von Nachbarschaften im Hallenhaus.

Die Argumente, mit denen ein die Nachbarschaft fördernder Einfluss der Hallenhausarchitektur bestritten wurden, sahen gerade die zu Beginn des Hallenhauswohnens aufgetretenen engen Kontakte als Problem an, insoweit dadurch nötige Rückzugsmöglichkeiten beschnitten wurden.⁷³⁹ Andere gingen sogar darüber hinaus und sahen in der Vielzahl der Kontakte eher Auslöser für Stress und Streit. Ebenso sei die Bildung von Nachbarschaften durch die großen sozialen Unterschiede in den Hallenhäusern erschwert worden. Die weiteren ablehnenden Meinungen sahen in den persönlichen Charakterzügen der Bewohnerinnen und Bewohner die hauptsächlichen Hinderungsgründe für die Nachbarschaftsbildung, also weniger in der Architektur. Nachbarschaften entstünden ihnen zufolge primär durch eigenes Bemühen. Trotz guter Konzeption, so die abschließende Meinung eines Mitglieds, käme es eben immer auf die Menschen selbst an.

Die Ablehnung der These von der Förderung nachbarschaftlichen Wohnens basierte im Kern auf der Überstrapazierung dieses Teils der Bewohnerschaft durch die Kontaktfülle, die ihr durch die Hallenhausarchitektur begegnete.

⁷³⁸ Siehe Tabelle III-38-2: *Fördert das Hallenhaus nachbarschaftliches Wohnen? Argumente der Zustimmungenden.*

⁷³⁹ Siehe Tabelle III-38-3: *Fördert das Hallenhaus nachbarschaftliches Wohnen? Argumente der Ablehnenden.*

7.5 Bilanz nachbarschaftlichen Wohnens im Hallenhaus

Das Hallenhaus war als architektonischer Entwurf kommunikativen Wohnens angetreten. In der Tat stieß dieses Wohnmodell vielfältige Kommunikation an. Der überdachte Innenhof spielte dabei eine gewichtige Rolle. Er bahnte die primären Kontakte an und war Ort erster Hallenfeste.

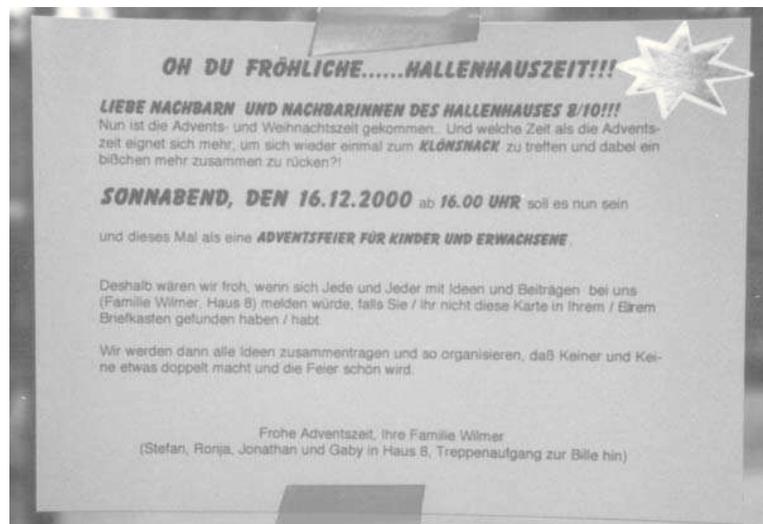


Abbildung 70: »OH DU FRÖHLICHE... HALLENHAUSZEIT«

Die anfängliche Begeisterung der Bewohnerschaft drüber relativierte sich nach zwei Jahren zu einer gewissen realistischen Gelassenheit. Die Menschen haben sowohl die Möglichkeiten der Halle ausprobiert als auch deren Grenzen erkannt. Die Formulierung und Vereinbarung gemeinsam getragener Regeln des allseits akzeptierten Umgangs mit dem Hallenbereich stehen indes noch aus. Zwar kann man in allen vier Häusern eine Bereitschaft zur Diskussion hierüber verzeichnen, doch gleichzeitig schwindet das Bestreben, dieses utopisch anmutende Vorhaben konsequent weiterzuverfolgen. Gleichwohl bleibt es als Ziel attraktiv, da es die Bewohnerinnen und Bewohner in den Stand setzt, an der Regulierung von gegensätzlichen Interessen teilzuhaben.

Die Gesamtheit der Bewohnerschaft hat sich unterdessen in einer Vielzahl kleinerer Nachbarschaften zusammengefunden. Sie verbindet gemeinsame Interessen. Diese haben natürlich keinen statischen Charakter. Vielmehr gruppieren sie sich um und neu, sobald sich der verbindende Kanon an Ansichten, Interessen oder Gemeinsamkeiten auflöst. Das gelingt in kleineren Gruppen leichter und schneller. Der Innenhof ist für die Nachbarschaftsgruppen jetzt *Ort* und nicht *Grund* der Begegnung. Neben der mehr oder minder regelmäßigen gemeinsamen Freizeitgestaltung hat sich eine Kultur nachbarschaftlicher Hilfe auf breiter Ebene etabliert. Sie kann in ihrer Bedeutung für die Mitglieder kaum überschätzt werden. Das Ausmaß an gewährter und empfangener Hilfe hält sich die Waage. Aus dieser nachbarschaftlichen Perspektive kann berechtigt von einer fröhlichen Hallenhauszeit gesprochen werden, wie sie in Abbildung 70 angestimmt wurde.

Ob diese nachbarschaftlichen Prozesse von der Hallenhausarchitektur gefördert wurden, ist unter den Mitgliedern umstritten. Ihre Argumente für und wider die These von der Förderung nachbarschaftlichen Wohnens offenbaren zwei gegenläufige Tendenzen. Beide bestätigen sich selbst. Trotzdem sind sie wirkmächtig. Die erste konstatiert zu große soziale Unterschiede unter den Bewohnerinnen und Bewohnern, die nachbarschaftlichem Umgang bedauerlicherweise entgegenstünden. Drückt das Bedauern die Sympathie mit solidarischen Prinzipien aus, wie sie der Genossenschaftsgedanke beinhaltet, gilt der Verweis auf zahlreiche Differenzen unter den Mitgliedern als Beleg dafür, dass mit den jetzigen Nachbarn die Verwirklichung dieser Idee als unwahrscheinlich anzusehen ist. Diese Tendenz beinhaltet damit unausgesprochen ein Plädoyer für Bewohnerschaften, die der gleichen sozialen Schicht angehören gern unter sich blieben. Diese Ansicht wird eher von höheren sozialen Schichten formuliert.

Die zweite Tendenz betrifft die Wunschvorstellung von kleinen, an gemeinsamen Interessen orientierten Nachbarschaftsgruppen, deren Entstehung durch kommunikative Architektur befördert werde. Damit wird auf die fortwährende Erfolgsgeschichte verwiesen, die als Beleg die beständig neu entstehenden Nachbarschaftsgruppen anführt und sich so gänzlich den Fragen nach einem gruppenübergreifenden Kanon verbindlicher Regulierungen entzieht.

Beide Tendenzen stellen genossenschaftliches Selbstverständnis auf die Probe. Während die erste den Gedanken an sozialen Ausgleich für uneinlösbar erklärt, blendet die zweite gruppenübergreifende, gemeinsame soziale Ziele gänzlich aus. Beide Tendenzen können in ihrer jeweiligen bewussten Zuspitzung nicht als Verbündete bei der Vermeidung sozialer Desintegration gelten.

Die Stärkung partizipativer Strukturen insbesondere bei der Regulierung von Meinungsverschiedenheiten gewinnt aus dieser Perspektive an Gewicht und kann als strategisches Ziel aufgegriffen werden. Eine Moderation des Dialoges über den Umgang mit Differenzen hat nicht deren endgültige Beseitigung zum Ziel. Sie strebt vielmehr die Stärkung der selbstständigen Lösungsbereitschaft unter Genossenschaftsmitgliedern an. Dies führt unmittelbar zum Ausgangspunkt zurück: der Hallenhausarchitektur. Sie wirkt gleich einem Katalysator für einen facettenreichen Wohnalltag.

Tabelle 32: Persönliche Vorteile des Hallenhauswohnens

Vorteile	Häufigkeit	Prozent
Guter Kontakt zu Nachbarn	20	13,7%
Helligkeit im Gebäude und der Wohnung	14	9,6%
Kinder können Hallenbereich gut nutzen	12	8,2%
Ruhe	8	5,5%
Offenheit / Transparenz in der Halle	7	4,8%
Ausblick auf und über die Bille	7	4,8%
Halle kann vielseitig genutzt werden	7	4,8%
Sicherheit in der Halle durch Beobachtung der Bewohner/innen	6	4,1%
Geringer Verkehrslärm	5	3,4%
Wohnung gefällt	5	3,4%
Großes Treppenhaus gefällt	4	2,7%
Gebäude verströmen freundliche Atmosphäre	4	2,7%
Tiefgarage gefällt	4	2,7%
Fahrstuhl	4	2,7%
Garten	3	2,1%
Man kennt seine Nachbarn zumindest vom Sehen her	3	2,1%
Kinder haben ihr eigenes Zimmer	2	1,4%
Konzept nachbarschaftlichen Wohnens gefällt	2	1,4%
Kurzer Weg zur Arbeit	2	1,4%
Angenehmes Wohnen	2	1,4%
Verwandtschaft wohnt in der Nähe	2	1,4%
Guter Service der BGFG	1	0,7%
Ausflugsfahrten	1	0,7%
Erschließung der Wohnung über eigene Tür und Podest gefällt	1	0,7%
Moderne Architektur	1	0,7%
Ich sehe keine Vorteile	5	3,4%
Weiß nicht	2	1,4%
Sonstiges	12	8,2%
Summe der Antworten	146	100%
Gesamt: 59		

Die Frage III-57 lautete: »Worin sehen Sie für sich und Ihre Familie oder Ihren Haushalt die Vorteile des Wohnens in diesem Hallenhaus?«

In der Bilanz der befragten Bewohnerinnen und Bewohner schlägt sich dies deutlich nieder – sowohl in den von den Mitgliedern formulierten persönlichen Vorteilen⁷⁴⁰ als auch den Nachteilen⁷⁴¹ des Wohnens im Hallenhaus. Die Architektur der Hallenhäuser erfreut sich nach zweijähriger Wohndauer eines anhaltend hohen positiven Zuspruchs, wie die Tabelle 32 zeigt. Das bezieht sich sowohl auf technische und soziale Aspekte als auch auf ihren praktischen Gebrauchswert. Helligkeit, Sicherheit, Hallennutzung sowie Gefallen an der Wohnung sind die Schlagworte, die die architektonischen Dimensionen abdecken. Bei den Nachteilen der Architektur werden die Witterungsanfälligkeit und die mangelnden Staumöglichkeiten in der Wohnung in den Vordergrund gestellt. Mit Platzmangel haben auch jene Mitglieder zu ringen, die fehlende Parkmöglichkeiten als Nachteil ihres Quartiers benennen. Als weitere Nachteile erachten sie fehlende Infrastruktureinrichtungen und die Problematik der öffentlichen Verkehrsanbindung. Hinzu kommen Kriminalität und Straßenprostitution als Image schädigende Phänomene im Quartier Hamm-Süd.

Als Vorteile werden von ihnen der Wasserbezug zur Bille und die Ruhe durch das geringe Verkehrsaufkommen genannt. Die geäußerten Stärken fallen überwiegend zu Gunsten der Hallenhäuser, die Schwächen mehrheitlich zu Ungunsten des Quartiers aus. Indem 20 Nennungen (13,7%) den guten Kontakt zu Nachbarn zum wichtigsten Vorteil des Wohnens im Hallenhaus küren, unterstreichen sie die bisherigen Erfolge kommunikativen Wohnens. Diese finden ihre Grenzen in dem Verlust an Rückzugsmöglichkeiten, also einer gewissen Anonymität. Es sind die beiden Seiten der gleichen Medaille. Sie sind als Auftrag lesbar, an der Balance zwischen nachbarschaftlicher Integration und dem Recht auf Privatheit zu arbeiten. Aber auch jenseits aller Nachbarschaftlichkeit ist der Vorteil, seine Nachbarn zumindest vom Sehen her zu kennen, ein wichtiger Indikator für den tatsächlich erfolgenden Abbau von Anonymität durch die Hallenhausarchitektur. Dass schließlich 5 Nennungen (3,4%) keine Vorteile und 12 Nennungen (9,7%) keine Nachteile erkennen lassen, ist auch ein Ergebnis.

⁷⁴⁰ Siehe Tabelle III-57: Persönliche Vorteile der Hallenhauswohnens.

⁷⁴¹ Siehe Tabelle III-58: Persönliche Nachteile des Hallenhauswohnens.

8 Mit Nachbarn Städte bauen? Ein Fazit

Die Bilanz nachbarschaftlicher Kontakte im Hallenhaus weist bei 90 Prozent der befragten Mitglieder ein Maß aus, das ihnen persönlich genau richtig erscheint. Hinter diesem Spitzenwert verbergen sich sehr verschiedene Ausprägungen von Beziehungen, die sich auch deutlich voneinander unterscheiden lassen.

Eine als klassisch zu bezeichnende Variante zentriert sich um den Bereich der Hilfeleistung und Unterstützung. So borgen sich die Nachbarn gegenseitig Lebensmittel oder helfen anderen bei Computerproblemen. Der Ort dieser nachbarschaftlichen Kontakte ist das Hallenhaus, ihr Zustandekommen trägt zufälligen Charakter. An dieser Form sind selten mehr als zwei Bewohnerinnen oder Bewohner beteiligt. Solche Formen können als alternative Strategien zur Lösung individueller, kurzfristig auftretender Problemlagen interpretiert werden.

Eine weitere Variante tritt im Zusammenhang mit der Freizeitgestaltung hervor. Sie beruht auf gemeinsamen Interessen und Vorlieben. Hier kann die Zahl der Beteiligten erheblich variieren. Sind bei gelegentlichen Festen zu wiederkehrenden Feiertagen in der Halle potenziell alle Bewohnerinnen und Bewohner involviert, beschränkt sich die Zahl bei anderen häufigen Aktivitäten auf zwei bis sechs Haushalte. Diese Kontakte finden entweder innerhalb des Hallenhauses oder in den Außenanlagen statt oder aber außerhalb des Stadtteils Hamm-Süd. Die Halle bildet hier den Ausgangspunkt für gemeinsame Aktivitäten, in den Außenanlagen, im Quartier oder außerhalb Hamm-Süds.

Die letzte Variante nachbarschaftlicher Kontakte und Beziehungen nimmt wegen ihrer Häufigkeit einen institutionalisierten Charakter an. Hier sind in der Regel zwei bis maximal vier Haushalte einbezogen. Wegen der Intensität können solche nachbarschaftlichen Beziehungen in freundschaftliche überwechseln, die auf gemeinsamen Hobbys und Neigungen oder auch emotionale Bindungen beruhen. Bei diesen engen Beziehungen entfällt die Bedeutung des Hallenhauses, sowohl als Ort als auch als Grund für Kontakte, nahezu ganz.

Zusammengenommen lässt dies die Schlussfolgerung zu, dass die Zahl von 45 Haushalten, die gemeinsam über einen gemeinsamen überdachten Innenhof verfügen, groß genug ist, um unter diesen auf Nachbarn zu stoßen, mit denen zu reden oder einen Teil der freien Zeit zu verbringen attraktiv erscheint. Diese Nachbarn oszillieren begrifflich zwischen der räumlichen Position innerhalb eines Gebäudes – und sind damit in gewisser Weise austauschbar – und den konkreten unverwechselbaren Personen mit ihren individuellen Merkmalen.

Hieran schließt sich die Kernfrage nach dem genuinen Beitrag an, welchen die besondere Architektur des Hallenhauses zur Förderung nachbarschaftlicher Beziehungen leistet. Die zurückhaltendste These zum Einfluss der Architektur auf den sozialen Alltag ihrer Nutzerinnen und Nutzer äußert in dieser Arbeit Coleman. Schlechtes Design würde ihrer Ansicht nach überhaupt nichts determinieren, sondern lediglich die Schwierigkeit erhöhen, derer sich die Bewohnerschaft zu erwehren hätte, um einen zivilen Umgang aufrechtzuerhalten. Bezogen auf die Entwicklung nachbarschaftlicher Beziehungen auf die Hallenhäuser bedeutet dies, insbesondere den Innenhof genauer in den Blick zu fassen.

Der überdachte Innenhof trägt zuerst prestigebildende Qualitäten, was die Befragten nicht ohne gewissen Stolz und variantenreich bekunden. Die Befragten bezeichnen das Erscheinungsbild der Hallenhäuser als Beispiel einer besonderen Architektur, die hier identitätsstiftend wirkt. Zum anderen ist der Hallenbereich der zentrale Ort für Begegnungen und Kontakte. Ihn zeichnet Helligkeit und Transparenz aus und ebenso ein halböffentlicher Charakter. Solche Qualitäten unterstützen Kommunikation auf vielfältige Weise. Beim Betreten des Hallenbereichs von der Wohnung aus oder auch von außen ist er gut zu überschauen. Mögliche Anwesende können rasch erkannt werden. Damit besteht für die Eintretenden und Anwesenden eine Bedenkzeit für die Wahl der Kommunikationsform und der -inhalte. Da viele Hallenhausbewohnerinnen und -bewohner sich nach zweijähriger Wohndauer »zumindest vom Sehen her kennen«, erleichtert diese Kenntnis die Identifikation der Anwesenden und deren Einteilung in Bewohner oder Besucher. Der Innenhof ist damit kein angstbesetzter Raum. Dies unterstreichen die zahlreichen Sitzgelegenheiten, die von den Wohnenden in allen vier Häusern aufgestellt wurden und im Materialienband zu sehen sind.

Die Sitzgelegenheiten dienen unterschiedlichen Zwecken. Einige werden zu dekorativen Zwecken aufgestellt. Andere Sitzgruppen werden als wettergeschützte Raucherecke genutzt. Eine dritte Art wurde zu regelrechten Hallenhauswohnzimmern ausgebaut, mit Teppich auf dem Boden und Kaffeegeschirr und Blumenvase auf dem Tisch, was alles auch tatsächlich benutzt wird. Hier haben die Mitglieder der BGFG und ihre Mitgliederbetreuung offenkundig zu einer Interpretation von Unfallverhütungs- und Brandschutzverordnung gefunden, die diese Möblierung und Dekoration zumindest duldet.

Von einem sicheren Aufenthalt in der Halle zeugen auch die spielenden Kinder, die sich wegen der zahlreichen Augen, die sich auf den Innenhof richten (können), in geschützter Umgebung wännen können. Damit hat sich die Hallenhausarchitektur in der Dimension, wie sie an der Steinbeker Straße realisiert wurde, grundsätzlich als kommunikationsfördernd herausgestellt.

Die beschriebenen und sichtbaren Funktionen und Nutzungen, die eben das hohe kommunikative Potenzial dieser Architektur belegten, stellten sich im Verlauf der soziolo-

gisch-empirischen Untersuchung selbst als kommunikationsfördernd heraus. Das beginnt bei den Geschmacksurteilen über die Dekoration der Wohnungseingangsbereiche durch die Bewohner und endet bei der Diskussion um das angemessene Verhalten der Kinder in der Halle, auf deren Rücken im Kern unterschiedliche Erziehungsvorstellungen der Eltern thematisiert werden.

Die Architektur bietet zudem in verschiedenem Ausmaß die sensorische Teilhabe an den Aktivitäten im wettergeschützten Innenhof, hauptsächlich durch die zahlreichen hierhin orientierten französischen Fenster mit den dahinter liegenden Küchen, Bädern und Essbereichen. Die Orientierung erlaubt gleichermaßen, die Hallennutzung zu beobachten, wie auch Meinungsverschiedenheiten darüber, insoweit sie in der Halle ausgetragen werden. Die technische Dimension dieser Transparenz haben die Bewohner mit Jalousien und dergleichen mehr reguliert. Das erlaubt ihnen eine Dosierung der wahrzunehmenden Aktivitäten. Für die soziale Dimension entwickeln sich innerhalb zweier Jahre unterscheidbare Strategien zur Regulierung von Meinungsverschiedenheiten.

Eine rigorose Strategie setzt dabei auf Verbot, eine weitere auf Dialog und eine dritte schließlich auf die Stärkung der Problemlösungspotenziale durch Einübung mediativer Verfahren. Alle drei Strategien haben ihre Berechtigung. Die ersten beiden werden situationsgebunden eingesetzt, die dritte befindet sich nach zwei Jahren noch in einer Entwicklungsphase. Alle drei beziehen die BGFG aktiv mit ein. In der Rolle als Vermieterin empfiehlt, mahnt an oder untersagt sie bestimmtes Verhalten ihrer Hallenhausbewohnerinnen und -bewohner. Als Genossenschaft ist sie bestrebt, dieses Handeln mit der Zielvorstellung eines nachbarschaftlichen Wohnens mit Elementen genossenschaftlicher Selbsthilfe zu verbinden. Bei der Regulierung von Meinungsverschiedenheiten über bestimmte Verhaltensweisen ist der Rahmen für genossenschaftliches Eingreifen eng begrenzt. Sie hängt von der Schwere der Fälle ab, der Zahl der Involvierten, die im Hallenhaus wegen der Transparenz rasch sehr groß sein kann, wie auch von den rechtlichen Rahmensetzungen, wie zum Beispiel der Hausordnung, die Teil des Nutzungsvertrages ist. Dieser Zusammenhang lässt den Schluss zu, dass die Hallenhausarchitektur nicht allein die Kommunikation unter den Wohnenden fördert, sondern gleichzeitig alle Beteiligten herausfordert, sich über die Nutzung zu verständigen, soll die Halle mehr Funktionen erfüllen, als ein gewöhnliches Treppenhaus – nämlich vor allem Bewohner durchzuschleusen.

In ähnlicher Form findet sich dieses Moment der sozialen Regulierung innerhalb der Wohnungen wieder. Der zu einem Allraum zusammengefasste Wohn- und Essbereich gestattet vielfältige Nutzungen. Sobald sie jedoch konkurrieren – bei gleichzeitigem Fernsehen und Radiohören zum Beispiel –, müssen die Haushaltsmitglieder eine Lösung finden, indem sie ihre Aktivitäten räumlich separieren, Kopfhörer einsetzen, die Nutzungen

zeitlich koordinieren oder eine Trennwand einziehen und somit die akustischen Überschneidungen aus Wohn- und Essbereich vermindern. Solche scheinbaren Banalitäten offenbaren die grundsätzliche Problematik des Umgangs mit architektonischen Potenzialen. Sie entfalten ihre Möglichkeiten auf der Grundlage von Regulierungen unter den Beteiligten. Diese basieren gleichermaßen auf Gewohnheit, Kreativität oder schlicht den haushaltsinternen Machtkonstellationen. Für den Einbau einer Trennwand sprachen sich nur wenige Mitglieder aus. Die Mehrheit der Befragten beurteilte die Raumkonzeption dementsprechend positiv. Die Vielfalt der dokumentierten Nutzungen lässt vermuten, dass die Haushaltsangehörigen entsprechende Regulierungen fanden. Die vorsichtigste Interpretation der Bewertung der Wohnungskonzeption kann konstatieren, dass die befragten Frauen und Männer sich in ihrer neuen Wohnung insgesamt besser entfalten können als in ihrer vorherigen – und das bezieht sich nicht ausschließlich auf eine größere Wohnfläche.

Die möglichen Nutzungen, über die es sich im Hallenbereich zu verständigen gilt, sind so unspektakulär wie zahlreich: Kickboard fahren, Fußball spielen, grillen, feiern, rauchen, klönen, musizieren, fernsehen, malen, tanzen, dekorieren. Sie können die Hallen mit Leben füllen – und haben es auch getan, was einige der genannten Aktivitäten der Hallenhausbewohner bisher zeigen. Mal mit dem Einverständnis von Nachbarn und Wohnungsverwaltung, mal auch ohne. Art und Umfang variierten in den vier Häusern wie die Einrichtungsgegenstände, die in den jeweiligen Hallen zu sehen sind. Das Experiment mit nachbarschaftlichem Wohnen gleicht hier einem Lernpfad, in der Nutzungen sowie deren soziale Regulierung kontinuierlich neu ausbalanciert werden wollen, um nachbarschaftliches Wohnen für sehr unterschiedliche Mitglieder fruchtbar zu gestalten. Das Potenzial der Hallenhausarchitektur wird damit nicht allein durch das Angebot eines wettergeschützten Innenhofes oder den sozialen Fähigkeiten einzelner Bewohnerinnen und Bewohner begründet. Eine ebenso wichtige Rolle spielte die Dynamik nachbarschaftlicher und genossenschaftlicher Aushandlungsprozesse, die von stillschweigendem Einverständnis über das Gespräch zwischen den nahe beieinander Wohnenden und Aushängen der BGFG bis zu lautstarken verbalen Auseinandersetzungen reichten. Dass man Gemeinschaft nicht allein bauen kann, wie Amann mit Blick auf die Glashallenhäuser am Ortolanweg in Berlin formuliert und damit mahnt, den Einfluss der Architektur auf das soziale Miteinander nicht zu überschätzen, kann daher auch für die Hallenhäuser in Hamburg gelten. Damit endet allerdings die Diskussion darüber nicht.

Im Gegenteil wird mit dieser Aussage ein äußerst problematisches Ziel angesteuert, auf das sich eine solche Architektur richten soll: Die Vorstellung von einer »Gemeinschaft« negiert den Widerspruch und die Vielfalt und ist im deutschen Sprachgebrauch zumindest ambivalent besetzt. In ihrer US-amerikanischen Variante als »community« geht

ihr die historische Erfahrung voraus, dass schwach ausgebildete staatliche Strukturen durch aktive gemeinsame Anstrengungen zur Selbstverwaltung kompensiert werden können. Damit setzt »Gemeinschaft« eine gesellschaftliche Realität voraus, die in Hamm-Süd (noch) nicht gegeben zu sein scheint. Dieses Verständnis von »community« mag das Programm Soziale Stadt motivieren und ihre Wertschätzung für Nachbarschaften erklären. Als Zielbestimmung nachbarschaftsorientierten Wohnens taugt allein »Gemeinschaft« wenig.

In nüchternerer Fassung liegt auch der Idee der Genossenschaft ein Gruppenverständnis zugrunde, das unter demokratischen Bedingungen die wirtschaftliche Förderung ihrer Mitglieder durch gemeinsamen Geschäftsbetrieb beabsichtigt. Die Hausgemeinschaft oder die hausbezogene Nachbarschaft als soziale Gruppe ist in den Hallenhäusern an der Steinbeker Straße nicht anzutreffen, obschon die Bewohnerschaft homogen erscheint – in Bezug auf zwei Merkmale. Die Mitglieder stehen sich erstens in der Genossenschaft als Gleichberechtigte gegenüber. Und sie bilden zweitens von der Einkommenseite und von der Haushaltsform her jeweils nur einen Ausschnitt aus der in Hamburg als Großstadt anzutreffenden Bandbreite, wofür das Regelwerk des sozialen Wohnungsbaus mit seinen Einkommensgrenzen und Definition von Haushaltsangehörigen sorgt. Die beachtlichen monetären Erfolge des gemeinsamen Geschäftsbetriebes in Form von Dividende wie auch die bisherige demokratische Teilhabe in Form von Vertreterwahlen vermögen jedoch genossenschaftliches Wirgefühel nicht allein zu stiften. Solche Integration vermitteln eher konkrete gemeinsame Aktivitäten, insbesondere auch die Gespräche hierüber. Trotz gewisser sozialer Homogenität, die gemeinhin als förderlich für die Bildung einer »Gemeinschaft« wie auch einer Nachbarschaft erachtet wird, bleiben doch ausreichend Unterschiede, welche das Ziel einer »Gemeinschaft« als illusorisch qualifizieren, auch ohne begriffliche Anstrengung. Dazu liefert wiederum die Architektur des Hallenhauses einen Beitrag.

Der Hallenbereich wirkt hier gleich einem Katalysator. Er verstärkt seit dem Einzug der Bewohnerschaft alle Aktivitäten, indem er kontinuierlich und unaufgeregt zur Teilhabe einlädt. Das führt nicht nur Gleichgesinnte zusammen, sondern polarisiert auch wegen vielfältiger Differenzen. So bildet die Bewohnerschaft mehrere Nachbarschaften. Genauer noch scheinen diese dem Verständnis Jacobs zu entsprechen, dass die Reichweite und Größe von Nachbarschaften individuell variieren. Die Reichweite kann dabei als räumliche Distanzen aufgefasst werden wie auch in sozialer Hinsicht als die Vielfalt der die einzelnen Nachbarschaften umfassenden Schichten, Milieus und Lebensstile. In den Hallenhäusern zeichnen sich bei der Bildung nachbarschaftlicher Beziehungen zwei Bewegungen ab, die einesteils polarisieren, andererseits aber auch zu verbinden vermögen.

Die Bewohnerinnen und Bewohner hatten nicht die Möglichkeit mitzuentcheiden, wer mit ihnen in das Hallenhaus einzieht. Aber sie haben die Wahl, ob sie mit den Bewohnern im Haus nachbarschaftliche Beziehungen pflegen wollen – und falls ja, mit welcher Intensität. Dabei darf unterstellt werden, dass neben einer Vorliebe für diese wohnortbezogene Gesellungsformen auch ein gewisses Maß an eigennützigem Überlegungen hinzutritt – in Form materieller und immaterieller Vorteile, aufgrund derer zuweilen die Vorteile nachbarschaftlicher Vernetzung als soziales Kapital identifiziert werden. Solches Kapital droht permanent entwertet zu werden, denn weder Altruismus noch Eigennutz sind sichere Verbündete bei der Aufrechterhaltung freiwilliger nachbarschaftlicher Beziehungen. Das gilt in verstärktem Maße für eine über normative Zwänge herbeigeführte Einpassung in nachbarschaftliche Netze.

Gleichzeitig aber entfalten sich nachbarschaftliche Beziehungen innerhalb des Hallenhauses entlang sozialer Unterschiede, die einer Annäherungen oder Distanzierungen vorausgehen. Dieser Prozess der Nachbarschaftsbildung strukturiert die gesellschaftliche Ordnung in den Hallenhäusern. Er manifestiert sich in meiner Studie durch die Interventionen der Bewohner – in der verbalen Ausdrucksweise, der Art der Bestuhlung, der Gestaltung der Brunnen, dem Verlauf der Hallenfeste, im Leinenzwang für Hunde, im Protest gegen nur leicht bekleidetes Flanieren in der Halle, zu laut spielende Kinder, zu bunte Loggienbänder und dergleichen mehr. So unterstützt die Halle gleichermaßen soziale Integration wie soziale Differenzierung.

Beide Tendenzen stehen einander nicht unvermittelt gegenüber. Solange die Suche nach angemessenen Nutzungs- und Umgangsformen in der Halle fort dauert, gehen die Beteiligten mehr oder minder große Kompromisse ein. Diese zu tragen sind die Bewohner bereit, teilweise als Nachbarn, teilweise aber auch als gleichberechtigte Mitglieder der gleichen Genossenschaft. Solche Verständigungsstrategien, wenn auch bisher im bescheidenen Umfang, neben den Konfliktstrategien im Wohnalltag zu verankern, ist gewiss einer der am weitesten reichenden Erfolge des Projektes nachbarschaftlichen Wohnens aus dem Blickwinkel der Studie. Solche Verständigungsstrategien erlauben, die möglichen Vorteile nachbarschaftlicher Beziehungen und die hierfür aufzubringenden Anpassungsleistungen zu moderieren. Sie ermöglichen sowohl die Koexistenz unterschiedlicher Nachbarschaften als auch die bewusste Entsagung aller nachbarschaftlichen Aktivitäten.

Die unter Hallenhausbedingungen entstehenden Nachbarschaften sind nicht Ergebnis eines Appells oder die Verkörperung von »Gemeinschaft«, sondern die wandelbaren Zwischenstadien auf Basis vielfältiger Kommunikation in und über den Gebrauch kommunikativer Architektur sowie eigener Entscheidung. So bilden sich nach Einzug in die Häuser an der Steinbeker Straße Wahlnachbarschaften in einem längeren Prozess, den auch Wohnprojektinitiativen zu bewältigen haben. Auf der Basis nicht gänzlich freier

Entscheidungen und nicht gänzlich undurchlässiger, gesellschaftlich vorstrukturierter Abgrenzungen lassen sich nachbarschaftliche Beziehungen unprivilegiert als Ergänzung zu anderen Formen sozialer Beziehungen – familialen, freundschaftlichen oder beruflichen – begreifen.

Die BGFG mit ihren rund 11 000 Mitgliedern offeriert ein weiteres Beziehungssystem: das genossenschaftliche. Es konzentriert sich auf die Instandhaltung der Wohnungen, die Regulierung von Mitgliederanliegen und lädt jährlich in der Steinbeker Straße alle Mitglieder aus ihren zahlreichen Wohnanlagen im Osterbrook-Viertel zu einem Fest ein. Die Genossenschafterinnen und Genossenschafter machen das zusammen, wie auf den T-Shirts der Aktiven zu lesen ist. Die BGFG trägt mit dieser Einladung dem Umstand Rechnung, dass auch Genossenschaften keine alternativlosen Wohnungsgeber und unter ihren Mitgliedern regelmäßig einige sind, die dieses Angebot annehmen und mit Aktivitäten ausfüllen. Damit sind nicht alle Handlungsfelder ausgeschöpft, die innerhalb einer Wohnungsgenossenschaft von Mitgliedern ausgefüllt werden können. Die Bereitschaft der Erdgeschossbewohner, bei der Mietergärtengestaltung den Rat der Genossenschaft einzuholen, kann die BGFG auch ermutigen, bei der Gestaltung der Außenanlagen die Mitglieder aktiv einzubeziehen. Ebenso kann die Erfahrung mit Diskussionen um die Verkehrssituation ermutigen, Mitglieder in die Diskussion solcher Projekte auf Stadtteilebene einzubeziehen. Schließlich kann ein Blick in die Berliner Glashallenhäuser am Ortolanweg zeigen, inwieweit die Delegation von Gestaltungs- und Verwaltungsaufgaben an die Mitglieder in großen Wohnungsgenossenschaften realisierbar ist und welche Konsequenzen sich hieraus für die gesamte Genossenschaft und ihr Verständnis ergeben. Solche Aktivierungen gelingen augenscheinlich am ehesten bei Projekten, die die Belange der Mitglieder direkt betreffen. Es ist anzunehmen, dass sich die Mitglieder gleich den Aktiven einer Bürgerinitiative verhalten. Ihr Engagement ist temporärer Natur und endet, sobald das Ziel erreicht ist oder in unerreichbare Ferne rückt.

Die Entwicklung eines genossenschaftlichen Selbstverständnisses scheint sich in den Hallenhäusern an der BGFG entlang der Praxis zu entwickeln. Die Art nachbarschaftlicher Aktivitäten im Hallenhaus drückt das Ausmaß des Konsenses über akzeptierte Aktivitäten innerhalb der Genossenschaft aus. Die nicht realisierten Nutzungen können fehlendem Interesse der Mitglieder, fehlenden (oder nur rudimentär ausgestatteten) Räumlichkeiten, aber auch dem fehlenden Konsens über die Legitimität anderer Aktivitäten im genossenschaftlichen Rahmen geschuldet sein.

Dies erhellt eine Problematik, die eine große Genossenschaft deutlich von einer neu gegründeten unterscheidet, die aus einer Wohnprojektinitiative hervorgegangen ist. Die sich über einen Prozess der Selbstauswahl zusammenfindende Gruppe vermag raschen Veränderungen Rechnung zu tragen, da dort die Entscheidenden und die Nutzenden

weitestgehend identisch sind. Damit sind alle Mitglieder praktisch in alle Entscheidungen involviert. Mit der zunehmenden Größe der Gruppe driftet die Personalunion von Nutzenden und Entscheidenden auseinander. Damit ist das eine Mitglied in einer größeren Genossenschaft zunehmend von Entscheidungen entbunden, das andere zunehmend von der Nutzung entfernt. Die Größe beeinflusst in der Tendenz das Binnenklima einer Genossenschaft und strahlt auch auf den Wohnalltag der Mitglieder aus. Für die Vermittlung eines Genossenschaftsverständnisses in der BGFG mit rund 11 000 Mitgliedern ist ein Straßenfest in der Steinbeker Straße gleichzeitig ein Quartiersfest, das am ehesten in der Lage ist, die Bewohnerschaft zu erreichen, deren Mitgliedschaft nicht vorrangig auf der Sympathie zur Genossenschaftsidee gründet. Somit ist das genossenschaftliche Leben in den Hallenhäusern in seiner Entwicklung von der Größe der Genossenschaft, dem Grad der Zentralisierung von Entscheidungen und schließlich von der (räumlichen) Distanz zwischen Verwaltenden und Wohnenden abhängig.

Die Hallenhäuser als stadtentwicklungspolitisches Projekt, das mit städtebaulich herausragender Wohnarchitektur zur Abwehr gesellschaftlicher Spaltungstendenzen in Stadtteilen wie Hamm-Süd beizutragen beabsichtigt, verdeutlichen, dass gesellschaftliche Prozesse vor dem Halleneingang nicht enden, sondern sich innerhalb der Häuser fast en miniature und en détail fortsetzen. Die Ursachen gesellschaftlicher Spaltungstendenzen lassen sich an der Bille nicht lösen, die Ausprägungen sozialer Differenzierung bestenfalls durch einen langwierigen Kommunikationsprozess unter einem genossenschaftlichen Dach abmildern. Daraus die Schlussfolgerung zu ziehen, mit Nachbarschaften Gesellschaftspolitik als Stadterneuerungspolitik betreiben zu wollen, heißt die Augen zu verschließen vor der Struktur moderner sozialer Nachbarschaften, wie sie in den Hallenhäusern an der Steinbeker Straße zu beobachten sind. Diese verwirklichen jene Aspekte, die Gründe für ihre Etablierung waren, nämlich gemeinsame Interessen, Neigungen, Hobbys. Wenn sie zusammen feiern, einkaufen oder Kinder gemeinsam betreuen, leisten die Beteiligten wertvolle Hilfen zur Bewältigung des eigenen Alltags. Mit den Gemeinsamkeiten verändern sich auch die Nachbarschaften. Vor dem Hintergrund der jüngeren Entwicklungsgeschichte Hamm-Süds zeigt sich deutlich, dass eine von den Mitgliedern gewünschte Ausweitung ihres Dorfes am Bille-Strom entlang in Richtung Westen nicht realistisch erscheint. Weniger aus Mangel an kommunikativer Kompetenz der Hallenhausbewohnerschaft, der BGFG oder der Initiative Bürgerinnen und Bürger planen ihren Stadtteil Hamm-Süd, sondern wegen ihrer beschränkten Macht gegenüber Lobbyorganisationen der Hamburger Wirtschaft. Und selbst die Zahl von mehr als 800 neuen Quartierbewohnern der Wohnenklave Osterbrook vermögen bisher weder das Volumen der Busverbindungen zu erhöhen noch eine Ärztin zur Eröffnung einer allge-

meinmedizinischen Praxis in Hamm-Süd bewegen. Dafür braucht es nicht allein Bürgerpartizipation, sondern ebenfalls flankierender rechtlicher Rahmensetzungen.

Das nachbarschaftliche Wohnen an der Steinbeker Straße besetzt jene Stelle, die in unterschiedlichen gesellschaftsbezogenen Gegenwartsbeschreibungen als Unübersichtlichkeit firmiert. Zu deren Symptomen zählen Entsolidarisierung, Desintegration, Differenzierung von Lebensstilen, soweit es um die Beschreibung von Nachfragern von Wohnraum geht. Auf der Anbieterseite tauchen Lebensstile ebenfalls auf, allerdings heißt das Symptom dort Wohnungsmarktdifferenzierung. Schließlich argwöhnen Sozialpolitiker noch eine sich verfestigenden Kultur der Armut und erwehren sich ihr mit Appellen beziehungsweise Strategien zum bürgerschaftlichen Engagement und zum »empowerment«. Die Praxis in den Hallenhäusern verkleinerten Analysen und Konzepte auf Konjunktive.

Das kann nicht gegen die Programmatik der Sozialen Stadt verwendet werden, die ja die Situation in benachteiligten Stadtteilen zu verbessern beabsichtigen. Es kann aber als Einwand verstanden werden, dass allein soziale Nachbarschaften Willens und in der Lage seien, sich für mehr als ihre eigenen Belange in direkter Wohnungsnähe zu engagieren. Als Kooperationspartner kämen eher Bürgerinitiativen in Frage, aber diese lassen sich wohl kaum instrumentalisieren. Sie entwickeln sehr eigene Vorstellungen und vertreten auch unbequeme Positionen, wie die Vorgeschichte der Hallenhäuser eindrucksvoll zeigte. Das Programm benötigt am ehesten glaubhafte partizipative Strukturen, die temporär angelegt sind.

Das Politikfeld Sicherheit nimmt hier eine gewisse Zwischenposition ein. Sie wurde innerhalb der Hallenhausbewohnerinnen und -bewohner eher am Rande angesprochen. Außerhalb davon treibt sie schillernde Blüten. Dazu nimmt sie sich so genanntem subjektivem Unsicherheitsempfinden an und empfiehlt, diesem städtebaulich, aber auch durch die Aktivierung der ortsansässigen Bevölkerung zu begegnen. Ob sich hierdurch Mieterinnen und Mieter für den Objektschutz engagieren, mag dahingestellt bleiben. Sicher erreicht wird damit einstweilen die Aktivierung eines Freund-Feind-Schemas, der den Aufenthalt im Quartier ohne erkennbaren Grund unter Verdacht stellt. Ein Delikt im öffentlichen Raum ist damit noch nicht vereitelt, dafür aber die Untergrabung seines Charakters als öffentlicher Raum, in dem bestimmte Personengruppen und bestimmtes Verhalten pauschal verdächtigt werden.

Die Bereitschaft zur Stadtteilentwicklung und zur aktiven Überwachung über den eigenen Gartenzaun hinaus kann in der nachbarschaftlichen Praxis der Hallenhäuser keine Begründung finden. Dass beide Strategien sich in der Nachbarschaft kreuzen, lässt allerdings den Schluss zu, sich den Folgen städtischer Spaltungstendenzen auch anders erwehren zu können als allein mit nachbarschaftlichem Engagement. Trotzdem bleibt die

von Zedler in seinem Universallexikon notierte deutsche Redensart gegenwärtig mehr Wunsch denn Wirklichkeit, wonach man mit Nachbarn Städte bauen kann.

9 Literaturverzeichnis

Die Zitation der gedruckten Literatur, Monografien, Sammelbände und Aufsätze setzt sich zusammen aus dem Nachnamen einer Autorin / eines Autors beziehungsweise einer Herausgeberin / eines Herausgebers und dem Erscheinungsjahr. Bei Institutionen wird ein Stichwort aus dem Namen der Körperschaft verwandt. Zeitungsartikel werden mit einem Stichwort aus dem Zeitungstitel und dem Erscheinungsdatum zitiert. Archivalien werden durch ein Stichwort einer Verfasserin / eines Verfassers und ein Datum gekennzeichnet.

- Abendblatt* 5.05.1994 Steinlein, Stephan: Mobilmachung im »vergessenen Stadtteil«. Bewohner von Hamm-Süd planen ihre Heimat neu. Ein Report. In: Hamburger Abendblatt, 5.05.1994
- Abendblatt* 7.12.1995 (kst): Das Aus für die alte Eisfabrik. In: Hamburger Abendblatt, 7.12.1995
- Abendblatt* 15.10.1996 Barga, Susanne von: Modelle für die Zukunft: 240 Wohnungen am Bille-Ufer. In: Hamburger Abendblatt, 15.10.1996
- Abendblatt* 21.01.1997 (scho): Stadt will weniger bauen. Für Förderung kein Geld mehr da. In: Hamburger Abendblatt, 21.01.1997
- Abendblatt* 28.01.1997 (axö): Folgen den Einschnitten im Wohnungsbau Konkurse? In: Hamburger Abendblatt, 28.01.1997
- Abendblatt* 20.08.1998 Barga, Susanne von: So wohnen Hamburgs Architekten. Heute: Alexandra Czerner – Serie, vierter Teil. Ein Haus, um mit der Arbeit zu leben. In: Hamburger Abendblatt, 20.8.1998
- Abendblatt* 24.11.1998 (svb): Schöner wohnen an der Bille. In: Hamburger Abendblatt, 24.11.1998
- Abendblatt* 25.09.1999 (hst): Preiswertes Wohnen an der Bille. In: Hamburger Abendblatt, 25./26.09.1999
- Abendblatt* 13.11.1999 Stahncke, Holmer: Wohnen am Wasser. In: Hamburger Abendblatt, 13./14.11.1999
- Abendblatt* 29.11.1999 (sd): Neue Wohnungen. In: Hamburger Abendblatt, 29.11.1999
- Abendblatt* 21.06.2002a Ärzte warnen: Arme Kinder öfter krank. In: Hamburger Abendblatt, 21.06.2002
- Abendblatt* 21.06.2002b Die betroffenen Stadtteile. In: Hamburger Abendblatt, 21.06.2002
- Abendblatt* 31.07.2002 Stimming, Elisabeth: Ausgezeichnet: Hamburgs vorbildliche Häuser. In: Hamburger Abendblatt, 31.07.2002
- Abendblatt* 23.05.2003 (rup): Hamburg wächst: 1500 neue Wohnhäuser. In: Hamburger Abendblatt, 23.05.2003
- Abendblatt* 3.01.2004 Broockmann, Karsten: Hamm – da blüht was auf ... In: Hamburger Abendblatt, 3.01.2004

<i>Abendblatt 7.05.2004</i>	(nik): Viel Industrie. Stadtteil-Profil: Hamm-Süd. Hamburger Abendblatt, 7.05.2004.
<i>AHW 16.11.2000</i>	AHW – Arbeitsgemeinschaft Hamburgischer Wohnungsunternehmen e.V.: Gemeinschaftsinitiative »Wohnstandort Hamburg« – AHW-Mitgliedsunternehmen wollen Abwanderungswelle in das Hamburger Umland stoppen. Pressekonferenz. Hamburg, 16.11.2000
<i>Albers 1993</i>	Albers, Gerd: Eine Streitschrift — aktuell noch nach 30 Jahren? In: Jacobs 1993, S. 1-5
<i>Albers 1997</i>	Albers, Gerd: Zur Entwicklung der Stadtplanung in Europa. Begegnungen, Einflüsse, Verflechtungen. (= Bauwelt-Fundamente 117). Braunschweig u. w. 1997
<i>Alisch 1998</i>	Alisch, Monika / Dangschat, Jens S.: Armut und soziale Integration. Strategien sozialer Stadtentwicklung und lokaler Nachhaltigkeit. Opladen 1998
<i>Amann 1992</i>	Amann, Renate / Neumann-Cosel, Barbara von: Kommunikatives Wohnen in der Genossenschaft. Das Pilotprojekt »Ortolanweg« der Berliner Bau- und Wohnungsgenossenschaft von 1892. In: Wohnpolitische Innovationen. Wohnbund Jahrbuch 1992. Darmstadt 1992
<i>Amann 1993</i>	Amann, Renate / Neumann-Cosel, Barbara von: Kommunikativ Wohnen – Zwang zur Gruppe oder neue Gemeinschaft? Das Pilotprojekt »Ortolanweg« der Berliner Bau- und Wohnungsgenossenschaft von 1892. Berlin 1993
<i>Amann 1996</i>	Amann, Renate / Neumann-Cosel, Barbara von: Das Projekt Ortolanweg, Berlin. In: Das Bauzentrum. Fachzeitschrift für Architekten und Bauingenieure, 1996, 1, S. 34-40
<i>Analyse 1996</i>	Analyse & Konzepte: Aktuelle Situation und Perspektiven der Wohnungsgenossenschaften in Deutschland. Untersuchung im Auftrag des Bundesministeriums für Raumordnung, Bauwesen und Städtebau. Zwischenbericht. Ergebnis der Unternehmensbefragung. Hamburg, November 1996
<i>Analyse 1997</i>	Analyse & Konzepte: Wohnen bei Genossenschaften. Ausgewählte Ergebnisse der Nutzerbefragung. Hamburg, Januar 1997
<i>Analyse 1998a</i>	Analyse & Konzepte: Baugenossenschaft freier Gewerkschafter eG. Mitgliederbefragung 1998. Hamburg, Juni 1998
<i>Analyse 1998b</i>	Analyse & Konzepte: Baugenossenschaft freier Gewerkschafter eG. Mitgliederbefragung 1998. Befragung der Mitglieder, die keine Wohnung der Genossenschaft nutzen. Hamburg, Juni 1998
<i>Analyse 1998c</i>	Analyse & Konzepte: Baugenossenschaft freier Gewerkschafter eG. Mitgliederbefragung 1998. Ergebnisbericht. Hamburg, Oktober 1998
<i>Arbeitsgruppe 4.12.1995</i>	Bewohnerinnen und Bewohner planen ihren Stadtteil Hamm-Süd, Arbeitsgruppe »Wohnungsbau an der Steinbeker Straße«. Ergebnisprotokoll, 4.12.(19)95. In: Stadtteilarchiv Hamm, Akte: Bewohnerinitiative Hamm-Süd 1994-1997
<i>Arbeitskreis 1999a</i>	Arbeitskreis Hamburger Wohnungsbaugenossenschaften e.V. (Hg.): Typisch Genossenschaften. Lebendiges Wohnen mit Zukunft. Broschüre. Hamburg 1999

<i>Arbeitskreis 1999b</i>	Arbeitskreis Hamburger Wohnungsbaugenossenschaften e.V.: Die Wohnungsbaugenossenschaften Hamburg. Aufkleber. O. O. (Hamburg), o. J. (1999)
<i>Arbeitskreis 1999c</i>	Arbeitskreis Hamburger Wohnungsbaugenossenschaften e.V.: Heute schon gewohnt? Aufkleber. O. O. (Hamburg), o. J. (1999)
<i>Arndt 1986</i>	Arndt, Michael / Rogall, Holger: Wohnungsbaugenossenschaften. Eine selbstverwaltete Unternehmensform zwischen bewohnerorientierter Tradition und sozialpolitischem Anspruch. Eine Untersuchung am Beispiel von sechs ausgewählten Genossenschaften in Berlin (West). Diss. Berlin 1986
<i>Atmaca 2001</i>	Atmaca, Delal: Wohnen und Arbeiten, Arbeiten und Wohnen? Das Beispiel »WeiberWirtschaft eG«. In: Schader-Stiftung 2001, S. 97-107.
<i>Bahrtdt 1968</i>	Bahrtdt, Hans Paul: Humaner Städtebau. Überlegungen zur Wohnungspolitik und Stadtplanung für eine nahe Zukunft. (= Zeitfragen Nr. 4). 2. Aufl. Hamburg 1968
<i>Bahrtdt 1998</i>	Herlyn, Ulfert (Hg.): Hans Paul Bahrtdt: Die moderne Großstadt. Soziologische Überlegungen zum Städtebau. Univ. Nachdruck der 2. erw. Aufl. 1969. Opladen 1998
<i>Bärsch 1989</i>	Bärsch, Jürgen / Cremer, Cornelia / Novy, Klaus: Neue Wohnprojekte, alte Genossenschaften. Darmstadt 1989
<i>Bärsch 2001</i>	Bärsch, Jürgen / Simbriger, Angelika: Aus dem Privaten ins Öffentliche. Eine empirische Untersuchung über Gemeinschaftsräume in Wohnsiedlungen. In: Schader-Stiftung 2001, S. 338-350
<i>Baubehörde 2000</i>	FuHH, Baubehörde (Hg.): Verkehrsentwicklungsplanung Hamburg. Leitlinien und Handlungskonzept für eine an Arbeit und Umwelt orientierte Verkehrspolitik in Hamburg. Hamburg 2000
<i>Baubehörde 2001</i>	FuHH, Baubehörde, Amt für Wohnungswesen (Hg.): Leitfaden Baugemeinschaften in Hamburg. Hamburg 2001
<i>Bauer 1997</i>	Bauer, Stefanie: »Hamburg – Stadt am Wasser«. Diplomarbeit am Institut für Städtebau und Landschaftsplanung der Technischen Universität Braunschweig. Braunschweig 1997
<i>Bauhardt 1997</i>	Bauhardt, Christine / Becker, Ruth (Hg.): Durch die Wand! Feministische Konzepte zur Raumentwicklung. (= Stadt, Raum und Gesellschaft 7). Pfaffenweiler 1997
<i>Baumgärtel 1996</i>	Baumgärtel, Katrin / Trautmann, Wilfried: Landschaftsarchitektonischer Beitrag zur Revitalisierung des Stadtteils Hamm-Süd in Hamburg. Diplomarbeit am Lehrstuhl für Landschaftsarchitektur und Entwerfen der Technischen Universität München in Freising-Weihenstephan. München/Freising-Weihenstephan 1996
<i>Bauverein 1998</i>	Spar- und Bauverein Solingen eG (Hg.): Klaus Novy Preis. Innovationen für genossenschaftliches Bauen und Wohnen. Wettbewerb der Spar- und Bauverein Solingen eG zum 100jährigen Jubiläum 1997. Darmstadt 1998
<i>BBW 1991</i>	Berliner Bau- und Wohnungsgenossenschaft von 1892 eG: Ortsplanweg. Bewerbungsbogen. 1 Blatt. O. O., o. J. (1991).
<i>Becker 2003</i>	Becker, Heidede: Drei Jahre Bund-Länder-Programm »Soziale Stadt«. In: StadtBauwelt, Vierteljahreshefte der Bauwelt, 157 (12/2003), S. 12-23

<i>Beckershaus 1998a</i>	Beckershaus, Horst: Hamburger Straßennamen. Woher sie kommen und was sie bedeuten. Hamburg 1998.
<i>Behörde für Arbeit 1992</i>	FuHH, Behörde für Arbeit, Gesundheit und Soziales (Hg.): Stadtdiagnose. Gesundheitsbericht für Hamburg. Hamburg 1992
<i>Behörde für Arbeit 1994</i>	Behörde für Arbeit, Gesundheit und Soziales / Johann Daniel Lawaetz-Stiftung / STATTBÄU Hamburg GmbH / Stadtentwicklungsbehörde (Hg.): Selber Wohnen – Anders Machen. Das alternative Baubetreuungsprogramm in Hamburg. Darmstadt 1994
<i>Behörde für Arbeit 1996</i>	FuHH, Behörde für Arbeit, Gesundheit und Soziales: Armut in Hamburg. Beiträge zur Sozialberichterstattung. Nachdruck der 1. Ausgabe 1993. Hamburg 1996
<i>Behörde für Arbeit 1997</i>	FuHH, Behörde für Arbeit, Gesundheit und Soziales / Landessozialamt Hamburg (Hg.): Armut in Hamburg II. Beiträge zur Sozialberichterstattung. Zweiter Armutsbericht für die Freie und Hansestadt Hamburg. Schwerpunkte: Arbeiten, Wohnen, Daten zur Sozialhilfe. Hamburg 1997
<i>Behörde für Arbeit 2001</i>	FuHH, Behörde für Arbeit, Gesundheit und Soziales (Hg.): Stadtdiagnose 2. Gesundheitsbericht Hamburg. Hamburg 2001
<i>Behörde für Bau 2002</i>	FuHH, Behörde für Bau und Verkehr (Hg.): Bau- und Hausgemeinschaften in Hamburg. Neue Lebensqualität für die Stadt. Hamburg 2002
<i>Behörde für Bildung 2003</i>	FuHH, Behörde für Bildung und Sport, Amt für Bildung: Rahmenplan Sachunterricht. Bildungsplan Grundschule. Hamburg 2003
<i>Behrens 1995</i>	Behrens, Tobias / Bura, Josef / Ugur, Turgay: Eine Tondiashow: Anstöße zur Stadtentwicklung. In: <i>Stattbau</i> 1995, S. 16-25
<i>Bei uns 1/1999a</i>	Wohnen an der Bille mit großem Wintergarten. In: <i>Bei uns. Wohnen mit Hamburger Genossenschaften</i> . Ausgabe BGFG. 1999, 1, S. 4 f.
<i>Bei uns 1/1999b</i>	Typisch Genossenschaften! In: <i>Bei uns. Wohnen mit Hamburger Genossenschaften</i> . Ausgabe BGFG. 1999, 1, S. 8 f.
<i>Bei uns 3/1999</i>	Wohnen unter einem Glasdach. In: <i>Bei uns. Wohnen mit Hamburger Genossenschaften</i> . Ausgabe BGFG. 1999, 3, S. 7
<i>Bei uns 4/1999</i>	Neubauvorhaben an der Steinbeker Straße: Was machen die Bewohner daraus? In: <i>Bei uns. Wohnen mit Hamburger Genossenschaften</i> . Ausgabe BGFG. 1999, 4, S. 7
<i>Bei uns 1/2000</i>	Hallenfest und Tag der offenen Tür. In: <i>Bei uns. Wohnen mit Hamburger Genossenschaften</i> . Ausgabe BGFG. 2000, 1, S. 6
<i>Bergeijk 1997</i>	Bergeijk, Herman van: Herman Hertzberger. Basel u. w. 1997
<i>Berger 1992</i>	Berger, Peter L. / Luckmann, Thomas: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Unveränd. Nachdruck der 5. Aufl. Frankfurt am Main 1992
<i>Berlin 1994</i>	Senatsverwaltung für Bau- und Wohnungswesen Berlin (Hg.): Wohnungsbau für Berlin. Wettbewerbe und Realisierungen 1988 – 1994. Städtebau und Architektur, Bericht 19. 2. aktualisierte Aufl., Berlin 1994
<i>Beton 1999</i>	InformationsZentrum Beton GmbH (Hg.): Forum Zukunft Bauen. Wohnen an der Bille. Kostengünstiger, qualitätsvoller und ökologischer Wohnungsbau. Köln 1999

Bezirksamt 25.03.1996	Bezirksamt Hamburg-Mitte: Antwort auf die Kleine Anfrage der GAL-Fraktion. Betr.: Stadtteilkulturzentrum im Osterbrookviertel Drucksache 15/53/96, 25.03.1996
Bezirksamt 8.01.1997	Bezirksamt Hamburg-Mitte: Mitteilung für die Bezirksversammlung. Betr.: Revitalisierungsgebiet Hamm-Süd. Drucksache Nr. 15/247B 96, 8.01.1997
BGFG 1994	BGFG – Baugenossenschaft freier Gewerkschafter eG: Satzung und Wahlordnung. 7. Juni 1994
BGFG 1996a	BGFG – Baugenossenschaft freier Gewerkschafter eG / WBF – Wohnungsbauförderungsgesellschaft Hamburg mbH: Wohnbebauung Steinbeker Straße. Hamburg/Hamm-Süd. Realisierungswettbewerb . O. O. (Hamburg), o. J. (3. Juni 1996)
BGFG 1996b	BGFG – Baugenossenschaft freier Gewerkschafter eG / WBF – Wohnungsbauförderungsgesellschaft Hamburg mbH: Preisgerichts-Protokoll. O. O. (Hamburg), o. J. (16. September und 12. Oktober 1996)
BGFG 1996c	BGFG – Baugenossenschaft freier Gewerkschafter eG / WBF – Wohnungsbauförderungsgesellschaft Hamburg mbH: Hochbaulicher Realisierungswettbewerb. In: Bauwelt, 87 (1996), 21, S. 1230
BGFG 1996d	BGFG – Baugenossenschaft freier Gewerkschafter eG: Hausordnung. 1 Blatt. Hamburg, Juni 1996
BGFG 1998	BGFG – Baugenossenschaft freier Gewerkschafter eG: 76. Geschäftsbericht und Jahresabschluß 1997. Hamburg, 1998
BGFG 1999a	BGFG – Baugenossenschaft freier Gewerkschafter eG: Aufbruch in Hamm-Süd. Ein Wohnungsbauprojekt der BGFG. Broschüre. Hamburg 1999
BGFG 1999b	BGFG – Baugenossenschaft freier Gewerkschafter eG: Wohnen an der Bille. Mappe für Wohnungsbewerber. Darin enthalten BGFG 1999c, BGFG 1999d, BGFG 1999e, BGFG 1999f, BGFG 1999g
BGFG 1999c	BGFG – Baugenossenschaft freier Gewerkschafter eG: Einladung zu Dornröschen. Wir bauen das Neue Hamm! Faltblatt. Hamburg, o.J (1999)
BGFG 1999d	BGFG – Baugenossenschaft freier Gewerkschafter eG: Wohnen an der Bille bei der BGFG. Wohnungsbau mit öffentlicher Förderung einmal ganz anders. 3 Blätter, masch. O. O. (Hamburg), o. J. (ca. September 1999)
BGFG 1999e	O. V. (BGFG – Baugenossenschaft freier Gewerkschafter eG): Vermieterbescheinigung, 1 Blatt. O. O. , o. J.
BGFG 1999f	BGFG – Baugenossenschaft freier Gewerkschafter eG: Interessenten-Fragebogen. 1 Blatt. Hamburg, Juli 1999
BGFG 1999g	O. V. (BGFG – Baugenossenschaft freier Gewerkschafter eG): Ausstattung für die Wohnung in der Steinbeker Straße. 2 Blätter. O. O. (Hamburg), o. J. (ca 1999)
BGFG 1999h	BGFG – Baugenossenschaft freier Gewerkschafter eG: Wohnen bei der BGFG. 2-seitiger Beileger. In: Südseiten. Das Hamburg-CitySüd-Journal, 1999, 4

<i>BGFG 1999i</i>	O. V. (BGFG – Baugenossenschaft freier Gewerkschafter eG): Brutto-Jahreseinkommen / 1. und 3. Förderungsweg, 1 Blatt. Hamburg, im September 1999
<i>BGFG 1999j</i>	BGFG – Baugenossenschaft freier Gewerkschafter eG: 77. Geschäftsbericht und Jahresabschluss 1998. Hamburg 1999
<i>BGFG 2000a</i>	BGFG – Baugenossenschaft freier Gewerkschafter eG: Satzung und Wahlordnung. Hamburg, 30. Mai 2000
<i>BGFG 2000b</i>	BGFG – Baugenossenschaft freier Gewerkschafter eG: 78. Geschäftsbericht und Jahresabschluss 1999. Hamburg 2000
<i>BGFG 2001</i>	BGFG – Baugenossenschaft freier Gewerkschafter eG: Vertreterwahl 2001. Protokoll der 3. Sitzung des Wahlvorstandes am 2. April 2001. 2 Blatt. Hamburg, 2.04.2001
<i>BGFG 17.07.2000</i>	BGFG – Baugenossenschaft freier Gewerkschafter eG: Information für unsere Mitglieder in der Steinbeker Straße 4-18. Mülltrennung. 1 Blatt. Hamburg, 17.07.2000
<i>BGFG 1.08.2000</i>	BGFG – Baugenossenschaft freier Gewerkschafter eG: Information für unsere Mitglieder in der Steinbeker Straße 4-18. Wohnen in den »Hallenhäusern«. 1 Blatt. Hamburg, 1.08.2000
<i>BGFG 26.10.2000</i>	BGFG – Baugenossenschaft freier Gewerkschafter eG: Information für unsere Mitglieder in der Steinbeker Straße 4-18. Nutzung der Tiefgaragen. 1 Blatt. Hamburg, 26.10.2000
<i>BGFG 15.11.2000</i>	BGFG – Baugenossenschaft freier Gewerkschafter eG: Information für unsere Mitglieder in der Steinbeker Straße 4-18. Abstellen von Gegenständen im Treppenhaus. 1 Blatt. Hamburg, 15.11.2000
<i>BGFG 26.03.2001</i>	BGFG – Baugenossenschaft freier Gewerkschafter eG: Information für unsere Mitglieder in der Steinbeker Straße 4-18. Hundehaltung. 1 Blatt. Hamburg, 26.03.2001
<i>Bild 7.05.1973</i>	(e.s.): Polizisten sägten den Hausbesetzern den Schießstand ab. In: Bild-Hamburg, 7.05.1973
<i>Bild 10.05.1973</i>	(rud.): Hausbesetzer bekamen farbige Konkurrenz. Junge Leute renovieren die alten Fassaden. In: Bild-Hamburg, 10.05.1973
<i>Bild 21.05.1973</i>	(Von der Bild-Hamburg-Redaktion): Hausbesetzer plünderten Peterwagen. In: Bild Hamburg, 21.05.1973
<i>Bild 22.05.1973</i>	(Von der Hamburger Bild-Redaktion): Bürgerwehr will die Hausbesetzer vertreiben. In: Bild Hamburg, 22.05.1973
<i>Bild 23.05.1973</i>	Das Haus der Polit-Rocker wurde gestürmt. In: Bild Hamburg, 23.05.1973, S. 1 (Titelblatt einer Teilausgabe der Bild-Zeitung)
<i>Bild 24.05.1973a</i>	Weber, Walter / Gottwaldt, Christian / Kaminski, Helmut / Schewe, Peter / Magnussen, Udo / Fiedler, Ewald: So überrumpelte Hamburgs Polizei die Polit-Rocker. In: Bild-Hamburg, 24.05.1973
<i>Bild 24.05.1973b</i>	Weber, Walter / Gottwaldt, Christian / Kaminski, Helmut / Schewe, Peter / Magnussen, Udo / Fiedler, Ewald: Überall Dreck, Flaschen, Steine In: Bild Hamburg, 24.05.1973
<i>Bild 24.05.1973c</i>	Weber, Walter / Gottwaldt, Christian / Kaminski, Helmut / Schewe, Peter / Magnussen, Udo / Fiedler, Ewald: »Ich brauche einen Rettungswagen«. In: Bild-Hamburg, 24.05.1973

<i>Bild 24.05.1973d</i>	Dornhof, Georg: »Die Bürger können sich auf die Polizei verlassen«. In: Bild Hamburg, 24.05.1973
<i>Bild 26.05.1973</i>	(ww): Bis März können sie in den Wohnungen bleiben. In: Bild Hamburg, 26.05.1973
<i>Bild 27.11.1999</i>	Schöner Wohnen an der Bille. In: Bild-Hamburg, 27.11.1999
<i>Bild 29.11.1999</i>	(mas): So schön kann man zur Miete wohnen. In: Bild-Hamburg, 29.11.1999
<i>Bischoff 1996</i>	Bischoff, Ariane / Selle, Klaus / Sinning, Heidi: Informieren Beteiligten Kooperieren. Kommunikation in Planungsprozessen. Eine Übersicht zu Formen, Verfahren, Methoden und Techniken. 2. Aufl. Dortmund 1996
<i>Blake 1974</i>	Blake, Peter: Form follows fiasco. Why Modern Architecture hasn't worked. Boston 1974
<i>Blaser 1985</i>	Blaser, Werner: Atrium. Lichthöfe seit 5 Jahrtausenden. Basel u. w. 1985
<i>BMVBW 2003</i>	BMVBW – Bundesministerium für Verkehr, Bau- und Wohnungswesen (Hg.): Bundesprogramm Die soziale Stadt. Bundesprogramm zur Förderung von »Stadtteilen mit besonderem Entwicklungsbedarf – die soziale Stadt« im Programm Jahr 2003 Übersicht. O. O. (Berlin), o. J. (2003.)
<i>BMVBW 2004</i>	BMVBW – Bundesministerium für Verkehr, Bau- und Wohnungswesen (Hg.): Wohnungsgenossenschaften. Potenziale und Perspektiven. Bericht der Expertenkommission Wohnungsgenossenschaften. Berlin 2004
<i>Boeddinnghaus 1995</i>	Boeddinnghaus, Gerhard: Gesellschaft durch Dichte. Kritische Initiativen zu einem neuen Leitbild für Planung und Städtebau 1963/1964. (= Bauwelt-Fundamente 107). Braunschweig u. w. 1995
<i>Bojahr 1997</i>	Bojahr, Petra: Erich zu Putlitz. Leben und Werk 1892-1945. Untersuchungen zur Monumentalarchitektur. Hamburg 1997
<i>Bollerey 1991</i>	Bollerey, Franziska: Architekturkonzeptionen der utopischen Sozialisten. Alternative Planung und Architektur für den gesellschaftlichen Prozeß. Überarbeiteter Nachdruck der Erstausgabe von 1977. Berlin 1991
<i>Bourdieu 1987</i>	Bourdieu, Pierre: Die feinen Unterschiede Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. 4. Aufl. Frankfurt am Main 1987
<i>Bourdieu 1997</i>	Bourdieu, Pierre: Die verborgenen Mechanismen der Macht. 2. unv. Aufl. Hamburg 1997
<i>Brech 1989a</i>	Brech, Joachim (Hg.): Neue Wohnformen in Europa. Bericht des vierten internationalen Wohnbund-Kongresses in Hamburg, Band 1. Darmstadt 1989
<i>Brech 1989b</i>	Brech, Joachim (Hg.): Neue Wohnformen in Europa. Bericht des vierten internationalen Wohnbund-Kongresses in Hamburg, Band 2. Darmstadt 1989
<i>Brech 1990</i>	Brech, Joachim (Hg.): Gemeinsam Leben. Gruppenwohnprojekte in der Bundesrepublik. Darmstadt 1990
<i>Brech 1999</i>	Brech, Joachim: Ein Wandel im Wohnen in der Zeit des Umbruchs. In: Wüstenrot-Stiftung 1999, S. 81-160

- Breckner 1995* Breckner, Ingrid / Kirchmair, Andrea (Hg.): Innovative Handlungsansätze im Wohnbereich. Informationen über Projekte, Träger und Initiativen in Deutschland und Europa. Dortmund 1995
- Breitling 1989* Breitling, Peter: Über den Umgang mit der Nachbarschaft. In: Baumeister. Zeitschrift für Architektur, 86 (1989), 6, S. 34-41
- Bremen 2003* Freie und Hansestadt Bremen, Senator für Bau und Umwelt / Senator für Arbeit, Frauen, Gesundheit, Jugend und Soziales (Hg.): Wohnen in Nachbarschaft (WiN). Stadtteile für die Zukunft entwickeln. »Stadtteile mit besonderem Entwicklungsbedarf – die soziale Stadt«. Stand der Umsetzung der Programme (Juni 2002). Bremen 2003
- Brockhaus 1998* Brockhaus. Die Enzyklopädie in vierundzwanzig Bänden. 20. überarb. Aufl. 15. Bd. Leipzig u. w. 1998
- Bruyn 1996* Bruyn, Gerd de: Die Diktatur der Philanthropen. Entwicklung der Stadtplanung aus dem utopischen Denken. (= Bauwelt-Fundamente 110). Braunschweig u. w. 1996
- Budäus 1998* Budäus, Dietrich: Public Management. Konzepte und Verfahren zur Modernisierung öffentlicher Verwaltungen. 4. unv. Aufl. Berlin 1998
- BUND 22.07.1996* BUND Hamburg: Schreiben an die Stadtentwicklungsbehörde Hamburg, Betr.: Bürgerbeteiligung bei dem geplanten Projekt Hamm-Süd 5, Steinbeker Straße, 22.07.1996. In: Stadtteilarchiv Hamm, Akte: Bewohnerinitiative Hamm-Süd 1994-1997
- Bundestag 23.04.2001* Deutscher Bundestag: Gesetzentwurf der Bundesregierung. Entwurf eines Gesetzes zur Reform des Wohnungsbaurechts. Drucksache 14/5911, 23.04.2001
- Bura 1994* Bura, Josef: Alternative Sanierung in Hamburg. In: Behörde für Arbeit 1994, S. 37-53
- CitySüd-Journal 1999* Stadt, Land, Fluss (Anzeige der BGFG). In: Südseiten. Das Hamburg-CitySüd-Journal, 1999, 4, 3. Umschlagseite
- Cohen 2004* Cohen, Jean-Louis: Le Corbusier 1887-1965. Die Lyrik der Architektur im Maschinenzeitalter. Köln u. w. 2004
- Coleman 1985* Coleman, Alice: Utopia on Trial. Vision and Reality in Planned Housing. London 1985
- Colquhoun 2004* Colquhoun, Ian: Design out crime. Creating Safe and Sustainable Communities. Oxford 2004
- Czerner 1997* Czerner, Alexandra / Sudbrack, Gottfried: Steinbeker Straße. Czerner / Sudbrack. In: Roscher 1997, S. 132 f.
- Dangschat 1997* Dangschat, Jens: Wohnraum, Stadtraum, Agglomerationsraum – Wer wohnt wo, wie und warum in Hamburg? In: Roscher 1997, S. 58-74
- Deecke 1993* Deecke, Helmut: Struktur- und Entwicklungsperspektiven der Gewerbebetriebe im Äußeren Hammerbrook. Gutachten zur Vorbereitung des Stadtentwicklungsforums, unveröffentlichtes Manuskript. Hamburg 1993
- Digel 1996* Digel, Michael / Neumann, Jan-Oliver: Wohnen contra Gewerbe? Ein konsensorientierter Ansatz für eine Binnenentwicklung. Diplomarbeit. Technische Universität Hamburg-Harburg, Juni 1996

<i>DIFU 2000</i>	DIFU – Deutsches Institut für Urbanistik (Hg.): Bund-Länder-Programm Soziale Stadt. Programmgrundlagen. (= Arbeitspapiere zum Programm Soziale Stadt Bd. 3). Berlin 2000
<i>DIFU 2002</i>	DIFU – Deutsches Institut für Urbanistik (Hg.): Die Soziale Stadt. Eine erste Bilanz des Bund-Länder-Programms »Stadtteile mit besonderem Entwicklungsbedarf – die soziale Stadt«. Berlin 2002
<i>DIFU 2003</i>	DIFU – Deutsches Institut für Urbanistik (Hg.): Strategien für die Soziale Stadt. Erfahrungen und Perspektiven – Umsetzung des Bund-Länder-Programms »Stadtteile mit besonderem Entwicklungsbedarf – die soziale Stadt«. Berlin, Juni 2003
<i>Dirlmeier 1998</i>	Dirlmeier, Ulf / Schmidt, Fritz: Geschichte des Wohnens im Spätmittelalter. In: Dirlmeier, Ulf: Geschichte des Wohnens Bd. 2. 800 - 1800. Hausen Wohnen Residieren, S. 229-346
<i>Dreifaltigkeitsgemeinde 1993</i>	Evangelische Dreifaltigkeitsgemeinde Hamburg-Hamm (Hg.): Hamburg-Hamm 1693-1993. Eine Chronik zum 300jährigen Bestehen der Hammer Dreifaltigkeitsgemeinde. Hamburg 1993
<i>Dubach 1997</i>	Planungsgemeinschaft Dubach (Hannes) / Kohlbrenner (Urs) , Berlin und BGF Hamburg: Planungswerkstatt zur Entwicklungsplanung Hammerbrook – Hamm-Süd. Unveröffentlichter Bericht. Hamburg 6. Oktober 1997
<i>Dumrath 2005</i>	Dumrath & Fassnacht KG / DeTeMedien GmbH: Gelbe Seiten. Für Hamburg. CD-ROM. (O. O.) 2005
<i>Durth 1999</i>	Durth, Werner: Vom Überleben. Zwischen Totalem Krieg und Währungsreform. In: Flagge 1999, S. 17-79.
<i>Düttmann 2003</i>	Düttmann, Martina: Die Dimensionen der »Sozialen Stadt«. In: StadtBauwelt, Vierteljahreshefte der Bauwelt, 157 (2003), 12, S. 10-11
<i>Eaton 2001</i>	Eaton, Ruth: Die ideale Stadt. Von der Antike bis zur Gegenwart. Berlin 2001
<i>Empirica 2000a</i>	Empirica – Qualitative Marktforschung, Struktur- und Stadtforschung GmbH, Bonn: stadtentwicklungspolitik und demographie in hamburg. Möglichkeiten der Strukturbeeinflussung durch Städtebau und Wohnungsbau. Kurzfassung. Bonn, Juni 2000
<i>Empirica 2000b</i>	Empirica – Qualitative Marktforschung, Struktur- und Stadtforschung GmbH, Bonn: stadtentwicklung und demographie in hamburg. Möglichkeiten der Strukturbeeinflussung durch Städtebau und Wohnungsbau. Endbericht Langfassung Hauptteil. Bonn, August 2000
<i>Empirica 2000c</i>	Empirica – Qualitative Marktforschung, Struktur- und Stadtforschung GmbH: stadtentwicklung und demographie in hamburg. Möglichkeiten der Strukturbeeinflussung durch Städtebau und Wohnungsbau. Endbericht Langfassung Anhang (Teil 2). Bonn, August 2000
<i>Engelhardt 1997</i>	Engelhardt, Tobias: »Hamburg – Stadt am Wasser«. Diplomarbeit am Institut für Städtebau und Landschaftsplanung der Technischen Universität Braunschweig. Braunschweig. Wintersemester 1996/97
<i>Entscheidungen 1996</i>	Entscheidungen. Hamburg. In: Bauwelt, 87 (1996), 41, S. 28-32

<i>Etymologie 1989</i>	Das Herkunftswörterbuch. Etymologie der deutschen Sprache. Duden Bd. 7. Hgg. vom Wissenschaftlichen Rat der Duden-Redaktion. 2. neu bearb. u. erw. Aufl. Mannheim u. w. 1989
<i>EXWOST 1991</i>	Bundesminister für Raumordnung, Bauwesen und Städtebau / Bundesforschungsanstalt für Landeskunde und Raumordnung (Hg.): EXWOST-Informationen zum Forschungsfeld »Städtebauliche Qualitäten im Wohnungsneubau«. Nr. 1, Januar 1991
<i>F+B 1998</i>	F+B – Forschung und Beratung für Wohnen, Immobilien und Umwelt GmbH: Markt- und Marketingstudie für den Arbeitskreis Hamburger Wohnungsbaugenossenschaften. Endbericht. Hamburg, Januar 1998
<i>Filmführer 2003</i>	Reclams Filmführer. 12. neubearb. Aufl. Stuttgart 2003
<i>Filmlexikon</i>	Just, Lothar R. / Hahn, Ronald M. / Seeßlen, Georg / Zurhorst, Meinolf: Heyne Filmlexikon. Bd. 2. München 1999
<i>Flagge 1999</i>	Flagge, Ingeborg (Hg.): Geschichte des Wohnens. Band 5. 1945 bis heute. Aufbau – Neubau – Umbau. Stuttgart 1999
<i>Förderung 1988</i>	Verein zur Förderung des Genossenschaftsgedankens e.V. / Wohnbund e.V. (Hg.): Gemeinsam und selbstbestimmt. Leitfaden für gemeinschaftliche Wohnprojekte. Darmstadt 1988
<i>Forschung 1997</i>	F + B Forschung und Beratung für Wohnen, Immobilien und Umwelt GmbH Hamburg: Evaluation der Maßnahmen zur Armutsbekämpfung als Bestandteil sozialer Stadtentwicklung. Ergebnisse der zweiten Projektstufe der begleitenden Evaluation und Gesamtbewertung im Auftrage der Stadtentwicklungsbehörde Hamburg. Hamburg, Mai 1997
<i>Frantz 1999</i>	Frantz, Douglas / Collins, Catherine: Celebration, U.S.A.: Living in Disney's Brave New Town. New York 1999
<i>Fürst 1999</i>	Fürst, Franz / Himmelbach, Ursus / Potz, Petra: Leitbilder der räumlichen Stadtentwicklung im 20. Jahrhundert – Wege zur Nachhaltigkeit? (= Institut für Raumplanung Universität Dortmund, Fakultät Raumplanung. Berichte aus dem Institut für Raumplanung 41). Dortmund 1999
<i>GAL 22.02.1996</i>	GAL Hamburg-Mitte. Die Fraktion. Kleine Anfrage. Drucksache Nr. 15/53/96, 22.02.1996
<i>GBFG 1962</i>	GBFG – Gemeinnützige Baugenossenschaft freier Gewerkschafter eGmbH: 40 Jahre. 1922-1962. Hamburg 1962
<i>GBFG 1982</i>	GBFG – Gemeinnützige Baugenossenschaft freier Gewerkschafter eG: 60 Jahre Gemeinnützige Baugenossenschaft freier Gewerkschafter eG. Hamburg 1982
<i>GdW 2002</i>	GdW – Bundesverband deutscher Wohnungsunternehmen e.V.: Zukunft des genossenschaftlichen Wohnens. Ein Diskussionspapier der Bundesarbeitsgemeinschaft der Wohnungsgenossenschaften. (GdW-Papier 60). Berlin 2002
<i>Gercke 1990</i>	Gercke, Doris: Der Krieg, der Tod, die Pest. 2. Aufl. Hamburg 1990
<i>Gerkan 2001</i>	Gerkan, Meinhard von (Hg.): Architecture. Von Gerkan, Marg und Partner. Bd. 6, 1995-1997. Neuaufl. Basel u. w. 2001

- Gerken 1999* Gerken, Frank: Baugenossenschaft freier Gewerkschafter eG. Mitgliederzufriedenheit + neue Ideen = Erfolg. In: Die Wohnungswirtschaft, 1999, 11, S. 52 f.
- Geronimo 1995* Geronimo: Feuer und Flamme. Zur Geschichte der Autonomen. 4. überarb. Aufl. Berlin u. w. 1995
- Gestring 2003* Gestring, Norbert / Glasauer, Herbert / Hannemann, Christiane: Jahrbuch StadtRegion 2002. Opladen 2003
- Geschichtswerkstätten 1998* Hamm-Süd, ein Stadtteil wandelt sein Gesicht. In: FuHH, Kulturbehörde / Geschichtswerkstätten (Hg.): Kiek Mol, neue und bewährte Stadtteilrundgänge, erarbeitet und aufgeschrieben von Hamburger Geschichtswerkstätten. Hamburg 1998, S. 228-233
- GEWOS 1979* GEWOS – Gesellschaft für Wohnungs- und Siedlungswesen mbh Hamburg: Entwicklung neuer Wohnformen für kommunikatives Wohnen. Hamburg 1979
- GEWOS 2002* Szameitat, Renate: Wohnungsmärkte der Zukunft. Neue Strategien der Wohnungswirtschaft. Handout zur Arbeitstagung des VNW – Verband norddeutscher Wohnungsunternehmen e.V. 2002. Zusammenfassung der Studie der GEWOS – Institut für Stadt-, Regional- und Wohnforschung GmbH zur Zukunft der Wohnungsmärkte im Verbandsgebiet des VNW. O. O. (Hamburg), 2002.
- Göderitz 1957* Göderitz, Johannes / Rainer, Roland / Hoffmann, Hubert: Die gegliederte und aufgelockerte Stadt. Tübingen 1957
- Godin 1980* Jean-Baptiste Andre Godin, 1817-1888. Le familistère de Guise ou les equivalents de la richesse. The familistère at Guise or the equivalents of wealth. 2. edition, revue et augmentée. Bruxelles 1980
- Göschel 2003* Göschel, Albrecht: Der Forschungsverbund »Stadt 2030«. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, 2003, B 28
- Grandjean 1976* Grandjean, Etienne: Wohnen im Neubau: Eine interdisziplinäre Untersuchung über die Wohnbedingungen in Züricher Neubaugewohnungen und deren Beurteilung durch die Bewohner. Bern 1976
- Gregotti 1993* Gregotti, Vittorio / Fresa, Francesco / Pascolo, Sergio: Der Wandel kommt von innen. In: Stadtentwicklungsbehörde 1993, S. 35ff.
- Großhans 1997* Großhans, Hartmut: Preiswertes Bauen – Eine Aufgabe für die Zukunft. In: Roscher 1997, S. 75-79
- Großhans 1998* Großhans, Hartmut: Laudatio. In: Bauverein 1998, S. 13 ff.
- Gruppe 1994* Gruppe Bewohnerinnen und Bewohner planen ihren Stadtteil Hamm-Süd. 3 Blätter, ca. 1994. In: Stadtteilarchiv Hamm, Akte: Bewohnerinitiative Hamm-Süd 1994-1997
- Grüttner 1976* Grüttner, Michael: Wem die Stadt gehört. Stadtplanung und Stadtentwicklung in Hamburg 1965-1975. Hamburg 1976
- Gutmann 1997* Gutmann, Raimund / Havel, Margarete: 20 Jahre Atrium-Wohnhöfe »Les Paletuviers«. Ein alternatives Wohnmodell im Bewohnerurteil. Hgg. vom Österreichischen Wohnbund. Wien 1997
- Hahn 1997* Hahn, Achim: Wohnen als Erfahrung. Reflexionen und empirisch-soziologische Untersuchungen zur Pragmatik des Wohnens. (= Sozialforschung, Arbeit und Sozialpolitik, Bd. 5). Münster 1997

- Hall 2000* Hall, Peter / Pfeiffer, Ulrich (Hg.): Urban 21. Der Expertenbericht zur Zukunft der Städte. Stuttgart u. w. 2000
- Hamburg 2002* Hamburg von Altona bis Zollenspieker. Das Haspa-Handbuch für alle Stadtteile der Hansestadt. Hamburg 2002
- Hamm 1973* Hamm, Bernd: Betrifft: Nachbarschaft. Verständigung über Inhalt und Gebrauch eines vieldeutigen Begriffs. (= Bauwelt-Fundamente 40). Düsseldorf 1973
- Hamm 1998* Hamm, Bernd: Nachbarschaft. In: Häußermann, Hartmut (Hg.): Großstadt. Soziologische Stichworte. Opladen 1998
- Hamm 2002* Hamm, Bernd: Nachbarschaft. In: Endruweit, Günter / Trommsdorff, Gisela (Hg.): Wörterbuch der Soziologie. 2. völlig neubearb. u. erw. Aufl. Stuttgart 2002, S. 382
- Handelskammer 1993* Handelskammer Hamburg / Landesverband für das Verkehrsgewerbe Hamburg: Planungsideen für die Praxis. In: Stadtentwicklungsbehörde 1993, S. 139.
- Hansen 1997* Hansen, Angela / Heldt, Ute / Kostein-Römer, Karin: Hamm zwischen Vernachlässigung und Aufwertung?! Ein Konzept zur Stadtteilentwicklung. Diplomarbeit am Fachbereich Städtebau – Stadtplanung der Technischen Universität Hamburg-Harburg. Hamburg, Juni 1997
- Hansen 2001* Hansen, Peter: Planen, bauen und verwalten für eine multikulturelle Gesellschaft. In: Schader-Stiftung 2001, S. 252-262.
- Harbs 1996* Harbs, Klaus: Mehr Wirtschaft auf weniger Fläche. In: Hamburger Wirtschaft, 1996, 6, S. 6ff.
- Harbs 1997* Harbs, Klaus: Planen für die Wirtschaft. Hamm-Süd, Kammerversammlung vor Ort. In: Hamburger Wirtschaft, 1997, 4, S. 19f.
- Harms 1989* Harms, Hans / Schubert, Dirk: Wohnen in Hamburg – ein Stadtführer zu 111 ausgewählten Beispielen. (= Stadt Planung Geschichte 11). Hamburg 1989
- Harth 2000* Harth, Annette / Scheller, Gitta / Tessin, Wulf (Hg.): Stadt und soziale Ungleichheit. Opladen 2000
- Harvey 1997* Harvey, David: Contested Cities: Social process and spatial form, abgedruckt in: LeGates 2003, S. 229-234
- Häußermann 1996* Häußermann, Hartmut / Siebel, Walter: Soziologie des Wohnens. Eine Einführung in Wandel und Ausdifferenzierung des Wohnens. Weinheim u. w. 1996
- Häußermann 1999* Häußermann, Hartmut: Neue Haushalte – Neue Lebensstile. Wohnformen zwischen Individualisierung und Vergemeinschaftung. In: Wüstenrot-Stiftung 1999, S. 12-21
- Häußermann 2001* Häußermann, Hartmut / Siebel, Walter: Integration und Segregation – Überlegungen zu einer alten Debatte. In: DfK – Deutsche Zeitschrift für Kommunalwissenschaften. 2001, 1, S. 68-79
- Häußermann 2002* Häußermann, Hartmut / Siebel, Walter: Die Mühen der Differenzierung. In: Löw 2002, S. 29-67
- Hawley 1993* Hawley, Christine: Schwebend über der Stadtlandschaft. In: Stadtentwicklungsbehörde 1993, S. 65-67

- Herlyn 1995* Herlyn, Ulfert: Nachbarschaft. In: ARL – Akademie für Raumforschung und Landesplanung (Hg.): Handwörterbuch der Raumordnung. Hannover 1995, S. 657 f.
- Herron 1993* Herron, Ron: Ein Randgebäude für den Stadtrand. In: Stadtentwicklungsbehörde 1993, S. 68f.
- HHAG 1999* Hamburger Hochbahn AG (Hg.): Sommerfahrplan 1999. 30.05.1999-25.09.1999. Hamburg 1999
- HHAG 2004* Hamburger Hochbahn AG (Hg.): Fahrplanbuch 2005. Großbereich Hamburg. 12.12.2004-10.12.2005. Hamburg 2004
- Hilpert 1980* Hilpert, Thilo: Hufeisensiedlung Britz 1926-1980. Ein alternativer Siedlungsbau der 20er Jahre. Berlin 1980
- Hinrichsen 1979* Hinrichsen, Hermann: Hamm + Borgfelde. Goldener Mittelstand in alter Zeit. Hamburg 1979
- Hohenfelde 1974* Stadtteilgruppe Hohenfelde (Hg.): Wir greifen an: Springer, Senat, Neue Heimat. Ekhostraße 39. Hamburg 1974
- Holtmann 1996* Holtmann, Everhard / Schaefer, Rainer: Wohnen und Wohnungspolitik in der Großstadt. Eine empirische Untersuchung über Wohnformen, Wohnwünsche und kommunalpolitische Steuerung in Nürnberg. Opladen 1996
- Honnegger 1919* Honnegger, Hans: Godin und das Familistère von Guise. Ein praktischer Versuch der Verwirklichung von Fouriers Utopie. Ein Beitrag zum Problem der industriellen Demokratie und zum Problem der Organisierung von Arbeitersiedlungen. Inaugural-Dissertation. Zürich u. w. 1919
- Höpfner 1993* Höpfner, Heinz / Stadtteilarchiv Hamm: Jerusalem liegt in Hamburg. Hamburg 1993
- Howard 1898* Howard, Ebenezer: To-morrow, a Peaceful Path to Real Reform. London 1898
- IFES 1988a* IFES – Institut für empirische Sozialforschung Wien (Hg.): Grundlagenstudie zum Wohnbau in Kärnten. Bewohnerbefragung. Textband. Wien 1988
- IFES 1988b* IFES – Institut für empirische Sozialforschung Wien (Hg.): Grundlagenstudie zum Wohnbau in Kärnten. Bewohnerbefragung. Tabellenband. Wien 1988
- Info 7/2002* Soziale Stadt info. Der Newsletter zum Bund-Länder-Programm Soziale Stadt. Schwerpunkt: Aktivierung und Beteiligung. 2002, 7
- Info 8/2002* Soziale Stadt info. Der Newsletter zum Bund-Länder-Programm Soziale Stadt. Schwerpunkt: Zusammenleben in Stadtteilen mit besonderem Entwicklungsbedarf. 2002, 8
- Info 14/2003* Soziale Stadt info. Der Newsletter zum Bund-Länder-Programm Soziale Stadt. Schwerpunkt: Aktivierung und Beteiligung – Ein Blick in sieben europäische Länder. 2003, 14
- Institut 1979* ILS – Institut für Landes- und Stadtentwicklungsforschung des Landes Nordrhein-Westfalen (Hg.): Gründe für Wohnungswechsel in Großstädten. Einfluß der Wohnung und des Wohnumfeldes auf die Wohnzufriedenheit und die Wanderungsentscheidung. Fallstudie zum Wohn- und Wanderungsverhalten in Bochum und Düsseldorf. Kleinräumige Mobilität II. Dortmund 1979

- Jacobs 1992* Jacobs, Jane: The death and life of great American cities. Univ. Nachdruck der 1. Aufl. 1961. New York 1992
- Jacobs 1993* Jacobs, Jane: Tod und Leben großer amerikanischer Städte. 3. gekürzte Aufl. (= Bauwelt-Fundamente 4). Braunschweig u. w. 1993
- Jenkins 1993* Jenkins, David: Unité d'Habitation Marseilles Le Corbusier. London 1993
- Junghanns 1998* Junghanns, Kurt: Bruno Taut 1880-1938. Architektur und sozialer Gedanke. 3. überarb. und erg. Aufl. Leipzig 1998
- Kähler 1996* Kähler, Gert (Hg.): Geschichte des Wohnens. Band 4. Reform Reaktion Zerstörung. Stuttgart 1996
- Kähler 1996a* Kähler, Gert: Nicht nur Neues Bauen. In: Kähler 1996, S. 303-452
- Kamleithner 2002* Kamleithner, Christa: Der Traum von einer Insel. Kontrolle und Kontingenz. Manuskript, Wien 2002
- Kamleithner 2003* Kamleithner, Christa: Wohnen im Archipel. In: *dérive*. Zeitschrift für Stadtforschung, 2003, 10, S. 8ff.
- Kay 1999* Kay, Peter: Architektur – Neues an der Bille. In: FREIHAUS. Info für gemeinschaftliches und selbstbestimmtes Wohnen. 1999, 4, S. 7
- Kellner 2001* Kellner, Andreas: Städtebauliche Leitbilder im Wohnungsbau der neunziger Jahre. In: Stadtentwicklungsbehörde 2001c, S. 14-23
- Kelly Stiftung 2004* Petra Kelly Stiftung / Bayerisches Bildungswerk für Demokratie und Ökologie in der Heinrich-Böll-Stiftung e. V. (Hg.): Das nachhaltige Stadtviertel. Planen – Umsetzen – Bewerten. Dokumentation der Tagung am 17. Juni 2004 in München, Messestadt-Riem. München 2004
- Kieren 1993* Kieren, Martin: Die Uniform als Typ. Berliner Wohnungsbau-Architektur der letzten Jahre. In: Foyer II. Magazin der Senatsverwaltung für Bau- und Wohnungswesen Berlin. 3 (1993), S. 20 – 23
- Kirchhoff 1999* ARGE Kirchhoff/Jacobs: Literaturrecherche: »Kommunalpolitische und Unternehmensbezogene Ansätze gegen soziale Erosion in Großsiedlungen«. Hamburg, Mai 1999
- Kleffel 1999* Kleffel Köhnholdt Gundermann Architekten (Hg.): Kleffel Köhnholdt. 1995-1999. Architekten BDA. Hamburg 1999
- Kloberg 1990* Kloberg, Erik: Werftensterben in Hamburg. Der Niedergang des Schiffbaus 1970-1988 und die Politik des Senats. Hamburg 1990
- Klugmann 1981* Klugmann, Norbert: Schule, Schlafen und was noch? Jung sein in Hamm. Hamburg 1981
- Kossak 1993* Kossak, Egbert: Kreativität für Hamburg. Das Stadtentwicklungsforum 1993. In: Stadtentwicklungsbehörde 1993, S. 13-19
- Krämer 2002* Krämer, Jürgen: Integration der »Entbehrlichen«? Das Programm Soziale Stadt in der Tradition der sozialpolitischen Stadtpolitik – (k)eine Polemik. In: Walther 2002a, S. 195-207
- Kraus 1974* Kraus, Michael G.: Wohnwunsch und Wohnzufriedenheit. Zur Planungsrelevanz empirisch-soziologischer Daten. Technische Universität Berlin, Diss. Berlin 1974

<i>Krause 2000</i>	Krause, Cornelia: Anständiges Dach über dem Kopf. Wohnbebauung Steinbeker Straße. In: Hamburgische Architektenkammer (Hg.): Architektur in Hamburg. Jahrbuch 2000. Hamburg 2000, S. 102-103
<i>Krautzberger 2001</i>	Krautzberger, Michael / Söfker, Wilhem: Baugesetzbuch mit ergänzenden Vorschriften. Textausgabe. 8. Aufl. München 2001
<i>Kriminalprävention 2003</i>	Zentrale Geschäftsstelle Polizeiliche Kriminalprävention der Länder und des Bundes (Hg.): Städtebau und Kriminalprävention. Eine Broschüre für die planerische Praxis. Stuttgart 2003
<i>Krings-Heckemeier 1998</i>	Krings-Heckemeier, Marie-Therese / Pfeiffer, Ulrich: Überforderte Nachbarschaften – soziale und ökonomische Erosion in Großsiedlungen. In: GdW – Bundesverband deutscher Wohnungsunternehmen e.V. (Hg.): Überforderte Nachbarschaften. Zwei sozialwissenschaftliche Studien über Wohnquartiere in den alten und den neuen Bundesländern. (= GdW-Schriften 48). Köln 1998
<i>Kröning 1996</i>	Kröning, Wolfgang: Behindern Vorschriften kostensparendes Bauen? In: Der Architekt, Zeitschrift des Bundes Deutscher Architekten BDA, 6/1996, S. 383-386
<i>Kronauer 2002</i>	Kronauer, Martin: Die neue soziale Frage: Armut und Ausgrenzung in der Großstadt heute. In: Walther 2002a, S. 45-55
<i>Krummacher 2003</i>	Krummacher, Michael / Kulbach, Roderich / Waltz, Viktoria / Wohlfahrt, Norbert: Soziale Stadt – Sozialraumentwicklung – Quartiersmanagement: Herausforderungen für Politik, Raumplanung und soziale Arbeit. Opladen 2003
<i>Krüpe 1995</i>	Krüpe, Bernhard: Landschaftsarchitektonischer Beitrag zur Revitalisierung des Stadtteils Hammerbrook/Hamm-Süd in Hamburg. Diplomarbeit am Lehrstuhl für Landschaftsarchitektur und Entwerfen der Technischen Universität München in Freising-Weihenstephan. München/Freising-Weihenstephan 1995
<i>Kuhlmann 1997</i>	Kuhlmann, Michael / Neumann, Jan-Oliver: Idylle trügt: Planungsziele in Hamm-Süd gefährden Betriebe. In: Hamburger Wirtschaft, 1997, 1, S. 6-9
<i>Landesmuseum 2002</i>	Altonaer Museum in Hamburg – Norddeutsches Landesmuseum (Hg.): Leben und arbeiten am Elbstrom. Altonas Architektur vom Fischmarkt bis Övelgönne. Hamburg 2002
<i>Landesplanungsamt 1976a</i>	FuHH, Baubehörde, Landesplanungsamt (Hg.): Stadtteilentwicklungsplanung Rothenburgsort, Hamm-Süd. Teil: Vorstufe, Lieferung 3: Gebäudebestandsuntersuchung Rothenburgsort, Ortsteile 133, 134. Gebäudenutzung. (Inkl. Beilage: Gebäudebestandsuntersuchung Hamm-Süd, Ortsteile 127, 128. Gebäudenutzung): Maßstab: 1:2.500. Hamburg 1976
<i>Landesplanungsamt 1976b</i>	FuHH, Baubehörde, Landesplanungsamt (Hg.): Stadtteilentwicklungsplanung Rothenburgsort, Hamm-Süd. Teil: Vorstufe Lieferung 3: Gebäudebestandsuntersuchung Rothenburgsort, Ortsteile 133, 134. Gebäudealter. (Inkl. Beilage: Gebäudebestandsuntersuchung Hamm-Süd, Ortsteile 127, 128. Gebäudealter). Maßstab: 1:2.500. Hamburg 1976

<i>Landesplanungsamt 1976c</i>	FuHH, Baubehörde, Landesplanungsamt (Hg.): Stadtteilentwicklungsplanung Rothenburgsort, Hamm-Süd. Teil: Vorstufe Lieferung 3: Gebäudebestandsuntersuchung Rothenburgsort, Ortsteile 133,134. Gebäudehöhe. (Inkl. Beilage: Gebäudebestandsuntersuchung Hamm-Süd, Ortsteile 127, 128. Gebäudehöhe). Maßstab: 1:2.500. Hamburg 1976
<i>Landesplanungsamt 1976d</i>	FuHH, Baubehörde, Landesplanungsamt (Hg.): Stadtteilentwicklungsplanung Rothenburgsort, Hamm-Süd (Ortsteile 127, 128, 133, 134). Teil: Vorstufe, Lieferung 1: Soziale Probleme. Hamburg 1976
<i>Landesplanungsamt 1977</i>	FuHH, Baubehörde, Landesplanungsamt (Hg.): Stadtteilentwicklungsplanung Rothenburgsort/Hamm-Süd. Lieferung 1 zur Planungsstufe: Programmplan-Entwurf Rothenburgsort/Hamm-Süd. Hamburg 1977
<i>Landesplanungsamt 1981</i>	FuHH, Baubehörde, Landesplanungsamt (Hg.): Bauleitplanung in Hamburg. Billerhuder Insel, Rothenburgsort, Hamm Süd. Informationen für den Bürger. Anhören. Mitreden. (ohne Seitenzählung). Hamburg 1981
<i>Landesplanungsamt 1988</i>	FuHH, Baubehörde, Landesplanungsamt (Hg.): Stadtteilentwicklungsplanung Rothenburgsort/Hamm-Süd. Erläuterungen zum Programmplan. Entwurf. Lieferung 2 zur Planungsstufe Programmplan-Entwurf Rothenburgsort/Hamm-Süd. Hamburg 1988
<i>Lange 1994</i>	Lange, Ralf: Hamburg – Wiederaufbau und Neuplanung 1943-1963. Königstein im Taunus 1994.
<i>Le Corbusier 1945</i>	Le Corbusier: Grundfragen des Städtebaus. Stuttgart 1945
<i>Le Corbusier 1979</i>	Le Corbusier: Städtebau. Faksimile. 2. Aufl. Stuttgart 1979
<i>Le Corbusier 2001</i>	Le Corbusier: 1922 – Ausblick auf eine Architektur. (= Bauwelt-Fundamente 2). 4. Aufl., 3. unv. Nachdruck, Gütersloh u. w. 2001
<i>LeGates 2003</i>	LeGates, Richard T. / Stout, Frederic (ed.): The City Reader. 3rd ed. London u. w. 2003
<i>Leitfaden 2000</i>	Leitfaden zur Ausgestaltung der Gemeinschaftsinitiative »Soziale Stadt«, zweite Fassung vom 01.03.2000. In: DIFU 2000, Abschnitt 3
<i>Linz 2000</i>	Gemeinnützige Wohnungsgesellschaft Linz GmbH: »Lebensraum Holzstraße – hochwertiges Wohnen in der Innenstadt«. Pressegespräch am 26.05.2000 im Urulinenhof Linz. 8 Blätter. O. O. (Linz), o. J. (2000)
<i>Lokalbote 31.03.1999</i>	Straßenstrich in Hamm-Süd bleibt. In: Lokalbote. Die unabhängige Lokalzeitung, 31.03.1999
<i>Lokalbote 29.04.1999</i>	Geschichtscafé. In: Lokalbote. Die unabhängige Lokalzeitung, 29.04.1999
<i>Lokalbote 12.08.1999</i>	Nach dem Schlag gegen die »Rotlich-Mafia«: Es geht munter weiter beim Straßenstrich in Hamm-Süd. In: Lokalbote. Die unabhängige Lokalzeitung, 12.08.1999
<i>Lokalbote 9.12.1999</i>	Neue Wohnungen in Hamm-Süd. In: Lokalbote. Die unabhängige Lokalzeitung, 9.12.1999
<i>Lokalbote 26.04.2001</i>	Ole von Beust besucht Hamm-Süd. In: Lokalbote. Die unabhängige Lokalzeitung, 26.04.2001
<i>Löw 2002</i>	Löw, Martina (Hg.): Differenzierungen des Städtischen. (= Stadt, Raum und Gesellschaft, Bd. 15). Opladen 2002

- Lütgert 2000* Lütgert, Stephan A.: Eiskeller, Eiswerke und Kühlhäuser in Schleswig-Holstein und Hamburg. Ein Beitrag zur Kulturlandschaftsforschung und Industriearchäologie. Husum 2000
- Martens 1992* Martens, Floria: Yuppie-Manhattan Hammerbrook? Perspektiven für die Bürowüste der City-Süd. In: Hamburgische Architektenkammer (Hg.): Architektur in Hamburg. Jahrbuch 1992. Hamburg 1992
- Mättig 1993* Mättig, Lutz: Sozialstrukturanalyse für den Stadtteil Hamm-Süd sowie des Planungsgebietes des Hamburger Stadtentwicklungsforums 1993. Vorläufiger Bericht. Hamburg 1993
- Mättig 1994* Mättig, Lutz: Stadtteilanalyse Hamm-Mitte und Hamm-Süd. Gentrification im Osten der Innenstadt. Diplomarbeit, Hamburg 1994
- Mersmann 1993* Mersmann, Arno: Nachbarschaftliches Wohnen mitgestalten. Bewohner-Beteiligung und ihre Integration in das soziale Management von Wohnungsunternehmen. Darmstadt 1993
- Mitscherlich 1969* Mitscherlich, Alexander: Die Unwirtlichkeit unserer Städte. Anstiftung zum Unfrieden. 8. Aufl. Frankfurt am Main 1969
- Mölck 2004* Mölck, Julia / Soomeren, Paul van: Die »Sicherheitsverträglichkeitsprüfung« (SVP) in den Niederlanden als Verfahren zur Planungsverbesserung und Vorstellung der neue Europäische Norm ENV 14383-2 »Prevention of Crime-Urban Planning and Design«. Hannover 11. Februar 2004
- Morgenpost 23.11.1998* (fw): Schöner Wohnen an der Bille. In: Hamburger Morgenpost 23.11.1998
- Morgenpost 13.01.2000* Hirschbiegel, Thomas: Rot-Schwarz: Vorbild für ganz Hamburg? In: Hamburger Morgenpost, 13.01.2000
- Morgenpost 2.02.2000* News – Billstedt. In: Hamburger Morgenpost, 2.02.2000
- Morgenpost 13.08.2004* Hein, Barbara: Hamm – Ein Viertel wird trendy. In: Morgenpost 13.08.2004
- Mückenberger 1998* Mückenberger, Ulrich (Hg.): Zeiten der Stadt. Reflexionen und Materialien zu einem neuen gesellschaftlichen Gestaltungsfeld. Bremen 1998
- Mühlestein 1987* Mühlestein, Erwin: Das andere Neue Wohnen. In: Zürich 1987, S. 7-18
- Neumann 1998* Neumann, Jan-Oliver: Quartiersbezogen und wachstumsorientiert. Planen für die Wirtschaft in Hamm-Süd. In: Hamburger Wirtschaft, 1998, 2, S. 10-12
- Newman 1996* Newman, Oscar: Creating Defensible Space. Published by U.S. Department of Housing and Urban Development / Office of Policy Development and Research. Washington DC, April 1996
- Niedersächsisches Innenministerium 2002* Niedersächsisches Innenministerium, Referat für Presse- und Öffentlichkeitsarbeit (Hg.): Sicheres Wohnquartier. Gute Nachbarschaft. Hannover, November 2002
- Niedersächsisches Ministerium 2004* Niedersächsisches Ministerium für Soziales, Frauen, Familie und Gesundheit: Sicherheit planen und gestalten. Realisierung der städtebaulichen und wohnungswirtschaftlichen Kriminalprävention durch Leitbilder und Verfahren. Dokumentation eines Werkstattgesprächs. Hannover, 11. Februar 2004.

Novy 1985	Novy, Klaus / Prinz, Michael: Illustrierte Geschichte der Gemeinwirtschaft. Wirtschaftliche Selbsthilfe in der Arbeiterbewegung von den Anfängen bis 1945. Berlin u. w. 1985
Novy 1991	Novy, Klaus / Neumann-Cosel, Barbara von (Hrsg.): Wohnreform in Berlin. Ein Arbeitsprogramm wird vorgestellt. Berlin 1991
Novy 1992	Novy, Klaus / Neumann-Cosel, Barbara von / Amann, Renate / Walleczek, Sylvia (Hg.): Zwischen Tradition und Innovation. 100 Jahre Berliner Bau- und Wohnungsgenossenschaft von 1892. Berlin 1992
Pahl 2001	Pahl, Walter: »Unter uns bleiben – ja bitte, nein danke!« In: Schader-Stiftung 2001, S. 243-251
Pemöller 1961	Pemöller, Adalbert: Hamm als Teil der Groszstadtlandschaft Hamburg. Ein Beitrag zur Siedlungsgeographie Gross-Hamburgs. (= Hamburger geographische Studien 11). Hamburg 1961
Perry 1998	Perry, Clarence A.: The Neighborhood Unit. The Regional Survey of New York and Its Environs, Volume VII, Neighborhood and Community Planing. New York 1929. Reprint. London u. w. 1998
Pfeiffer 2003	Pfeiffer, Ulrich: Eine neue Dimension der Stadtentwicklungspolitik. Die Wiederentdeckung der Nachbarschaft. In: StadtBauwelt, Vierteljahreshefte der Bauwelt, 157 (2003), 12, S. 50-59
Pierau 1993	Pierau, Christiane / Walter, Gerd: Möglichkeiten und Grenzen der Nutzungsmischung für das Gewerbegebiet Äußeres Hammerbrook. Diplomarbeit am Fachbereich Städtebau – Stadtplanung der Technischen Universität Hamburg-Harburg. Hamburg September 1993
Preiser 1988	Preiser, Wolfgang F. E. / Rabinowitz, Harvey Z. / White, Edward T.: Post-Occupancy Evaluation. New York 1988
Prix 1993	Prix, Wolf D. / Swiczinsky, Helmut: Pl-(A)hnungen. In: Stadtentwicklungsbehörde 1993, S. 47-49
Putnam 2000	Robert D.: Bowling alone. The collapse and revival of American community. New York u. w. 2000
Rasmußen 2002	Rasmußen, Kerstin / Wulf, Gunnar: Hamburg-Hamm. Die Reihe Archivbilder. Erfurt 2002
Raumentwicklung 1995	Neue Stadtteile, neue Nachbarschaften: vielfältige Prinzipien statt vergänglicher Leitbilder. Informationen zur Raumentwicklung. 1995, 10/11
Raumentwicklung 2003	Soziale Benachteiligung und Stadtentwicklung. Informationen zur Raumentwicklung, Heft 3/4, 2003
Rebois 1999	Rebois, Didier: European 5. Europäische Ergebnisse. Fünftes europaweites Wettbewerbsverfahren für neue Architektur, neue Landschaften urbanen Wohnens, Mobilität und Nähe. Paris 1999
Reichardt 2003	reichardt, czerner + partner: aufbruch ... Hamburg 2003
Reichelt 1997	Reichelt, Martina: »Hamburg – Stadt am Wasser«. Diplomarbeit am Institut für Städtebau und Landschaftsplanung der Technischen Universität Braunschweig. Braunschweig Wintersemester 1996/97
Reitz-Dinse 2003	Reitz-Dinse, Annegret / Grünberg, Wolfgang: Kirche morgen. Ein Arbeitsbuch im Auftrag des Kirchenkreises Alt-Hamburg. Leipzig 2003

- Richter 1991* Richter, Ingo / Schuppert, Gunnar F.: Casebook Verfassungsrecht. 2. überarb. Aufl. München 1991
- Rohr-Zänker 1998* Rohr-Zänker, Ruth: Die Rolle von Nachbarschaften für die zukünftige Entwicklung von Stadtquartieren. Expertise im Auftrag der Bundesforschungsanstalt für Landeskunde und Raumordnung, Bonn 1998
- Roscher 1997* Roscher, Volker / Stamm, Petra (Hg.): Wohnen in der Stadt – Wohnen in Hamburg. Leitbild. Stand. Tendenzen. (= Katalog zur gleichnamigen Ausstellung des Bundes Deutscher Architekten BDA der Hansestadt Hamburg e.V, in der alten Oberpostdirektion am Stephansplatz in Hamburg vom 8. August bis zum 20. September 1997 im Rahmen des Hamburger Architektursommers 1997). Hamburg 1997
- Roscher 1997a* Roscher, Volker: Wohnen in der Stadt – Wohnungsbau in Hamburg, Leitbild, Stand, Tendenzen – Ergebnisse einer Befragung. Anstatt einer Einleitung. In: Roscher 1997, S. 8-18
- Rumpf 1992* Rumpf, Peter: In Gemeinschaft. Sozialer Wohnungsbau am Ortolanweg in Berlin-Neukölln. In: Bauwelt, 83 (1992), 28/29, S. 1644-1648
- Rumpf 2001* Rumpf, Peter: Wärme halten... Sozialer Wohnungsbau in Linz, Holzstraße. In: Bauwelt, 96 (2001), 16, S. 18-22
- Rundschau 19.08.1993* Müller, Silke / Pilz, Thorsten: Brainstorming für Boomtown. Stadtentwicklungsforum Hammerbrook und Hamm-Süd. Ideen für einen vergessenen Stadtteil. In: Hamburger Rundschau. Wochenzeitung für Hamburg und Umgebung, 19.08.1993
- Saldern 1995* Saldern, Adelheid von: Häuserleben. Zur Geschichte städtischen Arbeiterwohnens vom Kaiserreich bis heute. Hannover 1995
- Schader-Kolloquium 2001* Schader-Kolloquium / Schader-Stiftung (Hg.): Politische Steuerung der Stadtentwicklung. Das Programm »Die soziale Stadt« in der Diskussion. Darmstadt 2001
- Schader-Stiftung 2001* Schader-Stiftung (Hg.): wohn:wandel. Szenarien, Prognosen, Optionen zur Zukunft des Wohnens. Darmstadt 2001
- Schifferle 1997* Schifferle, Hans: Trees Loung. In: epd-Film. Zeitschrift des Evangelischen Pressedienstes der Evangelischen Publizistik. 1997, 1, S. 34 f.
- Schlüter 1997* Schlüter, Gottfried: Pruitt-Igoe. Die Dritte. In: Wolkenkuckucksheim. Internationale Zeitschrift für Theorie und Wissenschaft der Architektur. 2 (1997), 1
- Schmidt 1997* Schmidt, Erich / Wigger, Iris: Wohn(t)räume. 75 Jahre gemeinnützige Baugenossenschaft Hamburg-Nordost. Hamburg 1997
- Schmidt 2003* Schmidt, Erich: Endbericht der soziologischen Begleitstudie zum »Wohnungsbauprojekt Hallenhäuser« der BGFG – Baugenossenschaft freier Gewerkschafter eG an der Steinbeker Straße in Hamburg Hamm-Süd. (Unveröffentlicht). Hamburg 2003
- Schneider 1992* Schneider, Ulrike: Neues Wohnen – alte Rollen? Der Wandel des Wohnens aus der Sicht von Frauen. (= Stadt, Raum und Gesellschaft 2). Pfaffenweiler 1992
- Schneider 1999* Schneider, Nicole / Spellerberg, Annette: Lebensstile, Wohnraumbedürfnisse und räumliche Mobilität. Opladen 1999

- Schröder 1990* Schröder, Helmut / Weinreis, Fritz: Wohnumfeldverbesserung in innenstadtnahen Wohngebieten. Eine vergleichende Analyse von Bewohnerbewertungen in Bielefeld. (= Arbeitsberichte und Forschungsmaterialien, Universität Bielefeld, Fakultät für Soziologie 55. Arbeitsberichte Regional- und Raumplanung 13). Bielefeld 1990
- Schubert 1997* Schubert, Dirk: Stadterneuerung in London und Hamburg. Eine Stadtbaugeschichte zwischen Modernisierung und Disziplinierung. Braunschweig u. w. 1997
- Schubert 2000* Schubert, Dirk: Revitalisierung des Harburger Binnenhafens. In: db. Deutsche Bauzeitung. Zeitschrift für Architekten und Bauingenieure. 2000, 5, S. 42f.
- Schwartz 1993* Schwartz, Martha / Alsop, William / Störmer, Jan: Ohne Bebauungsplan. In: Stadtentwicklungsbehörde 1993, S. 31-33
- Schwarze 2002* Schwarze, Dirk / Nikolic, Monika: Das Experiment von Kassel, In: Art. Das Kunstmagazin. 2002, 8, S. 46-53
- Sennett 1983* Sennett, Richard: Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität. 2. Auf., Frankfurt am Main 1983
- Siebel 2004* Siebel, Walter (Hg.): Die europäische Stadt. Frankfurt am Main 2004
- Siebel 2004a* Siebel, Walter: Einleitung: Die Europäische Stadt. In: Siebel 2004, S. 11-50
- Slapeta 1993* Slapeta, Vladimir / Schoppe, Dieter / Winking, Bernhard: Es soll schöner werden. In: Stadtentwicklungsbehörde 1993, S. 91ff.
- Spalt 1985* Spalt, Johannes: Die Geschichte des Hofhauses. In: Blaser 1985, S. 7-29
- Spellerberg 2001* Spellerberg, Annette: Lebensstile und Wohnprofile: Trends. Einige empirische Befunde. In: Schader-Stiftung 2001, S. 276-285
- Spiegel 2000* Spiegel, Erika: Haushaltsformen und Lebensstile im Lebensverlauf – Wohn- und Standortbedürfnisse und -präferenzen. In: Harth 2000, S. 197-216
- Staatliche Pressestelle 22.05.2003* FuHH, Staatliche Pressestelle: Wohnungsbau- und Gewerbeflächen. Senatskommission für Stadtentwicklung erweitert das Flächenangebot für die Wachsende Stadt. Pressemeldung, 22.05.2003
- Stadt 8/1982* Kassels "Schöne Aussicht" im Bau. documenta urbana. In: Stadt. Monatshefte für Wohnungs- und Städtebau. Heft 8, 1982
- Städtecharta 1992* Die Europäische Städtecharta und die Europäische Erklärung betreffend die Rechte in der Stadt. Entschließung 234. Verabschiedet von der Ständigen Konferenz der Gemeinden und Regionen Europas (SKGRE), 27. Session. Straßburg, 17.-19. März 1992
- Stadtentwicklungsbehörde 1993* FuHH, Stadtentwicklungsbehörde / Senatorin für Stadtentwicklung (Hg.): Hamburg. Stadtvisionen. Eine Dokumentation des Hamburger Stadtentwicklungsforums 1993. Hamburg 1993
- Stadtentwicklungsbehörde 16.08.1996* Stadtentwicklungsbehörde, Der Senator. Schreiben an den BUND Hamburg, Hamburg 16.08.1996. In: Stadtteilarchiv Hamm, Akte: Bewohnerinitiative Hamm-Süd 1994-1997
- Stadtentwicklungsbehörde 1999a* FuHH, Stadtentwicklungsbehörde (Hg.): soziale stadtteilentwicklung. das programm. eine initiative der stadtentwicklungsbehörde hamburg. Hamburg 1999

<i>Stadtentwicklungsbehörde 1999b</i>	FuHH, Stadtentwicklungsbehörde (Hg.): soziale stadtteilentwicklung in hamburg. stadtviertel in bewegung. eine Veranstaltung der Stadtentwicklungsbehörde Hamburg und der Akteure der Sozialen Stadtteilentwicklung. katalog zur ausstellung im rathaus 19. bis 21 april 1999. Hamburg 1999
<i>Stadtentwicklungsbehörde 2000a</i>	FuHH, Stadtentwicklungsbehörde (Hg.): die zukunft der stadt gestalten. Leitlinien der Stadtentwicklungsbehörde. Hamburg 2000
<i>Stadtentwicklungsbehörde 2000b</i>	FuHH, Stadtentwicklungsbehörde (Hg.): perlenkette. hamburgs hafenrand. Die Revitalisierung des nördlichen Elbufers. Hamburg 2000
<i>Stadtentwicklungsbehörde 2001a</i>	FuHH, Stadtentwicklungsbehörde: gewerbliche bauflächen. gesamtstädtische entwicklungsplanung. Zusammenfassung und Fazit. Hamburg 2001
<i>Stadtentwicklungsbehörde 2001b</i>	FuHH, Stadtentwicklungsbehörde (Hg.): soziale stadtteilentwicklung in hamburg. programm und gebietsübersicht. Hamburg 2001
<i>Stadtentwicklungsbehörde 2001c</i>	FuHH, Stadtentwicklungsbehörde (Hg.): standort wohnen. Hamburger Wohnungsbau von 1990-2000. Hamburg, Februar 2001
<i>Stadtentwicklungsbehörde 2001d</i>	FuHH, Stadtentwicklungsbehörde (Hg.): soziale stadtteilentwicklung in hamburg. stadtviertel in bewegung. Schwerpunkte der sozialen Stadtteilentwicklung. Hamburg 2001
<i>Stadtforschung 2004</i>	IfS – Institut für Stadtforschung und Strukturpolitik GmbH: Die soziale Stadt. Ergebnisse der Zwischenevaluierung. Bewertung des Bund-Länder-Programms »Stadtteile mit besonderem Entwicklungsbedarf – die soziale Stadt« nach vier Jahren Programmlaufzeit. Berlin 2004
<i>Stadtteilarchiv 1989</i>	Stadtteilinitiative Hamm e.V. / Stadtteilarchiv Hamm (Hg): Kindheit in Hamm I. Hammer Bürger erinnern sich. (= Stadtteilarchiv Hamm 2). Hamburg 1989
<i>Stadtteilarchiv 1991</i>	Stadtteilinitiative Hamm e.V. / Stadtteilarchiv Hamm (Hg): Kindheit in Hamm II. Hammer Bürger erinnern sich. (= Stadtteilarchiv Hamm 3). Hamburg 1991
<i>Stadtteilarchiv 1993</i>	Stadtteilinitiative Hamm e.V. / Stadtteilarchiv Hamm (Hg.): Es war ja Krieg. Zeitzeugen erinnern sich an Luftangriffe auf Holborn und Hamburg-Hamm. (= Stadtteilarchiv Hamm 4). Hamburg 1993
<i>Stadtteilarchiv 1996</i>	Zur Geschichte der alten Eisfabrik an der Bille. In: Neues aus dem Stadtteilarchiv Hamm. Zeitschrift des Stadtteilarchivs Hamm. Hamburg, 5 (1996), 2, S. 6-8
<i>Stadtteilkonferenz 1993</i>	Stadtteilkonferenz Hamm: Elefantenreiten an der Bille. Beschluß der Stadtteilkonferenz Hamm vom 18.8.93. In: Stadtentwicklungsbehörde 1993, S. 136 f.
<i>Statistisches Bundesamt 1991</i>	Statistisches Bundesamt Wiesbaden: Klassifizierung der Berufe. Systematischen und alphabetisches Verzeichnis. Ausgabe 1975. Stuttgart 1991
<i>Statistisches Landesamt 1992</i>	FuHH, Statistisches Landesamt: Statistische Berichte, Reihe D: Unternehmen und Arbeitsstätten. Ergebnisse der Volkszählung am 25. Mai 1987. Teil 3: Arbeitsstättenzählung. Hamburg 1992
<i>Statistisches Landesamt 2002a</i>	FuHH, Statistisches Landesamt: Stadtteil-Trends 1998-2001. (= Hamburg.regional 17). Hamburg 2002

<i>Statistisches Landesamt 2002b</i>	FuHH, Statistisches Landesamt Hamburg (Hg.): Stadtteil-Profile 2002 mit Kreisdaten für das Umland. (= Hamburg.regional 18). Hamburg 2002
<i>Stattbau 1993</i>	Stattbau Hamburg GmbH (Hg.): anders planen, bauen, wohnen. Hamburg 1993
<i>Stattbau 1995</i>	Stattbau Hamburg GmbH (Hg.): »STADT GESTALTEN – Ideen zur Stadtgestaltung«, Fachkongreß anlässlich zehn Jahre Stattbau Hamburg. Hamburg 1995
<i>Stattbau 2002</i>	Stattbau Hamburg(Hg.): Wohnprojekte, Baugemeinschaften, soziale Stadtentwicklung. Das Stattbau-Buch. Hamburg 2002
<i>Stumberger 2004</i>	Stumberger, Rudolf: Das Projekt Utopia. Geschichte und Gegenwart des Genossenschafts- und Wohnmodells »Familistère Godin« in Nordfrankreich. Hamburg 2004
<i>taz 15.07.1994</i>	Eine Hamburger Familiengeschichte. die "Alternative Baubetreuung", ein Senatsprogramm "Wohnraumschaffung und Sanierung in Zusammenarbeit mit Betroffenen", wird zehn Jahre alt: taz Hamburg, 15.07.1994
<i>taz 31.07.1995</i>	Briegleb, Till / Haarhoff, Heike: »Schön wäre auch ein Wochenmarkt«. Stadtplaner Peter Illies im taz-Gespräch. In: taz Hamburg, 31.07.1995
<i>taz, 14.10.1995</i>	Haarhoff, Heike: Heiße Schlammschlacht um Eis-Fabrik. In: taz Hamburg, 14.10.1995
<i>taz 17.11.1995a</i>	Haarhoff, Heike: Erst abtauen, dann denken. In: taz Hamburg, 17.11.1995
<i>taz 17.11.1995b</i>	Haarhoff, Heike: Kommentar: Engstirnig. In: taz Hamburg, 17.11.1995
<i>taz 7.12.1995</i>	(hh): Gegen Bürgerinteressen. In: taz Hamburg, 7.12.1995
<i>taz 20.01.1996</i>	Briegleb, Till / Haarhoff, Heike: Der mündige Bürger stört nur den Investor. In: taz Hamburg, 20./21.01.1996
<i>taz 25.01.1996</i>	Meyer, Bernd (Stadtentwicklungsbehörde, Pressestelle): Leserbrief: Gerechter Zorn. Betr.: Der mündige Bürger stört nur den Investor. In: taz Hamburg, 25.01.1996
<i>Trede 2001</i>	Trede, Christian: Rothenburgsort & Hamm-Süd. Werkstatt für die Zukunft, innovations- und regionalpolitisches Entwicklungskonzept für ein innerstädtisches Peripheriegebiet. Diplomarbeit am Fachbereich Städtebau – Stadtplanung der Technischen Universität Hamburg-Harburg. Hamburg 2001
<i>UFZ 1998</i>	UFZ – Umweltforschungszentrum Leipzig-Halle GmbH: Interdependenzen von gebauter, sozialer und natürlicher Umwelt und deren Einfluß auf Wohnzufriedenheit und Seßhaftigkeit. (= UFZ-Bericht, 1998, 9. Stadtökologische Forschungen 15). Leipzig 1998
<i>Umweltbehörde 1997</i>	FuHH, Umweltbehörde: Digitaler Umweltatlas Hamburg. CD-ROM. Hamburg 1997
<i>VNW 1998</i>	VNW – Verband norddeutscher Wohnungsunternehmen e.V. (Hg.): Gründung einer Wohnungs(bau)genossenschaft. Hamburg 1998

- VV-Städtebauförderung 1999* Verwaltungsvereinbarung über die Gewährung von Finanzhilfen des Bundes an die Länder nach Artikel 104 a Absatz 4 des Grundgesetzes zur Förderung städtebaulicher Maßnahmen (VV-Städtebauförderung 1999). In: DIFU 2000, Abschnitt 2
- Walther 2002a* Walther, Uwe-Jens (Hg.): Soziale Stadt – Zwischenbilanzen. Ein Programm auf dem Weg zur sozialen Stadt? Opladen 2002
- Walther 2002b* Walther, Uwe-Jens: Ambitionen und Ambivalenzen eines Programms. In: Walther 2002a, S. 23-43
- Wappler 1998* Wappler, Friederike: Ein Denken des Körpers, das sich selbst reflektiert, gerät ins Rotieren. In: Hamburger Kunsthalle (Hg.): Bruce Nauman. Versuchsanordnungen. Werke 1965-1994. Hamburg 1998, S. 83-95
- Weber 1999* Weber, Jos: Strategien, Konzepte und bauliche Formen neuen Wohnens im internationalen Vergleich. In: Wüstenrot-Stiftung 1999, S. 22-39
- Wehberg 1997* Hamburg – Stadt am Wasser. Institut für Städtebau und Landschaftsplanung Prof. Hinnerk Wehberg . In: Asmussen, Birte / Bondzio, Roland / Kluth, Dorothea / Wiemann, Frank (Hg.): M 1:X Dokumentation der Diplomarbeiten Architektur der TU Braunschweig 1996/97. Braunschweig 1997, S. 136-143
- Welt 28.01.1997* Baas, Ingrid: Wohnen und Gewerbe schwer zusammenzubringen. In: Die Welt, 28.01.1997
- Welt 2.09.2000* Berg, Jens-Rainer: Bürgermeister auf Tour in Hamm und Horn. In: Die Welt, 2.09.2000
- Welt 7.10.2000* Schütte, Gisela: Hallenhäuser für Gewerkschafter. In: Die Welt, 7.10.2000
- Welt 11.11.2000* Schütte, Gisela: Wohnkonzepte, die das Leben schreibt. Hamburger und die Dinge, die sie lieben. Heute: Architektin Alexandra Czerner. In: Die Welt, 11.11.2000
- Welt 17.11.2000* Schütte, Gisela: Städtische Vielfalt hilft gegen die Stadtflucht. In: Die Welt, 17. 11. 2000
- Welt 5.01.2001* Schütte, Gisela: Mit Wohnprojekten die Abwanderung stoppen. In: Die Welt, 5. 01. 2001
- Welt 1.02.2003* Schütte, Gisela: Hallenhäusern und Hafencity gehört die Zukunft – Blickpunkt Immobilien. In: Die Welt, 1.02.2003
- Werkbund 1979* Deutscher Werkbund e. V. (Hg.): Weiter wohnen wie gewohnt? Katalog zur Ausstellung. Darmstadt 1979
- Werner 2000* Werner, Ulrich / Pastor, Walter / Müller, Karl: Baurecht von A-Z. Lexikon des öffentlichen und privaten Baurechts. 7. überarb. u. erw. Aufl. Köln 2000
- Winkler 1988* Winkler, Walter: Hochbaukosten Flächen Rauminhalte. 7. überarb. Aufl. Braunschweig 1988
- WK 1995* WK – Hamburgische Wohnungsbaukreditanstalt: Förderungsgrundsätze zum Wohnungsbauprogramm 1995 für Miet- und Genossenschaftswohnungen in Mehrfamilienhäusern in Hamburg. Merkblatt 1. Hamburg 1995

WK 1999	WK – Hamburgische Wohnungsbaukreditanstalt: Förderungsgrundsätze zum Wohnungsbauprogramm 1999 für Miet- und Genossenschaftswohnungen in Mehrfamilienhäusern in Hamburg. Merkblatt 1. Hamburg 1999
WK 2003	WK – Hamburgische Wohnungsbaukreditanstalt: Jahresbericht 2002. 50 Jahre Hamburgische Wohnungsbaukreditanstalt Hamburg mit Jubiläumsbericht. Hamburg 2003
WK 2004	WK – Hamburgische Wohnungsbaukreditanstalt: Jahresbericht 2003. Hamburg, Juni 2004
Wochenblatt 18.01.1996	Böttcher, Ingo (jj): Der Widerstand gegen den Abriß wird bunter: Kultur-Spektakel in der Eisfabrik. In: Horner Wochenblatt, 18.01.1996
Wochenblatt 10.10.1996a	Böttcher, Ingo (jj): Bald Baubeginn an der Bille. In: Horner Wochenblatt, 10.10.1996
Wochenblatt 10.10.1996b	Böttcher, Ingo (jj): Gegenentwurf. In: Horner Wochenblatt, 10.10.1996
Wochenblatt 12.12.1996	Böttcher, Ingo (jj): Bille-Wohnungsbau nimmt Gestalt an. Preisgekrönte Entwürfe wurden der Nachbarschaft vorgestellt. In: Horner Wochenblatt, 12.12.1996
Wochenblatt 19.06.1997	Soggia, Sylvia (sy): Neues Bauprojekt: Attraktives Wohnviertel Hamm-Süd? in: Horner Wochenblatt, 19.06.1997
Wochenblatt 26.02.1998	Böttcher, Ingo (jj): Immer noch keine Fördergelder. Poker um Wohnungsbau an der Bille. In: Horner Wochenblatt, 26.02.1998
Wochenblatt 19.03.1998	Böttcher, Ingo (jj): »Küchenschublade« wieder offen. Handelskammer macht Vorschläge zu Hamm-Süd. In: Horner Wochenblatt, 19.03.1998
Wochenblatt 10.09.1998	Böttcher, Ingo (jj): Baubeginn an der Bille. In: Horner Wochenblatt, 10.09.1998
Wochenblatt 17.12.1998	Böttcher, Ingo (jj): Grundsteinlegung an der Bille. In: Horner Wochenblatt, 17.12.1998
Wochenblatt 15.07.1999	Böttcher, Ingo (jj): Baubeginn für Revierwache 41. In: Wochenblatt Horn, Hamm, Hammerbrook, Rothenburgsort, Borgfelde, 15.07.1999
Wochenblatt 5.08.1999	Sommer in der Stadt. In: Wochenblatt Horn, Hamm, Hammerbrook, Rothenburgsort, Borgfelde, 5.08.1999
Wochenblatt 16.12.1999	Böttcher, Ingo (jj): Wohnprojekt an der Bille. Einweihung unter dem Glasdach. In: Wochenblatt Horn, Hamm, Hammerbrook, Rothenburgsort, Borgfelde, 16.12.1999
Wochenblatt 6.07.2000	Rubrik Bauen und Wohnen. In: Wochenblatt Horn, Hamm, Hammerbrook, Rothenburgsort, Borgfelde, 6.07.2000
Wochenblatt 18.01.2001	Böttcher, Ingo (jj): Rothenburgsort – Hamm. Bessere Busverbindungen angeregt. In: Wochenblatt Horn, Hamm, Hammerbrook, Rothenburgsort, Borgfelde, 18.01.2001
Wohnbund-Beratung 1999	Wohnbund-Beratung NRW e.V. (Hg.): Wohnung Siedlung Quartier. Entwicklungen, Projekte und Perspektiven für soziales Wohnen. Dortmund 1999

<i>Wohnungswesen 1999a</i>	FuHH, Baubehörde / Amt für Wohnungswesen: Workshop: »Strategien und Maßnahmen der Wohnungspolitik und Wohnungswirtschaft gegen soziale Entmischung in Großwohnanlagen« am 14. Juni 1999. Programmübersicht. 2 Blatt
<i>Wohnungswesen 1999b</i>	FuHH, Baubehörde, Amt für Wohnungswesen (Hg.): Hamburger Mietenspiegel 1999. Hamburg 1999
<i>Wollmann 2004</i>	Wollmann, Hellmut: Wird der deutsche Typus kommunaler Selbstverwaltung den Druck von EU-Liberalisierung, New Public Management und Finanzkrise überleben? In: Siebel 2004, S. 359-369
<i>Wüstenrot-Stiftung 1999</i>	Wüstenrot-Stiftung (Hg.): Neue Wohnformen im internationalen Vergleich. Stuttgart u. w. 1999
<i>Zapf 1969</i>	Zapf, Katrin / Heil, Karolus / Rudolph, Justus: Stadt am Stadtrand. Eine vergleichende Untersuchung in vier Münchner Neubausiedlungen. Frankfurt am Main 1969
<i>Zedler 1982</i>	Zedler, Johann H.: Großes vollständiges Universal-Lexikon. Bd. 23 N-Net. Leipzig u. w. 1740. Photomechanischer Nachdruck. Graz 1982
<i>Zeit 29/1998</i>	Kipphoff, Petra: Endloser Schlagabtausch. Bruce Nauman in der Hamburger Kunsthalle. In: Die Zeit, 29/1998
<i>Zeitgemäßes Bauen 2002</i>	Arbeitsgemeinschaft für zeitgemäßes Bauen e.V. / Innenministerium des Landes Schleswig-Holstein (Hg.): Leitfaden für Gruppenwohnprojekte und innovative Wohnkonzepte. Kiel 2002
<i>Zinganel 2003</i>	Zinganel, Michael: Real Crime. Architektur, Stadt & Verbrechen. Wien 2003
<i>Zürich 1987</i>	Museum für Gestaltung Zürich. Kunstgewerbemuseum(Hg.): Das andere Neue Wohnen. Neue Wohn(bau)formen. Katalog zur Ausstellung vom 12. November 1986 bis 4. Januar 1987. Zürich 1987

9.1 Verzeichnis der Gesetze,Verordnungen und Normen

<i>BauGB</i>	Baugesetzbuch (BauGB) i. d. F. v. 23.9.2004
<i>DIN 18011</i>	DIN 18011 Stellflächen, Abstände und Bewegungsflächen im Wohnungsbau. März 1967, abgedruckt in: Winkler 1988, S. 224-229
<i>DIN 18022</i>	DIN 18022 Küche, Bad, WC, Hausarbeitsraum. Planungsgrundlagen für den Wohnungsbau. In: Winkler 1988, S. 230-253
<i>DIN ENV 14383-2</i>	Vorbeugende Kriminalitätsbekämpfung - Stadt- und Gebäudeplanung - Teil 2: Stadtplanung; Deutsche Fassung; DIN ENV 14383-2:2003
<i>GenG</i>	Gesetz betreffend die Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften – Genossenschaftsgesetz
<i>GG</i>	Grundgesetz für die Bundesrepublik Deutschland (GG)
<i>Hamm-Süd 5</i>	Verordnung über den Bebauungsplan Hamm-Süd 5 vom 28. Oktober 1997. In: Hamburgisches Gesetz- und Verordnungsblatt, Teil I, Nr. 53, 7.11.1997

WoBindG	Gesetz zur Sicherung der Zweckbestimmung von Sozialwohnungen – Wohnungsbindungsgesetz (WoBindG) i. d. F. v. 13.09.2001
WoFG	Gesetz über die soziale Wohnraumförderung – Wohnraumförderungsgesetz (WoFG) i. d. F. v. 13.09.2001
II. WoBauG	II. Wohnungsbaugesetz – Wohnungsbau- und Familienheimgesetz (II. WoBauG) in der bis zum 31.12.2001 gültigen Fassung.

9.2 Verzeichnis der Internetauftritte

http://fhh1.hamburg.de/fhh/behoerden/behoerde_fuer_inneres/statistisches_landesamt/profile/anmerkungen.htm

http://fhh1.hamburg.de/fhh/behoerden/behoerde_fuer_inneres/statistisches_landesamt/profile/hammsued.htm

http://www.bbwo.de/leben/leben_kommunikativ.html

<http://www.bggf.de/?id=46b3931b9959c927df4fc65fdee94b07>

<http://www.cpted.net>

<http://www.e-doca.net>

http://www.labourcom.uni-bremen.de/sta_reg/leselist.html

<http://www.medienkunstnetz.de/werke/anthro-socio/>

<http://www.riECK-haus.de/>

<http://www.sozialestadt/programm.de>

<http://www.statistik-hh.de/regional.php>

<http://www.wohnbund.de/publik.html>

<http://www.wohn-eg.de/>

<http://www.wohnungsbaugenossenschaften.de/>

Soziale Architektur und Nachbarschaft in der Stadt

Teil II: Materialienband

**Dissertation zur Erlangung des Grades eines Doktors
der Wirtschafts- und Sozialwissenschaften der Fakultät
Wirtschafts- und Sozialwissenschaften der Universität
Hamburg**

Vorgelegt von

Erich Schmidt

Kontakt: Erich-Schmidt@web.de

Erstgutachter: Prof. Wulf D. Hund

Zweitgutachter: Prof. Horst Meier

Hamburg 24. April 2005

Übersicht über die Teile der Dissertation

Teil I: Hauptband

Teil II: Materialienband

Inhaltsverzeichnis des Materialienbandes

Übersicht über die Teile der Dissertation.....	III
Einleitung.....	XVII
Glossar.....	XVIII
Fragebogen für die I. Interviewphase.....	1
Fragebogen für die II. Interviewphase.....	23
Fragebogen für die III. Interviewphase.....	37
Tabellen zur Interviewphase I	53
Tabelle I-1	53
Tabelle I-2	54
Tabelle I-3	54
Tabelle I-4	55
Tabelle I-5	55
Tabelle I-6	56
Tabelle I-7	56
Tabelle I-8	57
Tabelle I-9	57
Tabelle I-13	58
Tabelle I-14	58
Tabelle I-15	58
Tabelle I-16	59
Tabelle I-17	59
Tabelle I-18	59
Tabelle I-19	60
Tabelle I-20	60
Tabelle I-21	61
Tabelle I-22	61
Tabelle I-23	62
Tabelle I-24	63
Tabelle I-25	64
Tabelle I-26	64
Tabelle I-27	65
Tabelle I-28	65
Tabelle I-29	66
Tabelle I-30	66
Tabelle I-31	67
Tabelle I-31-1	67

Tabelle I-31-2	68
Tabelle I-31-3	68
Tabelle I-31-4	69
Tabelle I-31-5	69
Tabelle I-31-6	70
Tabelle I-31-7	70
Tabelle I-31-8	71
Tabelle I-31-9	71
Tabelle I-32-1	72
Tabelle I-32-2	73
Tabelle I-33	74
Tabelle I-34	74
Tabelle I-35	75
Tabelle I-36-1	75
Tabelle I-36-2	76
Tabelle I-37	76
Tabelle I-38-1	77
Tabelle I-38-1	78
Tabelle I-38-2	78
Tabelle I-39-1	79
Tabelle I-39-2	80
Tabelle I-40-1	81
Tabelle I-40-2	82
Tabelle I-41	82
Tabelle I-42	83
Tabelle I-43	84
Tabelle I-44	85
Tabelle I-45	86
Tabelle I-46	86
Tabelle I-47	87
Tabelle I-48	88
Tabelle I-49	88
Tabelle I-50	89
Tabelle I-51	90
Tabelle I-52	91
Tabelle I-53	93
Tabelle I-54	93
Tabelle I-55	94

Tabelle I-56	94
Tabelle I-57	95
Tabelle I-58	95
Tabelle I-59	96
Tabelle I-60	96
Tabelle I-61	97
Tabelle I-62	97
Tabelle I-63	98
Tabelle I-64	98
Tabelle I-65	99
Tabelle I-66	100
Tabelle I-66-1	101
Tabelle I-66-2	101
Tabelle I-66-3	102
Tabelle I-66-4	102
Tabelle I-66-5	103
Tabelle I-66-6	103
Tabelle I-66-7	104
Tabelle I-66-8	104
Tabelle I-66-9	105
Tabelle I-66-10	105
Tabelle I-66-11	106
Tabelle I-66-12	106
Tabelle I-66-13	107
Tabelle I-66-14	107
Tabelle I-66-15	108
Tabelle I-66-16	108
Tabelle I-66-17	109
Tabelle I-66-18	109
Tabelle I-67	110
Tabelle I-68	110
Tabelle I-69	111
Tabelle I-69-1	111
Tabelle I-69-2	112
Tabelle I-69-3	112
Tabelle I-69-4	113
Tabelle I-69-5	113
Tabelle I-69-6	114

Tabelle I-69-7	114
Tabelle I-70	115
Tabelle I-71	115
Tabelle I-72	116
Tabelle I-73	116
Tabelle I-74	117
Tabelle I-75	117
Tabelle I-76	118
Tabelle I-77	119
Tabelle I-78	119
Tabelle I-79	120
Tabelle I-80	121
Tabelle I-81	122
Tabelle I-82	122
Tabelle I-82-1	123
Tabelle I-82-2	124
Tabelle I-82-3	124
Tabelle I-82-4	125
Tabelle I-82-5	125
Tabelle I-82-6	126
Tabelle I-83	126
Tabelle I-84	126
Tabelle I-85	127
Tabelle I-85-1-A.....	127
Tabelle I-85-1-M.....	127
Tabelle I-85-2-A.....	128
Tabelle I-85-2-M.....	128
Tabelle I-85-3-A.....	128
Tabelle I-85-3-M.....	129
Tabelle I-85-4-A.....	129
Tabelle I-85-4-M.....	129
Tabelle I-85-5-A.....	130
Tabelle I-85-5-M.....	130
Tabelle I-85-6-A.....	130
Tabelle I-85-6-M.....	131
Tabelle I-85-7-A.....	131
Tabelle I-85-7-M.....	131
Tabelle I-200.....	132

Tabelle I-201.....	132
Tabelle I-202.....	133
Tabelle I-203.....	133
Tabelle I-204.....	134
Tabelle I-206.....	136
Tabellen zur Interviewphase II.....	138
Tabelle II-1.....	138
Tabelle II-2.....	138
Tabelle II-3.....	139
Tabelle II-4.....	140
Tabelle II-5.....	141
Tabelle II-6.....	142
Tabelle II-7.....	143
Tabelle II-8.....	144
Tabelle II-9.....	145
Tabelle II-10.....	146
Tabelle II-11.....	146
Tabelle II-12.....	147
Tabelle II-13.....	148
Tabelle II-14.....	149
Tabelle II-15.....	149
Tabelle II-16.....	149
Tabelle II-17-1.....	150
Tabelle II-17-2.....	150
Tabelle II-18.....	151
Tabelle II-19.....	152
Tabelle II-20.....	153
Tabelle II-21.....	154
Tabelle II-22.....	155
Tabelle II-23.....	155
Tabelle II-24-1.....	156
Tabelle II-24-2.....	156
Tabelle II-24-3.....	157
Tabelle II-25.....	157
Tabelle II-26.....	158
Tabelle II-27.....	159
Tabelle II-28.....	160
Tabelle II-27+II-28.....	161

Tabelle II-29	163
Tabelle II-30	164
Tabelle II-29+II-30	165
Tabelle II-31	167
Tabelle II-31-1	167
Tabelle II-31-2	168
Tabelle II-31-3	168
Tabelle II-31-4	169
Tabelle II-31-5	169
Tabelle II-31-6	170
Tabelle II-31-7	170
Tabelle II-31-8	171
Tabelle II-32	172
Tabelle II-33	173
Tabelle II-34	173
Tabelle II-35	174
Tabelle II-36	174
Tabelle II-37	174
Tabelle II-38	175
Tabelle II-39	175
Tabelle II-40	176
Tabelle II-41	176
Tabelle II-42	177
Tabelle II-43	178
Tabelle II-44	179
Tabelle II-45	180
Tabelle II-45	181
Tabelle II-46	181
Tabelle II-47	181
Tabelle II-48	182
Tabelle II-49	183
Tabelle II-50	184
Tabelle II-51	185
Tabelle II-52	186
Tabelle II-53	187
Tabelle II-54	188
Tabelle II-55	188
Tabelle II-56	189

Tabelle II-58.....	189
Tabelle II-59.....	190
Tabelle II-60.....	190
Tabelle II-61.....	191
Tabellen zur Interviewphase III.....	192
Tabelle III-1.....	192
Tabelle III-2.....	193
Tabelle III-3.....	194
Tabelle III-4.....	195
Tabelle III-5.....	196
Tabelle III-6.....	196
Tabelle III-7-1.....	197
Tabelle III-7-2.....	198
Tabelle III-7-3.....	198
Tabelle III-8-1.....	199
Tabelle III-8-2.....	199
Tabelle III-8-3.....	200
Tabelle III-9.....	200
Tabelle III-10.....	201
Tabelle III-11.....	202
Tabelle III-12.....	202
Tabelle III-13.....	202
Tabelle III-14.....	203
Tabelle III-15-1.....	203
Tabelle III-15-2.....	204
Tabelle III-16.....	204
Tabelle III-17.....	205
Tabelle III-18.....	205
Tabelle III-19.....	206
Tabelle III-20.....	206
Tabelle III-21.....	207
Tabelle III-22.....	207
Tabelle III-23.....	208
Tabelle III-24.....	209
Tabelle III-25.....	210
Tabelle III-26.....	211
Tabelle III-27.....	212
Tabelle III-28.....	213

Tabelle III-29.....	214
Tabelle III-30.....	214
Tabelle III-31.....	214
Tabelle III-32.....	215
Tabelle III-33.....	215
Tabelle III-34.....	216
Tabelle III-33+III-34.....	217
Tabelle III-35.....	218
Tabelle III-36.....	218
Tabelle III-37-1.....	219
Tabelle III-37-2.....	220
Tabelle III-38-1.....	221
Tabelle III-38-2.....	221
Tabelle III-38-3.....	222
Tabelle III-38-4.....	222
Tabelle III-39.....	223
Tabelle III-40.....	224
Tabelle III-41.....	224
Tabelle III-42+III-43+III-44.....	225
Tabelle III-42+III-44.....	229
Tabelle III-45.....	230
Tabelle III-46.....	231
Tabelle III-47-1.....	232
Tabelle III-47-2.....	233
Tabelle III-48.....	234
Tabelle III-48-1.....	234
Tabelle III-48-2.....	235
Tabelle III-48-3.....	235
Tabelle III-48-4.....	236
Tabelle III-48-5.....	236
Tabelle III-48-6.....	237
Tabelle III-49.....	237
Tabelle III-50.....	238
Tabelle III-51.....	239
Tabelle III-50+III-51.....	240
Tabelle III-52.....	241
Tabelle III-53.....	242
Tabelle III-54.....	243

Tabelle III-55-1	244
Tabelle III-55-2	244
Tabelle III-56	245
Tabelle III-57	246
Tabelle III-58	247
Tabelle III-61	248
Tabelle III-62	249
Tabelle III-63	249
Tabelle III-64	250
Phasenübergreifende Tabellen.....	252
Tabelle I-34+II-15	252
Tabelle I-41+II-18+III-1	253
Tabelle I-42+II-19+III-2	254
Tabelle I-43+II-20+III-3	256
Tabelle I-44+II-21+III-4	257
Tabelle I-45+II-22+III-5	259
Tabelle I-46+II-23+III-6	260
Tabelle I-54+II-33+III-16.....	261
Tabelle I-55+II-37	261
Tabelle I-56+II-38	261
Tabelle I-60+II-54	262
Tabelle I-70+II-46+III-56.....	262
Tabelle I-82+III-48	263
Tabelle I-82-1+III-48-1	264
Tabelle I-82-2+III-48-2	265
Tabelle I-82-3+III-48-3	266
Tabelle I-82-4+III-48-4	267
Tabelle I-82-5+III-48-5	268
Tabelle I-82-6+III-48-6	269
Tabelle II-6+II-7.....	269
Tabelle II-12+III-10.....	270
Tabelle II-24-1+III-8-1.....	271
Tabelle II-35+III-31	271
Tabelle II-36+III-17.....	272
Tabelle II-55 und III-11	272
Tabelle I-26 + Grundrissangaben.....	273

Hallenhausfotos	275
Nord-Treppe Steinbeker Straße 4-6	275
Nord-Treppe Steinbeker Straße 8-10	276
Nord-Treppe Steinbeker Straße 12-14.....	277
Nord-Treppe Steinbeker Straße 16-18.....	278
Süd-Treppe Steinbeker Straße 4-6.....	279
Süd-Treppe Steinbeker Straße 8-10	280
Süd-Treppe Steinbeker Straße 12-14	281
Süd-Treppe Steinbeker Straße 16-18.....	282
Bodenansicht Steinbeker Straße 4-6.....	283
Bodenansicht Steinbeker Straße 8-10	284
Bodenansicht Steinbeker Straße 12-14	285
Bodenansicht Steinbeker Straße 16-18.....	286
Kinderwagen.....	287
Sitzgelegenheit Steinbeker Straße 4-6	288
Sitzgelegenheit Steinbeker Straße 8-10.....	289
Sitzgelegenheit Steinbeker Straße 12-14.....	290
Sitzgelegenheit Steinbeker Straße 16-18.....	291
Hallengestaltung.....	292
Außenbereich	293
Gärten.....	294
Loggien.....	295
Ergänzende Abbildungen.....	296
Abbildung M 1: Stadt der Gegenwart für 3 Millionen Menschen.....	296
Abbildung M 2: Bebauungsplan Hamm-Süd 5, westliche Hälfte	297
Abbildung M 3: Bebauungsplan Hamm-Süd 5, östliche Hälfte	298
Abbildung M 4: Wettbewerbsbeitrag Rüdiger Franke, Architekt BDA	299
Abbildung M 5: Modell des Rundbaus, Architekten Klopheus, Schoch, zu Putlitz.....	299
Abbildung M 6: Wohnungsangebote und -gesuche im Juli 2000	300
Abbildung M 7: Halle des Familistère in Guise.....	301
Abbildung M 8: Halle des Galeriahauses in der Messestadt München-Riem.....	301
Abbildung M 9: Halle der Wohnanlage Holzstraße, Linz.....	302
Abbildung M 10: Fassadenansicht der Wohnanlage Holzstraße, Linz.....	302
Ergänzende statistische Daten.....	303
Diagramm M 1	303
Anzahl der Verbindungen der Linie 130	304

Diagramm M 2	305
Anzahl der Ankünfte und Abfahrten der Linien 112 und 312	306
Diagramm M 3	307
Ergebnisse der Wahlen zur Bezirksversammlung Hamburg-Mitte von 1987-2004.....	308
Ergebnisse der Bürgerschaftswahlen von 1987-2004	309
Verteilung der Sozialmietwohnungen in Hamburg auf Eigentümergruppen.....	310
Wohnungsbestand in Hamburg*.....	310
Diagramm M 4	311
Diagramm M 5	311
Diagramm M 6	312
Nachweis zu den Abbildungen, Diagrammen und Tabellen.....	313

Einleitung

Der vorliegende Materialienband dokumentiert zunächst die Fragebögen der drei Interviewphasen: vor dem Einzug in die Steinbeker Straße, ein halbes Jahr nach dem Einzug und zwei Jahre nach dem Einzug. An die Fragebögen schließen sich die in Tabellen aufbereiteten Daten einer jeden Phase an.

Jede Tabelle trägt eine Signatur. Die erste, römische Ziffer, verweist auf die Interviewphase. Die darauf folgende arabische Ziffer bezeichnet die Nummer der Frage im betreffenden Fragebogen. Die bedeutsamsten, wiederkehrenden Begriffe meiner empirischen Studie werden im Glossar definiert. Sie erleichtern das Verstehen der Tabellen.

Der Dokumentation meiner empirischen Studie folgen Hallenhausfotos sowie weitere ergänzende Abbildungen und Daten. Die Quellenangaben setzen sich aus einem Stichwort der Quelle, einer Datums- oder Jahresangabe und gegebenenfalls einer Seitenzahl zusammen. Sie verweisen auf das Literaturverzeichnis des Hauptbandes meiner Dissertation.

Glossar

Durchschnitt: Als Durchschnitt wird hier das so genannte arithmetische Mittel angegeben. Dieses addiert alle angegebenen Werte und teilt die Summe anschließend durch die Anzahl der Werte.

Gesamt: Unter Gesamt ist die absolute beziehungsweise relative Anzahl der \Rightarrow Mitglieder angegeben, deren Aussagen bei der jeweiligen Frage einbezogen werden.

Häufigkeit: Die Häufigkeit gibt die absolute Anzahl der Antworten an.

Kind: Als Kind zählt eine Person die jünger als 18 Jahre ist und zusätzlich nicht \Rightarrow Mitglied ist.

Kumulierte Prozente: Die kumulierten Prozente ergeben sich aus der Addition der hierarchisch aufeinander folgenden \Rightarrow Prozente. Ihre Basis ist das \Rightarrow Gesamt nach Abzug der \Rightarrow Mitglieder, die »Keine Angabe« machte.

Mitglied: Die Befragung richtet sich an jene Person eines Haushalts, die bei Einzug in die Wohnung an der Steinbeker Straße als Genossenschaftsmitglied der BGFG den Nutzungsvertrag unterzeichnet. Es antwortet in der Regel auch für \Rightarrow Partnerin oder Partner, sowie für das \Rightarrow Kind.

Partnerin oder Partner: Mit der Partnerin oder dem Partner ist jene Person gemeint, die im Haushalt des \Rightarrow Mitglieds lebt und mit ihm eine eheliche oder nichteheliche Lebensgemeinschaft führt.

Prozent: Die Prozentangabe bezeichnet den Anteil der Antworten in Verhältnis zum \Rightarrow Gesamt der \Rightarrow Mitglieder, deren Aussagen bei den einzelnen Fragen einbezogen werden.

Bitte vorlesen!

Sehr geehrte Frau ...
Sehr geehrter Herr ...

ich möchte mich zunächst für Ihre **Bereitschaft** bedanken, an diesem Interview teilzunehmen. Das Interview wird in etwa **45 Minuten** dauern. Ich versichere Ihnen, daß Ihre Angaben **anonym** behandelt und **ausschließlich zu wissenschaftlichen Zwecken** statistisch ausgewertet werden. Die **Baugenossenschaft freier Gewerkschafter** erhält lediglich die **zusammengefaßten statistischen Zahlen**.

Fragebogen für die erste Interviewphase

8	1	0				0	1	1
---	---	---	--	--	--	---	---	---

1

Bitte vorlesen! **Ich möchte Ihnen zuerst einige Fragen zu Ihrer Wohnungssuche und Wohnungswahl stellen.**

1. Wie bzw. von wem haben Sie zum ersten Mal erfahren, daß die Baugenossenschaft freier Gewerkschafter an der Steinbeker Straße mehrere Neubauten errichtet?

- Mitgliederzeitung >Bei uns< 1
- Tageszeitung oder Wochenzeitung 2
- Wohnungsamt 3
- Zufällig gesehen 4
- Freunde oder Bekannte 5
- Internet-Seite der BGFG 6
- Infotelefon Hamburger Genossenschaften 7
- Sonstiges.....

2

2. Wer aus Ihrem Haushalt hat am Informationsgespräch bei der Baugenossenschaft freier Gewerkschafter teilgenommen?

- Befragte/r 1
- Ehefrau 2
- Ehemann 3
- Partnerin 4
- Partner 5
- Kind/er 6
- Keine Angabe 0

3

3. Wie zufrieden waren Sie mit dem Informationsgespräch. Bitte vergeben Sie einfach eine Schulnote von 1 bis 5, 1 bedeutet sehr zufrieden, 5 bedeutet überhaupt nicht zufrieden.

- Ganze Note : 0
- Keine Angabe 0

4

4. Wozu hätten Sie sich vielleicht mehr Informationen gewünscht?

	5
	6
	7
	8
	9
	10
	11
	12
	13

5. Haben Sie sich die Wohnanlage schon einmal angesehen, für die Sie sich interessieren?

Ja 1 ⇒ weiter bei 6

Nein 2 ⇒ weiter bei 7

Keine Angabe 0 ⇒ weiter bei 7

14

6. Was fiel Ihnen da besonders auf?

	15
	16
	17
	18
	19
	20
	21
	22
	23

7. Haben Sie sich spontan um die Wohnung beworben oder suchen Sie schon länger nach einer Wohnung?

Spontan beworben 1

Suche schon länger 2

Keine Angabe 0

24

8. Wie viele Wohnungen haben Sie sich bei Ihrer derzeitigen Wohnungssuche bisher angesehen, die Wohnung an der Steinbeker Straße mit eingerechnet?

Wohnungen 1

Keine Angabe 0

25

9. Werden Sie das Wohnungsangebot der Baugenossenschaft freier Gewerkschafter annehmen?

Ja 1 ⇒ weiter bei 13

Nein 2 ⇒ weiter bei 10

Weiß noch nicht 3 ⇒ weiter bei 13

26

10. Ich möchte Ihnen nun einige Gründe nennen, warum man die Wohnung ablehnen könnte. Bewerten Sie wieder mit Schulnoten von 1 bis 5 wie sehr der jeweilige Ablehnungsgrund für sie maßgeblich war. 1 bedeutet sehr maßgeblich, 5 bedeutet überhaupt nicht maßgeblich.

Ablehnungsgründe	Schulnoten				
	1	2	3	4	5
Zu hohe Miete oder Nutzungsgebühr	1	2	3	4	5
Größe der Wohnung	1	2	3	4	5
Ungünstiger Wohnungsgrundriß	1	2	3	4	5
Gebäude gefällt nicht	1	2	3	4	5
Lage der Wohnung im Gebäude gefällt nicht	1	2	3	4	5
Zu große Nähe zu Nachbarn	1	2	3	4	5
Zu große Entfernung zum Arbeitsplatz	1	2	3	4	5
Wohnumfeld nicht attraktiv	1	2	3	4	5
Stadtteil Hamm-Süd keine "gute Adresse"	1	2	3	4	5

27
28
29
30
31
32
33
34
35

11. Gab es noch andere Gründe, warum Sie das Angebot der Baugenossenschaft freier Gewerkschafter abgelehnt haben?

Ja 1 ⇒ weiter bei 12

Nein 2 ⇒ Ende des Interviews

Keine Angabe 0 ⇒ Ende des Interviews

36

12. Welche Gründe waren das ?

.....	
.....	
.....	
.....	
.....	
.....	
.....	
.....	
.....	
.....	

37
38
39
40
41
42
43
44
45

Das waren meine Fragen. Ich bedanke mich für das Gespräch.

Bitte eintragen: **Uhrzeit:** __ : __ Uhr

13. Hatten Sie die Möglichkeit, Fliesen, Küchenfronten und Bodenbeläge auszuwählen?

Ja	<input type="checkbox"/> 1 ⇒ weiter bei 14	
Nein	<input type="checkbox"/> 2 ⇒ weiter bei 15	46
Weiß nicht	<input type="checkbox"/> 3 ⇒ weiter bei 15	

14. Haben Sie von dieser Möglichkeit Gebrauch gemacht?

Ja	<input type="checkbox"/> 1 ⇒ weiter bei 16	47
Nein	<input type="checkbox"/> 2 ⇒ weiter bei 16	

15. Hätten Sie diese Möglichkeit gerne gehabt?

Ja	<input type="checkbox"/> 1	48
Nein	<input type="checkbox"/> 2	

16. Hatten Sie die Möglichkeit, die herausnehmbare Leichtbauwand aus ihrer zukünftigen Wohnung ausbauen zu lassen?

Ja	<input type="checkbox"/> 1 ⇒ weiter bei 17	
Nein	<input type="checkbox"/> 2 ⇒ weiter bei 18	49
Weiß nicht	<input type="checkbox"/> 3 ⇒ weiter bei 18	

17. Haben Sie von dieser Möglichkeit Gebrauch gemacht?

Ja	<input type="checkbox"/> 1 ⇒ weiter bei 19	50
Nein	<input type="checkbox"/> 2 ⇒ weiter bei 19	

18. Hätten Sie diese Möglichkeit gerne gehabt?

Ja	<input type="checkbox"/> 1	51
Nein	<input type="checkbox"/> 2	

Bitte vorlesen! Ich möchte Ihnen nun einige Fragen zu Ihren Wohnwünschen stellen.

19. Haben Sie persönlich schon einmal ein Wohngebäude gesehen, das Ihnen sofort besonders gefiel?

Ja	<input type="checkbox"/> 1 ⇒ weiter bei 20	52
Nein	<input type="checkbox"/> 2 ⇒ weiter bei 21	

20. Wie sah das Gebäude ungefähr aus?

Hilfe: Denken Sie zum Beispiel an die Farbe, Größe, Geschosßzahl, Alter oder ähnliches.

	53
	54
	55
	56
	57
	58
	59
	60
	61

Kann ich nicht genau beschreiben

21. Und hat $\frac{\text{Ihre Partnerin}}{\text{Ihr Partner}}$ schon einmal ein Gebäude gesehen, das $\frac{\text{Ihr}}{\text{Ihm}}$ besonders gefiel?

Ja \Rightarrow weiter bei 22

Nein \Rightarrow weiter bei 23 62

Weiß nicht \Rightarrow weiter bei 23

22. Wie sah das Gebäude ungefähr aus?

Hilfe: Denken Sie zum Beispiel an die Farbe, Größe, Geschosßzahl, Alter oder ähnliches.

	63
	64
	65
	66
	67
	68
	69
	70
	71

Kann ich nicht genau beschreiben

23. Wenn das Geld keine Rolle spielen würde, wie sähe dann Ihre Wunschwohnung aus?

	72
	73
	74
	75
	76
	77
	78
	79
	80

Weiß nicht

24. Und wie sähe die Wunschwohnung Ihrer Partnerin
 Ihres Partners aus?

	81
	82
	83
	84
	85
	86
	87
	88
	89

Weiß nicht

Bitte vorlesen! **Als nächstes möchte ich Ihnen einige Fragen zu Ihrer derzeitigen Wohnsituation stellen.**

25. Wie viele Räume umfaßt Ihre derzeitige Wohnung ohne Küche, Bad und Abstellräume?

Räume: 90

Keine Angabe

26. Wie viele Quadratmeter umfaßt Ihre derzeitige Wohnung?

Ganze Quadratmeter: 91

Keine Angabe

27. Gehört Ihre derzeitige Wohnung einer Genossenschaft, einer städtischen Gesellschaft oder befindet sie sich in privatem Besitz?

- | | | |
|--|---|----|
| Genossenschaft | 1 | |
| Städtische Gesellschaft (z.B. SAGA oder GWG) | 2 | |
| Privater Besitz | 3 | 92 |
| Weiß nicht | 4 | |

28. Haben Sie zum Bezug Ihrer derzeitigen Wohnung einen sogenannten § 5 Schein benötigt?

- | | | |
|--------------|---|----|
| Ja | 1 | |
| Nein | 2 | 93 |
| Keine Angabe | 0 | |

29. Sagen Sie mir bitte, ob Ihre Wohnung folgende Räume und Bereiche hat.

Räume und Bereiche	Ja	Nein	
Balkon, Loggia, Terrasse oder ähnliches	1	2	
Eigener Abstellraum auf dem Dachboden oder im Keller	1	2	94
Eigene Garage oder Parkplatz	1	2	

30. Sind auch folgende Anlagen vorhanden?

Bereiche und Nutzung	Ja	Nein	
Waschmaschinen- oder Trockenraum	1	2	95
Grünanlage oder Hof am Haus	1	2	
Kinderspielplatz	1	2	

31. Wie viele von den folgenden Gegenständen besitzt Ihr Haushalt?

Gegenstände	Anzahl	
Auto		96
Fernseher		97
Videorecorder		98
Videokamera		99
Computer		100
Handy		101
Waschmaschine		102
Wäschetrockner		103
Mikrowelle		104

32. Wieviel Miete müssen Sie insgesamt monatlich für Ihre derzeitige Wohnung zahlen?

- | | | |
|---------------------|------|-----|
| Volle DM monatlich: | 0000 | 105 |
| Keine Angabe | 0 | |

33. Sind in diesem Mietbetrag Wasser- und Heizkosten enthalten?

Kosten	Ja	Nein
Wasser	1	2
Heizkosten	1	2

106

34. Erhalten Sie Wohngeld?

- Ja
- Nein
- Keine Angabe

107

35. Sagen Sie mir bitte, wie viele Personen zu Ihrem derzeitigen Haushalt gehören?

- Person/en:
- Keine Angabe

108

36. Wie alt sind die Personen in Ihrem Haushalt und welches Geschlecht haben sie?

	Alter	Geschlecht		Keine Angabe
		Weiblich	Männlich	
Person 1	109	1	2	
Person 2	111	1	2	
Person 3	113	1	2	
Person 4	115	1	2	
Person 5	117	1	2	
Person 6	119	1	2	

110

112

114

116

118

120

37. Bitte eintragen! Die Befragte Person ist lt. Tabelle (Frage 36) Person Nr.

121

Bitte vorlesen! Ich möchte Ihnen nun gerne einige Frage zu Ihrem Wohnalltag stellen.

38. Von wann bis wann sind Sie wochentags normalerweise in Ihrer Wohnung anzutreffen?

Anwesenheit	
Von....	... bis...
122	123
124	125
126	127

Keine Angabe

39. ... und $\frac{\text{Ihre Partnerin}}{\text{Ihr Partner}}$?

Anwesenheit	
Von....	... bis...
128	129
130	131
132	133

Keine Angabe

40. ... und die Kinder?

Anwesenheit	
Von....	... bis...
134	135
136	137
138	139

Keine Angabe

41. Wo in der Wohnung halten Sie sich überwiegend auf?

.....	<input type="checkbox"/>	140
.....	<input type="checkbox"/>	141
.....	<input type="checkbox"/>	142

42. Was machen Sie dort hauptsächlich?

.....	<input type="checkbox"/>	143
.....	<input type="checkbox"/>	144
.....	<input type="checkbox"/>	145
.....	<input type="checkbox"/>	146
.....	<input type="checkbox"/>	147
.....	<input type="checkbox"/>	148
.....	<input type="checkbox"/>	149
.....	<input type="checkbox"/>	150
.....	<input type="checkbox"/>	151

43. Wo in der Wohnung hält sich $\frac{\text{Ihre Partnerin}}{\text{Ihr Partner}}$ überwiegend auf?

152
 153
 154

44. Was macht $\frac{\text{sie}}{\text{er}}$ dort hauptsächlich?

155
 156
 157
 158
 159
 160
 161
 162
 163

45. Wo in der Wohnung halten sich die Kinder überwiegend auf?

164
 165
 166
 167
 168

46. Was machen sie dort hauptsächlich?

169
 170
 171
 172
 173
 174
 175
 176
 177

47. Wenn Sie in Ihrer derzeitigen Wohnung einen Platz für sich allein haben, welcher ist das?

..... 178

Kein eigener Platz 1

48. Und wenn $\frac{\text{Ihre Partnerin}}{\text{Ihr Partner}}$ einen Platz für sich allein hat, welcher ist das?

..... 179

Kein eigener Platz 1

49. Und wenn die Kinder einen Platz für sich allein haben, welcher ist das?

..... 180

..... 181

..... 182

..... 183

..... 184

50. Welchen Beruf üben Sie aus?

..... 185

Keine Angabe 0

51. Welchen Beruf übt Ihr Partner bzw. Ihre Partnerin aus?

..... 186

Keine Angabe 0

52. Welchen Ausbildungsberuf haben Sie erlernt?

..... 187

Keine Angabe 0

53. Mit welchem Schulabschluß haben Sie die Schule verlassen?

Kein Abschluß 1

Volksschulabschluß oder Hauptschulabschluß 2

Mittlere Reife oder Realschulabschluß 3

Abitur 4

Sonstiges: 0

Keine Angabe 0

188

Bitte vorlesen! **Beantworten Sie mir bitte jetzt einige Fragen zum Thema Nachbarschaft.**

54. Bestehen unter den Bewohnern in ihrem Haus rege Nachbarschaftskontakte?

- | | | |
|------------|--------------------------|-----|
| Ja | <input type="checkbox"/> | 189 |
| Nein | <input type="checkbox"/> | |
| Weiß nicht | <input type="checkbox"/> | |

55. Gibt es Nachbarn in Ihrem derzeitigen Haus, die Ihnen behilflich sind, wenn Sie es wünschen?

- | | | |
|------|--------------------------|-----|
| Ja | <input type="checkbox"/> | |
| Nein | <input type="checkbox"/> | 190 |

56. Besuchen Sie manchmal ihre Nachbarn im Haus oder der Wohnanlage?

- | | | |
|------|--------------------------|-----|
| Ja | <input type="checkbox"/> | |
| Nein | <input type="checkbox"/> | 191 |

57. Was zeichnet jene Nachbarn aus, die Ihnen persönlich sehr angenehm sind, die Sie mögen?
 Bitte nennen Sie keine Namen.

<hr/>	<input type="checkbox"/>	192
<hr/>	<input type="checkbox"/>	193
<hr/>	<input type="checkbox"/>	194
<hr/>	<input type="checkbox"/>	195
<hr/>	<input type="checkbox"/>	196
<hr/>	<input type="checkbox"/>	197
<hr/>	<input type="checkbox"/>	198
<hr/>	<input type="checkbox"/>	199
<hr/>	<input type="checkbox"/>	200

58. Was zeichnet andererseits jene Nachbarn aus, die Ihnen persönlich mißfallen, die Sie gar nicht mögen? Bitte nennen Sie auch hier keine Namen.

<hr/>	<input type="checkbox"/>	201
<hr/>	<input type="checkbox"/>	202
<hr/>	<input type="checkbox"/>	203
<hr/>	<input type="checkbox"/>	204
<hr/>	<input type="checkbox"/>	205
<hr/>	<input type="checkbox"/>	206
<hr/>	<input type="checkbox"/>	207
<hr/>	<input type="checkbox"/>	208
<hr/>	<input type="checkbox"/>	209

59. Bewerten Sie bitte mit Noten von 1 bis 5, wie wichtig Ihnen nachbarschaftliche Begegnungen und Kontakte insgesamt sind. 1 bedeutet sehr wichtig, 5 bedeutet überhaupt nicht wichtig.

Ganze Note:

210

Keine Angabe

Bitte vorlesen! **Nun möchte ich Ihnen einige Fragen zu Ihrer Zufriedenheit mit der derzeitigen Wohnsituation stellen.**

60. Wie zufrieden sind Sie mit ihrer derzeitigen Wohnsituation insgesamt? Bitte vergeben Sie eine Note zwischen 1 und 5. 1 bedeutet dabei sehr gut, 5 bedeutet sehr schlecht.

Ganze Note:

211

61. Was hätte sich grundlegend an ihrer jetzigen Wohnsituation ändern müssen, um Sie von ihrer Umzugsabsicht abzubringen?

212

213

214

215

216

217

218

219

220

62. Wenn Kinder in ihrem Haushalt leben, wie zufrieden sind die Kinder mit der derzeitigen Wohnsituation? Bitte vergeben sie wieder Noten von 1 bis 5 an. 1 bedeutet dabei sehr zufrieden, 5 bedeutet überhaupt nicht zufrieden.

Ganze Note: ⇒ weiter bei 63

Keine Kinder im Haushalt ⇒ weiter bei 64

Keine Angabe ⇒ weiter bei 64

221

63. Wenn Sie mit den Kindern über die neue Wohnung gesprochen haben, wie haben sich die Kinder dazu geäußert?

	222
	223
	224
	225
	226
	227
	228
	229
	230

Bitte vorlesen! Ich möchte Ihnen jetzt gerne einige Fragen zu Ihrem Umzug stellen.

64. Wann ist Ihr Einzugsstermin in die neue Wohnung?

Termin:

□□	.	□□	.	□□□□
T	T	M	M	J J J J

231

65. Mit wie vielen Personen wollen Sie in eine neue Wohnung einziehen?

Personen
Keine Angabe

□
0

232

66. Ich möchte Ihnen nun eine **Liste mit möglichen Umzugsgründen vorlegen!!!** Welche der folgenden Gründe waren für Ihre Umzugsentscheidung wichtig. Vergeben Sie bitte Schulnoten von 1, das bedeutet "sehr wichtig" bis 5, das bedeutet "überhaupt nicht wichtig".

Bitte
Liste
vorle-
gen !

Umzugsgründe	Schulnoten				
	1	2	3	4	5
Größe der derzeitigen Wohnung	1	2	3	4	5
Miethöhe	1	2	3	4	5
Keine Sorge vor Kündigung bei der BGFG	1	2	3	4	5
Wegstrecke zur Arbeit	1	2	3	4	5
Baulicher Zustand der derzeitigen Wohnung	1	2	3	4	5
Hellhörigkeit der derzeitigen Wohnung	1	2	3	4	5
Schlechte Belüftungs- oder Heizmöglichkeit	1	2	3	4	5
Helligkeit und Besonnung der neuen Wohnung	1	2	3	4	5
Probleme mit Nachbarn	1	2	3	4	5
Zu anonymes Wohnen	1	2	3	4	5
Geringes Grünflächenangebot im Wohnumfeld	1	2	3	4	5
Wohnumgebung nicht für Kinder geeignet	1	2	3	4	5
Citynähe der neuen Wohnung	1	2	3	4	5
Zu viel Verkehr in Wohnumgebung	1	2	3	4	5
Vergrößerung der Familie oder des Haushalts	1	2	3	4	5
Verkleinerung der Familie oder des Haushalts	1	2	3	4	5
Alter oder Gesundheit	1	2	3	4	5
Streit mit Vermieter oder Vermieterin	1	2	3	4	5

233

234

235

236

237

238

239

240

241

242

243

244

245

246

247

248

249

250

67. Gibt es noch weitere Umzugsgründe, die in Ihrem Fall zutreffen?

- Ja 1 ⇒ weiter bei 68
 Nein 2 ⇒ weiter bei 69
 Keine Angabe 0 ⇒ weiter bei 69

251

68. Welche Gründe sind das?

.....		252
.....		253
.....		244
.....		255
.....		266
.....		257
.....		258
.....		259
.....		260

69. Ich möchte Ihnen eine Liste mit Eigenschaften vorlesen, die für eine Wohnumgebung attraktiv sein können. Nennen Sie mir bitte mit Schulnoten von 1 bis 5, wie wichtig Ihnen folgende Eigenschaften einer Wohnumgebung sind. 1 bedeutet sehr wichtig bedeutet überhaupt nicht wichtig.

Wohnumgebung	Schulnoten				
...daß es den Tante Emma Laden an der Ecke gibt	1	2	3	4	5
...daß man sich nicht beobachtet fühlt	1	2	3	4	5
...daß man sich draußen aufhalten kann	1	2	3	4	5
...daß es nette Nachbarn gibt	1	2	3	4	5
...daß die Bewohnerschaft nicht bunt gemischt ist	1	2	3	4	5
...daß es dort keinen Durchgangsverkehr gibt	1	2	3	4	5
...daß es keine Hunde gibt	1	2	3	4	5
...daß dort Kinder spielen	1	2	3	4	5

261
262
263
264
265
266
267
268

70. Ist der Stadtteil Hamm-Süd nach Ihrer Meinung eine bessere Adresse als Ihr derzeitiger Stadtteil, eine gleich gute oder eine schlechtere Adresse?

- Bessere Adresse 1
 Gleich gute Adresse 2
 Schlechtere Adresse 3
 Derzeitiger Stadtteil ist Hamm-Süd 4
 Keine Angabe 0

269

71. Bewerten Sie bitte wieder mit Schulnoten von 1 bis 5 wie gut Sie Hamm-Süd kennen. 1 bedeutet dabei sehr gut, 5 bedeutet gar nicht.

Ganze Note: 270
 Keine Angabe

72. Worauf freuen Sie sich bei dem Gedanken, bald in der neuen Wohnung an der Steinbeker Straße zu wohnen, am meisten?

	271
	272
	273
	274
	275
	276
	277
	278
	279

73. Und umgekehrt: bereitet Ihnen auch etwas Sorgen bei dem Gedanken, bald in der neuen Wohnung an der Steinbeker Straße zu wohnen?

	280
	281
	282
	283
	284
	285
	286
	287
	288

74. Haben Sie sich vielleicht schon einmal überlegt, wozu Sie die glasüberdachte Halle nutzen könnten?

Ja 1 ⇒ weiter bei 75 289
 Nein 2 ⇒ weiter bei 76

75. An welche Nutzung haben Sie dabei gedacht?

	290
	291
	292
	293
	294
	295
	296
	297
	298

76. Müssen Sie wegen des Wohnungsgrundrisses neue Einrichtungsgegenstände kaufen?

Nein

Ja, und zwar

	299
	300
	301
	302
	303
	304
	305
	306
	307

Jetzt möchte ich gerne einige Fragen zum Thema Wohnungsgenossenschaften stellen.

77. Wer aus Ihrem Haushalt ist Mitglied bei der Baugenossenschaft freier Gewerkschafter und seit wann etwa?

	Monat		Jahr		Weiß nicht	Keine Angabe
	M	M	J	J		
Befragte/r						
Ehefrau						
Ehemann						
Partnerin						
Partner						
Kind/er						

308
309
310
311
312
313

78. Würden Sie in die neue Wohnung auch einziehen, wenn sie keine Genossenschaftswohnung wäre – vorausgesetzt die Miete wäre die gleiche?

- Ja 1
- Nein 2 314
- Keine Angabe 0

79. Was fällt Ihnen spontan zu Wohnungsgenossenschaften ein?

Nichts 1

.....	<input type="checkbox"/>	315
.....	<input type="checkbox"/>	316
.....	<input type="checkbox"/>	317
.....	<input type="checkbox"/>	318
.....	<input type="checkbox"/>	319
.....	<input type="checkbox"/>	320
.....	<input type="checkbox"/>	321
.....	<input type="checkbox"/>	322
.....	<input type="checkbox"/>	323

80. Hat ihr Haushalt schon einmal an Veranstaltungen einer Wohnungsgenossenschaft teilgenommen?

- Ja 1 ⇒ weiter bei 81
- Nein 2 ⇒ weiter bei 82 324
- Keine Angabe 0 ⇒ weiter bei 82

81. Um welche Veranstaltung handelte es sich?

.....	<input type="checkbox"/>	325
.....	<input type="checkbox"/>	326
.....	<input type="checkbox"/>	327

Bitte vorlesen! Zum Schluß möchte ich Ihnen noch einige Fragen zum Thema Freizeit stellen.

82. Wie oft in etwa haben Sie innerhalb des letzten Jahres folgendes unternommen?

Freizeitveranstaltungen	Wie oft innerhalb des letzten Jahres?	
Kinobesuch		328
Sportveranstaltung		329
Urlaubsreise		330
Konzertbesuch		331
Wildpark- oder Zoobesuch		332
Freizeitpark oder Dom		333

83. Haben Sie innerhalb des letzten Jahres eine Veranstaltung oder ein Fest mit organisiert?

- Ja 1
 Nein 2 334
 Keine Angabe 0

84. Sind Sie ehrenamtlich tätig?

- Ja 1
 Nein 2 335
 Keine Angabe 0

85. Sind Sie Mitglied in einer der folgenden Organisationen und beteiligen Sie sich dort aktiv?

	Mitglied			Aktiv		
	Ja	Nein		Ja	Nein	
Bürgerinitiative	1	2	336	1	2	337
Partei	1	2	338	1	2	339
Kirchliche Einrichtung	1	2	340	1	2	341
Sportverein	1	2	342	1	2	343
Wohlfahrtsverband	1	2	344	1	2	345
Gewerkschaft	1	2	346	1	2	347
Sonstige Organisation und zwar:	1	2	348	1	2	349

86. Möchten Sie zum Abschluß noch etwas anmerken, was Sie bisher bei den Fragen nicht unterbringen konnten?

Nein	1	
	<input type="checkbox"/>	350
	<input type="checkbox"/>	351
	<input type="checkbox"/>	352
	<input type="checkbox"/>	353
	<input type="checkbox"/>	354
	<input type="checkbox"/>	355
	<input type="checkbox"/>	356
	<input type="checkbox"/>	357

Bitte vorlesen! **Das waren meine Fragen. Ich bedanke mich für das Gespräch.**

Uhrzeit: : Uhr

Ergänzungen durch Interviewer/in zum Fragebogen für die erste Interviewphase

8	1	0				0	1	1
---	---	---	--	--	--	---	---	---

1

Interviewer/in: _____

200. Datum des Interviews:

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

360

201. Beginn des Interviews:

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

Uhr

361

202. Ende des Interviews:

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

Uhr

362

203. Ort des Interviews:

In der derzeitigen Wohnung der Befragten Person (wie Anschrift)

In der HWP

In der Geschäftsstelle der Baugenossenschaft freier Gewerkschafter

Sonstiger Ort, und zwar: _____

363

204. In welchem Hamburger Stadtteil befindet sich die Wohnung der befragten Person?

Stadtteil: _____

Außerhalb Hamburgs, und zwar: _____

364

205. In welchem Stockwerk liegt die Wohnung?

Souterrain

Erdgeschoß

Obergeschoß Nr.

Dachgeschoß

365

206. Wie viele Wohnungen befinden sich insgesamt in dem Haus der befragten Person? (Anzahl der Klingeln an dem Hauseingang, den auch die zu befragende Person nutzt)

Wohnungszahl

366

207. Wenn möglich, bitte zwei Fotos von dem Haus der zu befragenden Person anfertigen, in dem sie wohnt. Auf dem Foto sollte die Fassade des Gebäudes zu sehen sein, zusammen mit dem Hauseingang, den die Person nutzt.

2 Fotos angefertigt

Keine Fotos

367

Hier ist eine Liste mit möglichen Umzugsgründen. Welche der folgenden Gründe waren für Ihre Umzugsentscheidung wichtig. Vergeben Sie bitte Schulnoten von 1 (sehr wichtig) bis 5 (überhaupt nicht wichtig).

Umzugsgründe	Schulnoten				
	1	2	3	4	5
Größe der derzeitigen Wohnung	1	2	3	4	5
Miethöhe	1	2	3	4	5
Keine Sorge vor Kündigung bei der BGFG	1	2	3	4	5
Wegstrecke zur Arbeit	1	2	3	4	5
Baulicher Zustand der derzeitigen Wohnung	1	2	3	4	5
Hellhörigkeit der derzeitigen Wohnung	1	2	3	4	5
Schlechte Belüftungs- oder Heizmöglichkeit	1	2	3	4	5
Helligkeit und Besonnung der neuen Wohnung	1	2	3	4	5
Probleme mit Nachbarn	1	2	3	4	5
Zu anonymes Wohnen	1	2	3	4	5
Geringes Grünflächenangebot im Wohnumfeld	1	2	3	4	5
Wohnumgebung nicht für Kinder geeignet	1	2	3	4	5
Citynähe der neuen Wohnung	1	2	3	4	5
Zu viel Verkehr in Wohnumgebung	1	2	3	4	5
Vergrößerung der Familie oder des Haushalts	1	2	3	4	5
Verkleinerung der Familie oder des Haushalts	1	2	3	4	5
Alter oder Gesundheit	1	2	3	4	5
Streit mit Vermieter oder Vermieterin	1	2	3	4	5

Fragebogen für die zweite Interviewphase

8	1	0				0	1	2	1
---	---	---	--	--	--	---	---	---	---

Bitte vorlesen! Sehr geehrte Frau ... , sehr geehrter Herr ... ,

ich möchte mich zunächst für Ihre Bereitschaft bedanken, an diesem zweiten Interview teilzunehmen. Das Interview wird in etwa 45 Minuten dauern. Ich versichere Ihnen, daß Ihre Angaben anonym behandelt und ausschließlich zu wissenschaftlichen Zwecken statistisch ausgewertet werden. Die Baugenossenschaft freier Gewerkschafter erhält lediglich die zusammengefaßten statistischen Zahlen.

1. Traten bei Ihrem Einzug in die jetzige Wohnung größere Schwierigkeiten auf?

	Nein...	2	
.....			2
.....			3
.....			4
.....			5
.....			6

2. Hatten Sie in der neuen Wohnung Probleme mit Baumängeln?

Ja	1	⇒ weiter bei 3	7
Nein	2	⇒ weiter bei 5	
Keine Angabe	0	⇒ weiter bei 5	

3. Um welche Mängel handelte es sich?

.....		8
.....		9
.....		10
.....		11
.....		12
.....		13

4. Falls Sie die Baugenossenschaft zur Mängelbeseitigung eingeschaltet haben, wie denken Sie über deren Beitrag zur Mängelbeseitigung?

	BGFG nicht eingeschaltet...	2	
.....			14
.....			15
.....			16
.....			17
.....			18

5. Befindet sich Ihre Wohnung jetzt in einem technisch einwandfreien Zustand?

Ja	1	19
Nein	2	
Keine Angabe	0	

Bitte vorlesen! Ich möchte Ihnen nun einige Fragen zu Ihrer Wohnung stellen.

6. Was halten Sie von der Größe der einzelnen Räume?

	20
	21
	22
	23
	24
	25

7. Was meinen Sie zu dem Schnitt der Wohnung?

	26
	27
	28
	29
	30
	31

8. Gab es etwas an der neuen Wohnung, woran Sie sich nicht so schnell gewöhnen konnten?
 (Art und Grund)

Nein...	2	32
		33
		34
		35
		36
		37

9. Nehmen Sie Geräusche in der Wohnung oder im Haus wahr, die Sie als störend empfinden?
 (Art und Ort)

Nein...	2	38
		39
		40
		41
		42

10. Nehmen Sie Gerüche in der Wohnung oder im Haus wahr, die Sie als störend empfinden?
 (Art und Ort)

Nein...	2	43
		44
		45
		46
		47

11. Fühlen Sie sich manchmal in ihrer Wohnung oder im Haus beobachtet?
 (Situation und Ort)

	Nein...	2	
.....			48
.....			49
.....			50
.....			51
.....			52

12. Was hätte die Architektin an der Wohnung eventuell anders planen sollen?

	Nichts...	2	
.....			53
.....			54
.....			55
.....			56
.....			57

13. Wieviel Miete müssen Sie insgesamt monatlich für Ihre Wohnung zahlen?

Volle DM monatlich :	0000	58
Keine Angabe	0	

14. Sind in diesem Mietbetrag Wasser-, Heiz- und Betriebskosten enthalten?

Kosten	Ja	Nein
Wasser	1	2
Heizkosten	1	2
Betriebskosten	1	2

59

15. Erhalten Sie Wohngeld?

Ja	1	60
Nein	2	
Keine Angabe	0	

16. Sagen Sie mir bitte, hat sich die Zusammensetzung Ihres Haushalts seit dem letzten Jahr verändert?

Ja 1 ⇒ weiter bei 17. 61

Nein 2 ⇒ weiter bei Bitte vorlesen!

Keine Angabe 0 ⇒ weiter bei Bitte vorlesen!

17. Wie alt und welchen Geschlechts sind die Personen, die seit dem letzten Jahr in Ihren Haushalt neu aufgenommen wurden oder sich davon getrennt haben?

(Keine Angabe? 0 (Null) eintragen)

	Alter?	Geschlecht?		Aufge- nommen?	Getrennt?
		Weiblich	Männlich		
Person 1	62	1 63	2 63	3 64	4 64
Person 2	65	1 66	2 66	3 67	4 67
Person 3	68	1 69	2 69	3 70	4 70
Person 4	71	1 72	2 72	3 73	4 73
Person 5	74	1 75	2 75	3 76	4 76
Person 6	77	1 78	2 78	3 79	4 79

Bitte vorlesen! Ich möchte Ihnen nun einige Fragen zu ihrem Wohnalltag stellen.

18. Wo in der Wohnung halten Sie sich überwiegend auf?

<input type="checkbox"/>	80
<input type="checkbox"/>	81
<input type="checkbox"/>	82
<input type="checkbox"/>	83

19. Was machen Sie dort hauptsächlich?

<input type="checkbox"/>	84
<input type="checkbox"/>	85
<input type="checkbox"/>	86
<input type="checkbox"/>	87
<input type="checkbox"/>	88
<input type="checkbox"/>	89

Kein/e Partner/in? ⇒ weiter bei 22 **Kindler**

Kein/e Kinder? ⇒ weiter bei 24

20. Wo in der Wohnung hält sich $\frac{\text{Ihre Partnerin}}{\text{Ihr Partner}}$ überwiegend auf?

<input type="checkbox"/>	90
<input type="checkbox"/>	91
<input type="checkbox"/>	92
<input type="checkbox"/>	93

21. Was macht $\frac{\text{sie}}{\text{er}}$ dort hauptsächlich?

<input type="checkbox"/>	94
<input type="checkbox"/>	95
<input type="checkbox"/>	96
<input type="checkbox"/>	97
<input type="checkbox"/>	98
<input type="checkbox"/>	99

22. Wo in der Wohnung halten sich die **Kinder** überwiegend auf?

<input type="checkbox"/>	100
<input type="checkbox"/>	101
<input type="checkbox"/>	102
<input type="checkbox"/>	103
<input type="checkbox"/>	104
<input type="checkbox"/>	105

23. Was machen sie dort hauptsächlich?

<input type="checkbox"/>	106
<input type="checkbox"/>	107
<input type="checkbox"/>	108
<input type="checkbox"/>	109
<input type="checkbox"/>	110
<input type="checkbox"/>	111

24. Wer aus Ihrem Haushalt kann sich in der neuen Wohnung insgesamt **schlechter**, **genauso** oder **besser** entfalten als in der alten Wohnung?

Schlechter entfalten kann / können sich:.....

112

Genauso entfalten kann / können sich:

113

Besser entfalten kann / können sich:

114

Bitte vorlesen! Ich möchte Ihnen nun einige Fragen zur Halle stellen.
Hinweis: »Halle« meint den glasüberdachten Innenhof!

25. Falls Sie sich in der Halle aufhalten, was machen Sie dann dort hauptsächlich?

Ich gehe nur hindurch...	1	115
.....		116
.....		117
.....		118
.....		119
.....		120

26. Wozu wird die Halle in ihrem Haus von den Bewohnerinnen und Bewohnern üblicherweise genutzt?

.....		121
.....		122
.....		123
.....		124
.....		125
.....		126

27. In welcher Weise sollte die Halle Ihrer Meinung nach mehr genutzt werden?

<input type="checkbox"/>	127
<input type="checkbox"/>	128
<input type="checkbox"/>	129
<input type="checkbox"/>	130
<input type="checkbox"/>	131
<input type="checkbox"/>	132

28. ... und warum?

<input type="checkbox"/>	133
<input type="checkbox"/>	134
<input type="checkbox"/>	135
<input type="checkbox"/>	136
<input type="checkbox"/>	137
<input type="checkbox"/>	138

29. Welche Nutzungen sollten vielleicht verboten werden?

<input type="checkbox"/>	139
<input type="checkbox"/>	140
<input type="checkbox"/>	141
<input type="checkbox"/>	142
<input type="checkbox"/>	143
<input type="checkbox"/>	144

30. ...und warum?

<input type="checkbox"/>	139
<input type="checkbox"/>	140
<input type="checkbox"/>	141
<input type="checkbox"/>	142
<input type="checkbox"/>	143
<input type="checkbox"/>	144

31. Möglicherweise fühlen Sie sich im Haus durch folgende Faktoren gestört. Vergeben Sie bitte Noten von 1 bis 5. Dabei bedeutet 1 ein sehr starkes Gefühl der Störung, 5 hingegen überhaupt kein Gefühl der Störung.

Wie stark fühlen Sie sich gestört ...	Schulnoten					
durch Hundegebell	1	2	3	4	5	145
durch Lärm von Kindern	1	2	3	4	5	146
durch Rufe quer durch die Halle	1	2	3	4	5	147
durch neugierige Blicke	1	2	3	4	5	148
durch unangenehme Gerüche in der Halle	1	2	3	4	5	149
durch Schmutz oder Unrat in der Halle	1	2	3	4	5	150
durch Fremde in der Halle	1	2	3	4	5	151
durch gruppenweise zusammenstehende Bewohner/innen	1	2	3	4	5	152

32. Wie sollte die Halle ihrer Ansicht nach vielleicht umgestaltet werden?

Keine Umgestaltung...	2	153
.....		154
.....		155
.....		156
.....		157

Bitte vorlesen! **Beantworten Sie mir bitte jetzt einige Fragen zum Thema Nachbarschaft.**

33. Bestehen unter den Bewohnern im Haus rege Nachbarschaftskontakte?

Ja	1	158
Nein	2	
Weiß nicht	3	

34. Falls Sie sich mit ihren Nachbarn unterhalten, wo finden diese Unterhaltungen überwiegend statt?

Keine Unterhaltung...	1	159
.....		160
.....		161
.....		162
.....		163

35. Wünschen Sie sich mehr oder weniger Kontakt zu den Nachbarn, oder ist es gerade richtig so?

Mehr Kontakt erwünscht	1	164
Weniger Kontakt erwünscht	2	
Kontakt genau richtig so	3	

36. Können Sie in der Halle die Mehrheit ihrer Nachbarn von Fremden unterscheiden?

Ja	1	165
Nein	2	
Weiß nicht	3	

37. Gibt es Nachbarn im Haus, die Ihnen behilflich sind, wenn Sie es wünschen?

Ja	1	166
Nein	2	
Weiß nicht	3	

38. Besuchen Sie manchmal Ihre Nachbarn im Haus oder in den anderen Neubauten an der Steinbeker Straße?

Ja 167
 Nein 168

39. Wie stehen Sie zu der Ansicht, dieser Haustyp - auch Hallenhaus genannt - fördere nachbarschaftliches Wohnen?
 (Gründe)

Weiß nicht... 168
 169
 170
 171
 172

40. Bewerten Sie bitte mit Noten von 1 bis 5, wie wichtig Ihnen nachbarschaftliche Begegnungen und Kontakte insgesamt sind. 1 bedeutet sehr wichtig, 5 bedeutet überhaupt nicht wichtig.

Ganze Note: 173
 Keine Angabe 174

41. In diesem Haus wohnen wahrscheinlich Alte, Besserverdienende, Alleinstehende, Behinderte, Ausländer, Kinder - also sehr verschiedene Leute. Was halten Sie von der Mischung der Bewohnerschaft im diesem Haus?

..... 174
 175
 176
 177
 178
 179

42. Wenn Sie in der Rolle der Genossenschaft wären, worauf hätten Sie bei der Mischung der Bewohnerschaft vielleicht mehr geachtet?
 (Intension)

..... 180
 181
 182
 183
 184
 185

Bitte Vorlesen! Ich möchte Ihnen nun gerne einige Fragen zu den Außenanlagen stellen.

43. Wenn Sie sich in den - teilweise noch nicht fertigen - Außenanlagen aufhalten, was machen Sie dann dort?

.....	<input type="checkbox"/>	186
.....	<input type="checkbox"/>	187
.....	<input type="checkbox"/>	188
.....	<input type="checkbox"/>	189

44. Wozu werden die Außenanlagen von den Bewohnerinnen und Bewohnern bisher genutzt?

.....	<input type="checkbox"/>	190
.....	<input type="checkbox"/>	191
.....	<input type="checkbox"/>	192
.....	<input type="checkbox"/>	193
.....	<input type="checkbox"/>	194
.....	<input type="checkbox"/>	195

45. Wenn Sie die Gestaltung der Außenanlagen in die Hände nehmen sollten, was würden Sie vielleicht anders machen?
 (Gründe)

.....	<input type="checkbox"/>	196
.....	<input type="checkbox"/>	197
.....	<input type="checkbox"/>	198
.....	<input type="checkbox"/>	199
.....	<input type="checkbox"/>	200
.....	<input type="checkbox"/>	201

Bitte vorlesen! Als nächstes möchte ich Sie gerne zum Stadtteil Hamm-Süd befragen.

46. Ist der Stadtteil Hamm-Süd nach Ihrer Meinung eine bessere Adresse als Ihr vorheriger Stadtteil, eine gleich gute oder eine schlechtere Adresse?

Bessere Adresse	<input type="checkbox"/>	1
Gleich gute Adresse	<input type="checkbox"/>	2
Schlechtere Adresse	<input type="checkbox"/>	3 202
Vorheriger Stadtteil war Hamm-Süd	<input type="checkbox"/>	4
Keine Angabe	<input type="checkbox"/>	0

47. Gibt es etwas, das Sie persönlich eventuell schon vor Einzug mit Hamm-Süd und der näheren Umgebung verbindet - berufliches, privates oder sonstiges?

- Ja 1 ⇒ weiter bei 48 **203**
- Nein 2 ⇒ weiter bei 49
- Keine Angabe 0 ⇒ weiter bei 49

48. Worum handelt es sich hierbei?
 (Zeit, Ort, Person/en)

.....	<input type="checkbox"/>	204
.....	<input type="checkbox"/>	205
.....	<input type="checkbox"/>	206
.....	<input type="checkbox"/>	207
.....	<input type="checkbox"/>	208
.....	<input type="checkbox"/>	209

49. Wenn Sie den Stadtteil Hamm-Süd neu planen sollten, was würden sie eventuell verändern?

Weiß nicht... 1

.....	<input type="checkbox"/>	210
.....	<input type="checkbox"/>	211
.....	<input type="checkbox"/>	212
.....	<input type="checkbox"/>	213
.....	<input type="checkbox"/>	214

Bitte vorlesen! Zum Schluß möchte ich gerne noch einige Fragen zu Ihrer Wohnzufriedenheit stellen.

50. An welche Begebenheit im Haus oder der neuen Wohnung erinnern Sie sich spontan am besten, wenn Sie an die bisherige Zeit denken?

.....	<input type="checkbox"/>	215
.....	<input type="checkbox"/>	216
.....	<input type="checkbox"/>	217
.....	<input type="checkbox"/>	218
.....	<input type="checkbox"/>	219
.....	<input type="checkbox"/>	220

51. Was hat ihr Besuch beim ersten Mal zu ihrer neuen Wohnsituation gesagt?

.....	<input type="checkbox"/>	221
.....	<input type="checkbox"/>	222
.....	<input type="checkbox"/>	223
.....	<input type="checkbox"/>	224
.....	<input type="checkbox"/>	225
.....	<input type="checkbox"/>	226

52. Welche Note zwischen 1 und 5 hätte ihr Besuch der neuen Wohnsituation vermutlich gegeben? 1 bedeutet sehr gut, 5 bedeutet sehr schlecht.

Ganze Note: 227

53. Gibt es etwas was Sie in ihrer neuen Wohnsituation vermissen?

<input type="text"/>	228
<input type="text"/>	229
<input type="text"/>	230
<input type="text"/>	231
<input type="text"/>	232
<input type="text"/>	233

54. Wie zufrieden sind Sie selber insgesamt mit ihrer derzeitigen Wohnsituation? Bitte vergeben Sie eine Note zwischen 1 und 5. 1 bedeutet dabei sehr zufrieden, 5 bedeutet überhaupt nicht zufrieden.

Ganze Note: 234

55. Überlegen Sie zurzeit wieder umzuziehen?

- Ja 1 ⇒ weiter bei 56
- Nein 2 ⇒ weiter bei 57
- Keine Angabe 0 ⇒ weiter bei 57 235

56. Aus welchen Gründen möchten Sie umziehen?

<input type="text"/>	236
<input type="text"/>	237
<input type="text"/>	238
<input type="text"/>	239
<input type="text"/>	240
<input type="text"/>	241

57. Möchten Sie zum Abschluß noch etwas anmerken, was Sie bisher bei den Fragen nicht unterbringen konnten?

Nein... 2

<input type="text"/>	242
<input type="text"/>	243
<input type="text"/>	244
<input type="text"/>	245
<input type="text"/>	246

Bitte vorlesen! **Das waren meine Fragen. Ich bedanke mich für das Gespräch!!!**

Ende des Interviews: Uhr ⇒ bitte eintragen bei 60.

Ergänzungen durch Interviewer/in zum Fragebogen für die zweite Interviewphase

8	1	0				0	1	2	1
---	---	---	--	--	--	---	---	---	---

Interviewer/in: _____

58. Datum des Interviews: . . 247

59. Beginn des Interviews: : Uhr 248

60. Ende des Interviews: : Uhr 249

61. Ort des Interviews:

- In der derzeitigen Wohnung der befragten Person (wie Anschrift) 250
- In der HWP 2
- In der Geschäftsstelle der Baugenossenschaft freier Gewerkschafter 3
- Sonstiger Ort, und zwar: _____

62. Folgende Papiere, Fotos, Dokumente oder ähnliches wurden dem Forschungsprojekt zur Verfügung gestellt.
 (Art, Anzahl, Themen- bzw. Fragenbezug, Rückgabetermin oder Verbleib)

Fragebogen für die dritte Interviewphase

8 1 0 0 1 3 1

Bitte vorlesen! Sehr geehrte Frau ... , sehr geehrter Herr ... ,

ich möchte mich zunächst für Ihre Bereitschaft bedanken, an diesem dritten und letzten Interview teilzunehmen. Das Interview wird etwa eine Stunde dauern. An einige Fragen erinnern Sie sich vielleicht aus einem früheren Interview. Sie werden wiederholt um Veränderungen erfassen zu können. Ich versichere Ihnen, daß Ihre Angaben anonym behandelt und ausschließlich zu wissenschaftlichen Zwecken statistisch ausgewertet werden. Die Baugenossenschaft freier Gewerkschafter erhält lediglich die zusammengefaßten statistischen Zahlen.

Bitte vorlesen! Ich möchte Ihnen zuerst einige Fragen zu ihrem Wohnalltag stellen.

1. Wo in der Wohnung halten Sie sich überwiegend auf?

<input type="checkbox"/>	2
<input type="checkbox"/>	3
<input type="checkbox"/>	4
<input type="checkbox"/>	5

2. Was machen Sie dort hauptsächlich?

<input type="checkbox"/>	6
<input type="checkbox"/>	7
<input type="checkbox"/>	8
<input type="checkbox"/>	9
<input type="checkbox"/>	10
<input type="checkbox"/>	11

3. Wo in der Wohnung hält sich $\frac{\text{Ihre Partnerin}}{\text{Ihr Partner}}$ überwiegend auf?

Kein/e Partner/in vorhanden \Rightarrow weiter bei 5 12

<input type="checkbox"/>	13
<input type="checkbox"/>	14
<input type="checkbox"/>	15

4. Was macht $\frac{\text{sie}}{\text{er}}$ dort hauptsächlich?

	16
	17
	18
	19
	20
	21

5. Wo in der Wohnung halten sich die **Kinder** überwiegend auf?

Kein/e Kind/er vorhanden \Rightarrow weiter bei 7 22

	23
	24
	25
	26
	27

6. Was machen sie dort hauptsächlich?

	28
	29
	30
	31
	32
	33

7. Wie alt und welchen Geschlechts sind die Personen Ihres Haushalts?
(Keine Angabe? 99 eintragen)

Person	Alter?	Geschlecht?	
		Weiblich	Männlich
Befragte/r	34	1 35	2 35
Partner/in	36	1 37	2 37
1. weitere Erwachsene/r	38	1 39	2 39
2. weitere Erwachsene/r	40	1 41	2 41
1. Kind	42	1 43	2 43
2. Kind	44	1 45	2 45
3. Kind	46	1 47	2 47
4. Kind	48	1 49	2 49

8. Wer aus Ihrem Haushalt kann sich in der neuen Wohnung insgesamt **schlechter**, **genauso** oder **besser** entfalten als in der alten Wohnung?

Entfaltung	Schlechter	Genauso	Besser
Befragte/r	1 50	2 50	3 50
Partner/in	1 51	2 51	3 51
1. weitere Erwachsene/r	1 52	2 52	3 52
2. weitere Erwachsene/r	1 53	2 53	3 53
1. Kind	1 54	2 54	3 54
2. Kind	1 55	2 55	3 55
3. Kind	1 56	2 56	3 56
4. Kind	1 57	2 57	3 57

9. Gibt es etwas, was Sie an Ihrer Wohnung gerne ändern würden?

Ja ⇒ weiter bei 10

Nein ⇒ weiter bei 11

Keine Angabe ⇒ weiter bei 11

58

10. Was wäre das?

	59
	60
	61
	62
	63
	64

11. Überlegen Sie zurzeit wieder umzuziehen?

Ja ⇒ weiter bei 12

Nein ⇒ weiter bei 13

Keine Angabe ⇒ weiter bei 13

65

12. Aus welchen Gründen möchten Sie umziehen?

	66
	67
	68
	69
	70
	71

13. Haben Sie sich schon einmal den Neubau am Ende der Steinbeker Straße angesehen?

Ja 1 ⇒ weiter bei 14

Nein 2 ⇒ weiter bei 15

Keine Angabe 99 ⇒ weiter bei 15

72

14. Einmal angenommen, Freunde von Ihnen stünden vor der Wahl zwischen einer Neubauwohnung im Hallenhaus oder einer in dem Neubau am Ende der Steinbeker Straße. Was würden Sie Ihren Freunden raten?

Neubauwohnung in den Hallenhäusern 1 ⇒ weiter bei 15

Neubauwohnung am Ende der Steinbeker Straße 2 ⇒ weiter bei 15

Keine der beiden Neubauwohnungen 3 ⇒ weiter bei Bitte vorlesen!

Keine Angabe 99 ⇒ weiter bei Bitte vorlesen!

73

15. Was ist der hauptsächliche Grund für Ihren Rat?

.....	<input type="checkbox"/>	74
.....	<input type="checkbox"/>	75
.....	<input type="checkbox"/>	76
.....	<input type="checkbox"/>	77
.....	<input type="checkbox"/>	78
.....	<input type="checkbox"/>	79
.....	<input type="checkbox"/>	80
.....	<input type="checkbox"/>	81

Bitte vorlesen! **Beantworten Sie mir bitte jetzt einige Fragen zum Thema Nachbarschaft.**

16. Bestehen unter den Bewohnern in Ihrem Haus rege Nachbarschaftskontakte?

Ja 1

Nein 2

Weiß nicht 3

82

17. Können Sie in Ihrer Halle die Mehrheit ihrer Nachbarn von Fremden unterscheiden?

Ja 1

Nein 2

Weiß nicht 3

83

18. Sind Sie hier im Haus Ihren Nachbarn im letzten Jahr bei einer Angelegenheit behilflich gewesen?

Ja ⇒ weiter bei 19

Nein ⇒ weiter bei 20

Keine Angabe ⇒ weiter bei 20

84

19. Wobei haben Sie den Nachbarn geholfen?

	85
	86
	87
	88
	89
	90
	91
	92

20. Waren Ihnen im letzten Jahr Nachbarn hier aus dem Haus bei einer Angelegenheit behilflich?

Ja ⇒ weiter bei 21

Nein ⇒ weiter bei 22

Keine Angabe ⇒ weiter bei 22

93

21. Wobei waren Ihnen Nachbarn behilflich?

	94
	95
	96
	97
	98
	99

22. Haben Sie im letzten Jahr mit Ihren Nachbarn aus dem Haus etwas unternommen?

Ja ⇒ weiter bei 23

Nein ⇒ weiter bei 29

Keine Angabe ⇒ weiter bei 31

100

23. Was haben sie unternommen? Nennen Sie bitte einige Beispiele.

(Alle Beispiele sammeln und beschreiben)

Beispiel 1:

Beispiel 2:

Beispiel 3:

Weitere Beispiele:

23. Fortsetzung

Fortsetzung →

	101
	102
	103
	104
	105

106
107
108
109
110
111
112
113
114
115

Besitzen Sie davon auch Fotos die Sie uns eventuell zu einem Zeitpunkt zur Verfügung stellen könnten?

Ja 1 späteren
Nein 2

	Aktivität 1	Aktivität 2	Aktivität 3
24. Wählen Sie bitte aus den eben genannten Beispielen bis zu drei Aktivitäten aus, die Ihnen besonders wichtig waren. Zu diesen möchte ich gerne einige Fragen stellen.	116	117	118
25. Wie oft fand ... (Einsetzen: Aktivität 1, 2, 3) im letzten Jahr statt? (Keine Angabe = 99)	119	120	121
	∅=	∅=	∅=
26. Wie viele Familien oder Haushalte aus dem Haus haben sich daran beteiligt, Ihre Familie bzw. Haushalt mit eingerechnet? (Keine Angabe = 99)	122	123	124
	∅=	∅=	∅=
27. Wie viele von diesen Nachbarn kannten Sie bereits vor dem Einzug in die Hallenhäuser? (Keine Angabe = 99)	125	126	127
	∅=	∅=	∅=
28. Wie viele Haushalte oder –Familien waren daran beteiligt, mit denen sie verwandt sind? (Keine Angabe = 99)	128	129	130
	∅=	∅=	∅=

→ → → → → Weiter bei Frage 31

29. Gab es dafür besondere Gründe?

Ja 1
Nein 2 131
Keine Angabe 3

30. Möchten Sie mir die Gründe nennen?

Nein 2
Keine Angabe 99

	<input type="checkbox"/>	132
	<input type="checkbox"/>	133
	<input type="checkbox"/>	134
	<input type="checkbox"/>	135
	<input type="checkbox"/>	136

31. Wünschen Sie sich mehr Kontakt oder weniger Kontakt zu den Nachbarn, oder ist es gerade richtig so?

Mehr Kontakt erwünscht 1
Weniger Kontakt erwünscht 2 137
Kontakt genau richtig so 3

32. Haben Sie im letzten Jahr Meinungsverschiedenheiten zwischen den Nachbarn in Ihrem Haus **bemerkt?**

Ja 1 ⇒ weiter bei 33
Nein 2 ⇒ weiter bei 35 138
Keine Angabe 99 ⇒ weiter bei 35

33. Worum ging es dabei allgemein?

Weiß nicht 3
Keine Angabe 99

	<input type="checkbox"/>	139
	<input type="checkbox"/>	140
	<input type="checkbox"/>	141
	<input type="checkbox"/>	142
	<input type="checkbox"/>	143

34. Wie wurde damit umgegangen?

Weiß nicht

Keine Angabe

<input type="text"/>	144
<input type="text"/>	145
<input type="text"/>	146
<input type="text"/>	147
<input type="text"/>	148
<input type="text"/>	149

35. Haben Sie selbst einmal Meinungsverschiedenheiten mit Ihren Nachbarn **gehabt**?

Ja ⇒ weiter bei 36

Nein ⇒ weiter bei 38 150

Keine Angabe ⇒ weiter bei 38

36. Worum ging es dabei allgemein?

Keine Angabe

<input type="text"/>	151
<input type="text"/>	152
<input type="text"/>	153
<input type="text"/>	154
<input type="text"/>	155

37. Wie sind Sie damit umgegangen?

Keine Angabe

<input type="text"/>	156
<input type="text"/>	157
<input type="text"/>	158
<input type="text"/>	159
<input type="text"/>	160

38. Wie stehen Sie zu der Ansicht, dieser Haustyp - auch Hallenhaus genannt - fördere nachbarschaftliches Wohnen?
(Gründe)

Weiß nicht

<input type="text"/>	161
<input type="text"/>	162
<input type="text"/>	163
<input type="text"/>	164
<input type="text"/>	165

Bitte vorlesen! Jetzt möchte ich gerne einige Fragen zum Thema Wohnungsgenossenschaften stellen.

39. Was fällt Ihnen spontan zu Wohnungsgenossenschaften ein?

	Nichts	1	
.....			166
.....			167
.....			168
.....			168
.....			170

40. Wie oft haben Sie sich im letzten Jahr in einer Angelegenheit an die BGFG gewandt?

Anzahl: _____ ⇒ ∅ = ⇒ weiter bei 41

Überhaupt nicht ⇒ weiter bei 45 171

Keine Angabe ⇒ weiter bei 45

41. Worum ging es dabei beispielsweise?

	Keine Angabe	99	
Beispiel 1:			172
Beispiel 2:			173
Weitere Beispiele:			174
.....			175
.....			176
.....			177
.....			
.....			
.....			
.....			
.....			

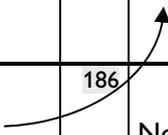
42. Wählen Sie bitte aus den eben genannten Beispielen zwei Fälle aus, die Ihnen besonders wichtig waren. Zu diesen möchte ich gerne einige Fragen stellen.

Fall 1	Fall 2
178	187
	

43. Was hat die BGFG bei ...
(einsetzen Fall 1, 2)
unternommen?
(Keine Angabe = 99)

	180	188
	181	189
	182	190
	183	191
	184	192
	185	193

44. Wie zufrieden sind sie mit dem Einsatz der BGFG in diesem Fall. Bitte vergeben Sie eine Note von 1 bis 5. 1 bedeutet dabei sehr gut, 5 bedeutet sehr schlecht.
(Keine Angabe = 99)

Note:	186	Note:	194
	Ø =	Ø =	

45. Sollte die BGFG vielleicht zusätzliche Serviceleistungen, Hilfestellungen oder Beratungen für die Bewohner anbieten?

- Ja 1 ⇒ weiter bei 46
- Nein 2 ⇒ weiter bei Bitte vorlesen! 195
- Weiß nicht 3 ⇒ weiter bei Bitte vorlesen!

46. An welchen Serviceleistungen, Hilfestellungen oder Beratungsangeboten hätten Sie persönlich Interesse?

	196
	197
	198
	199
	200
	201

47. Wären Sie auch bereit, dafür ein Entgelt zu zahlen?

- Ja 1
- Nein 2 202
- Weiß nicht 3
- Keine Angabe 99

Bitte vorlesen! **Als nächstes möchte ich Ihnen kurz einige Fragen zum Thema Freizeit stellen.**

48. Wie oft in etwa haben Sie innerhalb des letzten Jahres folgendes unternommen?
(Angaben in Zahlen)

Freizeitveranstaltungen	Wie oft innerhalb des letzten Jahres?	
Kinobesuch		203
Sportveranstaltung (passiv)		204
Urlaubsreise		205
Konzertbesuch		206
Wildpark- oder Zoobesuch		207
Freizeitpark oder Dom		208

49. Hat sich an Ihren Freizeitaktivitäten etwas verändert, seit Sie hier an der Steinbeker Straße wohnen?

Ja 1 ⇒ weiter bei 50

Nein 2 ⇒ Bitte vorlesen!

Weiß nicht 3 ⇒ Bitte vorlesen!

Keine Angabe 99 ⇒ Bitte vorlesen!

209

50. Was hat sich verändert?

	210
	211
	212
	213
	214
	215

51. Worin sehen sie den Grund?

	216
	217
	218
	219
	220
	221

Bitte vorlesen! **Als nächstes möchte ich Sie gerne zum Stadtteil Hamm-Süd befragen.**

52. Welche Geschäfte, Dienstleistungen und Einrichtungen in Hamm-Süd nutzen Sie und Ihr Haushalt regelmäßig?

(Art und Ort)

zB.: Feinkost Matzen, Süderstraße,
Schule Osterbrookstraße

<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>		227
<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>		228
<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>		229
<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>		230
<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>		231
<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>		232

53. In welchem Stadtteil erledigen Sie Ihre alltäglichen Einkäufe am häufigsten?

.....	<input type="checkbox"/>	233
.....	<input type="checkbox"/>	234
.....	<input type="checkbox"/>	235
.....	<input type="checkbox"/>	236
.....	<input type="checkbox"/>	237

54. Welche Verkehrsmittel nutzen Sie normalerweise um dort hinzukommen, wenn Sie von der Steinbeker Straße aus starten?

Starte **nicht** von der Steinbeker Straße aus ⇒weiter bei 55

Verkehrsmittel	Reihenfolge der Nutzung (1., 2., ...)	
1. Zu Fuß		238 bis 245
2. Fahrrad		
3. Mofa, Moped		
4. Bus		
5. Eigenes Auto		
6. Taxi		
7. S-Bahn		
8. U-Bahn		
9. Sonstiges und zwar		

55. Wie beurteilen Sie die Busverbindungen in Hamm-Süd...
(112, 330, 312)

tagsüber (bis 20:00)

.....	<input type="checkbox"/>	246
.....	<input type="checkbox"/>	247
.....	<input type="checkbox"/>	248
.....	<input type="checkbox"/>	
.....	<input type="checkbox"/>	

abends (ab 20:00)

.....	<input type="checkbox"/>	249
.....	<input type="checkbox"/>	250
.....	<input type="checkbox"/>	251
.....	<input type="checkbox"/>	
.....	<input type="checkbox"/>	

56. Ist der Stadtteil Hamm-Süd nach Ihrer Meinung eine bessere Adresse als Ihr vorheriger Stadtteil, eine gleich gute oder eine schlechtere Adresse?

- | | | |
|-----------------------------------|--------------------------|-----|
| Bessere Adresse | <input type="checkbox"/> | |
| Gleich gute Adresse | <input type="checkbox"/> | |
| Schlechtere Adresse | <input type="checkbox"/> | 252 |
| Vorheriger Stadtteil war Hamm-Süd | <input type="checkbox"/> | |
| Keine Angabe | <input type="checkbox"/> | |

Bitte vorlesen! Zum Schluß möchte ich Sie zu Ihrer Meinung über das Wohnen im Hallenhaus befragen.

57. Worin sehen Sie für sich und Ihre Familie oder Ihren Haushalt die **Vorteile** des Wohnens in diesem Hallenhaus?

- | | | | |
|-------------------------|--------------------------|-----------------|-----|
| Ich sehe keine Vorteile | <input type="checkbox"/> | ⇒ weiter bei 58 | |
| Weiß nicht | <input type="checkbox"/> | ⇒ weiter bei 58 | 253 |
| Keine Angabe | <input type="checkbox"/> | ⇒ weiter bei 58 | |

Vorteile (Woran wird das deutlich)	<input type="checkbox"/>	254
.....	<input type="checkbox"/>	256
.....	<input type="checkbox"/>	257
.....	<input type="checkbox"/>	258
.....	<input type="checkbox"/>	259
.....	<input type="checkbox"/>	260
.....	<input type="checkbox"/>	261
.....	<input type="checkbox"/>	262
.....	<input type="checkbox"/>	263
.....	<input type="checkbox"/>	264
.....	<input type="checkbox"/>	265
.....	<input type="checkbox"/>	266
.....	<input type="checkbox"/>	267
.....	<input type="checkbox"/>	268
.....	<input type="checkbox"/>	269
.....	<input type="checkbox"/>	270

58. Worin sehen Sie für sich und Ihre Familie oder Ihren Haushalt die **Nachteile** des Wohnens in diesem Hallenhaus?

Ich sehe keine Nachteile 1 ⇒ weiter bei 59

Weiß nicht 2 ⇒ weiter bei 59

Keine Angabe 99 ⇒ weiter bei 59

Nachteile	<input type="checkbox"/>	269
(Woran wird das deutlich)	<input type="checkbox"/>	270
.....	<input type="checkbox"/>	271
.....	<input type="checkbox"/>	272
.....	<input type="checkbox"/>	273
.....	<input type="checkbox"/>	274
.....	<input type="checkbox"/>	275
.....	<input type="checkbox"/>	276
.....	<input type="checkbox"/>	277
.....	<input type="checkbox"/>	278
.....	<input type="checkbox"/>	279
.....	<input type="checkbox"/>	280

59. Ich komme jetzt zum Ende der Fragen. Möchten Sie zum Abschluß noch etwas anmerken, was Sie bisher bei den Fragen nicht unterbringen konnten?

Nein 2

<input type="checkbox"/>	281
<input type="checkbox"/>	282
<input type="checkbox"/>	283
<input type="checkbox"/>	284
<input type="checkbox"/>	285
<input type="checkbox"/>	286

Bitte vorlesen! Das waren meine Fragen. Ich bedanke mich für das Gespräch!!!

Ende des Interviews: : Uhr ⇒ bitte eintragen bei 63.

Ergänzungen durch Interviewer/in zum Fragebogen für die dritte Interviewphase

8 1 0 0 1 3 1

Interviewer/in: _____

61. Datum des Interviews: . . 287

62. Beginn des Interviews: : Uhr 288

63. Ende des Interviews: : Uhr 289

64. Ort des Interviews:

- In der derzeitigen Wohnung der befragten Person (wie Anschrift) 1
- In der HWP 2 290
- In der Geschäftsstelle der Baugenossenschaft freier Gewerkschafter 3
- Sonstiger Ort, und zwar: _____

65. Folgende Briefe, Fotos, Dokumente oder ähnliches wurden dem Forschungsprojekt zur Verfügung gestellt.
(Art, Anzahl, Themen- bzw. Fragenbezug, Rückgabetermin oder Verbleib)

Tabellen zur Interviewphase I

Tabelle I-1

Erstinformation*		
Quellen	Häufigkeit	Prozent
Familienangehörige oder Verwandte	15	18,5 %
Tages- oder Wochenzeitung	15	18,5 %
Zufällig gesehen	15	18,5 %
Freunde oder Bekannte	12	14,8 %
Durch BGFG	8	9,9 %
Infotelefon Hamburger Genossenschaften	3	3,7 %
Mitgliederzeitung »Bei Uns«	3	3,7 %
Tages- oder Wochenzeitung und Freunde oder Bekannte	3	3,7 %
Mitgliederzeitung »Bei uns« und zufällig gesehen	1	1,25 %
Wohnungsamt	1	1,25 %
Sonstiges	5	6,2 %
Gesamt	81	
*Die Frage I-1 lautete: »Wie bzw. von wem haben Sie zum ersten Mal erfahren, dass die Baugenossenschaft freier Gewerkschafter an der Steinbeker Straße mehrere Neubauten errichtet?«		

Tabelle I-2

Teilnehmende am Informationsgespräch*		
Teilnehmende	Häufigkeit	Prozent
Mitglied	32	39,5 %
Mitglied + Ehefrau	19	23,5 %
Mitglied + Ehefrau + Kind/er	1	1,2 %
Mitglied + Ehemann	5	6,2 %
Mitglied + Kind/er	1	1,2 %
Mitglied + Partner	2	2,5 %
Mitglied + Partnerin	5	6,2 %
Mitglied + Verwandte	3	3,7 %
Ehefrau	2	2,5 %
Ehemann	1	1,2 %
Partner	2	2,5 %
Partnerin	2	2,5 %
Verwandte	1	1,2 %
Keine Angabe	5	6,2 %
Gesamt	81	100,0 %

*Frage I-2 lautete: »Wer aus Ihrem Haushalt hat am Informationsgespräch bei der Baugenossenschaft freier Gewerkschafter teilgenommen?«

Tabelle I-3

Note für das Informationsgespräch*			
Note	Häufigkeit	Prozent	Kumulierte Prozenze
1	30	37,0 %	37,0 %
2	32	39,5 %	76,5 %
3	11	13,6 %	90,1 %
4	3	3,7 %	93,8 %
Keine Angabe	5	6,2 %	100,0 %
Gesamt	81	100,0 %	
Durchschnitt	1,7		

*Die Frage I-3 lautete: »Wie zufrieden waren Sie mit dem Informationsgespräch. Bitte vergeben Sie einfach eine Schulnote von 1 bis 5, 1 bedeutet sehr zufrieden, 5 bedeutet überhaupt nicht zufrieden.«

Tabelle I-4

Zusätzliche Informationswünsche*		
Informationswünsche	Häufigkeit	Prozent
Kein Bedarf an weiteren Infos	24	29,6 %
Ausstattung	14	17,3 %
Wohnungsalternativen im Hallenhaus	5	6,2 %
Größen	4	4,9 %
Bewohnerschaft (Sozialstruktur)	3	3,7 %
Zusage	3	3,7 %
Garten und Grünanlagen	2	2,5 %
Miethöhe	2	2,5 %
Sonstiges	16	20,3 %
Keine Angabe	21	25,9 %
Gesamt	81	

*Die Frage I-4 lautete: »Wozu hätten Sie sich vielleicht mehr Informationen gewünscht«

Tabelle I-5

Wohnanlage einmal angesehen*		
	Häufigkeit	Prozent
Ja	77	95,1 %
Nein	3	3,7 %
Keine Angabe	1	1,2 %
Gesamt	81	100,0 %

*Die Frage I-5 lautete: »Haben Sie sich die Wohnanlage schon einmal angesehen für die Sie sich interessieren?«

Tabelle I-6

Auffälligkeiten des Neubaus*		
Auffälligkeit	Häufigkeit	Prozent
Innenhof beziehungsweise Halle	24	30,8 %
Architektur des gesamten Gebäudes	24	30,8 %
Glasdach	17	21,8 %
Orientierung zur Bille	17	21,8 %
Soziale Implikationen	14	17,9 %
Helligkeit	11	14,1 %
Wohnungsschnitt	10	12,8 %
Wohnungsausstattung	7	9,0 %
Große Fenster und Türen	5	6,4 %
Nichts	3	3,8 %
Sonstiges	29	37,2 %
Gesamt	78	100,0 %

*Die Frage I-6 lautete: »Was fiel Ihnen da (bei der Besichtigung des Neubaus) besonders auf?«

Tabelle I-7

Bewerbung*		
	Häufigkeit	Prozent
Spontan beworben	51	63,0 %
Suche schon länger	29	35,8 %
Keine Angabe	1	1,2 %
Gesamt	81	100,0 %

*Die Frage I-7 lautete: »Haben Sie sich spontan um die Wohnung beworben oder suchen Sie schon länger nach einer Wohnung?«

Tabelle I-8

Anzahl der besichtigten Wohnungen*		
Anzahl	Häufigkeit	Prozent
1	38	46,9 %
2	2	2,5 %
3	5	6,2 %
4	6	7,4 %
5	2	2,5 %
6	1	1,2 %
7	2	2,5 %
10	1	1,2 %
11	1	1,2 %
13	1	1,2 %
15	3	3,7 %
20	1	1,2 %
Keine Angabe	18	22,2 %
Gesamt	81	100,0 %
Durchschnitt	3,33	

*Die Frage I-8 lautete: »Wie viele Wohnungen haben Sie sich bei Ihrer derzeitigen Wohnungssuche bisher angesehen, die Wohnung an der Steinbeker Straße mit eingerechnet?«

Tabelle I-9

Annahme des Wohnungsangebot*		
	Häufigkeit	Prozent
Ja**	81	100,0 %
Gesamt	81	100,0 %

*Die Frage I-9 lautete: »Werden Sie das Wohnungsangebot der Baugenossenschaft freier Gewerkschafter annehmen?«

**Da kein Mitglied das Wohnungsangebot ablehnte, entfielen die für diesen Fall vorgesehenen Fragen 10, 11 und 12.

Tabelle I-13

Fliesen-, Küchenfronten-, Bodenbelagwahl*		
	Häufigkeit	Prozent
Ja	34	42,0 %
Nein	35	43,2 %
Teilweise	12	14,8 %
Gesamt	81	100,0 %
*Frage I-13 lautete: »Hatten Sie die Möglichkeit, Fliesen, Küchenfronten und Bodenbeläge auszuwählen?«		

Tabelle I-14

Nutzung der Wahlmöglichkeiten*		
	Häufigkeit	Prozent
Ja	45	97,8 %
Nein	1	2,2 %
Gesamt	46	100,0 %
*Die Frage I-14 lautete: »Haben Sie von dieser Möglichkeit (Fliesen, Küchenfronten und Bodenbeläge auszuwählen) Gebrauch gemacht?«		

Tabelle I-15

Wunsch nach Wahlmöglichkeiten*		
	Häufigkeit	Prozent
Ja	27	77,1 %
Nein	7	20,0 %
Keine Angabe	1	2,9 %
Gesamt	35	100,0 %
*Die Frage I-15 lautete: »Hätten Sie diese Möglichkeit (Fliesen, Küchenfronten und Bodenbeläge auszuwählen) gerne gehabt?«		

Tabelle I-16

Wandausbaumöglichkeit*		
	Häufigkeit	Prozent
Ja	33	40,7 %
Nein	38	46,9 %
Weiß nicht	10	12,3 %
Gesamt	81	100,0 %
*Die Frage I-16 lautete: »Hatten Sie die Möglichkeit, die herausnehmbare Leichtbauwand aus Ihrer zukünftigen Wohnung ausbauen zu lassen?«		

Tabelle I-17

Wandausbau*		
	Häufigkeit	Prozent
Ja	3	9,1 %
Nein	30	90,9 %
Gesamt	33	100,0 %
*Die Frage I-17 lautete: »Haben Sie von dieser Möglichkeit Gebrauch gemacht?«		

Tabelle I-18

Wunsch nach Wandausbaumöglichkeit*		
	Häufigkeit	Prozent
Ja	15	31,3 %
Nein	32	66,7 %
Weiß nicht	1	2,1 %
Gesamt	48	100,0 %
*Die Frage I-18 lautete: »Hätten sie diese Möglichkeit gerne gehabt?«		

Tabelle I-19

Spontan gefallendes Wohngebäude*		
	Häufigkeit	Prozent
Ja	60	74,1 %
Nein	21	25,9 %
Gesamt	81	100,0 %
*Die Frage I-19 lautete: »Haben Sie persönlich schon einmal ein Wohngebäude gesehen, das Ihnen sofort besonders gefiel?«		

Tabelle I-20

Merkmale des besonderen Hauses des Mitglieds*		
Merkmale	Häufigkeit	Prozent
Besondere Architektur	20	16,0 %
Altbau	13	10,4 %
Hallenhaus an der Steinbeker Straße	12	9,6 %
Wasserbezug	12	9,6 %
Garten und Grünfläche	10	8,0 %
Einfamilienhaus	7	5,6 %
Mehrfamilienhaus	7	5,6 %
Neubau	6	4,8 %
Städtische Lage	6	4,8 %
(Einzel)Haus	4	3,2 %
Ländliche Lage	4	3,2 %
Kann ich nicht genau beschreiben	1	0,8 %
Sonstiges	22	17,6 %
Keine Angabe	1	1,7 %
Summe der Antworten	125	100 %
*Die Frage I-20 lautete: »Wie sah das Gebäude ungefähr aus?« Gesamt: 60		

Tabelle I-21

Der Partnerin / dem Partner spontan gefallendes Wohngebäude*		
	Häufigkeit	Prozent
Ja	31	38,3 %
Nein	16	19,8 %
Weiß nicht	6	7,4 %
Kein/e Partner/in	28	34,6 %
Gesamt	81	100 %
*Die Frage I-21 lautete: »Und hat Ihre Partnerin / Ihr Partner schon einmal ein Wohngebäude gesehen, das Ihr / Ihm besonders gefiel?«		

Tabelle I-22

Merkmale des besonderen Hauses der Partnerin / des Partners*		
Merkmale	Häufigkeit	Prozent
Besondere Architektur	13	41,9 %
Garten und Grünfläche	8	25,8 %
Wasserbezug	8	25,8 %
Hallenhaus an der Steinbeker Straße	6	19,4 %
(Einzel)Haus	5	16,1 %
Neubau	3	9,7 %
Einfamilienhaus	3	9,7 %
Reihenhaus	2	6,5 %
Ländliche Lage	2	6,5 %
Altbau	1	3,2 %
Kann ich nicht genau beschreiben	2	6,5 %
Sonstiges	10	32,3 %
Keine Angabe	2	6,1 %
Gesamt	31	
*Die Frage I-22 lautete: »Wie sah das Gebäude der Partnerin / des Partners ungefähr aus?«		

Tabelle I-23

Aspekte der Wunschwohnung des Mitglieds*		
Aspekte	Häufigkeit	Prozent
Mehr Fläche	26	32,1 %
Garten oder Grünfläche	26	32,1 %
(Einzel)Haus	24	29,6 %
Zusätzliche Räume und Bereiche	18	22,2 %
Wasserbezug	17	21,0 %
Zusätzliche Ausstattung	16	19,8 %
Wohnung	15	18,5 %
Größere Funktionsräume	13	16,0 %
Einfamilienhaus	7	8,6 %
Exponierte Lage im Gebäude	6	7,4 %
Exponierte Stadtlage innerhalb Hamburgs	5	6,2 %
Wie die Wohnung im Hallenhaus	4	4,9 %
Mehrfamilienhaus	4	4,9 %
Ländliche bis vorstädtische Lage	3	3,7 %
Städtische Lage	3	3,7 %
Reihenhaus	1	1,2 %
Weiß nicht	2	2,5 %
Sonstige	25	30,9 %
Keine Angabe	4	4,9 %
Gesamt	81	
*Die Frage I-23 lautete: »Wenn das Geld keine Rolle spielen würde, wie sähe dann Ihre Wunschwohnung aus?«		

Tabelle I-24

Aspekte der Wunschwohnung der Partnerin / des Partners*		
Aspekte	Häufigkeit	Prozent
(Einzel)Haus	15	28,8 %
Garten oder Grünfläche	15	28,8 %
Mehr Fläche	14	26,9 %
Zusätzliche Räume und Bereiche	13	25,0 %
Zusätzliche Ausstattung	10	19,2 %
Einfamilienhaus	9	17,3 %
Wohnung	8	15,4 %
Wasserbezug	8	15,4 %
Größere Funktionsräume	6	11,5 %
Ländliche bis vorstädtische Lage	4	7,7 %
Wie die Wohnung im Hallenhaus	3	5,8 %
Exponierte Lage im Gebäude	3	5,8 %
Städtische Lage	3	5,8 %
Mehrfamilienhaus	1	1,9 %
Exponierte Stadtlage innerhalb Hamburgs	1	1,9 %
Weiß nicht	3	5,8 %
Sonstige	19	36,5 %
Keine Angabe	2	3,8 %
Gesamt	52	
*Die Frage I-24 lautete: »Und wie sähe die Wunschwohnung Ihrer Partnerin / Ihres Partners aus?«		

Tabelle I-25

Raumzahl der alten Wohnung*			
Raumzahl	Häufigkeit	Prozent	Kumulierte Prozente
1,0	5	6,2 %	6,3 %
1,5	1	1,2 %	7,5 %
2,0	32	39,5 %	47,5 %
2,5	10	12,3 %	60,0 %
3,0	27	33,3 %	93,8
3,5	1	1,2 %	95,0 %
4,0	4	4,9 %	100,0 %
Keine Angabe	1	1,2 %	
Gesamt	81	100,0 %	
Durchschnitt	2,42		
*Die Frage I-25 lautete: »Wie viele Räume umfasst Ihre derzeitige Wohnung ohne Küche, Bad und Abstellräume?«			

Tabelle I-26

Quadratmeterzahl der alten Wohnung*			
Quadratmeter	Häufigkeit	Prozent	Kumulierte Prozente
Bis unter 40 qm	5	6,2 %	6,2 %
40 bis unter 50 qm	11	13,6 %	19,8 %
50 bis unter 60 qm	16	19,8 %	39,5 %
60 bis unter 70 qm	27	33,3 %	72,8 %
70 bis unter 80 qm	12	14,8 %	87,7 %
80 bis unter 90 qm	6	7,4 %	95,1 %
90 qm und mehr	4	4,9 %	100,0 %
Gesamt	81	100,0 %	
Durchschnitt	62,8 qm		
*Die Frage I-26 lautete: »Wie viele Quadratmeter umfaßt Ihre derzeitige Wohnung?«			

Tabelle I-27

Eigentumsform der alten Wohnung*		
Eigentumsform	Häufigkeit	Prozent
Privater Besitz	49	60,5 %
Genossenschaft	22	27,2 %
Städtische Gesellschaft	10	12,3 %
Gesamt	81	100,0 %

*Die Frage I-27 lautete: »Gehört ihre derzeitige Wohnung einer Genossenschaft, einer städtischen Gesellschaft oder befindet sie sich in privatem Besitz?«

Tabelle I-28

§ 5-Schein-Bindung der alten Wohnung*		
	Häufigkeit	Prozent
Ja	29	35,8 %
Nein	51	63,0 %
Keine Angabe	1	1,2 %
Gesamt	81	100,0 %

*Die Frage I-28 lautete »Haben Sie zum Bezug Ihrer derzeitigen Wohnung einen sogenannten § 5-Schein benötigt?«

Tabelle I-29

Zusätzliche Räume und Bereiche der alten Wohnung*		
Vorhandene Räume und Bereiche	Häufigkeit	Prozent
Balkon oder ähnliches + Abstellraum oder ähnliches + Garage oder ähnliches	23	28,4 %
Balkon oder ähnliches + Abstellraum oder ähnliches	34	42,0 %
Abstellraum oder ähnliches + Garage oder ähnliches	3	3,7 %
Abstellraum oder ähnliches	18	22,2 %
Balkon oder ähnliches	1	1,2 %
Garage oder ähnliches	1	1,2 %
Keine zusätzlichen Räume und Bereiche vorhanden	1	1,2 %
Gesamt	81	100,0 %
*Die Frage I-29 lautete: »Sagen Sie mir bitte, ob Ihre Wohnung folgende Räume und Bereiche hat?«		

Tabelle I-30

Anlagen der alten Wohnung*		
Anlagen	Häufigkeit	Prozent
Waschküche + Grünanlage + Kinderspielplatz	28	34,6 %
Waschküche + Grünanlage	18	22,2 %
Waschküche + Kinderspielplatz	5	6,2 %
Grünanlage + Kinderspielplatz	8	9,9 %
Grünanlage	13	16,0 %
Kinderspielplatz	1	1,2 %
Waschküche	2	2,5 %
Anlagen nicht vorhanden	6	7,4 %
Gesamt	81	100,0 %
*Die Frage I-30 lautete: »Sind auch folgende Anlagen vorhanden?«		

Tabelle I-31

Durchschnittliche Anzahl der Gegenstände pro Haushalt*	
Gegenstand	Durchschnitt
Auto	0,99
Fernseher	1,60
Videorekorder	1,17
Videokamera	0,33
Computer	0,57
Handy	0,98
Waschmaschine	0,90
Wäschetrockner	0,27
Mikrowellenherd	0,7
Gesamt	81
*Die Frage I-31 lautete: »Wie viele von diesen Gegenständen besitzt Ihr Haushalt?«	

Tabelle I-31-1

Anzahl Autos*			
Anzahl	Häufigkeit	Prozent	Kumulierte Prozente
0	15	18,5 %	18,5 %
1	54	66,7 %	85,2 %
2	10	12,3 %	97,5 %
3	2	2,5 %	100,0 %
Gesamt	81	100,0 %	
Durchschnitt	0,99		
*Die Frage I-31-1 lautete: »Wie viele von diesen Gegenständen besitzt Ihr Haushalt?«			

Tabelle I-31-2

Anzahl Fernseher*			
Anzahl	Häufigkeit	Prozent	Kumulierte Prozente
0	3	3,7 %	3,7 %
1	42	51,9 %	55,6 %
2	24	29,6 %	85,2 %
3	9	11,1 %	96,3 %
4	2	2,5 %	98,8 %
5	1	1,2 %	100,0 %
Gesamt	81	100,0 %	
Durchschnitt	1,60		
*Die Frage I-31-2 lautete: »Wie viele von diesen Gegenständen besitzt Ihr Haushalt?«			

Tabelle I-31-3

Anzahl Videorecorder*			
Anzahl	Häufigkeit	Prozent	Kumulierte Prozente
0	9	11,1 %	11,1 %
1	53	65,4 %	76,5 %
2	15	18,5 %	95,1 %
3	4	4,9 %	100,0 %
Gesamt	81	100,0 %	
Durchschnitt	1,17		
*Die Frage I-31-3 lautete: »Wie viele von diesen Gegenständen besitzt Ihr Haushalt?«			

Tabelle I-31-4

Anzahl Videokameras*			
Anzahl	Häufigkeit	Prozent	Kumulierte Prozente
0	55	67,9 %	67,9 %
1	25	30,9 %	98,8 %
2	1	1,2 %	100,0 %
Gesamt	81	100,0 %	
Durchschnitt	0,33		
*Die Frage I-31-4 lautete: »Wie viele von diesen Gegenständen besitzt Ihr Haushalt?«			

Tabelle I-31-5

Anzahl Computer*			
Anzahl	Häufigkeit	Prozent	Kumulierte Prozente
0	44	54,3 %	54,3 %
1	30	37,0 %	91,4 %
2	5	6,2 %	97,5 %
3	2	2,5 %	100,0 %
Gesamt	81	100,0 %	
Durchschnitt	0,57		
*Die Frage I-31-5 lautete: »Wie viele von diesen Gegenständen besitzt Ihr Haushalt?«			

Tabelle I-31-6

Anzahl Handys*			
Anzahl	Häufigkeit	Prozent	Kumulierte Prozente
0	26	32,1 %	32,1 %
1	37	45,7 %	77,8 %
2	14	17,3 %	95,1 %
3	3	3,7 %	98,8 %
5	1	1,2 %	100,0 %
Gesamt	81	100,0 %	
Durchschnitt	0,98		
*Die Frage I-31-6 lautete: »Wie viele von diesen Gegenständen besitzt Ihr Haushalt?«			

Tabelle I-31-7

Anzahl Waschmaschinen*			
Anzahl	Häufigkeit	Prozent	Kumulierte Prozente
0	9	11,1 %	11,1 %
1	71	87,7 %	98,8 %
2	1	1,2 %	100,0 %
Gesamt	81	100,0 %	
Durchschnitt	0,90		
*Die Frage I-31-7 lautete: »Wie viele von diesen Gegenständen besitzt Ihr Haushalt?«			

Tabelle I-31-8

Anzahl Wäschetrockner*			
Anzahl	Häufigkeit	Prozent	Kumulierte Prozente
0	59	72,8 %	72,8 %
1	22	27,2 %	100,0 %
Gesamt	81	100,0 %	
Durchschnitt	0,27		
*Die Frage I-31-8 lautete: »Wie viele von diesen Gegenständen besitzt Ihr Haushalt?«			

Tabelle I-31-9

Anzahl Mikrowellenherde*			
Anzahl	Häufigkeit	Prozent	Kumulierte Prozente
0	25	30,9 %	30,9 %
1	55	67,9 %	98,8 %
2	1	1,2 %	100,0 %
Gesamt	81	100,0 %	
Durchschnitt	0,70		
*Die Frage I-31-9 lautete: »Wie viele von diesen Gegenständen besitzt Ihr Haushalt?«			

Tabelle I-32-1

Bruttowarmmiete der alten Wohnung*			
Miete in DM**	Häufigkeit	Prozent	Kumulierte Prozente
< 500	3	3,7 %	3,8 %
< 600	6	7,4 %	11,4 %
< 800	17	21,0 %	32,9 %
< 1000	23	28,4 %	62,0 %
< 1200	17	21,0 %	83,5 %
< 1400	7	8,6 %	92,4 %
< 1600	4	4,9 %	97,5 %
≥ 1600	2	2,5 %	100,0 %
Keine Angabe	2	2,5 %	
Gesamt	81	100,0 %	
Durchschnitt	927,52 DM		
<p>*Die Frage I-32 lautete: »Wie viel Miete müssen Sie insgesamt monatlich für Ihre derzeitige Wohnung zahlen?«</p> <p>**Fehlende Bestandteile der Bruttowarmmiete lt. Frage I-33 wurden mit folgenden Sätzen ergänzt: Heizkosten 1,30 DM/qm, Wasserkosten 1 DM/qm.</p>			

Tabelle I-32-2

Bruttoquadratmeterpreis der alten Wohnung in DM*			
DM/QM**	Häufigkeit	Prozent	Kumulierte Prozente
< 11	3	4,0 %	4,0 %
< 12	8	10,1 %	14,1 %
< 13	13	16,5 %	30,6 %
< 14	15	17,7 %	48,3 %
< 15	12	15,3 %	63,6 %
< 16	4	5,2 %	68,8 %
< 17	3	4,0 %	72,8 %
< 18	4	5,2 %	78,0 %
< 19	5	6,3 %	84,3 %
< 20	4	5,2 %	89,5 %
< 21	0	0,0 %	89,5 %
< 22	2	2,6 %	92,1 %
< 23	3	4,0 %	96,1 %
< 24	2	2,6 %	98,7 %
≥ 24	1	1,3 %	100,0 %
Gesamt	79		
Durchschnitt	15,23 DM		
<p>*Die Frage I-32 lautete: »Wie viel Miete müssen Sie insgesamt monatlich für Ihre derzeitige Wohnung zahlen?«</p> <p>**Fehlende Bestandteile der Bruttowarmmiete lt. Frage I-33 wurden mit folgenden Sätzen ergänzt: Heizkosten 1,30 DM/qm, Wasserkosten 1 DM/qm.</p>			

Tabelle I-33

Nebenkostenanteile an der Gesamtmiete*		
Kosten	Häufigkeit	Prozent
Inklusive Wasser- und Heizkosten	57	70,4 %
Inklusive Heizkosten	7	8,6 %
Inklusive Wasserkosten	5	6,2 %
Ohne Wasser- und Heizkosten	11	13,6 %
Keine Angabe	1	1,2 %
Gesamt	81	100,0 %
*Die Frage I-33 lautete: »Sind in diesem Mietbetrag Wasser- und Heizkosten enthalten?«		

Tabelle I-34

Wohngeldbezug für die alte Wohnung*		
	Häufigkeit	Prozent
Ja	7	8,6 %
Nein	72	88,9 %
Keine Angabe	2	2,5 %
Gesamt	81	100,0 %
*Die Frage I-34 lautete: »Erhalten Sie Wohngeld?«		

Tabelle I-35

Personenzahl der Haushalte vor dem Einzug*			
Personen	Häufigkeit	Prozent	Kumulierte Prozente
1	17	21,0 %	21,0 %
2	32	39,5 %	60,5 %
3	16	19,8 %	80,2 %
4	12	14,8 %	95,1 %
5	3	3,7 %	98,8 %
6	1	1,2 %	100,0 %
Gesamt	81		
Durchschnitt	2,44		

*Die Frage I-35 lautete: »Sagen Sie mir bitte, wie viele Personen zu Ihrem derzeitigen Haushalt gehören.«

Tabelle I-36-1

Alter und Geschlecht der Haushaltsangehörigen vor dem Einzug*				
Alter	Haushaltsangehörige		Weiblich	Männlich
	Häufigkeit	Prozent	Häufigkeit	Häufigkeit
< 3 Jahre	18	9,1 %	8	10
< 6 Jahre	5	2,5 %	2	2
< 12 Jahre	13	6,6 %	4	9
< 18 Jahre	16	8,1 %	5	11
< 30 Jahre	32	16,2 %	20	12
< 40 Jahre	60	30,3 %	30	30
< 50 Jahre	16	8,1 %	7	9
< 60 Jahre	14	7,1 %	6	8
< 70 Jahre	19	9,6 %	11	8
≥ 70 Jahre	3	1,5 %	1	2
Keine Angabe	2	1,0 %	2	0
Gesamt	198	100,0 %	96	101
Durchschnittsalter	31,09 Jahre		32,24 Jahre	30,28 Jahre
Anteil weibliche Haushaltsangehörige	48,5 %			
Anteil männliche Haushaltsangehörige	51,5 %			

*Die Frage I-36-1 lautete: »Wie alt sind die Personen in Ihrem Haushalt und welches Geschlecht haben sie?«

Tabelle I-36-2

Anzahl der Erwachsenen und Kinder im Haushalt vor dem Einzug*				
Personen	Erwachsene im Haushalt vor dem Einzug		Kinder im Haushalt vor dem Einzug	
	Häufigkeit	Prozent	Häufigkeit	Prozent
0	0	0,0 %	47	58,0 %
1	26	32,1 %	19	23,5 %
2	48	59,3 %	13	16,0 %
3	4	4,9 %	1	1,2 %
4	2	2,5 %	1	1,2 %
5	1	1,2 %	0	0,0 %
Gesamt	81	100,0 %	81	100,0 %
Summe	147		52	
Durchschnitt	1,81		0,64	
Weiblich	78		18	
Männlich	69		33	

*Die Frage I-36-2 lautete: »Wie alt sind die Personen in Ihrem Haushalt und welches Geschlecht haben sie?«

Tabelle I-37

Alter und Geschlecht der Mitglieder vor dem Einzug*				
Alter	Mitglieder		Weibliche	Männliche
	Häufigkeit	Prozent	Häufigkeit	Häufigkeit
< 20 Jahre	1	1,2 %	1	0
< 30 Jahre	13	16,0 %	8	5
< 40 Jahre	34	42,0 %	14	20
< 50 Jahre	10	12,3 %	4	6
< 60 Jahre	10	12,3 %	4	6
≥ 60 Jahre	11	13,7 %	4	7
Keine Angabe	2	2,5 %	2	0
Gesamt	81	100,0 %	37	44
Durchschnittsalter	40,53		38,09	42,48

*Die Frage I-37 lautete: »Die befragte Person ist lt. Tabelle (I-36) Person Nr. ...»

Tabelle I-38-1

Anwesenheitszeiten des Mitglieds innerhalb der Woche*						
Zeit	Phase 1		Phase 2		Phase 3	
	von	bis	von	bis	von	bis
	Häufigkeit	Häufigkeit	Häufigkeit	Häufigkeit	Häufigkeit	Häufigkeit
0:00	56					
4:00		1				
5:00		3				
5:30		2		1		
6:00		9				
7:00		10				
7:30		2				
8:00		6	1			
9:00		2				
10:00		3				
11:00		3				
12:00		1	1			
13:00		1	1			
13:30			1			
14:00			1	1		
15:00			5			
15:30				1		
16:00			3		1	
16:30		2				
17:00			5			
17:30			2			
18:00			13	1	1	
18:30			2			
19:00			4			
20:00			1			
21:00			1			
22:00			4		1	
23:00			1			
24:00		11		42		3

Tabelle I-38-1

Fortsetzung						
Wechsel- schicht	6	6				
Wochenpend- ler/in	2	2				
Keine Angabe	17	17				
Gesamt	81	81	46	46	3	3

*Die Frage I-38-1 lautete: »Von wann bis wann sind Sie wochentags normalerweise in Ihrer Wohnung anzutreffen?«

Tabelle I-38-2

Anwesenheitsdauer des Mitglieds in der Wohnung*			
Stunden	Häufigkeit	Prozent	Kumulierte Prozente
= 24:00	11	19,3 %	19,3 %
< 23:00	0	0 %	19,3 %
< 22:00	1	1,8 %	
< 21:00	2	3,5 %	
< 20:00	2	3,5 %	
< 19:00	1	1,8 %	
< 18:00	2	3,5 %	
< 17:00	0	0,0 %	
< 16:00	2	2,5 %	
< 15:00	6	7,8 %	
< 14:00	7	10,6 %	
< 13:00	13	22,2 %	
< 12:00	4	7,0 %	
< 11:00	2	3,5 %	
< 10:00	2	3,5 %	
< 9:00	1	1,8 %	
< 8:00	1	1,8 %	100,0 %
Gesamt	57	100,0 %	
Durchschnitt	16,01 h		

*Die Frage I-38-2 lautete: »Von wann bis wann sind Sie wochentags normalerweise in Ihrer Wohnung anzutreffen?«

Tabelle I-39-1

Anwesenheitszeiten der Partnerin / des Partners innerhalb der Woche*				
Zeit	Phase 1		Phase 2	
	von	bis	von	bis
	Häufigkeit	Häufigkeit	Häufigkeit	Häufigkeit
0:00	36			
5:00		2		
5:30		2		
6:00		2		
6:30		3		
7:00		6		
8:00		3		
8:30		2	1	
9:00		2		
10:00	1	1		
11:00			1	
13:00		1	2	
14:00	1			
14:30			1	
15:00			2	
16:00			1	
16:30			1	
17:00			3	
17:30			1	
18:00			5	
18:30			1	
19:00			2	
20:00			2	
21:00		1		
24:00		13		23
Wechselschicht	4	4		
Keine Angabe	10	10		
Gesamt	52	52	23	23

*Die Frage I-39-1 lautete: »... und ihre Partnerin / Ihr Partner?«

Tabelle I-39-2

Anwesenheitsdauer der Partnerin / des Partners in der Wohnung*			
Stunden	Häufigkeit	Prozent	Kumulierte Prozente
< 9:00	1	2,6 %	
< 10:00	1	2,6 %	
< 11:00	3	7,9 %	
< 12:00	3	7,9 %	
< 13:00	2	5,2 %	
< 14:00	7	18,4 %	
< 15:00	2	5,2 %	
< 16:00	2	5,3 %	
< 17:00	1	2,6 %	
< 18:00	0	0,0 %	
< 19:00	1	2,6 %	
< 20:00	2	5,3 %	
< 21:00	1	2,6 %	
= 24:00	12	31,6 %	
Gesamt	38	100,0 %	
Durchschnitt	17,22 h		

*Die Frage I-39-2 lautete: »... und ihre Partnerin / Ihr Partner?«

Tabelle I-40-1

Anwesenheitszeiten der Kinder innerhalb der Woche*				
Zeit	Phase 1		Phase 2	
	von	bis	von	bis
	Häufigkeit	Häufigkeit	Häufigkeit	Häufigkeit
0:00	28			
6:00		1		
6:30		2		
7:00		6		
7:30		4		
8:00		7		
9:00		1		
13:00			1	
13:30			2	
14:00	1		5	
14:30			2	
15:00			4	
15:30			1	
16:00			1	
18:00			3	
18:30			1	
19:00				1
20:00		1	1	
24:00		7		20
Keine Angabe	8	8		
Gesamt	37	37	21	21

*Die Frage I-40-1 lautete: »... und die Kinder?«

Tabelle I-40-2

Anwesenheitsdauer der Kinder*			
Stunden	Häufigkeit	Prozent	Kumulierte Prozente
24:00	7	24,1	
< 18:00	6	20,7	
<17:00	5	17,2	
<16:00	4	13,7	
< 15:00	1	3,4	
< 13:00	3	10,3	
< 12:00	2	6,9	
< 6:00	1	3,4	
Gesamt	29	100,0	
Durchschnitt	17,26 h		
*Die Frage I-40-2 lautete: »... und die Kinder?«			

Tabelle I-41

Hauptaufenthaltsorte des Mitglieds in der alten Wohnung*		
Orte	Häufigkeit	Prozent
Wohnzimmer	61	75,3 %
Küche	13	16,0 %
Schlafzimmer	6	7,4 %
Schlaf- und Arbeitszimmer	5	6,2 %
Überall (1-Zimmer- oder Single-Wohnung)	5	6,2 %
Kinderzimmer	4	4,9 %
Balkon	4	4,9 %
Esszimmer und Essbereich	3	3,7 %
Eigenes Zimmer (des Mitglieds)	2	2,5 %
Wohn- und Arbeitszimmer	1	1,2 %
Gesamt	81	
*Die Frage I-41 lautete: »Wo in der Wohnung halten Sie sich überwiegend auf?«		

Tabelle I-42

Haupttätigkeiten des Mitglieds in der alten Wohnung*		
Haupttätigkeiten	Häufigkeit	Prozent
Fernsehen und Videos schauen	48	59,3 %
Lesen	38	46,9 %
Essen	16	19,8 %
Spielen	16	19,8 %
Musik hören	15	18,5 %
Schlafen	15	18,5 %
Unterhalten	9	11,1 %
Computertätigkeit	8	9,9 %
Freunde und Besuch empfangen	8	9,9 %
Kochen	8	9,9 %
Arbeiten	6	7,4 %
Entspannen	6	7,4 %
Häusliche Arbeiten erledigen	6	7,4 %
Basteln	4	4,9 %
Briefe schreiben	3	3,7 %
Kind betreuen	3	3,7 %
Handarbeiten	3	3,7 %
Telefonieren	3	3,7 %
Bügeln	2	2,5 %
Familie leben	2	2,5 %
Hobby ausüben	2	2,5 %
Sitzen	2	2,5 %
Handwerkliche Tätigkeiten	1	1,2 %
Liegen	1	1,2 %
Sport und Fitness	1	1,2 %
Schulaufgaben erledigen	1	1,2 %
Alles	2	2,5 %
Sonstiges	19	23,5 %
Gesamt	81	

*Die Frage I-42 lautete: »Was machen Sie dort hauptsächlich?«

Tabelle I-43

Hauptaufenthaltsorte der Partnerin / des Partners in der alten Wohnung*		
Orte	Häufigkeit	Prozent
Wohnzimmer	34	65,4 %
Küche	11	21,2 %
Schlafzimmer	6	11,5 %
Überall (1-Zimmer- oder Single-Wohnung)	4	7,7 %
Badezimmer	3	5,8 %
Kinderzimmer	2	3,8 %
Balkon	2	3,8 %
Wohn- und Arbeitszimmer	1	1,9 %
Esszimmer oder Essbereich	1	1,9 %
Arbeitszimmer	1	1,9 %
Sonstiges	1	1,9 %
Keine Angabe	6	11,5 %
Gesamt	52	100,0 %
*Die Frage I-43 lautete: »Wo in der Wohnung hält sich Ihre Partnerin / Ihr Partner überwiegend auf?«		

Tabelle I-44

Haupttätigkeiten der Partnerin / des Partners in der alten Wohnung*		
Haupttätigkeiten	Häufigkeit	Prozent
Fernsehen und Videos schauen	26	50,0 %
Lesen	19	36,5 %
Häusliche Arbeiten erledigen	13	25,0 %
Musik hören	7	13,5 %
Spielen	7	13,5 %
Kochen	6	11,5 %
Essen	5	9,6 %
Hobby ausüben	5	9,6 %
Kind betreuen	4	7,7 %
Schlafen	4	7,7 %
Computertätigkeit	3	5,8 %
Entspannen	3	5,8 %
Unterhalten	3	5,8 %
Basteln	2	3,8 %
Lernen	2	3,8 %
Bügeln	1	1,9 %
Familie leben	1	1,9 %
Freunde und Besuch empfangen	1	1,9 %
Handarbeiten	1	1,9 %
Sitzen	1	1,9 %
Sport und Fitness	1	1,9 %
Sonstiges	12	23,1 %
Keine Angabe	5	9,6 %
Gesamt	52	
*Die Frage I-44 lautete: »Was macht sie / er dort hauptsächlich?«		

Tabelle I-45

Hauptaufenthaltsorte der Kinder in der alten Wohnung*		
Orte	Häufigkeit	Prozent
Kinderzimmer	24	64,9 %
Wohnzimmer	13	35,1 %
Küche	2	5,4 %
Schlafzimmer	2	5,4 %
Balkon	1	2,7 %
Badezimmer	1	2,7 %
Sonstiges	5	13,5 %
Gesamt	37	100,0 %
*Die Frage I-45 lautete: »Wo in der Wohnung halten sich die Kinder überwiegend auf?«		

Tabelle I-46

Haupttätigkeiten der Kinder in der alten Wohnung*		
Haupttätigkeiten	Häufigkeit	Prozent
Spielen	29	78,4 %
Schlafen	9	24,3 %
Fernsehen / Videos schauen	8	21,6 %
Schulaufgaben erledigen	7	18,9 %
Musik hören	4	10,8 %
Computertätigkeit	3	8,1 %
Lernen	3	8,1 %
Essen	2	5,4 %
Freunde und Besuch empfangen	2	5,4 %
Lesen	2	5,4 %
Telefonieren	1	2,7 %
Sonstiges	5	13,5 %
Keine Angabe	1	2,7 %
Gesamt	37	
*Die Frage I-46 lautete: »Was machen sie dort hauptsächlich?«		

Tabelle I-47

»Eigener Platz« des Mitglieds in der alten Wohnung*		
Platz	Häufigkeit	Prozent
Wohnzimmer	12	14,8 %
Überall (1-Zimmer- od. Single-Wohnung)	12	14,8 %
Bestimmtes Sitzmöbel	12	14,8 %
Schlafzimmer	10	12,3 %
Bad oder Toilette	5	6,2 %
Küche	3	3,7 %
Eigenes Zimmer (der in Rede stehenden Person)	3	3,7 %
Kinderzimmer	2	2,5 %
Esszimmer / Essbereich	2	2,5 %
Terrasse	1	1,2 %
Arbeitszimmer	1	1,2 %
Sonstiges	1	1,2 %
Keine Angabe	1	1,2 %
Gesamt	81	
*Frage I-47 lautete: »Wenn Sie in Ihrer derzeitigen Wohnung einen Platz für sich allein haben, welcher ist das?«		

Tabelle I-48

»Eigener Platz« der Partnerin / des Partners in der alten Wohnung*		
Platz	Häufigkeit	Prozent
Kein eigener Platz	13	25,0 %
Schlafzimmer	9	17,3 %
Wohnzimmer	7	13,5 %
Bestimmtes Sitzmöbel	5	9,6 %
Küche	4	7,7 %
Kinderzimmer	2	3,8 %
Bad oder Toilette	2	3,8 %
Esszimmer und Essbereich	1	1,9 %
Überall (1-Zimmer oder Single-Wohnung)	1	1,9 %
Bastelzimmer	1	1,9 %
Eigenes Zimmer (der Partnerin / des Partners)	1	1,9 %
Sonstiges	1	1,9 %
Keine Angabe	7	13,5 %
Gesamt	52	
*Frage I-48 lautete: »Und wenn Ihre Partnerin / Ihr Partner einen Platz für sich allein hat, welcher ist das?«		

Tabelle I-49

»Eigener Platz« des Kindes in der alten Wohnung*		
Platz	Häufigkeit	Prozent
Kinderzimmer	26	70,3 %
Wohnzimmer	4	10,8 %
Kein eigener Platz	4	10,8 %
Schlafzimmer	2	5,4 %
Terrasse	1	2,7 %
Bastelzimmer	1	2,7 %
Bestimmtes Sitzmöbel	1	2,7 %
Sonstiges	2	5,4 %
Keine Angabe	1	2,7 %
Gesamt	37	
*Die Frage I-49 lautete: »Und wenn die Kinder einen Platz für sich allein haben, welcher ist das?«		

Tabelle I-50

Klassifizierung der Berufe der Mitglieder*		
Berufe**	Häufigkeit	Prozent
Fertigungsberufe		
Chemiearbeiter/innen	1	1,2 %
Drucker/innen	1	1,2 %
Schlosser/innen	3	3,7 %
Mechaniker/innen	1	1,2 %
Metallfeinbauer/innen und zugeordnete Berufe	1	1,2 %
Speisebereiter/innen	1	1,2 %
Maler/innen, Lackierer/innen und verwandte Berufe	1	1,2 %
Warenprüfer/innen, Versandfertigmacher/innen	1	1,2 %
Maschinist/inn/en	4	4,9 %
Technische Berufe		
Techniker/innen	1	1,2 %
Technische Sonderfachkräfte	1	1,2 %
Dienstleistungsberufe		
Warenkaufleute	7	8,6 %
Bank- und Versicherungskaufleute	2	2,5 %
Andere Dienstleistungskaufleute und zugehörige Berufe	2	2,5 %
Berufe des Landverkehrs	7	8,6 %
Berufe des Nachrichtenwesens	2	2,5 %
Lagerverwalter/innen, Lager-, Transportarbeiter/innen	4	4,9 %
Rechnungskaufleute, Datenverarbeitungsfachleute	2	2,5 %
Bürofach-, Bürohilfskräfte	4	4,9 %
Dienst-, Wachberufe	2	2,5 %
Übrige Gesundheitsdienstberufe	2	2,5 %
Sozialpflegerische Berufe	1	1,2 %
Reinigungsberufe	2	2,5 %
Sonstige Arbeitskräfte		
Arbeitskräfte ohne nähere Tätigkeitsangabe	4	4,9 %
Nichterwerbstätige	27	33,3 %
Gesamt	81	100,0 %
*Die Frage I-50 lautete: »Welchen Beruf üben sie aus?«		
**Klassifiziert nach: Statisches Bundesamt 1991		

Tabelle I-51

Klassifizierung der Berufe der Partner/innen*		
Berufe**	Häufigkeit	Prozent
Fertigungsberufe		
Chemiarbeiter/innen	1	1,9 %
Schlosser/innen	1	1,9 %
Mechaniker/innen	3	5,7 %
Speisebereiter/innen	1	1,9 %
Bauausstatter/innen	1	1,9 %
Dienstleistungsberufe		
Warenkaufleute	1	1,9 %
Bank- und Versicherungskaufleute	1	1,9 %
Andere Dienstleistungskaufleute und zugehörige Berufe	4	7,5 %
Berufe des Landverkehrs	2	3,8 %
Berufe des Nachrichtenwesens	1	1,9 %
Lagerverwalter/innen, Lager-, Transportarbeiter/innen	3	5,7 %
Rechnungskaufleute, Datenverarbeitungsfachleute	2	3,8 %
Bürofach-, Bürohilfskräfte	1	1,9 %
Künstler/innen und zugeordnete Berufe	1	1,9 %
Übrige Gesundheitsdienstberufe	4	7,5 %
Sozialpflegerische Berufe	4	7,5 %
Körperpfleger/innen	1	1,9 %
Gästebetreuer/innen	1	1,9 %
Reinigungsberufe	2	3,8 %
Sonstige Arbeitskräfte		
Arbeitskräfte ohne nähere Tätigkeitsangabe	1	1,9 %
Nichterwerbstätige	21	39,6 %
Keine Angabe	1	1,9 %
Gesamt	53	100,0 %
*Die Frage I-51 lautete: »Welchen Beruf übt ihre Partnerin bzw. ihr Partner aus?«		
** Klassifiziert nach: Statistisches Bundesamt 1991		

Tabelle I-52

Klassifizierung der Ausbildungsberufe der Mitglieder*		
Ausbildung**	Häufigkeit	Prozent
Fertigungsberufe		
Chemiearbeiter/innen	1	1,2 %
Drucker/innen	1	1,2 %
Schmiede	2	2,5 %
Schlosser/innen	3	3,7 %
Mechaniker/innen	7	8,6 %
Metallfeinbauer/innen und zugeordnete Berufe	1	1,2 %
Elektriker/innen	3	3,7 %
Montierer/innen und Metallberufe	2	2,5 %
Textilverarbeiter/innen	1	1,2 %
Speisebereiter/innen	2	2,5 %
Maurer/innen, Betonbauer/innen	2	2,5 %
Zimmerer/innen, Dachdecker/innen, Gerüstbauer/innen	1	1,2 %
Bauausstatter/innen	1	1,2 %
Maler/innen, Lackierer/innen und verwandte Berufe	1	1,2 %
Maschinist/inn/en	1	1,2 %
Technische Berufe		
Ingenieur/e/innen	3	3,7 %
Technische Sonderfachkräfte	1	1,2 %

Tabelle I-52

Fortsetzung	Häufigkeit	Prozent
Dienstleistungsberufe		
Warenkaufleute	3	3,7 %
Bank- und Versicherungskaufleute	3	3,7 %
Andere Dienstleistungskaufleute und zugehörige Berufe	6	7,4 %
Berufe des Landverkehrs	1	1,2 %
Berufe des Wasser- und Luftverkehrs	1	1,2 %
Berufe des Nachrichtenwesens	1	1,2 %
Rechnungskaufleute, Datenverarbeitungsfachleute	2	2,5 %
Bürofach-, Bürohilfskräfte	5	6,2 %
Sicherheitsverwahrer/innen	1	1,2 %
Künstler/innen und zugeordnete Berufe	1	1,2 %
Übrige Gesundheitsdienstberufe	4	4,9 %
Sozialpflegerische Berufe	1	1,2 %
Körperpfleger/innen	1	1,2 %
Reinigungsberufe	1	1,2 %
Arbeitskräfte mit noch nicht bestimmtem Beruf	4	4,9 %
Sonstige Arbeitskräfte		
Keinen Ausbildungsberuf erlernt	10	12,3 %
Keine Angabe	3	3,7 %
Gesamt	81	100,0 %
*Die Frage I-52 lautete: »Welchen Ausbildungsberuf haben Sie erlernt?«		
**Klassifiziert nach: Statistisches Bundesamt 1991		

Tabelle I-53

Schulabschluss*		
Abschluss	Häufigkeit	Prozent
Volksschul- oder Hauptschulabschluss	31	38,3 %
Mittlere Reife oder Realschulabschluss	25	30,9 %
Abitur	14	17,3 %
Handelsschulabschluss	4	4,9 %
Berufsschulabschluss	1	1,2 %
Fachhochschul- oder Hochschulabschluss	1	1,2 %
Sonderschulabschluss	1	1,2 %
Kein Abschluss	1	1,2 %
Sonstiges	2	2,5 %
Keine Angabe	1	1,2 %
Gesamt	81	100,0 %
*Frage I-53 lautete: »Mit welchem Schulabschluss haben Sie die Schule verlassen?«		

Tabelle I-54

Rege Nachbarschaftskontakte im alten Haus*		
	Häufigkeit	Prozent
Ja	35	43,2 %
Nein	43	53,1 %
Weiß nicht	3	3,7 %
Gesamt	81	100,0 %
*Die Frage I-54 lautete: »Bestehen unter den Bewohnern in Ihrem Haus rege Nachbarschaftskontakte?«		

Tabelle I-55

Nachbarschaftshilfe im alten Haus*		
	Häufigkeit	Prozent
Ja	58	71,6 %
Nein	23	28,4 %
Gesamt	81	100,0 %

*Die Frage I-55 lautete: »Gibt es Nachbarn in Ihrem derzeitigen Haus, die Ihnen behilflich sind, wenn Sie es wünschen?«

Tabelle I-56

Nachbarschaftsbesuche im alten Haus*		
	Häufigkeit	Prozent
Ja	36	44,4 %
Nein	45	55,6 %
Gesamt	81	100,0 %

*Die Frage I-56 lautete: »Besuchen Sie manchmal Ihre Nachbarn im Haus oder in der Wohnanlage?«

Tabelle I-57

Kennzeichen angenehmer Nachbarn*		
Kennzeichen	Häufigkeit	Prozent
Freundliche und höfliche Umgangsformen	36	44,4 %
Aktive Hilfsbereitschaft	33	40,7 %
Kommunikativität	18	22,2 %
Toleranz und Offenheit	16	19,8 %
Rücksichtsvolles Verhalten	12	14,8 %
Persönliche Integrität	10	12,3 %
Elternschaft beziehungsweise Kinderfreundlichkeit	8	9,9 %
Ähnliche oder gleiche Interessen	4	4,9 %
Biographische oder soziale Gemeinsamkeiten	4	4,9 %
Sonstiges	19	23,5 %
Keine Angabe	7	8,6 %
Gesamt	81	
*Die Frage I-57 lautete: »Was zeichnet jene Nachbarn aus, die Ihnen persönlich sehr angenehm sind, die Sie mögen? Bitte nennen Sie keine Namen.«		

Tabelle I-58

Kennzeichen unangenehmer Nachbarn*		
Kennzeichen	Häufigkeit	Prozent
Verstöße gegen Hausordnung	26	32,1 %
Rücksichtslosigkeit	18	22,2 %
Aggressives Verhalten	16	19,8 %
Verletzung der Formen freundlichen oder höflichen Umgangs	14	17,3 %
Denunziatorisches Verhalten	11	13,6 %
Feindlichkeit gegen bestimmte Personengruppen	8	9,9 %
Alkohol-, Zigaretten-, Drogenkonsum	4	4,9 %
Sonstiges	35	43,2 %
Keine Angabe	12	14,8 %
Gesamt	81	
*Die Frage I-58 lautete: »Was zeichnet andererseits jene Nachbarn aus, die Ihnen persönlich mißfallen, die Sie gar nicht mögen? Bitte nennen Sie auch hier keine Namen.«		

Tabelle I-59

Wichtigkeit von Nachbarschaftskontakten*			
Note	Häufigkeit	Prozent	Kumulierte Prozente
1	20	24,7 %	24,7 %
2	34	42,0 %	66,7 %
3	24	29,6 %	96,3 %
4	1	1,2 %	97,5 %
5	2	2,5 %	100,0 %
Gesamt	81	100,0 %	
Durchschnitt	2,14		
*Die Frage I-59 lautete: »Bewerten Sie bitte mit Noten von 1 bis 5, wie wichtig Ihnen nachbarschaftliche Begegnungen und Kontakte insgesamt sind. 1 bedeutet sehr wichtig, 5 bedeutet überhaupt nicht wichtig.«			

Tabelle I-60

Zufriedenheit mit der derzeitigen Wohnsituation*			
Note	Häufigkeit	Prozent	Kumulierte Prozente
1	4	4,9 %	4,9 %
2	18	22,2 %	27,2 %
3	25	30,9 %	58,0 %
4	18	22,2 %	80,2 %
5	16	19,8 %	100,0 %
Gesamt	81	100,0 %	
Durchschnitt	3,30		
*Die Frage I-60 lautete: »Wie zufrieden sind Sie mit Ihrer derzeitigen Wohnsituation insgesamt? Bitte vergeben Sie eine Note zwischen 1 und 5. 1 bedeutet sehr gut, 5 bedeutet sehr schlecht.«			

Tabelle I-61

Umzugsabsicht schwächende Faktoren*		
Faktoren	Häufigkeit	Prozent
Vergrößerung der Wohnung	27	33,3 %
Verbesserung des Wohnumfeldes	24	29,6 %
Renovierung der Wohnung	14	17,3 %
Modernisierung des Hauses	14	17,3 %
Verringerung der Mietbelastung	11	13,6 %
Schaffung zusätzlicher Bereiche und Einrichtungen	10	12,3 %
Veränderung im privaten Bereich	10	12,3 %
Umgzugsabsicht irreversibel	7	8,6 %
Andere Lage im Gebäude	6	7,4 %
Keine Angabe	1	1,2 %
Sonstiges	27	33,3 %
Gesamt	81	

*Die Frage I-61 lautete: »Was hätte sich grundlegend an Ihrer jetzigen Wohnsituation ändern müssen, um Sie von ihrer Umzugsabsicht abzubringen?«

Tabelle I-62

Zufriedenheit der Kinder mit der alten Wohnsituation*			
Note	Häufigkeit	Prozent	Kumulierte Prozen-te
1	5	13,5 %	17,2 %
2	7	18,9 %	41,4 %
3	6	16,2 %	62,1 %
4	6	16,2 %	82,8 %
5	5	13,5 %	100,0 %
Keine Angabe	8	21,6 %	
Gesamt	37	100,0 %	
Durchschnitt	3,0		

*Die Frage I-62 lautete: »Wenn Kinder in Ihrem Haus leben, wie zufrieden sind die Kinder mit der derzeitigen Wohnsituation? Bitte vergeben Sie wieder Noten von 1 bis 5 an. 1 bedeutet dabei sehr zufrieden, 5 bedeutet überhaupt nicht zufrieden.«

Tabelle I-63

Meinung der Kinder zur neuen Wohnung*		
Meinung	Häufigkeit	Prozent
Freude über eigenes Zimmer	11	29,7 %
Allgemeine Begeisterung	9	24,3 %
Bedauern über Veränderungen	3	8,1 %
Freude auf Freunde und andere Kinder	2	5,4 %
Sonstiges	2	5,4 %
Keine Angabe	10	27,0 %
Gesamt	37	

*Die Frage I-63 lautete: »Wenn Sie mit den Kindern über die neue Wohnung gesprochen haben, wie haben sich die Kinder dazu geäußert?«

Tabelle I-64

Einzugsdatum der Mitglieder*			
Datum	Häufigkeit	Prozent	Kumulierte Prozen-te
November 1999	2	2,5 %	2,5 %
Dezember 1999	13	16,0 %	18,5 %
Januar 2000	3	3,7 %	22,2 %
Februar 2000	12	14,8 %	37,0 %
März 2000	3	3,7 %	40,7 %
April 2000	1	1,2 %	42,0 %
Mai 2000	2	2,5 %	44,4 %
Juni 2000	23	28,4 %	72,8 %
Juli 2000	7	8,6 %	81,5 %
August 2000	5	6,2 %	87,7 %
September 2000	5	6,2 %	93,8 %
Oktober 2000	4	4,9 %	98,8 %
November 2000	1	1,2 %	100,0 %
Gesamt	81	100,0 %	

*Die Frage I-64 lautete: »Wann ist Ihr Einzugstermin in die neue Wohnung?«

Tabelle I-65

Personenzahl des Haushalts beim Einzug in die neue Wohnung*			
Personenzahl	Häufigkeit	Prozent	Kumulierte Prozenze
1	20	24,7 %	24,7 %
2	30	37,0 %	61,7 %
3	17	21,0 %	82,7 %
4	11	13,6 %	96,3 %
5	3	3,7 %	100,0 %
Gesamt	81	100 %	
Durchschnitt	2,35		
*Die Frage I-65 lautete: »Mit wie vielen Personen wollen Sie in eine neue Wohnung einziehen?«			

Tabelle I-66

Überblick über mögliche Umzugsgründe*						
1-66-...	Schulnoten					Durchschnitt
	1	2	3	4	5	
8 Helligkeit und Besonnung der neuen Wohnung	36	20	12	3	10	2,15
1 Größe der derzeitigen Wohnung	41	9	10	6	15	2,32
5 Baulicher Zustand der alten Wohnung	29	10	14	13	15	2,69
6 Hellhörigkeit der alten Wohnung	19	9	16	14	23	3,16
2 Miethöhe	17	12	15	8	29	3,25
7 Schlechte Belüftungs- oder Heizmöglichkeit	13	14	16	10	28	3,32
14 Zu viel Verkehr in Wohnumgebung	18	11	11	7	33	3,33
13 Citynähe der neuen Wohnung	10	14	19	8	30	3,42
4 Wegstrecke zur Arbeit	18	11	10	2	40	3,43
11 Geringes Grünflächenangebot im Wohnumfeld	12	10	11	9	39	3,65
15 Vergrößerung der Familie oder des Haushalts	21	4	5	1	48	3,65
10 Zu anonymes Wohnen	8	12	16	7	38	3,68
3 Keine Sorge vor Kündigung bei der BGFG	12	14	5	6	44	3,69
12 Wohnumgebung nicht für Kinder geeignet	13	7	5	11	44	3,83
9 Probleme mit Nachbarn	13	4	8	8	48	3,91
17 Alter oder Gesundheit	14	4	4	3	56	4,02
18 Streit mit Vermieterin oder Vermieter	9	1	4	2	65	4,40
16 Verkleinerung der Familie oder des Haushalts	6	0	1	1	71	4,66

*Die Frage I-66 lautete: »Welche der folgende Gründe waren für Ihre Umzugsentscheidung wichtig? Vergeben Sie bitte Schulnoten von 1, das bedeutet sehr wichtig bis 5, das bedeutet überhaupt nicht wichtig.«

Tabelle I-66-1

Umzugsgrund: Größe der alten Wohnung*			
Note	Häufigkeit	Prozent	Kumulierte Prozente
1	41	50,6 %	50,6 %
2	9	11,1 %	61,7 %
3	10	12,3 %	74,1 %
4	6	7,4 %	81,5 %
5	15	18,5 %	100,0 %
Gesamt	81	100,0 %	
Durchschnitt	2,32		

*Die Frage I-66-1 lautete: »Welche der folgenden Gründe waren für Ihre Umzugsentscheidung wichtig? Vergeben Sie bitte Schulnoten von 1, das bedeutet sehr wichtig bis 5, das bedeutet überhaupt nicht wichtig.«

Tabelle I-66-2

Umzugsgrund: Miethöhe*			
Note	Häufigkeit	Prozent	Kumulierte Prozente
1	17	21,0 %	21,0 %
2	12	14,8 %	35,8 %
3	15	18,5 %	54,3 %
4	8	9,9 %	64,2 %
5	29	35,8 %	100,0 %
Gesamt	81	100,0 %	
Durchschnitt	3,25		

*Die Frage I-66-2 lautete: »Welche der folgenden Gründe waren für Ihre Umzugsentscheidung wichtig? Vergeben Sie bitte Schulnoten von 1, das bedeutet sehr wichtig bis 5, das bedeutet überhaupt nicht wichtig.«

Tabelle I-66-3

Umzugsgrund: Keine Sorge vor Kündigung bei der BGFG*			
Note	Häufigkeit	Prozent	Kumulierte Prozenze
1	12	14,8 %	14,8 %
2	14	17,3 %	32,1 %
3	5	6,2 %	38,3 %
4	6	7,4 %	45,7 %
5	44	54,3 %	100,0 %
Gesamt	81	100,0 %	
Durchschnitt	3,69		
*Die Frage I-66-3 lautete: »Welche der folgenden Gründe waren für Ihre Umzugsentscheidung wichtig? Vergeben Sie bitte Schulnoten von 1, das bedeutet sehr wichtig bis 5, das bedeutet überhaupt nicht wichtig.«			

Tabelle I-66-4

Umzugsgrund: Wegstrecke zur Arbeit*			
Note	Häufigkeit	Prozent	Kumulierte Prozenze
1	18	22,2 %	22,2 %
2	11	13,6 %	35,8 %
3	10	12,3 %	48,1 %
4	2	2,5 %	50,6 %
5	40	49,4 %	100,0 %
Gesamt	81	100,0 %	
Durchschnitt	3,43		
*Die Frage I-66-4 lautete: »Welche der folgende Gründe waren für Ihre Umzugsentscheidung wichtig? Vergeben Sie bitte Schulnoten von 1, das bedeutet sehr wichtig bis 5, das bedeutet überhaupt nicht wichtig.«			

Tabelle I-66-5

Umzugsgrund: Baulicher Zustand der alten Wohnung*			
Note	Häufigkeit	Prozent	Kumulierte Prozente
1	29	35,8 %	35,8 %
2	10	12,3 %	48,1 %
3	14	17,3 %	65,4 %
4	13	16,0 %	81,5 %
5	15	18,5 %	100,0 %
Gesamt	81	100,0 %	
Durchschnitt	2,69		
*Die Frage I-66-5 lautete: »Welche der folgenden Gründe waren für Ihre Umzugsentscheidung wichtig? Vergeben Sie bitte Schulnoten von 1, das bedeutet sehr wichtig bis 5, das bedeutet überhaupt nicht wichtig.«			

Tabelle I-66-6

Umzugsgrund: Hellhörigkeit der alten Wohnung*			
Note	Häufigkeit	Prozent	Kumulierte Prozente
1	19	23,5 %	23,5 %
2	9	11,1 %	34,6 %
3	16	19,8 %	54,3 %
4	14	17,3 %	71,6 %
5	23	28,4 %	100,0 %
Gesamt	81	100,0 %	
Durchschnitt	3,16		
*Die Frage I-66-6 lautete: »Welche der folgenden Gründe waren für Ihre Umzugsentscheidung wichtig? Vergeben Sie bitte Schulnoten von 1, das bedeutet sehr wichtig bis 5, das bedeutet überhaupt nicht wichtig.«			

Tabelle I-66-7

Umzugsgrund: Schlechte Belüftungs- oder Heizmöglichkeit*			
Note	Häufigkeit	Prozent	Kumulierte Prozente
1	13	16,0 %	16,0 %
2	14	17,3 %	33,3 %
3	16	19,8 %	53,1 %
4	10	12,3 %	65,4 %
5	28	34,6 %	100,0 %
Gesamt	81	100,0 %	
Durchschnitt	3,32		
*Die Frage I-66-7 lautete: »Welche der folgenden Gründe waren für Ihre Umzugsentscheidung wichtig? Vergeben Sie bitte Schulnoten von 1, das bedeutet sehr wichtig bis 5, das bedeutet überhaupt nicht wichtig.«			

Tabelle I-66-8

Umzugsgrund: Helligkeit und Besonnung der neuen Wohnung*			
Note	Häufigkeit	Prozent	Kumulierte Prozente
1	36	44,4 %	44,4 %
2	20	24,7 %	69,1 %
3	12	14,8 %	84,0 %
4	3	3,7 %	87,7 %
5	10	12,3 %	100,0 %
Gesamt	81	100,0 %	
Durchschnitt	2,15		
*Die Frage I-66-8 lautete: »Welche der folgende Gründe waren für Ihre Umzugsentscheidung wichtig. Vergeben Sie bitte Schulnoten von 1, das bedeutet sehr wichtig bis 5, das bedeutet überhaupt nicht wichtig.«			

Tabelle I-66-9

Umzugsgrund: Probleme mit Nachbarn*			
Note	Häufigkeit	Prozent	Kumulierte Prozente
1	13	16,0 %	16,0 %
2	4	4,9 %	21,0 %
3	8	9,9 %	30,9 %
4	8	9,9 %	40,7 %
5	48	59,3 %	100,0 %
Gesamt	81	100,0 %	
Durchschnitt	3,91		
*Die Frage I-66-9 lautete: »Welche der folgenden Gründe waren für Ihre Umzugsentscheidung wichtig. Vergeben Sie bitte Schulnoten von 1, das bedeutet sehr wichtig bis 5, das bedeutet überhaupt nicht wichtig.«			

Tabelle I-66-10

Umzugsgrund: Zu anonymes Wohnen*			
Note	Häufigkeit	Prozent	Kumulierte Prozente
1	8	9,9 %	9,9 %
2	12	14,8 %	24,7 %
3	16	19,8 %	44,4 %
4	7	8,6 %	53,1 %
5	38	46,9 %	100,0 %
Gesamt	81	100,0 %	
Durchschnitt	3,68		
*Die Frage I-66-10 lautete: »Welche der folgenden Gründe waren für Ihre Umzugsentscheidung wichtig? Vergeben Sie bitte Schulnoten von 1, das bedeutet sehr wichtig bis 5, das bedeutet überhaupt nicht wichtig.«			

Tabelle I-66-11

Umzugsgrund: Geringes Grünflächenangebot im Wohnumfeld*			
Note	Häufigkeit	Prozent	Kumulierte Prozente
1	12	14,8 %	14,8 %
2	10	12,3 %	27,2 %
3	11	13,6 %	40,7 %
4	9	11,1 %	51,9 %
5	39	48,1 %	100,0 %
Gesamt	81	100,0 %	
Durchschnitt	3,65		

*Die Frage I-66-11 lautete: »Welche der folgenden Gründe waren für Ihre Umzugsentscheidung wichtig? Vergeben Sie bitte Schulnoten von 1, das bedeutet sehr wichtig bis 5, das bedeutet überhaupt nicht wichtig.«

Tabelle I-66-12

Umzugsgrund: Wohnumgebung nicht für Kinder geeignet*			
Note	Häufigkeit	Prozent	Kumulierte Prozente
1	13	16,0 %	16,3 %
2	7	8,6 %	25,0 %
3	5	6,2 %	31,3 %
4	11	13,6 %	45,0 %
5	44	54,3 %	100,0 %
Keine Angabe	1	1,2 %	
Gesamt	81	100,0 %	
Durchschnitt	3,83		

*Die Frage I-66-12 lautete: »Welche der folgenden Gründe waren für Ihre Umzugsentscheidung wichtig? Vergeben Sie bitte Schulnoten von 1, das bedeutet sehr wichtig bis 5, das bedeutet überhaupt nicht wichtig.«

Tabelle I-66-13

Umzugsgrund: Citynähe der neuen Wohnung*			
Note	Häufigkeit	Prozent	Kumulierte Prozente
1	10	12,3 %	12,3 %
2	14	17,3 %	29,6 %
3	19	23,5 %	53,1 %
4	8	9,9 %	63,0 %
5	30	37,0 %	100,0 %
Gesamt	81	100,0 %	
Durchschnitt	3,42		

*Die Frage I-66-13 lautete: »Welche der folgenden Gründe waren für Ihre Umzugsentscheidung wichtig? Vergeben Sie bitte Schulnoten von 1, das bedeutet sehr wichtig bis 5, das bedeutet überhaupt nicht wichtig.«

Tabelle I-66-14

Umzugsgrund: zu viel Verkehr in der Wohnungsbung*			
Note	Häufigkeit	Prozent	Kumulierte Prozente
1	18	22,2 %	22,5 %
2	11	13,6 %	36,3 %
3	11	13,6 %	50,0 %
4	7	8,6 %	58,8 %
5	33	40,7 %	100,0 %
Keine Angabe	1	1,2 %	
Gesamt	81	100,0 %	
Durchschnitt	3,33		

*Die Frage I-66-14 lautete: »Welche der folgende Gründe waren für Ihre Umzugsentscheidung wichtig. Vergeben Sie bitte Schulnoten von 1, das bedeutet sehr wichtig bis 5, das bedeutet überhaupt nicht wichtig.«

Tabelle I-66-15

Umzugsgrund: Vergrößerung der Familie oder des Haushalts*			
Note	Häufigkeit	Prozent	Kumulierte Prozente
1	21	25,9 %	26,6 %
2	4	4,9 %	31,6 %
3	5	6,2 %	38,0 %
4	1	1,2 %	39,2 %
5	48	59,3 %	100,0 %
Keine Angabe	2	2,5 %	
Gesamt	81	100,0 %	
Durchschnitt	3,65		
*Die Frage I-66-15 lautete: »Welche der folgende Gründe waren für Ihre Umzugsentscheidung wichtig. Vergeben Sie bitte Schulnoten von 1, das bedeutet sehr wichtig bis 5, das bedeutet überhaupt nicht wichtig.«			

Tabelle I-66-16

Umzugsgrund: Verkleinerung der Familie oder des Haushalts*			
Note	Häufigkeit	Prozent	Kumulierte Prozente
1	6	7,4 %	7,6 %
3	1	1,2 %	8,9 %
4	1	1,2 %	10,1 %
5	71	87,7 %	100,0 %
Keine Angabe	2	2,5 %	
Gesamt	81	100,0 %	
Durchschnitt	4,66		
*Die Frage I-66-16 lautete: »Welche der folgenden Gründe waren für Ihre Umzugsentscheidung wichtig? Vergeben Sie bitte Schulnoten von 1, das bedeutet sehr wichtig bis 5, das bedeutet überhaupt nicht wichtig.«			

Tabelle I-66-17

Umzugsgrund: Alter oder Gesundheit*			
Note	Häufigkeit	Prozent	Kumulierte Prozente
1	14	17,3 %	17,3 %
2	4	4,9 %	22,2 %
3	4	4,9 %	27,2 %
4	3	3,7 %	30,9 %
5	56	69,1 %	100,0 %
Gesamt	81	100,0 %	
Durchschnitt	4,02		
*Die Frage I-66-17 lautete: »Welche der folgende Gründe waren für Ihre Umzugsentscheidung wichtig? Vergeben Sie bitte Schulnoten von 1, das bedeutet sehr wichtig bis 5, das bedeutet überhaupt nicht wichtig.«			

Tabelle I-66-18

Umzugsgrund: Streit mit Vermieterin oder Vermieter*			
Note	Häufigkeit	Prozent	Kumulierte Prozente
1	9	11,1 %	11,1 %
2	1	1,2 %	12,3 %
3	4	4,9 %	17,3 %
4	2	2,5 %	19,8 %
5	65	80,2 %	100,0 %
Gesamt	81	100,0 %	
Durchschnitt	4,40		
*Die Frage I-66-18 lautete: »Welche der folgende Gründe waren für Ihre Umzugsentscheidung wichtig. Vergeben Sie bitte Schulnoten von 1, das bedeutet sehr wichtig bis 5, das bedeutet überhaupt nicht wichtig.«			

Tabelle I-67

Zusätzliche Umzugsgründe*		
	Häufigkeit	Prozent
Ja	38	46,9 %
Nein	42	51,9 %
Keine Angabe	1	1,2 %
Gesamt	81	100,0 %
*Die Frage I-67 lautete: »Gibt es noch weitere Umzugsgründe, die in ihrem Fall zutreffen?«		

Tabelle I-68

Weitere Umzugsgründe*		
Gründe	Häufigkeit	Prozent
Qualitäten der neuen Wohnung	13	34,2 %
Persönliche Beziehung und Bindung zu dort wohnenden Personen	8	21,1 %
Mängel der alten Wohnung	6	15,8 %
Qualitäten des neuen Wohnumfeldes Hamm-Süd / Steinbeker Straße	6	15,8 %
Wasser und Grünbezug der neuen Wohnung	5	13,2
Sonstiges	10	26,3 %
Gesamt	38	
*Die Frage I-68 lautete: »Welche Gründe sind das?«		

Tabelle I-69

Bewertung ausgewählter Eigenschaften einer Wohnumgebung*						
Wie wichtig ist es Ihnen, ... I-69-	Schulnoten					Durchschnitt
	1	2	3	4	5	
3 ...dass man sich draußen aufhalten kann	57	19	3	1	1	1,40
4 ...dass es nette Nachbarn gibt	54	18	9	0	0	1,44
6 ...dass es dort keinen Durchgangsverkehr gibt	41	20	14	2	4	1,86
1 ...dass es den Tante Emma Laden an der Ecke gibt	31	19	15	7	9	2,31
8 ...dass dort Kinder spielen	32	20	13	3	13	2,32
2 ...dass man sich nicht beobachtet fühlt	23	12	19	15	12	2,77
5 ...dass die Bewohnerschaft nicht bunt gemischt ist	12	9	18	11	29	3,46
7 ...dass es keine Hunde gibt	9	11	15	11	35	3,64

*Die Frage I-69 lautete: »Nennen Sie mir bitte mit Schulnoten von 1 bis 5, wie wichtig Ihnen folgende Eigenschaften einer Wohnumgebung sind? 1 bedeutet sehr wichtig, 5 bedeutet überhaupt nicht wichtig.«

Tabelle I-69-1

Wichtigkeit, dass es den Tante-Emma-Laden an der Ecke gibt*			
Note	Häufigkeit	Prozent	Kumulierte Prozente
1	31	38,3 %	38,3 %
2	19	23,5 %	61,7 %
3	15	18,5 %	80,2 %
4	7	8,6 %	88,9 %
5	9	11,1 %	100,0 %
Gesamt	81	100,0 %	
Durchschnitt	2,31		

*Die Frage I-69-1 lautete: „Nennen Sie mir bitte mit Schulnoten von 1 bis 5, wie wichtig Ihnen folgende Eigenschaften einer Wohnumgebung sind. 1 bedeutet sehr wichtig, 5 bedeutet überhaupt nicht wichtig.“

Tabelle I-69-2

Wichtigkeit, dass man sich nicht beobachtet fühlt*			
Note	Häufigkeit	Prozent	Kumulierte Prozente
1	23	28,4 %	28,4 %
2	12	14,8 %	43,2 %
3	19	23,5 %	66,7 %
4	15	18,5 %	85,2 %
5	12	14,8 %	100,0 %
Gesamt	81	100,0 %	
Durchschnitt	2,77		
*Die Frage I-69-2 lautete: »Nennen Sie mir bitte mit Schulnoten von 1-5, wie wichtig Ihnen folgende Eigenschaften einer Wohnumgebung sind? 1 bedeutet sehr wichtig, 5 bedeutet überhaupt nicht wichtig.«			

Tabelle I-69-3

Wichtigkeit, dass man sich draußen aufhalten kann*			
Note	Häufigkeit	Prozent	Kumulierte Prozente
1	57	70,4 %	70,4 %
2	19	23,5 %	93,8 %
3	3	3,7 %	97,5 %
4	1	1,2 %	98,8 %
5	1	1,2 %	100,0 %
Gesamt	81	100,0 %	
Durchschnitt	1,40		
*Die Frage I-69-3 lautete: »Nennen Sie mir bitte mit Schulnoten von 1-5, wie wichtig Ihnen folgende Eigenschaften einer Wohnumgebung sind. 1 bedeutet sehr wichtig, 5 bedeutet überhaupt nicht wichtig.«			

Tabelle I-69-4

Wichtigkeit, dass es nette Nachbarn gibt*			
Note	Häufigkeit	Prozent	Kumulierte Prozente
1	54	66,7 %	66,7 %
2	18	22,2 %	88,9 %
3	9	11,1 %	100,0 %
Gesamt	81	100,0 %	
Durchschnitt	1,44		
*Die Frage I-69-4 lautete: »Nennen Sie mir bitte mit Schulnoten von 1-5, wie wichtig Ihnen folgende Eigenschaften einer Wohnumgebung sind. 1 bedeutet sehr wichtig.«			

Tabelle I-69-5

Wichtigkeit, dass die Bewohnerschaft nicht bunt gemischt ist*			
Note	Häufigkeit	Prozent	Kumulierte Prozente
1	12	14,8 %	14,8 %
2	9	11,1 %	25,9 %
3	18	22,2 %	48,1 %
4	11	13,6 %	61,7 %
5	29	35,8 %	97,5 %
Keine Angabe	2	2,5 %	100,0 %
Gesamt	81	100,0 %	
Durchschnitt	3,46		
*Die Frage I-69-5 lautete: »Nennen Sie mir bitte mit Schulnoten von 1 bis 5, wie wichtig Ihnen folgende Eigenschaften einer Wohnumgebung sind. 1 bedeutet sehr wichtig, 5 bedeutet überhaupt nicht wichtig.«			

Tabelle I-69-6

Wichtigkeit, dass es dort keinen Durchgangsverkehr gibt*			
Note	Häufigkeit	Prozent	Kumulierte Prozente
1	41	50,6 %	50,6 %
2	20	24,7 %	75,3 %
3	14	17,3 %	92,6 %
4	2	2,5 %	95,1 %
5	4	4,9 %	100,0 %
Gesamt	81	100,0 %	
Durchschnitt	1,86		
*Die Frage I-69-6 lautete: »Nennen Sie mir bitte mit Schulnoten von 1 bis 5, wie wichtig Ihnen folgende Eigenschaften einer Wohnumgebung sind. 1 bedeutet sehr wichtig, 5 bedeutet überhaupt nicht wichtig.«			

Tabelle I-69-7

Wichtigkeit, dass es keine Hunde gibt*			
Note	Häufigkeit	Prozent	Kumulierte Prozente
1	9	11,1 %	11,1 %
2	11	13,6 %	24,7 %
3	15	18,5 %	43,2 %
4	11	13,6 %	56,8 %
5	35	43,2 %	100,0 %
Gesamt	81	100,0 %	
Durchschnitt	3,64		
*Die Frage I-69-7 lautete: »Nennen Sie mir bitte mit Schulnoten von 1 bis 5, wie wichtig Ihnen folgende Eigenschaften einer Wohnumgebung sind. 1 bedeutet sehr wichtig, 5 bedeutet überhaupt nicht wichtig.«			

Tabelle I-70

Beurteilung der Adresse Hamm-Süd vor dem Einzug*		
	Häufigkeit	Prozent
Bessere Adresse	16	19,8 %
Gleich gute Adresse	25	30,9 %
Schlechtere Adresse	21	25,9 %
Derzeitiger Stadtteil ist Hamm-Süd	11	13,6 %
Keine Angabe	8	9,9 %
Gesamt	81	100,0 %
*Frage I-70 lautete: »Ist der Stadtteil Hamm-Süd nach Ihrer Meinung eine bessere Adresse als Ihr derzeitiger Stadtteil, eine gleich gute oder eine schlechtere Adresse?«		

Tabelle I-71

Kenntnisse über Hamm-Süd*			
Note	Häufigkeit	Prozent	Kumulierte Prozenze
1	20	24,7 %	24,7 %
2	23	28,4 %	53,1 %
3	19	23,5 %	76,5 %
4	8	9,9 %	86,4 %
5	11	13,6 %	100,0 %
Gesamt	81	100,0 %	
Durchschnitt	2,59		
*Die Frage I-71 lautete: »Bewerten Sie bitte wieder mit den Schulnoten von 1 bis 5 wie gut Sie Hamm-Süd kennen. 1 bedeutet dabei sehr gut, 5 bedeutet gar nicht.«			

Tabelle I-72

Freude beim Umzug*		
Faktoren	Häufigkeit	Prozent
Mehr Platz, Räume und Bereiche	41	22,8 %
Gebäudequalitäten	19	10,6 %
Helligkeit und Transparenz	18	10,0 %
Wohnungsqualitäten und -ausstattung	18	10,0 %
Wasserbezug und ästhetische Qualitäten	17	9,4 %
Nachbarschaft und sozialer Kontakt	14	7,8 %
Nähe zu alltäglich aufgesuchten Orten und Personen	11	6,1 %
Ruhe	8	4,4 %
Freizeit- und Erholungsmöglichkeiten der neuen Wohnumgebung	7	3,9 %
Haushaltsgründung oder »Familienzusammenführung«	3	1,7 %
Allein sein	2	1,1 %
Verbleib in bekannter Gegend	1	0,6 %
Nichts	3	1,7 %
Sonstiges	18	10,0 %
Summe der Antworten	180	100 %
Gesamt: 81		
*Die Frage I-72 lautete: »Worauf freuen Sie sich bei dem Gedanken, bald in der neuen Wohnung an der Steinbeker Straße zu wohnen, am meisten?«		

Tabelle I-73

Sorge bei Umzugsgedanken*		
Faktoren	Häufigkeit	Prozent
Nichts	11	11,0%
Soziale Mischung der Bewohnerschaft	9	9,0%
Verkehrsinfrastruktur	7	7,0%
Größen und Eigenschaften der neuen Wohnung	6	6,0%
Finanzielle Belastung	3	3,0%
Soziale Struktur der Wohnumgebung	2	2,0%
Verlust bestehender sozialer Kontakte	30	30,0%
Sonstiges	32	32,0%
Summe der Antworten	100	100 %
Gesamt	81	
*Die Frage I-73 lautete: »Und umgekehrt: bereitet Ihnen auch etwas Sorgen bei dem Gedanken, bald in der neuen Wohnung an der Steinbeker Straße zu wohnen?«		

Tabelle I-74

Idee für die Hallennutzung*		
	Häufigkeit	Prozent
Ja	66	81,5 %
Nein	15	18,5 %
Gesamt	81	100,0 %
*Die Frage I-74 lautete: »Haben Sie sich schon einmal überlegt, wozu Sie die glasüberdachte Halle nutzen können?«		

Tabelle I-75

Nutzungsideen für die Halle*		
Nutzungsideen	Häufigkeit	Prozent
Kontakte oder Begegnung mit Nachbarn	36	28,6 %
Feste oder Treffen mit Nachbarn	31	24,6 %
Spielmöglichkeit für Kinder	24	19,0 %
Aufhalten und Verweilen	14	11,1 %
Dekoration und Gestaltung	9	7,1 %
Sonstiges	12	9,5 %
Summe der Antworten	126	100 %
Gesamt: 66		
*Die Frage I-75 lautete: »An welche Nutzung haben Sie dabei gedacht?«		

Tabelle I-76

Neue Einrichtungsgegenstände*		
Gegenstände	Häufigkeit	Prozent
Nein	32	39,5 %
Schrank oder Regal	17	21,0 %
Schlafzimmereinrichtung	16	19,8 %
Ergänzendes Küchen(groß)gerät	11	13,6 %
Wohnzimmereinrichtung	10	12,3 %
Gardine, Vorhang etc.	10	12,3 %
Essecke	9	11,1 %
Kinderzimmereinrichtung	6	7,4 %
Sitzmöbel	3	3,7 %
Sonstiges	18	22,2 %
Gesamt	81	
*Die Frage I-76 lautete: »Müssen Sie wegen des Wohnungsgrundrisses neue Einrichtungsgegenstände kaufen?«		

Tabelle I-77

Eintritt in die Baugenossenschaft freier Gewerkschafter*						
Jahr des Eintritts	Mitglied		Partnerin / Partner		Kind/er	
	Häufigkeit	Prozent	Häufigkeit	Prozent	Häufigkeit	Prozent
1972	1	1,2 %				
1978	1	1,2 %				
1980	2	2,5 %				
1981	1	1,2 %				
1985	1	1,2 %				
1988	1	1,2 %				
1992	2	2,5 %				
1994	1	1,2 %				
1995	2	2,5 %	1	33,3 %		
1996	1	1,2 %				
1997					2	100,0 %
1998	2	2,5 %				
1999	24	29,6 %	2	66,6 %		
2000	35	43,2 %				
Keine Angabe	7	8,6 %				
Gesamt	81	100,0 %	3	100,0 %	2	100,0 %

*Die Frage I-77 lautete: »Wer aus Ihrem Haushalt ist Mitglied bei der Baugenossenschaft freier Gewerkschafter und seit wann etwa?«

Tabelle I-78

Einzug auch in nichtgenossenschaftliche Wohnung*		
	Häufigkeit	Prozent
Ja	70	86,4 %
Nein	9	11,1 %
Keine Angabe	2	2,5 %
Gesamt	81	100,0 %

*Die Frage I-78 lautete: »Würden Sie in die neue Wohnung auch einziehen, wenn sie keine Genossenschaftswohnung wäre - vorausgesetzt die Miete wäre die gleiche?«

Tabelle I-79

Spontane Meinung zu Wohnungsgenossenschaften*		
Meinung	Häufigkeit	Prozent
Nichts	19	15,1 %
Bürokratisches Handeln	18	14,3 %
Günstige Miete oder Nutzungsgebühr	17	13,5 %
Ansprechpartner gut erreichbar	11	8,7 %
Guter Informationsfluss zwischen Genossenschaft und Mitglied	10	7,9 %
Bessere Regelungen zwischen Mietern und Vermietern	9	7,1 %
Genossenschaftsanteile	7	5,6 %
Gute Pflege der Wohnanlage	7	5,6 %
Gemeinnützigkeit	5	4,0 %
Kündigungsschutz und Wohnsicherheit	5	4,0 %
Gute Betreuung durch Hausverwalter	4	3,2 %
Dividende	3	2,4 %
Solidarität, Gemeinschaft	3	2,4 %
Hausmeister kümmert sich bei Problemen	2	1,6 %
Mitbestimmungsmöglichkeiten	2	1,6 %
Schlechte Sprechzeiten	1	0,8 %
Schnelle Behebung der Mängel	1	0,8 %
Sonstiges	2	1,6 %
Summe der Antworten	126	100 %
Gesamt: 81		
*Die Frage I-79 lautete: »Was fällt Ihnen spontan zu Wohnungsgenossenschaften ein?«		

Tabelle I-80

Frühere Teilnahme an einer Genossenschaftsveranstaltung*		
	Häufigkeit	Prozent
Ja	37	45,7 %
Nein	44	54,3 %
Gesamt	81	100,0 %
*Die Frage I-80 lautete: »Hat Ihr Haushalt schon einmal an Veranstaltungen einer Wohnungsgenossenschaft teilgenommen?«		

Tabelle I-81

Art der Genossenschaftsveranstaltung*		
Veranstaltung	Häufigkeit	Prozent
Tag der offenen Tür der BGFG	15	40,5
Hallenfest	8	21,6
Sonstiges	11	29,7
Keine Angabe	6	16,2
Gesamt	37	100,0
*Frage I-81 lautete: »Um welche Veranstaltung handelte es sich?«		

Tabelle I-82

Übersicht über durchschnittliche Häufigkeit ausgewählter Freizeitaktivitäten innerhalb des letzten Jahres vor dem Einzug*	
I-82-...	Durchschnitt
-1 Kinobesuch	4,94
-2 Besuch einer Sportveranstaltungen	5,98
-3 Urlaubsreise	1,51
-4 Konzertbesuch	1,44
-5 Besuch eines Wildparks oder Zoos	2,04
-6 Besuch des Doms oder eines Freizeitparks	1,75
*Die Frage I-82-1 lautete. »Wie oft in etwa haben sie innerhalb des letzten Jahres folgendes unternommen?«	

Tabelle I-82-1

Kinobesuch*			
Anzahl	Häufigkeit	Prozent	Kumulierte Prozente
0	27	33,3 %	33,8 %
1	9	11,1 %	45,0 %
2	10	12,3 %	57,5 %
3	6	7,4 %	65,0 %
4	8	10,0 %	75,0 %
5	1	1,2 %	76,3 %
6	2	2,5 %	78,8 %
≤ 9	4	5,0 %	83,8 %
≤ 12	3	3,7 %	87,5 %
> 12	10	12,3 %	100,0 %
Weiß nicht	1	1,2 %	
Gesamt	81	100,0 %	
Durchschnitt	4,94		
*Die Frage I-82-1 lautete. »Wie oft in etwa haben sie innerhalb des letzten Jahres folgendes unternommen?«			

Tabelle I-82-2

Besuch einer Sportveranstaltung*			
Anzahl	Häufigkeit	Prozent	Kumulierte Prozente
0	45	55,6 %	60,0 %
1	2	2,5 %	62,7 %
2	6	7,4 %	70,7 %
3	1	1,2 %	72,0 %
3	3	3,7 %	76,0 %
4	1	1,2 %	77,3 %
5	2	2,5 %	80,0 %
6	1	1,2 %	81,3 %
≤ 9	1	1,2 %	82,7 %
≤ 12	4	4,9 %	88,0 %
> 12	9	12,2 %	100,0 %
Weiß nicht	6	7,4 %	
Gesamt	81	100 %	
Durchschnitt	5,98		
*Die Frage I-82-2 lautete. »Wie oft in etwa haben sie innerhalb des letzten Jahres folgendes unternommen?«			

Tabelle I-82-3

Urlaubsreise*			
Anzahl	Häufigkeit	Prozent	Kumulierte Prozente
0	29	35,8 %	37,2 %
1	21	25,9 %	64,1 %
2	16	19,8 %	84,6 %
3	5	6,2 %	91,0 %
4	4	4,9 %	96,2 %
5	1	1,2 %	97,4 %
≤ 9	1	1,2 %	98,7 %
> 12	1	1,2 %	100,0 %
Weiß nicht	3	3,7 %	
Gesamt	81	100,0 %	
Durchschnitt	1,51		
*Die Frage I-82-3 lautete. »Wie oft in etwa haben sie innerhalb des letzten Jahres folgendes unternommen?«			

Tabelle I-82-4

Konzertbesuch*			
Anzahl	Häufigkeit	Prozent	Kumulierte Prozente
0	43	53,1 %	54,4 %
1	10	12,3 %	67,1 %
2	15	18,5 %	86,1 %
3	2	2,5 %	88,6 %
4	2	2,5 %	91,1 %
5	2	2,5 %	93,7 %
≤ 9	1	1,2 %	94,9 %
≤ 12	4	4,9 %	100,0 %
Weiß nicht	2	2,5 %	
Gesamt	81	100,0 %	
Durchschnitt	1,44		
*Die Frage I-82-4 lautete. »Wie oft in etwa haben sie innerhalb des letzten Jahres folgendes unternommen?«			

Tabelle I-82-5

Besuch eines Wildparks oder Zoos*			
Anzahl	Häufigkeit	Prozent	Kumulierte Prozente
0	35	43,2 %	46,7 %
1	15	18,5 %	66,7 %
2	11	13,6 %	81,3 %
3	2	2,5 %	84,0 %
4	6	7,4 %	92,0 %
5	2	2,5 %	94,7 %
≤ 9	2	2,5 %	97,3 %
≤ 12	1	1,2 %	98,7 %
> 12	1	1,2 %	100,0 %
Weiß nicht	6	7,4 %	
Gesamt	81	100,0 %	
Durchschnitt	2,04		
*Die Frage I-82-5 lautete. »Wie oft in etwa haben sie innerhalb des letzten Jahres folgendes unternommen?«			

Tabelle I-82-6

Besuch des Doms oder eines Freizeitparks*			
Anzahl	Häufigkeit	Prozent	Kumulierte Prozente
0	24	29,6 %	31,6 %
1	19	23,5 %	56,6 %
2	11	13,6 %	71,1 %
3	12	14,8 %	86,8 %
4	5	6,2 %	93,4 %
5	2	2,5 %	96,1 %
6	1	1,2 %	97,4 %
≤ 12	2	2,5 %	100,0 %
Weiß nicht	5	6,2 %	
Gesamt	81	100,0 %	
Durchschnitt	1,75		

*Die Frage I-82-6 lautete: »Wie oft in etwa haben sie innerhalb des letzten Jahres folgendes unternommen?«

Tabelle I-83

Fest mitorganisiert*		
	Häufigkeit	Prozent
Ja	34	42,0 %
Nein	47	58,0 %
Gesamt	81	100,0 %

*Die Frage I-83 lautete: »Haben Sie innerhalb des letzten Jahres eine Veranstaltung oder ein Fest mit organisiert?«

Tabelle I-84

Ehrenamtliche Tätigkeit*		
	Häufigkeit	Prozent
Ja	15	18,5 %
Nein	66	81,5 %
Gesamt	81	100,0 %

*Die Frage I-84 lautete: »Sind Sie ehrenamtlich tätig?«

Tabelle I-85

Mitgliedschaften und Aktivitäten im Überblick*				
I-85-...	Mitglied		Aktiv	
	Häufigkeit	Prozent	Häufigkeit	Prozent
-1 Bürgerinitiative	2	2,5 %	2	2,5 %
-2 Partei	6	7,4 %	5	6,2 %
-3 Kirchliche Einrichtung	7	8,6 %	4	4,9 %
-4 Sportverein	29	35,8 %	24	29,6 %
-5 Wohlfahrtsverband	7	8,6 %	3	3,7 %
-6 Gewerkschaft	18	22,2 %	2	2,5 %
-7 Sonstige Organisation	16	19,8 %	13	16,0 %

*Die Frage I-85 lautete: »Sind Sie Mitglied in einer der folgenden Organisationen und beteiligen Sie sich dort aktiv?«

Tabelle I-85-1-A

Aktiv in einer Bürgerinitiative*		
	Häufigkeit	Prozent
Ja	2	2,5 %
Nein	79	97,5 %
Gesamt	81	100,0 %

*Die Frage I-85-1-A lautete: »Sind Sie Mitglied in einer der folgenden Organisationen und beteiligen Sie sich dort aktiv?«

Tabelle I-85-1-M

Mitglied in einer Bürgerinitiative*		
	Häufigkeit	Prozent
Ja	2	2,5 %
Nein	79	97,5 %
Gesamt	81	100,0 %

*Frage I-85-1-M lautete: »Sind Sie Mitglied in einer der folgenden Organisationen und beteiligen Sie sich dort aktiv?«

Tabelle I-85-2-A

Aktiv in einer Partei*		
	Häufigkeit	Prozent
Ja	5	6,3 %
Nein	76	93,8 %
Gesamt	81	100,0 %
*Die Frage I-85-2-A lautete: »Sind Sie Mitglied in einer der folgenden Organisationen und beteiligen Sie sich dort aktiv?«		

Tabelle I-85-2-M

Mitglied in einer Partei*		
	Häufigkeit	Prozent
Nein	75	92,6 %
Ja	6	7,4 %
Gesamt	81	100,0 %
*Frage I-85-2-M lautete: »Sind Sie Mitglied in einer der folgenden Organisationen und beteiligen Sie sich dort aktiv?«		

Tabelle I-85-3-A

Aktiv in einer kirchlichen Einrichtung*		
	Häufigkeit	Prozent
Ja	4	4,9 %
Nein	76	93,9 %
Keine Angabe	1	1,2 %
Gesamt	81	100,0 %
*Frage I-85-3-A lautete: »Sind Sie Mitglied in einer der folgenden Organisationen und beteiligen Sie sich dort aktiv?«		

Tabelle I-85-3-M

Mitglied in einer kirchlichen Einrichtung*		
	Häufigkeit	Prozent
Ja	7	8,6 %
Nein	74	91,4 %
Gesamt	81	100,0 %
*Die Frage I-85-3-M lautete: »Sind Sie Mitglied in einer der folgenden Organisationen und beteiligen Sie sich dort aktiv?«		

Tabelle I-85-4-A

Aktiv in einem Sportverein*		
	Häufigkeit	Prozent
Ja	24	29,6 %
Nein	57	70,4 %
Gesamt	81	100,0 %
*Frage I-85-4-A lautete: »Sind Sie Mitglied in einer der folgenden Organisationen und beteiligen Sie sich dort aktiv?«		

Tabelle I-85-4-M

Mitglied in einem Sportverein*		
	Häufigkeit	Prozent
Ja	29	35,8 %
Nein	52	64,2 %
Gesamt	81	100,0 %
*Frage I-85-4-M lautete: »Sind Sie Mitglied in einer der folgenden Organisationen und beteiligen Sie sich dort aktiv?«		

Tabelle I-85-5-A

Aktiv in einem Wohlfahrtsverband*		
	Häufigkeit	Prozent
Ja	3	3,8 %
Nein	78	96,3 %
Gesamt	81	100,0 %
*Die Frage I-85-5-A lautete: »Sind Sie Mitglied in einer der folgenden Organisationen und beteiligen Sie sich dort aktiv?«		

Tabelle I-85-5-M

Mitglied in einem Wohlfahrtsverband*		
	Häufigkeit	Prozent
Ja	7	8,6 %
Nein	74	91,4 %
Gesamt	81	100,0 %
*Die Frage I-85-5-M lautete: »Sind Sie Mitglied in einer der folgenden Organisationen und beteiligen Sie sich dort aktiv?«		

Tabelle I-85-6-A

Aktiv in einer Gewerkschaft*		
	Häufigkeit	Prozent
Ja	2	2,5 %
Nein	79	97,5 %
Gesamt	81	100,0 %
*Die Frage I-85-6-A lautete: »Sind Sie Mitglied in einer der folgenden Organisationen und beteiligen Sie sich dort aktiv?«		

Tabelle I-85-6-M

Mitglied in einer Gewerkschaft*		
	Häufigkeit	Prozent
Ja	18	22,2 %
Nein	63	77,8 %
Gesamt	81	100,0 %

*Frage I-85-6-M lautete: »Sind Sie Mitglied in einer der folgenden Organisationen und beteiligen Sie sich dort aktiv?«

Tabelle I-85-7-A

Aktiv in einer sonstigen Organisation*		
	Häufigkeit	Prozent
Ja	13	16,0 %
Nein	68	84,0 %
Gesamt	81	100,0 %

*Frage I-8-7-A lautete: »Sind Sie Mitglied in einer der folgenden Organisationen und beteiligen Sie sich dort aktiv?«

Tabelle I-85-7-M

Mitglied in einer sonstigen Organisation*		
	Häufigkeit	Prozent
Ja	16	19,8 %
Nein	65	80,2 %
Gesamt	81	100,0 %

*Die Frage I-85-7-M lautete: »Sind Sie Mitglied in einer der folgenden Organisationen und beteiligen Sie sich dort aktiv?«

Tabelle I-200

Datum der Interviews der Phase 1, vor dem Einzug*			
Datum	Häufigkeit	Prozent	Kumulierte Prozente
November 1999	15	18,5 %	18,5 %
Dezember 1999	3	3,7 %	22,2 %
Januar 2000	10	12,3 %	34,5 %
Februar 2000	3	3,7 %	38,2 %
März 2000	15	18,5 %	56,7 %
April 2000	4	5,0 %	61,7 %
Mai 2000	9	11,1 %	72,8 %
Juni 2000	8	9,9 %	82,7 %
Juli 2000	3	3,7 %	86,4 %
August 2000	3	3,7 %	90,1 %
September 2000	1	1,2 %	91,3 %
Oktober 2000	4	5,0 %	96,3 %
November 2000	3	3,7 %	100,0 %
Gesamt	81	100 %	

*Die Frage I-200 lautete: »Datum des Interviews.«

Tabelle I-201

Interviewbeginn*			
Zeit	Häufigkeit	Prozent	Kumulierte Prozente
< 10:00	3	3,7 %	3,7 %
< 12:00	7	8,6 %	12,3 %
< 14:00	10	12,3 %	24,6 %
< 16:00	15	18,5 %	43,1 %
< 18:00	25	30,9 %	74,0 %
< 20:00	16	19,9 %	93,9 %
< 22:00	4	4,9 %	98,8 %
≥ 22:00	1	1,2 %	100,0 %
Gesamt	81	100,0 %	

*Die Frage I-201 lautete: »Beginn des Interviews.«

Tabelle I-202

Interviewdauer*			
Dauer	Häufigkeit	Prozent	Kumulierte Prozente
< 30 Minuten	0	0,0 %	0,0 %
< 45 Minuten	21	25,9 %	25,9 %
< 60 Minuten	24	29,6 %	55,6 %
< 75 Minuten	22	27,2 %	82,7 %
< 90 Minuten	4	4,9 %	87,7 %
< 105 Minuten	4	4,9 %	92,6 %
≥ 105 Minuten	4	4,9 %	97,5 %
Keine Angabe	2	2,5 %	100,0 %
Gesamt	81	100,0 %	
Durchschnitt	59 Minuten		

*Die Dauer des ersten Interviews ergibt sich aus der Differenz zwischen Frage I-202 »Ende des Interviews« und der Frage I-201 »Beginn des Interviews«.

Tabelle I-203

Interviewort*		
Ort	Häufigkeit	Prozent
In der alten Wohnung des Mitglieds	54	66,7 %
In der neuen Wohnung	13	16,0 %
In der HWP	3	3,7 %
In der Geschäftsstelle der BGFG	3	3,7 %
Sonstiger Ort	8	9,9 %
Gesamt	81	100,0 %

*Die Frage I-203 lautete: »Ort des Interviews.«

Tabelle I-204

Quellstadtteile*			
Hamburger Stadt- teile	Häufigkeit	Prozent	Kumulierte Prozente
Hamm-Süd	11	13,6 %	13,6 %
Horn	9	11,1 %	24,7 %
Billstedt	8	10,0 %	34,7 %
Hamm-Mitte	8	10,0 %	44,7 %
Hamm-Nord	6	7,4 %	52,1 %
Borgfelde	5	6,2 %	58,3 %
Rothenburgsort	4	5,0 %	63,3 %
Barmbek-Süd	2	2,5 %	65,8 %
Klostertor	2	2,5 %	68,3 %
Rahlstedt	2	2,5 %	70,8 %
Tonndorf	2	2,5 %	73,3 %
Winterhude	2	2,5 %	75,8 %
Altona-Altstadt	1	1,2 %	77,0 %
Barmbek-Nord	1	1,2 %	78,2 %
Bramfeld	1	1,2 %	79,4 %
Farmsen	1	1,2 %	80,6 %
Groß-Borstel	1	1,2 %	81,8 %
Heimfeld	1	1,2 %	83,0 %
Hohenfelde	1	1,2 %	84,2 %
Jenfeld	1	1,2 %	85,4 %
Marienthal	1	1,2 %	86,6 %
Neustadt	1	1,2 %	87,8 %
St. Georg	1	1,2 %	89,0 %
St. Pauli	1	1,2 %	90,2 %
Uhlenhorst	1	1,2 %	91,4 %
Volkssdorf	1	1,2 %	92,6 %
Wandsbek	1	1,2 %	93,8 %

Tabelle I-204

Fortsetzung			
Außerhalb Hamburgs	Häufigkeit	Prozent	Kumulierte Prozen-te
Niedersachsen	2	2,5 %	96,3 %
Schleswig-Holstein	2	2,5 %	98,8 %
Mecklenburg-Vorpommern	1	1,2 %	100,0 %
Gesamt	81	100,0 %	
*Die Frage I-204 lautete: »In welchem Hamburger Stadtteil befindet sich die Wohnung der befragten Person?«			

Tabelle I-205

Stockwerkzahl des alten Hauses*			
	Häufigkeit	Prozent	Kumulierte Prozen-te
2 Stockwerke	4	4,9 %	5,3 %
3 Stockwerke	5	6,2 %	11,8 %
4 Stockwerke	40	49,4 %	64,5 %
5 Stockwerke	14	17,3 %	82,9 %
6 Stockwerke	1	1,2 %	84,2 %
7 Stockwerke	3	3,7 %	88,2 %
8 Stockwerke	3	3,7 %	92,1 %
9 Stockwerke	5	6,2 %	98,7 %
10 Stockwerke	1	1,2 %	100,0 %
Keine Angabe	5	6,2 %	
Gesamt	81	100,0 %	
Durchschnitt	4,72		
*Die Frage I-205 lautete: »Wie viele Stockwerke zählt das Haus der befragten Person?«			

Tabelle I-206

Zahl der Wohnungen im alten Haus*			
Anzahl	Häufigkeit	Prozent	Kumulierte Prozente
< 5 Wohnungen	6	7,9 %	7,9 %
< 10 Wohnungen	28	36,9 %	44,7 %
< 15 Wohnungen	20	26,3 %	71,1 %
< 20 Wohnungen	8	10,5 %	81,6 %
< 25 Wohnungen	6	7,9 %	89,5 %
< 30 Wohnungen	2	2,6 %	92,1 %
≥ 30 Wohnungen	6	7,9 %	100,0 %
Gesamt	76	100,0 %	
Durchschnitt	13,9		
*Die Frage I-206 lautete: »Wie viele Wohnungen befinden sich insgesamt in dem Haus des Mitglieds?«			

Tabellen zur Interviewphase II

Tabelle II-1

Einzugsschwierigkeiten*		
Schwierigkeiten	Häufigkeit	Prozent
Problem mit baulichem Mangel oder anderem Schaden	4	5,3 %
Fahrstuhl nicht in Betrieb	3	4,0 %
Problem beim Verlegen des Bodenbelages	3	4,0 %
Unvorhersehbares berufliches oder privates Ereignis	2	2,7 %
Anstrengender Transport in oberes Geschoß (ohne Fahrstuhl)	1	1,3 %
Möbel der Größe wegen nicht aufstellbar	1	1,3 %
Problem bei der Renovierung der alten Wohnung	1	1,3 %
Sonstiges	5	6,7 %
Keine Einzugsschwierigkeiten	59	78,7 %
Gesamt	75	

*Die Frage II-1 lautete: »Traten bei Ihrem Einzug in die jetzige Wohnung größere Schwierigkeiten auf?«

Tabelle II-2

Probleme mit Baumängeln*		
	Häufigkeit	Prozent
Ja	60	80,0 %
Nein	14	18,7 %
Keine Angabe	1	1,3 %
Gesamt	75	100,0 %

*Die Frage II-2 lautete: »Hatten Sie in der neuen Wohnung Probleme mit Baumängeln?«

Tabelle II-3

Baumängel*		
Baumängel	Häufigkeit	Prozent
Fenster falsch montiert oder schadhaft	24	40,0 %
Tür verzogen oder beschädigt	19	31,7 %
(Setz) Riss in der Wohnungswand	17	28,3 %
Kachel fehlt oder ist beschädigt	13	21,7 %
Schlechte Malerarbeit	11	18,3 %
Bodenbelag schlecht verlegt oder schadhaft	8	13,3 %
Heizung defekt	6	10,0 %
Steckdose unvollständig montiert	6	10,0 %
Fehlende Abdichtung oder Fuge	5	8,3 %
Klingel oder Gegensprechanlage defekt	5	8,3 %
Küchenmöbel beschädigt	5	8,3 %
Fußleiste falsch montiert oder beschädigt	4	6,7 %
Feuchtigkeit	3	5,0 %
Garagentor defekt	3	5,0 %
Lichtschalter unvollständig montiert	3	5,0 %
Wasserhahn defekt	3	5,0 %
Fahrstuhl defekt	2	3,3 %
Insektenbefall	2	3,3 %
Küchenmöbel unvollständig	2	3,3 %
Loch im Dach	2	3,3 %
Telefonanschluß fehlte	2	3,3 %
Unebenheit/en an Boden, Wand oder Decke	2	3,3 %
WC-Schüssel beschädigt	2	3,3 %
Abflussrohr defekt	1	1,7 %
Balkongeländer rostet	1	1,7 %
WC-Lüfter defekt	1	1,7 %
Zugesagtes Extra fehlte	1	1,7 %
Sonstiges	20	33,3 %
Gesamt	60	
*Die Frage II-3 lautete: »Um welche Baumängel handelte es sich?«		

Tabelle II-4

Beurteilung der Mängelbeseitigung durch die BGFG*		
Beurteilung	Häufigkeit	Prozent
Beitrag war o.k. oder zufrieden stellend	9	15,0 %
BGFG nicht eingeschaltet	7	11,7 %
Beitrag war schlecht oder enttäuschend	7	11,7 %
Mängelbeseitigung zu langsam	6	10,0 %
Mehrfaches nachhaken notwendig	6	10,0 %
Beitrag war gut	5	8,3 %
BGFG reagierte schnell	5	8,3 %
Ein Teil der Mängel schnell behoben	5	8,3 %
BGFG reagierte schwerfällig	4	6,7 %
Ein Teil der Mängel erst nach langer Wartezeit behoben	4	6,7 %
Ein Teil der Mängel noch nicht behoben	4	6,7 %
Abstimmungsproblem zwischen BGFG und Bauleitung	3	5,0 %
Beitrag war sehr gut oder hervorragend	3	5,0 %
Bisher ist noch nichts geschehen	3	5,0 %
Mietminderung wurde gewährt	3	5,0 %
Zur Mängelbeseitigung an Bau leitende Firma gewandt oder verwiesen worden	3	5,0 %
Beitrag der BGFG ist verbesserungswürdig	2	3,3 %
BGFG zeigte sich bemüht	2	3,3 %
Alle Mängel schnell behoben	1	1,7 %
Mängelbeseitigung über Hausmeister bzw. Reparaturmeldung erledigt	1	1,7 %
Mängelbeseitigung zu späterem Zeitpunkt vereinbart	1	1,7 %
Selber Mängel behoben	1	1,7 %
Sonstiges	2	3,3 %
Gesamt	60	
*Die Frage II-4 lautete: »Falls Sie die Baugenossenschaft zur Mängelbeseitigung eingeschaltet haben, wie denken Sie über deren Beitrag zur Mängelbeseitigung?«		

Tabelle II-5

Technisch einwandfreie Wohnung*		
	Häufigkeit	Prozent
Ja	53	70,7 %
Nein	21	28,0 %
Keine Angabe	1	1,3 %
Gesamt	75	100,0 %
*Die Frage II-5 lautete: »Befindet sich Ihre Wohnung jetzt in einem technisch einwandfreien Zustand?«		

Tabelle II-6

Beurteilung der Raumgröße*		
Pauschale Beurteilung	Häufigkeit	Prozent
Größe der Räume ist sehr gut	12	11,3 %
Größe der Räume ist gut	10	9,4 %
Größe der Räume ist o.k., in Ordnung	21	19,8 %
Größe der Räume ist ausreichend	3	2,8 %
Größe der Räume ist nicht gut	3	2,8 %
Detaillierte Beurteilungen	Häufigkeit	Prozent
Schlafzimmer zu klein oder zu schmal	15	14,2 %
Kinderzimmer zu klein oder zu schmal	6	5,7 %
Einzelne Räume teilweise zu klein oder zu schmal	5	4,7 %
Zu wenig Stellflächen	5	4,7 %
Küche zu klein	4	3,8 %
Bad groß genug	3	2,8 %
Ess- und Wohnbereich ist in Ordnung	3	2,8 %
Halbe Zimmer zu klein	2	1,9 %
Wohnfläche insgesamt O.k.	2	1,9 %
Abstellkammer zu klein	1	0,9 %
Bad zu groß	1	0,9 %
Bad zu klein	1	0,9 %
Flur zu schmal	1	0,9 %
Küche groß genug	1	0,9 %
»Offenes Wohnen« gewöhnungsbedürftig	1	0,9 %
Quadratische Räume wären besser	1	0,9 %
Sonstiges	4	3,8 %
Keine Angabe	1	0,9 %
Summe der Antworten	106	100 %
Gesamt: 75		
*Die Frage II-6 lautete: »Was halten Sie von der Größe der einzelnen Räume?«		

Tabelle II-7

Beurteilung des Wohnungsschnitts*		
Pauschale Beurteilungen	Häufigkeit	Prozent
Schnitt ist sehr gut (optimal, wunderbar)	13	13,4 %
Schnitt ist gut (schön, gefällt)	27	27,8 %
Schnitt ist o.k., zufrieden stellend	18	18,6 %
Schnitt ist nicht gut	3	4,0 %
Detaillierte Beurteilungen	Häufigkeit	Prozent
Schlafzimmer ungünstig geschnitten	5	5,2 %
Unkonventionelle Stellflächen oder »tote Ecken« behindern Möblierung	5	5,2 %
Einzelne Räume könnten besser geschnitten sein	5	5,2 %
Offener Wohn- oder Wohn- und Essbereich gefällt	3	3,1 %
Schnitt ist schlecht	3	3,1 %
Flur ungünstig geschnitten	2	2,1 %
Bad ist gut geschnitten	2	2,1 %
Ein-/ Ausgangsbereich der Wohnung zu eng	2	2,1 %
Gerüche sind wegen Offenheit nicht abzuschirmen	1	1,0 %
Helligkeit wird durch Offenheit ermöglicht	1	1,0 %
Geräusche wegen Offenheit nicht zu dämpfen	1	1,0 %
Hallenbeleuchtung erhellt wegen Offenheit ganze Wohnung	1	1,0 %
Wohnzimmer räumlich abtrennen	1	1,0 %
Ein-Zimmerwohnung durch Flurtür teilen	1	1,0 %
Küche zu klein	1	1,0 %
Hätte lieber anders geschnittene Wohnung	1	1,0 %
Sonstiges	4	4,1 %
Summe der Antworten	97	100 %
Gesamt: 75		
*Die Frage II-7 lautete: »Was meinen Sie zu dem Schnitt der Wohnung?«		

Tabelle II-8

Eingewöhnungsschwierigkeiten*		
Situation	Häufigkeit	Prozent
Keine Eingewöhnungsschwierigkeiten	34	45,3 %
Gefahr gegen transparente Glastüren und -trennwände zu laufen	13	17,3 %
Einsiehbarkeit der offen geschnittenen Wohnung	9	12,0 %
Intensive Treppenbeleuchtung	5	6,7 %
Fehlender Wetterschutz in der Halle	3	4,0 %
Lärm durch Bautätigkeit, Gewerbe und ähnlichem	3	4,0 %
Fehlende Trennung zwischen Ess- und Wohnbereich	2	2,7 %
Größere Wohnfläche als vorher	2	2,7 %
Enger Kontakt zu Nachbarn zunächst ungewohnt	1	1,3 %
Stufe zwischen Wohnzimmer und Loggia	1	1,3 %
Lärm durch Kinder in der Halle	1	1,3 %
Man fühlt sich noch fremd	1	1,3 %
Mangelnde Fluchtwege im Tiefgeschoss	1	1,3 %
Schmutz in der Halle	1	1,3 %
Sonstiges	9	12,0 %
Gesamt	75	
*Die Frage II-8 lautete: »Gab es etwas an der neuen Wohnung, woran Sie sich nicht so schnell gewöhnen konnten?«		

Tabelle II-9

Wahrnehmung störender Geräusche*		
Geräusche	Häufigkeit	Prozent
Keine Wahrnehmung störender Geräusche	35	46,7 %
Lärm von Kindern in der Halle	10	13,3 %
Bohrgeräusche	6	8,0 %
Trittschall und andere Geräusche aus einer Nachbarwohnung	5	6,7 %
Lärm von Gewerbe- und Industriebetrieben und Verkehr	4	5,3 %
Inline-Skater oder Roller	4	5,3 %
Bei geschlossenen Fenstern hört man sehr wenig	3	4,0 %
Hall	3	4,0 %
Musik aus einer Nachbarwohnung	3	4,0 %
Lärm vom Spielplatz	2	2,7 %
Party-Lärm in der Halle	2	2,7 %
Heizungsgeräusche	1	1,3 %
Klingelgeräusche	1	1,3 %
Pfeifen und Heulen des Windes in der Halle	1	1,3 %
WC-Spülung aus einer Nachbarwohnung	1	1,3 %
Sonstiges	6	8,0 %
Gesamt	75	
*Die Frage II-9 lautete: »Nehmen Sie Geräusche in der Wohnung oder im Haus wahr, die Sie als störend empfinden?«		

Tabelle II-10

Wahrnehmung störender Gerüche*		
Gerüche	Häufigkeit	Prozent
Keine Wahrnehmung störender Gerüche	52	69,3 %
Abluft umliegender Industriebetriebe	8	10,7 %
Kochgerüche aus eigener Küche	5	6,7 %
Kochgerüche aus Nachbarküche	3	4,0 %
Ausdünstung aus neuem Fußbodenbelag	3	4,0 %
Zigarettenrauch aus Nachbarwohnung	2	2,7 %
Grilldüfte	1	1,3 %
Sonstiges	5	5,3 %
Gesamt	75	
*Die Frage II-10 lautete: »Nehmen Sie Gerüche in der Wohnung oder im Haus wahr, die Sie als störend empfinden?«		

Tabelle II-11

Gefühl der Beobachtung*		
Beobachtung	Häufigkeit	Prozent
Kein Gefühl der Beobachtung	48	64,0 %
Anfänglich wegen allgemeiner Neugierde	6	8,0 %
In der Küche	5	6,7 %
Im Essbereich	3	4,0 %
Im Wohnbereich	3	4,0 %
Solange Fenster unverhängt waren oder sind	3	4,0 %
Von der gegenüber liegenden Wohnung her	3	4,0 %
Vom Treppenaufgang her	2	2,7 %
Vom Bille-Wanderweg her	1	1,3 %
Von tagsüber anwesenden Hausfrauen	1	1,3 %
Wenn Besucher wie Touristen ins Wohnzimmer schauen	1	1,3 %
Sonstiges	5	6,7 %
Gesamt	75	
*Die Frage II-11 lautete: »Fühlen Sie sich manchmal in Ihrer Wohnung oder im Haus beobachtet?«		

Tabelle II-12

Änderungsvorschläge für die Wohnung*		
Vorschläge	Häufigkeit	Prozent
Keine Änderungsvorschläge	18	15,8%
Sonstiges	18	15,8%
Heizkörper stellplatzfreundlicher montieren	6	5,3%
Wohnungseingang vor Regen bzw. Schnee schützen	6	5,3%
Flur kürzen und oder verbreitern	5	4,4%
Zusätzlicher oder größerer Balkon	5	4,4%
»Tote Ecken« in Stellflächen oder -möglichkeiten verwandeln	4	3,5%
Küche vergrößern	4	3,5%
Räume allgemein »quadratischer« gestalten	4	3,5%
Regenrinne bzw. Vordach für Balkon, Terrasse etc.	4	3,5%
Schlafzimmer vergrößern	4	3,5%
Fenster gegenüber Fahrstuhltür bzw. neben Treppenaufgang vor unfreiwilligen Blicken schützen	3	2,6%
Kinderzimmer »quadratischer« ausführen oder vergrößern	3	2,6%
Raumteiler ermöglichen	3	2,6%
Zusätzliche Steckdosen	3	2,6%
Abstellraum nicht in feuchter oder warmer Umgebung platzieren	2	1,8%
Belüftung bzw. Dunstabzug der Küche verändern	2	1,8%
Breitere Fensterbänke einbauen	2	1,8%
Essecke vergrößern	2	1,8%
Feste Wand zwischen Schlaf- und Kinderzimmer	2	1,8%
Kleinere (Wasser sparende) Badewanne	2	1,8%
Lichtschalter und Türschlag aufeinander abstimmen	2	1,8%

Tabelle II-12

Fortsetzung	Häufigkeit	Prozent
Technische Anschlüsse (für Strom, TV, Radio, Telefon) stärker verteilen	2	1,8%
Weniger bzw. kleinere Fenster	2	1,8%
Badezimmer vergrößern	1	0,9%
Balkongitter sicherer gestalten	1	0,9%
Bohr- und Aufhängemöglichkeit im Bad verbessern	1	0,9%
Durchgang von Küche zu Essbereich ermöglichen	1	0,9%
Fenster zur Wand hin öffnen lassen	1	0,9%
Vorstehende Wandecken verstärken	1	0,9%
Summe der Antworten	114	100,0%
Gesamt: 75		
*Die Frage II-12 lautete: »Was hätte die Architektin an der Wohnung eventuell anders planen sollen?«		

Tabelle II-13

Bruttowarmmiete der neuen Wohnung*			
Miete in DM**	Häufigkeit	Prozent	Kumulierte Prozenze
> 600	2	2,7 %	2,7 %
> 800	7	9,3 %	12,3 %
> 1000	15	20,0 %	32,9 %
> 1200	20	26,6 %	60,3 %
> 1400	14	18,7 %	79,4 %
> 1600	11	14,7 %	94,5 %
• 1600	4	5,3 %	100,0 %
Keine Angabe	2	2,7 %	
Gesamt	75	100,0 %	73
Durchschnitt	1132,45 DM		
*Die Frage II-13 lautete: »Wie viel Miete müssen Sie insgesamt für Ihre Wohnung zahlen?«			
**Fehlende Bestandteile der Bruttowarmmiete lt. Frage II-14 wurden mit folgenden Sätzen ergänzt: Betriebskosten 1,50 DM/qm, Heizkosten 1,30 DM/qm, Wasserkosten 1 DM/qm.			

Tabelle II-14

Enthaltene Kostenbestandteile*		
Kosten	Häufigkeit	Prozent
Inklusive Heiz- und Betriebskosten	45	60,0 %
Inklusive Wasser-, Heiz- und Betriebskosten	15	20,0 %
Inklusive Betriebskosten	6	8,0 %
Ohne Wasser-, Heiz- und Betriebskosten	4	5,3 %
Inklusive Heizkosten	3	4,0 %
Weiß nicht	2	2,7 %
Gesamt	75	100,0 %
*Die Frage II-14 lautete: »Sind in diesem Mietbetrag Wasser-, Heiz-, und Betriebskosten enthalten?«		

Tabelle II-15

Erhalt von Wohngeld*		
	Häufigkeit	Prozent
Ja	13	17,3 %
Nein	61	81,4 %
Keine Angabe	1	1,3 %
Gesamt	75	100,0 %
*Die Frage II-15 lautete: »Erhalten Sie Wohngeld?«		

Tabelle II-16

Haushaltsveränderungen*		
	Häufigkeit	Prozent
Ja	14	18,7 %
Nein	61	81,3 %
Gesamt	75	100,0 %
*Die Frage II-16 lautete: »Sagen sie mir bitte, hat sich die Zusammensetzung Ihres Haushalts seit dem letzten Jahr verändert?«		

Tabelle II-17-1

Personenzahl der Haushalte ½ Jahr nach dem Einzug*			
Personen	Häufigkeit	Prozent	Kumulierte Prozente
1	17	21,3 %	21,3 %
2	21	28,0 %	49,3 %
3	21	28,0 %	77,3 %
4	14	18,7 %	96,0 %
5	3	2,7 %	98,7 %
6	1	1,3 %	100,0 %
Gesamt	75	100,0 %	
Durchschnitt	2,57		
Anzahl	193		
*Die Frage II-17-1 lautete: »Wie alt und welchen Geschlechts sind die Personen, die seit dem letzten Jahr in ihrem Haushalt neu aufgenommen wurden oder sich davon getrennt haben?«			

Tabelle II-17-2

Anzahl der Erwachsenen und Kinder im Haushalt ½ Jahr nach dem Einzug*				
Personen	Anzahl Erwachsener		Anzahl Kinder	
	Häufigkeit	Prozent	Häufigkeit	Prozent
0	0	0,0 %	37	45,1 %
1	21	28,0 %	21	28,0 %
2	51	68,0 %	14	18,7 %
3	2	2,7 %	1	1,3 %
4	1	1,3 %	2	2,7 %
Gesamt	75	100,0 %	75	100,0 %
Durchschnitt	1,77		0,80	
Anzahl	133		60	
Weiblich	73		24	
Männlich	60		36	
*Die Frage II-17 lautete: »Wie alt und welchen Geschlechts sind die Personen, die seit dem letzten Jahr in ihrem Haushalt neu aufgenommen wurden oder sich davon getrennt haben?«				

Tabelle II-18

Hauptaufenthaltsorte des Mitglieds in der neuen Wohnung ½ Jahr nach dem Einzug*		
Orte	Häufigkeit	Prozent
Wohnzimmer beziehungsweise Wohnbereich	57	76,0 %
Esszimmer beziehungsweise Essbereich	27	36,0 %
Küche	9	12,0 %
Kinderzimmer	5	6,7 %
Überall (Ein-Zimmer- oder Single-Wohnung)	4	5,3 %
Schlafzimmer	3	4,0 %
Wohn- und Arbeitszimmer	2	2,7 %
Garten	2	2,7 %
Balkon	1	1,3 %
Terrasse	1	1,3 %
Badezimmer	1	1,3 %
Arbeitszimmer	1	1,3 %
Eigenes Zimmer (der in Rede stehenden Person)	1	1,3 %
Büro	1	1,3 %
Sonstiges	6	8,0 %
Gesamt	75	
*Die Frage II-18 lautete: »Wo in der Wohnung halten Sie sich überwiegend auf?«		

Tabelle II-19

Haupttätigkeiten des Mitglieds in der neuen Wohnung ½ Jahr nach dem Einzug*		
Tätigkeiten	Häufigkeit	Prozent
Fernsehen und Videos schauen	43	57,3 %
Lesen	29	38,7 %
Unterhalten	21	28,0 %
Essen	19	25,3 %
Spielen	11	14,7 %
Kind betreuen	10	13,3 %
Musik hören	8	10,7 %
Radio hören	8	10,7 %
Computertätigkeit	7	9,3 %
Entspannen	7	9,3 %
Häusliche Arbeiten erledigen	7	9,3 %
Schlafen	5	6,7 %
Arbeiten	4	5,3 %
Lernen	4	5,3 %
Handarbeiten	3	4,0 %
Hobby ausüben	3	4,0 %
Kochen	3	4,0 %
Mit Haustier beschäftigen	3	4,0 %
Telefonieren	3	4,0 %
Alles mögliche	2	2,7 %
Freunde und Besuch empfangen	2	2,7 %
Herausschauen	2	2,7 %
Sitzen	2	2,7 %
Briefe schreiben	1	1,3 %
Grillen	1	1,3 %
Internet	1	1,3 %
Schulaufgaben erledigen	1	1,3 %

Tabelle II-19

Fortsetzung	Häufigkeit	Prozent
Sport und Fitness	1	1,3 %
Sonstiges	19	25,3 %
Keine Angabe	1	1,3 %
Gesamt	75	
*Die Frage II-19 lautete: »Was machen Sie dort hauptsächlich?«		

Tabelle II-20

Hauptaufenthaltsorte der Partnerin / des Partners in der neuen Wohnung ½ Jahr nach dem Einzug*		
Orte	Häufigkeit	Prozent
Wohnzimmer / Wohnbereich	39	79,6 %
Esszimmer beziehungsweise Essbereich	16	32,7 %
Küche	10	20,4 %
Kinderzimmer	3	6,1 %
Schlafzimmer	2	4,1 %
Schlaf- und Arbeitszimmer	1	2,0 %
Wohn- und Arbeitszimmer	1	2,0 %
Balkon	1	2,0 %
Terrasse	1	2,0 %
Überall (Ein-Zimmer- oder Single-Wohnung)	1	2,0 %
Badezimmer	1	2,0 %
Arbeitszimmer	1	2,0 %
Garten	1	2,0 %
Halle	1	2,0 %
Sonstiges	1	2,0 %
Gesamt	49	
*Die Frage II-20 lautete: »Wo in der Wohnung hält sich Ihre Partnerin / Ihr Partner überwiegend auf?«		

Tabelle II-21

Haupttätigkeiten der Partnerin / des Partners^{1/2} Jahr nach dem Einzug*		
Tätigkeiten	Häufigkeit	Prozent
Fernsehen und Videos schauen	28	57,1 %
Lesen	17	34,7 %
Unterhalten	14	28,6 %
Essen	10	20,4 %
Häusliche Arbeiten erledigen (putzen, aufräumen, etc.)	8	16,3 %
Kind betreuen	7	14,3 %
Spielen	7	14,3 %
Computertätigkeit	5	10,2 %
Kochen	5	10,2 %
Basteln	4	8,2 %
Musik hören	4	8,2 %
Arbeiten	3	6,1 %
Entspannen	3	6,1 %
Alles mögliche	2	4,1 %
Handwerkliche Tätigkeiten	2	4,1 %
Herausschauen	2	4,1 %
Hobby ausüben	2	4,1 %
Internet	2	4,1 %
Lernen	2	4,1 %
Freunde und Besuch empfangen	1	2,0 %
Grillen	1	2,0 %
Handarbeiten	1	2,0 %
Radio hören	1	2,0 %
Schlafen	1	2,0 %
Telefonieren	1	2,0 %
Sonstiges	8	16,3 %
Gesamt	49	100,0 %
*Die Frage II-21 lautete: »Was macht sie / er dort hauptsächlich?«		

Tabelle II-22

Hauptaufenthaltort des Kindes / der Kinder in der neuen Wohnung ½ Jahr nach dem Einzug*		
Orte	Häufigkeit	Prozent
Kinderzimmer	30	71,4 %
Wohnzimmer beziehungsweise Wohnbereich	18	42,9 %
Esszimmer beziehungsweise Essbereich	7	16,7 %
Überall (Ein-Zimmer oder Single-Wohnung)	4	9,5 %
Küche	1	2,4 %
Schlafzimmer	1	2,4 %
Büro	1	2,4 %
Sonstiges	4	9,5 %
Gesamt	42	
*Die Frage II-22 lautete: »Wo in der Wohnung halten sich die Kinder auf?«		

Tabelle II-23

Haupttätigkeiten des Kindes / der Kinder in der neuen Wohnung ½ Jahr nach dem Einzug *		
Tätigkeiten	Häufigkeit	Prozent
Spielen	34	81,0 %
Fernsehen und Videos schauen	9	21,4 %
Schlafen	6	14,3 %
Schulaufgaben erledigen	5	11,9 %
Basteln	4	9,5 %
Freunde und Besuch empfangen	4	9,5 %
Musik hören	4	9,5 %
Essen	3	7,1 %
Lernen	3	7,1 %
Computertätigkeit	2	4,8 %
Unterhalten	2	4,85 %
Lesen	1	2,4 %
Mit Haustier beschäftigen	1	2,4 %
Sonstiges	1	2,4 %
Gesamt	42	
*Die Frage II-23 lautete: »Was machen sie dort hauptsächlich?«		

Tabelle II-24-1

Entfaltung des Mitglieds in der neuen Wohnung ½ Jahr nach dem Einzug*		
	Häufigkeit	Prozent
Schlechter	3	4,0 %
Genauso	18	24,0 %
Besser	51	68,0 %
Keine Angabe	3	4,0 %
Gesamt	75	100,0 %
*Die Frage II-24-1 lautete: »Wer aus Ihrem Haushalt kann sich insgesamt schlechter, genauso oder besser entfalten als in der alten Wohnung?«		

Tabelle II-24-2

Entfaltung aller erwachsenen Personen des Haushalt in der neuen Wohnung ½ Jahr nach dem Einzug*		
	Häufigkeit	Prozent
Schlechter	6	4,7 %
Genauso	30	23,6 %
Besser	87	68,5 %
Keine Angabe	4	3,2 %
Summe	127	100 %
Gesamt: 75		
*Die Frage II-24-2 lautete: »Wer aus Ihrem Haushalt kann sich insgesamt schlechter, genauso oder besser entfalten als in der alten Wohnung?«		

Tabelle II-24-3

Entfaltung der Kinder in der neuen Wohnung ½ Jahr nach dem Einzug*		
	Häufigkeit	Prozent
Schlechter	0	0,0 %
Genauso	12	20,7 %
Besser	41	70,7 %
Keine Angabe	5	8,6 %
Gesamt	59	100,0 %
*Die Frage II-24-3 lautete: »Wer aus Ihrem Haushalt kann sich insgesamt schlechter, genauso oder besser entfalten als in der alten Wohnung?«		

Tabelle II-25

Hallennutzung des Mitglieds*		
Nutzungen	Häufigkeit	Prozent
Mit Nachbarn klönen oder unterhalten	36	48,0 %
Ich gehe nur hindurch	26	34,7 %
Mit Nachbarn feiern	6	8,0 %
Kaffee / Tee trinken	5	6,7 %
Mit Nachbarn Spiele spielen	5	6,7 %
Mit Nachbarn zusammen sitzen	4	5,3 %
Mit Kindern spielen	3	4,0 %
Mit Nachbarn auf der Etage unterhalten	3	4,0 %
Kinder beaufsichtigen	2	2,7 %
Pflanzen pflegen	2	2,7 %
Post holen	2	2,7 %
Abfall auflesen	1	1,3 %
Inline-Skater fahren	1	1,3 %
Sitzen	1	1,3 %
Schauen	1	1,3 %
Nutze die Halle zur Zeit nicht oder nur wenig	5	6,7 %
Sonstiges	6	8,0 %
Gesamt	75	
*Die Frage II-25 lautete: »Falls Sie sich in der Halle aufhalten, was machen Sie dann dort hauptsächlich?«		

Tabelle II-26

Wahrgenommene Hallennutzung der übrigen Hausbewohnerinnen und -bewohner*		
Nutzungen	Häufigkeit	Prozent
Kinder spielen in der Halle	49	65,3 %
(Mit Nachbarn) unterhalten	38	50,7 %
(Mit Nachbarn) zusammen sitzen	16	21,3 %
Gemeinsame Feste und ähnliches	12	16,0 %
Als Treffpunkt	11	14,7 %
Zum Rauchen	10	13,3 %
Halle wird wenig oder gar nicht genutzt	9	12,0 %
Zum Kaffee / Tee trinken	8	10,7 %
Als Abstellplatz	5	6,7 %
Bewohner sitzen in der Halle	4	5,3 %
Private Feiern finden dort statt	4	5,3 %
Zum Unterhalten auf der Etage	2	2,7 %
Ausländer sitzen dort	1	1,3 %
Freizeit wird dort verbracht	1	1,3 %
Für Nachbarschaftsversammlungen	1	1,3 %
Hunde oder Katzen halten sich dort auf	1	1,3 %
Zum Dekorieren	1	1,3 %
Zum Grillen	1	1,3 %
Sonstiges	8	10,7 %
Gesamt	75	
*Die Frage II-26 lautete: »Wozu wird die Halle in Ihrem Haus von den Bewohnerinnen und Bewohnern üblicherweise genutzt?«		

Tabelle II-27

Zu intensivierende Hallennutzug*		
Nutzungen	Häufigkeit	Prozent
Als Treffpunkt oder Begegnungsstätte	13	18,3 %
Keine intensivere Nutzungen erwünscht	11	15,5 %
Weiß nicht	10	14,1 %
Zum Feiern	8	11,3 %
Gemeinsame Feste und ähnliches	6	8,5 %
Zum Aufstellen von Tischen und Bänken	5	7,0 %
Zum Spielen der Kinder	5	7,0 %
Zum Unterhalten	4	5,6 %
Zum Sitzen	4	5,6 %
Für Flohmarkt, Basar oder ähnliches	3	4,2 %
Zur Beteiligung an der Gemeinschaft	2	2,8 %
Für Kindergeburtstage	2	2,8 %
Zum Kennenlernen	2	2,8 %
Für spontane Aktivitäten	2	2,8 %
Als Galerie für malende Bewohner	1	1,4 %
Zum Tischtennis spielen	1	1,4 %
Genossenschaft sollte dort Veranstaltungen organisieren	1	1,4 %
Zum Rauchen	1	1,4 %
Zur stilvollen Dekoration	1	1,4 %
Zur Begrünung und Bepflanzung	1	1,4 %
Sonstiges	8	11,3 %
Gesamt	71	
*Die Frage II-27 lautete: »In welcher Weise sollte die Halle Ihrer Meinung nach mehr genutzt werden?«		

Tabelle II-28

Gründe für die zu intensivierenden Hallennutzungen*		
Gründe	Häufigkeit	Prozent
Zum Kennenlernen	13	18,3 %
Förderung der Kontakte untereinander	11	15,5 %
Stärkung der Zusammengehörigkeit bzw. der Gemeinschaft	8	11,3 %
Will die Halle nicht nutzen	4	5,6 %
Geschützter Bereich für Kinder	4	5,6 %
Zur Besprechung allgemeiner Angelegenheiten oder Probleme	3	4,2 %
Abbau von Isolation	1	1,4 %
Distanz zum Schutz der Privatsphäre	1	1,4 %
Verpflichtenden Charakter vermeiden	1	1,4 %
Um möglichen Lärm zu vermeiden	1	1,4 %
Weil Möglichkeiten vorhanden sind	1	1,4 %
Sonstiges	11	15,5 %
Keine Angabe	13	18,3 %
Gesamt	71	
*Die Frage II-28 lautete: »... und warum?«		

Tabelle II-27+II-28

de** Zu intensivierende Hallennutzung*	Grün-												
	Keine Angabe	Förderung der Kontakte untereinander	Stärkung der Zusammengehörigkeit bzw. der Gemeinschaft	Zum Kennenlernen	Abbau von Isolation	Distanz zum Schutz der Privatsphäre	Verpflichtenden Charakter vermeiden	Will die Halle nicht nutzen	Geschützter Bereich für Kinder	Um möglichen Lärm zu vermeiden	Weil Möglichkeiten vorhanden sind	Zur Besprechung allgemeiner Angelegenheiten oder Probleme	Sonstiges
Als Galerie für Malende				1									
Als Treffpunkt oder Begegnungsstätte	1	4	2	4									2
Zur Beteiligung an der Gemeinschaft											1		1
Für gemeinsame Feste		2	1	3									
Für Flohmarkt, Basar o. ä.			2	1									
Zum Tischtennis spielen			1										
Für Kindergeburtstage				1									1
Genossenschaft sollte dort Veranstaltungen organisieren				1									
Keine intensivere Nutzungen erwünscht	3					1		2	1	1			3
Zum Aufstellen von Tischen und Bänken		3	2										
Weiß nicht	5			1				2					2
Zum Unterhalten	1	1			1						1		
Zum Feiern		2	1	4							2		
Zum Kennenlernen			1		1								
Zum Rauchen		1											
Zum Spielen der Kinder	1			2					2				
Zum Sitzen	1				1				1	1			
Zur stilvollen Dekoration	1												

Tabelle II-29

Zu verbietende Hallennutzungen*		
Nutzungen	Häufigkeit	Prozent
Ballspiele	18	29,0 %
Fahrrad fahren	11	17,7 %
Keine Nutzung verbieten	7	11,3 %
Abfall oder Schmutz hinterlassen	6	9,7 %
Exkreme hinterlassen	6	9,7 %
Roller oder Kickboard fahren	4	6,5 %
Weniger Nutzung durch (fremde) Kinder	4	6,5 %
Abstellen von Fahrrädern	4	6,5 %
Rauchen	4	6,5 %
»Zigarettenkippen« hinterlassen	4	6,5 %
Intensiver Alkoholkonsum	3	4,8 %
Inline-Skater laufen	3	4,8 %
Abstellen von sonstigen Gegenständen	3	4,8 %
Weiß nicht	2	3,2 %
Grillen mit offenem Feuer	2	3,2 %
Mit Brunnenwasser spielen	2	3,2 %
Mit Fahrstuhl spielen	2	3,2 %
Bestimmte Dekorationen und Eingangsgestaltungen	1	1,6 %
Herumlungern von Jugendlichen in der Halle	1	1,6 %
Abstellen von Kinderwagen	1	1,6 %
Sonstiges	15	24,2 %
Gesamt	62	
*Die Frage II-29 lautete: »Welche Nutzungen sollten vielleicht verboten werden?«		

Tabelle II-30

Gründe für die zu verbotenden Hallennutzungen*		
Gründe	Häufigkeit	Prozent
Lärmbelästigung	15	24,2 %
Beschädigung oder Zerstörung	14	22,6 %
Wegen Sauberkeit	10	16,1 %
Unfallgefahr	10	16,1 %
Gesundheitliche Gründe	5	8,1 %
Beeinträchtigung der Zugänglichkeit	4	6,5 %
Alles in Ordnung	4	6,5 %
Zum Schutz der Kinder	3	4,8 %
Vorbildfunktion Erwachsener	3	4,8 %
Rücksichtnahme	3	4,8 %
Ästhetische Bedenken	3	4,8 %
Anziehende Wirkung auf Personen mit schwierigem Sozialverhalten	2	3,2 %
Weiß nicht	1	1,6 %
Sonstiges	4	6,5 %
Keine Angabe	5	8,1 %
Gesamt	62	100,0 %
*Die Frage II-30 lautete: »... und warum?«		

Tabelle II-29+II-30

Gründe** Zu verbietende Hallennutzung*															
	Keine Angabe	Weiß nicht	Zum Schutz der Kinder	Wegen Sauberkeit	Gesundheitliche Gründe	Vorbildfunktion Erwachsener	Rücksichtnahme	Lärmbelästigung	Anziehung schwieriger Personen	Unfallgefahr	Ästhetische Bedenken	Beschädigung oder Zerstörung	Beeinträchtigung der Zugänglichkeit	Sonstiges	Alles in Ordnung
Intensiver Alkoholkonsum						1		2	2	1		1			
Bestimmte Dekorationen und Eingangsgestaltungen											1				
Fahrrad fahren				2	1	1		3		4	1	5			
Inline-Skater laufen						1		3	1	2		1			
Roller oder Kickboard fahren				1	1			2				2			
Ballspiele			1	3	2	1	1	7		3	1	9			
Grillen mit offenem Feuer								1		2					
Herumlungern von Jugendlichen in der Halle				1				1				1			
Weniger Nutzung durch (fremde) Kinder								1				3		1	
Keine Nutzung verbieten	4														3
Mit Brunnenwasser spielen					1			1		1					

Tabelle II-29 +II-30

Fortsetzung	Keine Angabe	Weiß nicht	Zum Schutz der Kinder	Wegen Sauberkeit	Gesundheitliche Gründe	Vorbildfunktion Erwachsener	Rücksichtnahme	Lärmbelästigung	Anziehung schwieriger Personen	Unfallgefahr	Ästhetische Bedenken	Beschädigung oder Zerstörung	Beeinträchtigung der Zugänglichkeit	Sonstiges	Alles in Ordnung
Abfall oder Schmutz hinterlassen				2				1	2	2	1			1	
Abstellen von Fahrrädern							1	1			1		2		
Abstellen von Kinderwagen													1		
Abstellen von sonstigen Gegenständen					1					1			2	1	
Mit Fahrstuhl spielen				1				2		1		1			
Exkremete hinterlassen				3						1	1	2			
Rauchen				1	1	1				1		1		1	
»Zigarettenkippen« hinterlassen			1	1	1	2		1	1	2					
Sonstiges	1		2	3	1		2	5		1	1	4	2	1	1
*Die Frage II-29 lautete: »Welche Nutzungen sollten vielleicht verboten werden?«															
**Die Frage II-30 lautete: »... und warum?«															

Tabelle II-31

Übersicht über die durchschnittliche Bewertung möglicher Störungen*	
Störung durch ...	Durchschnitt
-6 Schmutz oder Unrat in der Halle	2,96
-7 Fremde in der Halle	3,81
-2 Kinderlärm	3,83
-4 neugierige Blicke	3,95
-3 Rufe quer durch die Halle	4,04
-5 unangenehme Gerüche	4,36
-1 Hundegebell	4,41
-8 gruppenweise zusammenstehende Bewohnerinnen und Bewohner	4,64
*Die Frage II-31 lautete: »Möglicherweise fühlen sie sich im Haus durch folgende Faktoren gestört. Vergeben Sie bitte Noten von 1 bis 5. Dabei bedeutet 1 ein sehr starkes Gefühl der Störung, 5 hingegen überhaupt kein Gefühl der Störung.«	

Tabelle II-31-1

Störung durch Hundegebell*			
Note	Häufigkeit	Prozent	Kumulierte Prozenze
1	3	4,0 %	4,0 %
2	2	2,7 %	6,7 %
3	5	6,7 %	13,4 %
4	11	14,7 %	28,1 %
5	53	70,7 %	98,7 %
Keine Angabe	1	1,3 %	100,0 %
Gesamt	75	100,0 %	
Durchschnitt	4,41		
*Die Frage 31-1 lautete: »Möglicherweise fühlen sie sich im Haus durch folgende Faktoren gestört. Vergeben Sie bitte Noten von 1 bis 5. Dabei bedeutet 1 ein sehr starkes Gefühl der Störung, 5 hingegen überhaupt kein Gefühl der Störung.«			

Tabelle II-31-2

Störung durch Kinderlärm*			
Note	Häufigkeit	Prozent	Kumulierte Prozente
1	3	4,0 %	4,0 %
2	11	14,7 %	18,7 %
3	12	16,0 %	34,7 %
4	14	18,7 %	53,4 %
5	34	45,3 %	98,7 %
Keine Angabe	1	1,35 %	100,0 %
Gesamt	75	100,0 %	
Durchschnitt	3,83		
*Die Frage 31-2 lautete: »Möglicherweise fühlen sie sich im Haus durch folgende Faktoren gestört. Vergeben Sie bitte Noten von 1 bis 5. Dabei bedeutet 1 ein sehr starkes Gefühl der Störung, 5 hingegen überhaupt kein Gefühl der Störung.«			

Tabelle II-31-3

Störung durch Rufe quer durch die Halle*			
Note	Häufigkeit	Prozent	Kumulierte Prozente
1	4	5,3 %	5,3 %
2	8	10,7 %	16,0 %
3	8	10,7 %	26,75
4	11	14,7 %	41,4 %
5	43	57,3 %	98,7 %
Keine Angabe	1	1,3 %	100,0 %
Gesamt	75	100,0 %	
Durchschnitt	4,04		
*Die Frage 31-3 lautete: »Möglicherweise fühlen sie sich im Haus durch folgende Faktoren gestört. Vergeben Sie bitte Noten von 1 bis 5. Dabei bedeutet 1 ein sehr starkes Gefühl der Störung, 5 hingegen überhaupt kein Gefühl der Störung.«			

Tabelle II-31-4

Störung durch neugierige Blicke*			
Note	Häufigkeit	Prozent	Kumulierte Prozente
1	10	13,3 %	13,3 %
2	1	1,3 %	14,6 %
3	8	10,7 %	25,3 %
4	15	20,0 %	45,3 %
5	40	53,3 %	98,7 %
Keine Angaben	1	1,3 %	100,0 %
Gesamt	75	100,0 %	
Durchschnitt	3,95		
*Die Frage 31-4 lautete: »Möglicherweise fühlen sie sich im Haus durch folgende Faktoren gestört. Vergeben Sie bitte Noten von 1 bis 5. Dabei bedeutet 1 ein sehr starkes Gefühl der Störung, 5 hingegen überhaupt kein Gefühl der Störung.«			

Tabelle II-31-5

Störung durch unangenehme Gerüche in der Halle*			
Note	Häufigkeit	Prozent	Kumulierte Prozente
1	2	2,7 %	2,7 %
2	4	5,3 %	8,0 %
3	3	4,0 %	12,0 %
4	12	16,0 %	28,0 %
5	52	69,3 %	97,3 %
Keine Angabe	2	2,7 %	100,0 %
Gesamt	75	100,0 %	
Durchschnitt	4,36		
*Die Frage 31-5 lautete: »Möglicherweise fühlen sie sich im Haus durch folgende Faktoren gestört. Vergeben Sie bitte Noten von 1 bis 5. Dabei bedeutet 1 ein sehr starkes Gefühl der Störung, 5 hingegen überhaupt kein Gefühl der Störung.«			

Tabelle II-31-6

Störung durch Schmutz oder Unrat in der Halle*			
Note	Häufigkeit	Prozent	Kumulierte Prozente
1	15	20,0 %	20,0 %
2	16	21,3 %	41,3 %
3	17	22,7 %	64,0 %
4	6	8,0 %	72,0 %
5	20	26,7 %	98,7 %
Keine Angabe	1	1,3 %	100,0 %
Gesamt	75	100,0 %	
Durchschnitt	2,96		

*Die Frage 31-6 lautete: »Möglicherweise fühlen sie sich im Haus durch folgende Faktoren gestört. Vergeben Sie bitte Noten von 1 bis 5. Dabei bedeutet 1 ein sehr starkes Gefühl der Störung, 5 hingegen überhaupt kein Gefühl der Störung.«

Tabelle II-31-7

Störung durch Fremde in der Halle*			
Note	Häufigkeit	Prozent	Kumulierte Prozente
1	7	9,3 %	9,3 %
2	6	8,0 %	17,3 %
3	10	13,3 %	30,6 %
4	18	24,0 %	54,6 %
5	33	44,0 %	98,65 %
Keine Angabe	1	1,35	100,0 %
Gesamt	75	100,0 %	
Durchschnitt	3,81		

*Die Frage 31-7 lautete: »Möglicherweise fühlen sie sich im Haus durch folgende Faktoren gestört. Vergeben Sie bitte Noten von 1 bis 5. Dabei bedeutet 1 ein sehr starkes Gefühl der Störung, 5 hingegen überhaupt kein Gefühl der Störung.«

Tabelle II-31-8

Störung durch gruppenweise zusammenstehende Bewohner/innen*			
Note	Häufigkeit	Prozent	Kumulierte Prozenze
1	2	2,7 %	2,7
2	1	1,3 %	4,0
3	3	4,0 %	8,0
4	5	6,7 %	14,7
5	63	84,0 %	98,7
Keine Angabe	1	1,3 %	100,0
Gesamt	75	100,0 %	
Durchschnitt	4,64		
<p>*Die Frage 31-8 lautete: »Möglicherweise fühlen sie sich im Haus durch folgende Faktoren gestört. Vergeben Sie bitte Noten von 1 bis 5. Dabei bedeutet 1 ein sehr starkes Gefühl der Störung, 5 hingegen überhaupt kein Gefühl der Störung.«</p>			

Tabelle II-32

Gestaltungsvorschläge für die Halle*		
Vorschläge	Häufigkeit	Prozent
Keine Gestaltungsvorschläge für die Halle	20	26,7 %
Höhere Glaswand gegen Wind, Regen, Laub bzw. Schnee	19	25,3 %
Bänke bzw. Hocker und Tische aufstellen	14	18,7 %
Brunnen in Ausführung bzw. Aussehen verändern	11	14,7 %
Dach abdichten	7	9,3 %
Mehr oder blühende Pflanzen	6	8,0 %
Rutschgefahr auf Etagen und Treppen vermeiden	5	6,7 %
Brunnen entfernen	3	4,0 %
Mülleimer neben Briefkastenanlage stellen	3	4,0 %
Stellplatz für Fahrräder und Kinderwagen	2	2,7 %
Beleuchtung verringern	2	2,7 %
Hallengestaltung wie in Haus 4-6	2	2,7 %
Mehr Farben	2	2,7 %
Weniger Grünpflanzen	1	1,3 %
Akustik dämpfen	1	1,3 %
Halleneingang verbreitern	1	1,3 %
Fahrstuhl einbauen	1	1,3 %
Sonstiges	9	12,0 %
Keine Angabe	1	1,3 %
Gesamt	75	100,0 %
*Die Frage II-32 lautete: »Wie sollte die Halle Ihrer Ansicht nach vielleicht umgestaltet werden?«		

Tabelle II-33

Rege Nachbarschaftskontakte im neuen Haus*		
	Häufigkeit	Prozent
Ja	62	82,7 %
Nein	10	13,3 %
Weiß nicht	3	4,0 %
Gesamt	75	100,0 %
*Die Frage II-33 lautete: »Bestehen unter den Bewohnern im Haus rege Nachbarschaftskontakte?«		

Tabelle II-34

Hauptorte für Unterhaltungen mit Nachbarn*		
Orte	Häufigkeit	Prozent
In der Halle	36	48,0 %
In der Wohnung	27	36,0 %
Im Treppenhaus	19	25,3 %
Auf der Etage / Flur	17	22,7 %
Draußen	9	12,0 %
Auf dem Spielplatz	7	9,3 %
Im Garten	7	9,3 %
Auf dem Balkon	4	5,3 %
In der Tiefgarage	4	5,3 %
Auf der Terrasse	3	4,0 %
Im Fahrstuhl	2	2,7 %
In der Grünanlage	1	1,3 %
Am Telefon	1	1,3 %
An sonstigen Orten	5	6,7 %
Keine Unterhaltung mit Nachbarn	1	1,3 %
Gesamt	75	
*Die Frage II-34 lautete: »Falls Sie sich mit Ihren Nachbarn unterhalten, wo finden diese Unterhaltungen überwiegend statt?«		

Tabelle II-35

Intensität der Nachbarschaftskontakte*		
	Häufigkeit	Prozent
Kontakt genau richtig so	64	85,3 %
Mehr Kontakt erwünscht	10	13,3 %
Weniger Kontakt erwünscht	1	1,3 %
Gesamt	75	100,0 %
*Die Frage II-35 lautete: »Wünschen Sie sich mehr oder weniger Kontakt zu den Nachbarn, oder ist es gerade richtig?«		

Tabelle II-36

Unterscheidungsvermögen zwischen Nachbarn und Fremden*		
	Häufigkeit	Prozent
Ja	50	66,7 %
Nein	23	30,7 %
Weiß nicht	2	2,7 %
Gesamt	75	100,0 %
*Die Frage II-36 lautete: »Können Sie in der Halle die Mehrheit ihrer Nachbarn von Fremden unterscheiden?«		

Tabelle II-37

Hilfsbereite Nachbarn im neuen Haus*		
	Häufigkeit	Prozent
Ja	64	85,3 %
Nein	2	2,7 %
Weiß nicht	9	12,0 %
Gesamt	75	100,0 %
*Die Frage II-37 lautete: »Gibt es Nachbarn im Haus , die ihnen behilflich sind, wenn Sie es wünschen?«		

Tabelle II-38

Nachbarschaftsbesuche ½ Jahr nach dem Einzug*		
	Häufigkeit	Prozent
Ja	42	56,0 %
Nein	33	44,0 %
Gesamt	75	100,0 %
*Die Frage II-38 lautete: »Besuchen Sie manchmal Ihre Nachbarn im Haus oder in den anderen Neubauten an der Steinbeker Straße?«		

Tabelle II-39

Förderlichkeit der Halle für nachbarschaftliches Wohnen ½ Jahr nach dem Einzug*		
Meinungen	Häufigkeit	Prozent
Ich stimme der Ansicht zu	51	68,0 %
Die Halle erleichtert Begegnungen und Kontakte	25	33,3 %
Man sieht sich und erkennt sich gegenseitig unvermeidlich	13	17,3 %
Transparenz, Offenheit und Helligkeit der Halle wirken einladend	8	10,7 %
Halle wurde bisher noch nicht angenommen	6	8,0 %
Es hängt vom Engagement der Bewohnerinnen ab	5	6,7 %
Man kann sich wettergeschützt aufhalten	5	6,7 %
Nein, es fördert es nicht	2	2,7 %
Es hängt von der Jahreszeit bzw. dem Wetter ab	2	2,7 %
Man kann sich aus dem Weg gehen	2	2,7 %
Nicht mehr Kontakte als in herkömmlichen Häusern	2	2,7 %
Vom Gefühl her ist die eigene Haustür in der Nähe	2	2,7 %
Man ist nicht auf die eigene Wohnung beschränkt	1	1,3 %
Sonstiges	11	14,7 %
Gesamt	75	
*Die Frage II-39 lautete: »Wie stehen Sie zu der Ansicht, dieser Haustyp - auch Hallenhaus genannt - fördere nachbarschaftliches Wohnen?«		

Tabelle II-40

Persönliche Wichtigkeit nachbarschaftlicher Kontakte *			
Note	Häufigkeit	Prozent	Kumulierte Prozente
1	21	28,0 %	28,0 %
2	24	32,0 %	60,0 %
3	22	29,3 %	89,3 %
4	4	5,3 %	94,7 %
5	4	5,3 %	100,0 %
Gesamt	75	100,0 %	
Durchschnitt	2,28		

*Die Frage II-40 lautete: »Bewerten Sie bitte mit Noten von 1 bis 5, wie wichtig Ihnen nachbarschaftliche Begegnungen und Kontakte insgesamt sind. 1 bedeutet sehr wichtig, 5 bedeutet überhaupt nicht wichtig.«

Tabelle II-41

Beurteilung der Bewohnermischung*		
Beurteilung	Häufigkeit	Prozent
Die Mischung ist in Ordnung	54	72,0 %
Eine Mischung ist grundsätzlich gut	10	13,3 %
Die Einstellung der Menschen (die Chemie) muss stimmen	5	6,7 %
Ausländer sollten sich anpassen	3	4,0 %
Weniger Ausländer als erwünscht	3	4,0 %
Ältere sind wenig tolerant	1	1,3 %
Mehr Kinder erwünscht	1	1,3 %
Trennung von alt und jung in verschiedene Hausteile ist gut	1	1,3 %
Vermeidung sozialer Trennung ist gut	1	1,3 %
Sonstiges	3	4,0 %
Gesamt	75	

*Die Frage II-41 lautete: »In diesem Haus wohnen wahrscheinlich Alte, Besserverdienende, Alleinstehende, Behinderte, Ausländer, Kinder - also sehr verschiedene Leute. Was halten Sie von der Mischung der Bewohnerschaft in diesem Haus?«

Tabelle II-42

Persönliche Schwerpunkte bei der Bewohnermischung*		
Schwerpunkte	Häufigkeit	Prozent
Keine, die Mischung ist in Ordnung	22	29,3 %
Ich weiß (noch) nicht	6	8,0 %
Die Vorgeschichte der Mieterinnen und Mieter mehr berücksichtigen	4	5,3 %
Mehr Kinder erwünscht	4	5,3 %
Weniger Ausländer	4	5,3 %
Ältere Bewohnerinnen und Bewohner intensiver vorbereiten	3	4,0 %
Weniger »Asoziale«	3	4,0 %
Familien und schwierige Personen auf unterschiedliche Häuser verteilen	2	2,7 %
Keine Dominanz bestimmter Gruppen	2	2,7 %
Mehr »Behinderte« erwünscht	2	2,7 %
Mehr Leute, die miteinander reden, erwünscht	2	2,7 %
Mehr Mieterinnen und Mieter mit Gemeinsinn erwünscht	2	2,7 %
Mehr mittelständische Haushalte erwünscht	2	2,7 %
Weniger Haushalte mit großen Hunden	2	2,7 %
Weniger Leute ohne Benehmen	2	2,7 %
Mehr Ältere erwünscht	1	1,3 %
Weniger Familienverbände	1	1,3 %
Sonstiges	9	12,0 %
Keine Angabe	9	12,0 %
Gesamt	75	

*Die Frage II-42 lautete: »Wenn Sie in der Rolle der Genossenschaft wären, worauf hätten Sie bei der Mischung der Bewohnerschaft vielleicht mehr geachtet?«

Tabelle II-43

Nutzung der Außenanlage durch das Mitglied*		
Nutzungen	Häufigkeit	Prozent
Spazieren gehen	23	30,7 %
Halte mich dort (bisher) nicht auf	20	26,7 %
Am Spielplatz aufhalten	15	20,0 %
Nutze nur den eigenen Garten	14	18,7 %
Auf Kinder achten und dort mit ihnen spielen	12	16,0 %
Auf der Bank sitzen	9	12,0 %
Gartenarbeiten	3	4,0 %
Hund ausführen	3	4,0 %
Angeln	2	2,7 %
Am Wasser aufhalten	1	1,3 %
Kanu fahren	1	1,3 %
Sonstiges	5	6,7 %
Keine Angabe	1	1,3 %
Gesamt	75	
*Die Frage II-43 lautete: »Wenn Sie sich in den - teilweise noch nicht fertigen - Außenanlagen aufhalten, was machen Sie dann dort?«		

Tabelle II-44

Nutzung der Außenanlagen durch die Bewohner/innen*		
Nutzungen	Häufigkeit	Prozent
Platz für spielende Kinder	39	52,0 %
Spazieren gehen	18	24,0 %
Erwachsene beaufsichtigen und betreuen Kinder	16	21,3 %
Erdgeschossbewohnerinnen und -bewohner nutzen eigenen Garten bzw. Terrasse	14	18,7 %
Erwachsene treffen und unterhalten sich dort	14	18,7 %
Angeln	8	10,7 %
Hund ausführen	5	6,7 %
Jugendliche treffen sich dort	5	6,7 %
Auf der Bank sitzen	4	5,3 %
Grillen	4	5,3 %
Auf die Bille schauen	2	2,7 %
Außenanlagen werden bisher noch nicht genutzt	2	2,7 %
Gartenarbeiten	2	2,7 %
Ich weiß nicht	2	2,7 %
Feiern	1	1,3 %
Picknick	1	1,3 %
Wäsche trocknen	1	1,3 %
Sonstiges	4	5,3 %
Keine Angabe	1	1,3 %
Gesamt	75	
*Die Frage II-44 lautete: »Wozu werden die Außenanlagen von den Bewohnerinnen und Bewohnern bisher genutzt?«		

Tabelle II-45

Gestaltung der Außenanlage*		
Gestaltungsideen	Häufigkeit	Prozent
Zaun oder ähnliche Barriere am Bille-Ufer (wegen kleiner Kinder)	15	20,0 %
Außenanlage ist in Ordnung	14	18,7 %
Spielplätze für mehr Altersgruppen nutzbar machen	10	13,3 %
Rasengrünung	7	9,3 %
Bootssteg	6	8,0 %
Durchgehender Wanderweg entlang der Bille	6	8,0 %
Zusätzliche große Bäume	6	8,0 %
Grillplatz	5	6,7 %
Farbenfrohe Bepflanzung	5	6,7 %
Basketballkorb	4	5,3 %
Bolzplatz für ältere Kinder	4	5,3 %
Parkartige Gestaltung mit unterschiedlichen Nutzungen	3	4,0 %
Spielplätze zusammenlegen	3	4,0 %
Spielplatzzäune entfernen	3	4,0 %
Ich weiß (noch) nicht	2	2,7 %
Aufenthaltsbereich / Liegewiese für Erwachsene	2	2,7 %
Swimmingpool	2	2,7 %
Tischtennisplatte	2	2,7 %
Klettergerüst	1	1,3 %
Komposthaufen	1	1,3 %
Mülleimer aus dem Blickfeld rücken	1	1,3 %
Obstbäume und andere Pflanzen	1	1,3 %
Pommesbude	1	1,3 %

Tabelle II-45

Fortsetzung	Häufigkeit	Prozent
Sauna	1	1,3 %
Strand	1	1,3 %
Terrasse vergrößern	1	1,3 %
Umkleidekabinen	1	1,3 %
Sonstiges	22	29,3 %
Gesamt	75	

*Die Frage II-45 lautete: »Wenn Sie die Gestaltung der Außenanlage in die Hände nehmen sollten, was würden Sie vielleicht anders machen?«

Tabelle II-46

Beurteilung der Adresse Hamm-Süd nach dem Einzug*		
	Häufigkeit	Prozent
Bessere Adresse	18	24,0 %
Gleich gute Adresse	18	24,0 %
Schlechtere Adresse	26	34,7 %
Vorheriger Stadtteil war Hamm-Süd	8	10,7 %
Keine Angabe	5	6,6 %
Gesamt	75	100,0 %

*Die Frage II-46 lautete: »Ist der Stadtteil Hamm-Süd nach Ihrer Meinung eine bessere Adresse als Ihr vorheriger Stadtteil, eine gleich gute oder eine schlechtere Adresse.«

Tabelle II-47

Persönliche Bindungen an Hamm-Süd und die nähere Umgebung*		
	Häufigkeit	Prozent
Ja	50	66,7 %
Nein	25	33,3 %
Gesamt	75	100,0 %

*Die Frage II-47 lautete: »Gibt es etwas, das Sie persönlich eventuell schon vor Einzug mit Hamm-Süd und der näheren Umgebung verbindet - berufliches, privates oder sonstiges?«

Tabelle II-48

Arten der Bindung an Hamm-Süd und deren Umgebung*		
Bindungen	Häufigkeit	Prozent
Mitglied wohnte selbst schon vor Umzug in (der Nähe von) Hamm-Süd	17	23,0 %
Arbeitsplatz in (der Nähe von) Hamm-Süd	10	13,5 %
Aufgewachsen in (der Nähe von) Hamm-Süd	9	12,2 %
Verwandte wohnen in (der Nähe von) Hamm-Süd	8	10,8 %
Tierheim	5	6,8 %
(Klein)Garten in (der Nähe von) Hamm-Süd	4	5,4 %
Freundeskreis in (der Nähe von) Hamm-Süd	4	5,4 %
Mitgliedschaft in einem Verein in (der Nähe von) Hamm-Süd	3	4,1 %
Schulbesuch	3	4,1 %
Partner/in in (der Nähe von) Hamm-Süd aufgewachsen	2	2,7 %
Freibad	1	1,4 %
Häufige Spaziergänge an der Bille	1	1,4 %
Politisches Engagement im Bezirk HH-Mitte	1	1,4 %
Straßenstrich	1	1,4 %
Sonstiges	5	6,8 %
Summe der Antworten	74	100,0 %
Gesamt: 50		
*Frage II-48 lautete: »Worum handelt es sich hierbei (bei dem, »das Sie persönlich eventuell schon vor Einzug mit Hamm-Süd und der näheren Umgebung verbindet)?«		

Tabelle II-49

Neuplanung Hamm-Süd*		
Aspekte	Häufigkeit	Prozent
Mehr Einkaufsmöglichkeiten schaffen	47	28,7 %
ÖPNV ausweiten	24	14,6 %
Industrie- und Gewerbebetriebe verlagern	17	10,4 %
Straßenprostitution verdrängen	13	7,9 %
Grünanlagen für vielfältige Nutzungen schaffen	8	4,9 %
Angebote bzw. Räume für Jugendliche schaffen	6	3,7 %
Verschiedene (Fach-)Ärzte niederlassen	6	3,7 %
Apotheke ansiedeln	5	3,0 %
Mehr (familiengerechte) Wohnungen errichten	5	3,0 %
Mehr Spielplätze anlegen	4	2,4 %
Café, Restaurant, Gastronomie	3	1,8 %
Mehr Parkplätze schaffen	3	1,8 %
Stadtteil aufwerten	2	1,2 %
Zusätzliche Hort- oder Kindergartenplätze schaffen	2	1,2 %
Weiß nicht	1	0,6 %
Brücke für Verkehr öffnen	1	0,6 %
Fahrrad und Fußwegenetz ausbauen	1	0,6 %
Neue Gewerbeansiedlungen verhindern	1	0,6 %
Post eröffnen	1	0,6 %
Tempo-30-Zonen einrichten	1	0,6 %
Sonstiges	13	7,9 %
Summe der Antworten	164	100 %
Gesamt: 75		
*Die Frage II-49 lautete: »Wenn sie den Stadtteil Hamm-Süd neu planen sollten, was würden Sie eventuell verändern?«		

Tabelle II-50

Besondere Be- und Gegebenheiten im Haus*		
Be- und Gegebenheiten	Häufigkeit	Prozent
Qualitäten der Wohnung oder Wohnungseinrichtung	18	16,8%
Helligkeit	9	8,4%
Freude auf die neue Wohnung	8	7,5%
Nachbarschaftliche bzw. familiäre Atmosphäre	6	5,6%
Ausblick auf die Bille	5	4,7%
Ruhiges Wohnen	5	4,7%
Gemeinsames Fest	4	3,7%
Große Feuer	4	3,7%
Lärm von Bau-, Nachbesserungsarbeiten und Umzügen	4	3,7%
Nichts	3	2,8%
Brand in einer Wohnung	3	2,8%
Gemeinschaftsgefühl durch gleiche Situation für alle	3	2,8%
Offenheit der Architektur	3	2,8%
Ärger über Mängel in der neuen Wohnung	2	1,9%
Fahrstuhl	2	1,9%
Privates Ereignis	2	1,9%
Vandalismus	2	1,9%
Anfänglicher Konflikt mit Nachbarn	1	0,9%
Belästigung durch Straßenprostitution	1	0,9%
Gefährlich glatte Treppenstufen	1	0,9%
Grillen auf der Terrasse	1	0,9%
Irritation über Beleuchtung im Haus	1	0,9%
Neugierde bei ersten Treffen der Nachbarn	1	0,9%
Nicht erreichbare Hausmeister	1	0,9%
Viele Familien mit Kindern	1	0,9%
Wasserrohrbruch	1	0,9%
Sonstiges	13	12,1%
Keine Angabe	2	1,9%
Summe der Antworten	107	100 %
Gesamt	75	
*Die Frage II-50 lautete: »An welche Begebenheit im Haus oder neuen Wohnung erinnern Sie sich spontan am besten, wenn Sie an die bisherige Zeit denken?«		

Tabelle II-51

Meinung des Besuchs zur neuen Wohnsituation*		
Meinungen	Häufigkeit	Prozent
Sie sind begeistert	45	36,3%
Wohnung beziehungsweise Wohnausstattung gefällt	15	12,1%
Halle macht einen noblen Eindruck	10	8,1%
Sie wollen auch hierher ziehen	8	6,5%
Architektur des Gebäudes gefällt	5	4,0%
Helligkeit gefällt	5	4,0%
Schnitt der Wohnung wird kritisiert	5	4,0%
Sie beneiden uns (vermutlich)	5	4,0%
Ziehen Vergleiche zu Apartment- oder Ferienwohnung	5	4,0%
Ruhe der Wohnumgebung überraschte	3	2,4%
Überraschung über Qualitäten im Sozialwohnungsbau	3	2,4%
Zuviel an Glas wird kritisiert	3	2,4%
Größe gefällt	2	1,6%
Stadtteil wird bemängelt	2	1,6%
Ältere eher reserviert als Jüngere	1	0,8%
Es fehlt ein Zimmer für Besucher	1	0,8%
Türen gefallen	1	0,8%
Skepsis über neue Wohnsituation	1	0,8%
Sonstiges	4	3,2%
Summe der Antworten	124	100%
Gesamt	75	

*Die Frage II-51 lautete: »Was hat Ihr Besuch beim ersten Mal zu ihrer neuen Wohnsituation gesagt?«

Tabelle II-52

Note des Besuchs für die neue Wohnsituation*			
Note	Häufigkeit	Prozent	Kumulierte Prozente
1	28	37,3 %	37,3 %
2	41	54,7 %	92,0 %
3	1	1,3 %	93,3 %
3	3	4,0 %	97,3 %
4	2	2,7 %	100 %
Gesamt	75	100,0 %	
Durchschnitt	1,73		
*Die Frage II-52 lautete: »Welche Note zwischen 1 und 5 hätte ihr Besuch der neuen Wohnsituation vermutlich gegeben? 1 bedeutet sehr gut, 5 bedeutet sehr schlecht.«			

Tabelle II-53

Offene Wünsche in Hinblick auf die Wohnsituation*		
Wünsche	Häufigkeit	Prozent
Nichts	23	30,7 %
Einkaufsmöglichkeiten	22	29,3 %
Verkehrsanbindung (ÖPNV)	15	20,0 %
Fahrstuhl	4	5,3 %
Arzt	3	4,0 %
Angenehmes Wohnumfeld	2	2,7 %
Bank bzw. Sparkassen	2	2,7 %
Cafés / Gastronomie	2	2,7 %
Nachbarschaftskontakte	2	2,7 %
Parkplätze	2	2,7 %
Waschmaschine	2	2,7 %
Abstellplatz für Kinderwagen	1	1,3 %
Ausreichende Größe einzelner Räume	1	1,3 %
Besserer Brunnen	1	1,3 %
Bücherhalle	1	1,3 %
Farbenfrohe Gestaltung	1	1,3 %
Fehlende Terrasse	1	1,3 %
Gleiche Verkleidung an allen Balkongittern	1	1,3 %
Information zur Bille-Ufergestaltung	1	1,3 %
Postfiliale	1	1,3 %
Regelmäßige Treppenhausreinigung	1	1,3 %
Wald	1	1,3 %
Wochenmarkt	1	1,3 %
Zaun zur Bille hin	1	1,3 %
Sonstiges	15	20,0 %
Keine Angabe	2	2,7 %
Gesamt	75	100,0 %
*Die Frage II-53 lautete: »Gibt etwas was Sie in ihrer neuen Wohnsituation vermissen?«		

Tabelle II-54

Wohnzufriedenheit*			
Note	Häufigkeit	Prozent	Kumulierte Prozente
1	37	49,3 %	49,3 %
2	28	37,3 %	86,6 %
3	8	10,7 %	97,3 %
5	1	1,3 %	98,7 %
Keine Angabe	1	1,3 %	100,0 %
Gesamt	75	100,0 %	
Durchschnitt	1,63		

*Die Frage II-54 lautete: »Wie zufrieden sind Sie selber insgesamt mit Ihrer derzeitigen Wohnsituation? Bitte vergeben Sie eine Note zwischen 1 und 5. 1 bedeutet dabei ‚sehr zufrieden‘, 5 bedeutet ‚überhaupt nicht zufrieden‘.«

Tabelle II-55

Umzugsüberlegungen ½ Jahr nach dem Einzug*		
	Häufigkeit	Prozent
Ja	13	17,3 %
Nein	62	82,7 %
Gesamt	75	100,0 %

*Die Frage II-55 lautete: »Überlegen Sie zur Zeit wieder umzuziehen?«

Tabelle II-56

Gründe für Umzugsüberlegungen ½ Jahr nach dem Einzug*		
Gründe	Häufigkeit	Prozent
Umzug nur in »eigenes Haus«	3	23,1 %
Aus persönlichen Gründen	3	23,1 %
Soziale Situation	2	15,4 %
Verkehrsanbindung	1	7,7 %
Falls auf Gelände westlich Haus 4 Hotel errichtet wird	1	7,7 %
Zu große Unruhe bzw. Unordnung	1	7,7 %
Aus beruflichen Gründen	1	7,7 %
Sonstiges	1	7,7 %
Gesamt	13	100,0 %

*Die Frage II-56 lautete : »Aus welchen Gründen möchten Sie Umziehen?«

Tabelle II-58

Datum des zweiten Interviews, ½ Jahr nach dem Einzug*		
Monat	Häufigkeit	Prozent
Juli 2000	4	5,3 %
August 2000	15	20,0 %
September 2000	5	6,6 %
Oktober 2000	5	6,6 %
November 2000	4	5,3 %
Dezember 2000	16	21,5 %
Januar 2001	11	14,7 %
März 2001	8	10,7 %
April 2001	3	3,9 %
Mai 2001	4	5,2 %
Gesamt	75	100,0 %

*Die Frage II-58 lautete: »Datum des Interviews.«

Tabelle II-59

Beginn des zweiten Interviews*			
Zeit	Häufigkeit	Prozent	Kumulierte Prozen-te
< 10:00	1	1,3 %	1,4 %
< 12:00	7	9,3 %	11,0 %
< 14:00	1	1,3 %	12,3 %
< 16:00	12	16,0 %	28,8 %
< 18:00	28	37,3 %	67,1 %
< 20:00	20	26,7 %	94,5 %
< 22:00	4	5,3 %	100,0 %
Keine Angabe	2	2,7 %	
Gesamt	75	100,0 %	
*Die Frage II-59 lautete: »Beginn des Interviews.«			

Tabelle II-60

Dauer des zweiten Interviews*			
Dauer	Häufigkeit	Prozent	Kumulierte Prozen-te
< 30 Minuten	1	1,3 %	1,4 %
< 45 Minuten	10	13,3 %	15,7 %
< 60 Minuten	21	28,0 %	45,7 %
< 75 Minuten	17	22,7 %	70,0 %
< 90 Minuten	9	12,0 %	82,9 %
< 105 Minuten	8	10,7 %	94,3 %
≥ 105 Minuten	4	5,3 %	100,0 %
Keine Angabe	5	6,7 %	
Gesamt	75		
Durchschnitt	65 Minuten		
*Die Dauer des zweiten Interviews ergibt sich aus der Differenz zwischen Frage II-60 »Ende des Interviews« und der Frage II-59 »Beginn des Interviews«.			

Tabelle II-61

Ort des zweiten Interviews*		
Ort	Häufigkeit	Prozent
In der derzeitigen Wohnung der befragten Person	73	97,3 %
Sonstiger Ort	2	2,7 %
Gesamt	75	100,0 %
*Die Frage II-61 lautete: »Der Ort des Interviews.«		

Tabellen zur Interviewphase III

Tabelle III-1

Hauptaufenthaltsorte des Mitglieds in der Wohnung 2 Jahre nach dem Einzug*		
Orte	Häufigkeit	Prozent
Wohnzimmer und Wohnbereich	53	89,8 %
Esszimmer und Essbereich	13	22,0 %
Küche	6	10,2 %
Terrasse	3	5,1 %
Kinderzimmer	2	3,4 %
Schlafzimmer	2	3,4 %
Überall (Ein-Zimmer- oder Single-Wohnung)	2	3,4 %
Arbeitszimmer	2	3,4 %
Wohn- und Arbeitszimmer	1	1,7 %
Balkon	1	1,7 %
Garten	1	1,7 %
Gesamt	59	
*Die Frage III-1 lautete: »Wo in der Wohnung halten Sie sich überwiegend auf?«		

Tabelle III-2

Haupttätigkeiten des Mitglieds in der Wohnung 2 Jahre nach dem Einzug*		
Tätigkeiten	Häufigkeit	Prozent
Fernsehen oder Videos schauen	44	74,6 %
Lesen	27	45,8 %
Unterhalten	18	30,5 %
Essen	15	25,4 %
Freunde und Besuch empfangen	14	23,7 %
Kind/er betreuen	11	18,6 %
Hobby ausüben	8	13,6 %
Arbeiten	5	8,5 %
Computertätigkeit	5	8,5 %
Familie Leben	5	8,5 %
Telefonieren	5	8,5 %
Musik hören	4	6,8 %
Schlafen	4	6,8 %
Sitzen	4	6,8 %
Handarbeiten	3	5,1 %
Kochen	3	5,1 %
Spielen	3	5,1 %
Basteln	2	3,4 %
Lernen	2	3,4 %
Briefe schreiben	1	1,7 %
Entspannen	1	1,7 %
Häusliche Arbeiten erledigen	1	1,7 %
Internet-Surfen	1	1,7 %
Liegen	1	1,7 %
Radio hören	1	1,7 %
Schulaufgaben erledigen	1	1,7 %
Gartenarbeit	1	1,7 %
Sonstiges	3	5,1 %
Gesamt	59	100,0 %
*Die Frage III-2 lautete: »Was machen Sie dort hauptsächlich?«		

Tabelle III-3

Hauptaufenthaltsorte der Partnerin / des Partners in der Wohnung 2 Jahre nach dem Einzug*		
Orte	Häufigkeit	Prozent
Wohnzimmer und Wohnbereich	34	57,6 %
Esszimmer und Essbereich	9	15,3 %
Küche	5	8,5 %
Schlafzimmer	4	6,8 %
Arbeitszimmer	3	5,1 %
Kinderzimmer	2	3,4 %
Terrasse	1	1,7 %
Eigenes Zimmer (der in Rede stehenden Person)	1	1,7 %
Garten	1	1,7 %
Sonstiges	2	3,4 %
Kein/e Partner/in vorhanden	17	28,8 %
Gesamt	59	
*Die Frage III-3 lautete: »Wo in der Wohnung hält sich Ihre Partnerin / Ihr Partner überwiegend auf?		

Tabelle III-4

Haupttätigkeiten der Partnerin / des Partners in der Wohnung 2 Jahre nach dem Einzug*		
Tätigkeiten	Häufigkeit	Prozent
Fernsehen oder Videos schauen	28	66,7 %
Lesen	14	33,3 %
Unterhalten	12	28,6 %
Computertätigkeit	8	19,0 %
Kind/er betreuen	7	16,7 %
Freunde und Besuch empfangen	6	14,3 %
Essen	5	11,9 %
Häusliche Arbeiten erledigen	5	11,9 %
Hobby ausüben	4	9,5 %
Kochen	4	9,5 %
Arbeiten	3	7,1 %
Basteln	3	7,1 %
Familie leben	3	7,1 %
Musik hören	3	7,1 %
Schlafen	3	7,1 %
Entspannen	2	4,8 %
Briefe schreiben	1	2,4 %
Handarbeiten	1	2,4 %
Radio hören	1	2,4 %
Schulaufgaben erledigen	1	2,4 %
Sitzen	1	2,4 %
Spielen	1	2,4 %
Gesamt	42	
*Die Frage III-4 lautete: »Was macht sie / er dort hauptsächlich?«		

Tabelle III-5

Hauptaufenthaltssorte des Kindes / der Kinder in der Wohnung 2 Jahre nach dem Einzug*		
Orte	Häufigkeit	Prozent
Kinderzimmer	30	50,8 %
Wohnzimmer und Wohnbereich	21	35,6 %
Esszimmer und Essbereich	8	13,6 %
Küche	1	1,7 %
Badezimmer	1	1,7 %
Garten	1	1,7 %
Sonstiges	1	1,7 %
Kein/e Kind/er vorhanden	24	40,7 %
Gesamt	59	
*Die Frage III-5 lautete: »Wo in der Wohnung halten sich die Kinder überwiegend auf?«		

Tabelle III-6

Haupttätigkeiten des Kindes / der Kinder in der Wohnung*		
Tätigkeiten	Häufigkeit	Prozent
Spielen	30	85,7 %
Fernsehen oder Videos schauen	12	34,3 %
Schulaufgaben erledigen	9	25,7 %
Hobby ausüben	6	17,1 %
Computertätigkeit	5	14,3 %
Freunde und Besuch empfangen	5	14,3 %
Schlafen	4	11,4 %
Basteln	3	8,6 %
Essen	3	8,6 %
Musik hören	3	8,6 %
Lesen	2	5,7 %
Lernen	1	2,9 %
Unterhalten	1	2,9 %
Sonstiges	3	8,6 %
Gesamt	35	
*Die Frage III-6 lautete: »Was machen sie [die Kinder] dort hauptsächlich?«		

Tabelle III-7-1

Alter und Geschlecht der Haushaltsangehörigen 2 Jahre nach dem Einzug*				
Alter	Haushaltsangehörige		... davon weiblich	... davon männlich
	Häufigkeit	Prozent	Häufigkeit	Häufigkeit
< 3 Jahre	14	9,1%	8	6
< 6 Jahre	11	7,1%	5	6
< 12 Jahre	13	8,4%	8	5
< 18 Jahre	13	8,4%	4	9
< 30 Jahre	11	7,1%	8	3
< 40 Jahre	51	33,1%	28	23
< 50 Jahre	17	11,0%	6	11
< 60 Jahre	6	3,9%	3	3
< 70	14	9,1%	9	5
≥ 70 Jahre	0	0,0%	0	0
Keine Angabe	4	2,6%	2	2
Anzahl	154	100,0%	81	81
Durchschnittsalter	29,25 Jahre		29,65 Jahre	26,56 Jahre
Anteil in Prozent			52,6 %	47,4 %

*Die Frage III-7-1 lautete: »Wie alt und welchen Geschlechts sind die Personen Ihres Haushalts?«

Tabelle III-7-2

Anzahl der Personen im Haushalt 2 Jahre nach dem Einzug*			
Personen	Häufigkeit	Prozent	Kumulierte Prozenze
1	11	18,6 %	18,6 %
2	18	30,5 %	49,2 %
3	16	27,1 %	76,3 %
4	12	20,3 %	96,6 %
5	1	1,7 %	98,3 %
6	1	1,7 %	100,0 %
Gesamt	59	100,0 %	
Durchschnitt	2,61		
Anzahl	154		
*Die Frage III-7-2 lautete: »Wie alt und welchen Geschlechts sind die Personen Ihres Haushalts?«			

Tabelle III-7-3

Anzahl der Erwachsenen und Kinder im Haushalt 2 Jahre nach dem Einzug*				
Personen	Anzahl Erwachsener		Anzahl Kinder	
	Häufigkeit	Prozent	Häufigkeit	Prozent
0	0	0,0 %	25	42,4 %
1	17	28,8 %	19	32,2 %
2	42	71,2 %	13	22,0 %
3	0	0,0 %	0	0,0 %
4	0	0,0 %	2	3,4 %
Gesamt	59	100,0 %	59	100,0 %
Anzahl	101		53	
Durchschnitt	1,71		0,90	
Weiblich	55	54,5 %	25	47,2 %
Männlich	46	45,5 %	28	52,8 %
*Die Frage III-7-3 lautete: »Wie alt und welchen Geschlechts sind die Personen Ihres Haushalts?«				

Tabelle III-8-1

Entfaltung des Mitglieds 2 Jahre nach dem Einzug*				
	Häufigkeit	Prozent	Weiblich	Männlich
Besser	42	71,2 %	26	16
Genauso	10	16,9 %	4	6
Schlechter	7	11,9 %	3	4
Gesamt	59	100,0 %		
*Die Frage III-8-1 lautete: »Wer aus Ihrem Haushalt kann sich in der neuen Wohnung insgesamt schlechter, genauso oder besser Entfalten als in der alten Wohnung?«				

Tabelle III-8-2

Entfaltung der Mitglieder und Partnerinnen / Partner 2 Jahre nach dem Einzug*				
	Häufigkeit	Prozent	weiblich	männlich
Besser	72	71,3 %	41	31
Genauso	20	19,8 %	9	11
Schlechter	9	8,9 %	5	4
Summe	101	100 %	55	46
Gesamt: 59				
*Die Frage III-8-2 lautete: »Wer aus Ihrem Haushalt kann sich in der neuen Wohnung insgesamt schlechter, genauso oder besser Entfalten als in der alten Wohnung?«				

Tabelle III-8-3

Entfaltung der Kinder 2 Jahre nach dem Einzug*				
	Anzahl	Prozent	weiblich	männlich
Besser	42	82,4 %	21	21
Genauso	7	13,6 %	3	4
Schlechter	1	2,0 %	0	1
Keine Angabe	1	2,0 %		1
Summe	51	100 %	24	27
Gesamt: 59				

*Die Frage III-8-3 lautete: »Wer aus Ihrem Haushalt kann sich in der neuen Wohnung insgesamt schlechter, genauso oder besser entfalten als in der alten Wohnung?«

Tabelle III-9

Vorhandensein wohnungsbezogener Änderungswünsche*		
	Häufigkeit	Prozent
Ja	47	79,7 %
Nein	11	18,6 %
Keine Angabe	1	1,7 %
Gesamt	59	100,0 %

*Die Frage III-9 lautete: »Gibt es etwas, was Sie an Ihrer Wohnung gerne ändern würden?«

Tabelle III-10

Änderungswünsche*		
Wünsche	Häufigkeit	Prozent
Küche vergrößern	11	14,9 %
Schlafzimmer »quadratischer« ausführen oder vergrößern	7	9,5 %
Räume allgemein »quadratischer« ausführen oder vergrößern	5	6,8 %
Glasschiebetür entfernen oder durch blickdichte Türen ersetzen	4	5,4 %
Zusätzliche Trennung von Wohnungseingang und Wohnbereich	4	5,4 %
Bad vergrößern	3	4,1 %
Flur kürzen beziehungsweise verbreitern	3	4,1 %
Kinderzimmer »quadratischer« ausführen oder vergrößern	3	4,1 %
»Tote Ecken« vermeiden zu Gunsten von Stellflächen	2	2,7 %
Be- und Entlüftung der Küche verändern	2	2,7 %
Behebung aller Baumängel	2	2,7 %
Heizkörper stellflächenfreundlicher platzieren	2	2,7 %
Vergrößerung der Stellmöglichkeiten durch Austausch türgroßer Fenster durch herkömmliche Fenster	2	2,7 %
Zusätzlicher Balkon	2	2,7 %
Balkon vor Wohnzimmer bauen	1	1,4 %
Breitere Fensterbretter	1	1,4 %
Durchgangszimmer beziehungsweise »gefangene« Zimmer vermeiden	1	1,4 %
Tür für Abstellkammer	1	1,4 %
Raumteiler ermöglichen	1	1,4 %
Zusätzlicher Fahrstuhl	1	1,4 %
Zusätzliches Zimmer	1	1,4 %
Sonstiges	15	20,3 %
Summe der Antworten	74	100 %
Gesamt: 47		
*Die Frage III-10 lautete: »Was wäre das?«		

Tabelle III-11

Umzugsabsicht nach 2 Jahren*		
	Häufigkeit	Prozent
Ja	14	23,7 %
Nein	42	71,2 %
Keine Angabe	3	5,1 %
Gesamt	59	100,0 %
*Die Frage III-11 lautete: »Überlegen Sie zur Zeit wieder umzuziehen?«		

Tabelle III-12

Umzugsgründe nach 2 Jahren*		
Gründe	Häufigkeit	Prozent
Infrastruktur des Wohnumfeldes unzureichend	5	35,7 %
Schlechtes soziales Umfeld	5	35,7 %
Miethöhe	3	21,4 %
Betreuung durch BGFG nicht zufrieden stellend	3	21,4 %
Behebung von Baumängeln dauert zu lange	2	14,3 %
Tauschwunsch mit Erdgeschosswohnung	1	7,1 %
Sonstiges	2	14,3 %
Gesamt	14	
*Die Frage III-12 lautete: »Aus welchen Gründen möchten Sie umziehen?«		

Tabelle III-13

Besichtigung des Neubaus am Ende der Steinbeker Straße*		
	Häufigkeit	Prozent
Ja	56	94,9 %
Nein	2	3,4 %
Keine Angabe	1	1,7 %
Gesamt	59	100,0 %
*Die Frage III-13 lautete: »Haben Sie sich schon einmal den Neubau am Ende der Steinbeker Straße angesehen?«		

Tabelle III-14

Wohnungsempfehlung*		
Empfehlung	Häufigkeit	Prozent
Neubauwohnung in den Hallenhäusern	45	80,4 %
Keine der beiden Neubauwohnungen	4	7,1 %
Neubauwohnung am Ende der Steinbeker Straße	3	5,4 %
Beide Neubauwohnungen	3	5,4 %
Keine Angabe	1	1,8 %
Gesamt	56	
*Die Frage III-14 lautete: »Einmal angenommen, Freunde von Ihnen stünden vor der Wahl zwischen einer Neubauwohnung im Hallenhaus oder einer in dem Neubau am Ende der Steinbeker Straße. Was würden Sie Ihren Freunden raten?«		

Tabelle III-15-1

Für und Wider einer Neubauwohnung im Hallenhaus*		
Gründe	Häufigkeit	Prozent
Ansprechende Optik des Gebäudes	12	26,1%
Förderung sozialer Kontakte durch die Bauweise	6	13,0%
Innenhof wirkt offener	6	13,0%
Größere Lautstärke / Lärmbelästigung	5	10,9%
Hallenhäuser für Kinder geeigneter	4	8,7%
Hallenhäuser wirken heller	3	6,5%
Vorteilhaftere Raumaufteilung	3	6,5%
Witterungseinflüsse	2	4,3%
Fahrstuhl	2	4,3%
Zu viele Mietparteien pro Haus	1	2,2%
Blick zur Bille	1	2,2%
Treppenhaus für Kinder gefährlicher	1	2,2%
Summe der Antworten	46	
Gesamt: 29		
*Die Frage III-15-1 lautete: »Was ist der hauptsächliche Grund für Ihren Rat?«		

Tabelle III-15-2

Für und Wider einer Neubauwohnung am Ende der Steinbeker Straße*		
Gründe	Häufigkeit	Prozent
Gebäude stehen zu eng zusammen	18	24,0%
Gebäude wirkt verbaut	11	14,7%
Ungünstigere Raumaufteilung	9	12,0%
Weniger Helligkeit	9	12,0%
Abweisende Optik des Gebäudes	8	10,7%
Art der Heizung missfällt	6	8,0%
Wenig »Grün« vorhanden	3	4,0%
Schlechte Lage der Balkone	2	2,7%
Größere Anonymität	2	2,7%
Gebäude wirkt klobig	2	2,7%
Größere Ruhe	2	2,7%
Blick zur Bille	1	1,3%
Mieterstruktur problematisch	1	1,3%
Mangelnde Stellflächen	1	1,3%
Summe der Antworten	75	
Gesamt	37	

*Die Frage III-15-2 lautete: »Was ist der hauptsächliche Grund für Ihren Rat?«

Tabelle III-16

Rege Nachbarschaftskontakte im Haus 2 Jahre nach dem Einzug*		
	Häufigkeit	Prozent
Ja	46	78,0 %
Nein	10	16,9 %
Weiß nicht	3	5,1 %
Gesamt	59	100,0 %

*Die Frage III-16 lautete: »Bestehen unter den Bewohnern in Ihrem Haus rege Nachbarschaftskontakte?«

Tabelle III-17

Unterscheidungsvermögen zwischen Nachbarn und Fremden*		
	Häufigkeit	Prozent
Ja	44	74,6 %
Nein	11	18,6 %
Weiß nicht	4	6,8 %
Gesamt	59	100,0 %
*Die Frage III-17 lautete: »Können Sie in Ihrer Halle die Mehrheit Ihrer Nachbarn von Fremden unterscheiden?«		

Tabelle III-18

Leistung von Nachbarschaftshilfe*		
	Häufigkeit	Prozent
Ja	44	74,6 %
Nein	15	25,4 %
Gesamt	59	100,0 %
*Die Frage III-18 lautete: »Sind Sie hier im Haus Ihren Nachbarn im letzten Jahr bei einer Angelegenheit behilflich gewesen?«		

Tabelle III-19

Beispiele geleisteter Nachbarschaftshilfe*		
Beispiele	Häufigkeit	Prozent
Werkzeug leihen	12	27,3 %
Kind/er betreuen	12	27,3 %
Einkauf übernehmen	8	18,2 %
Hilfe bei Ein- oder Umzug	8	18,2 %
Lebensmittel leihen	7	15,9 %
Hilfe bei Reparaturen	7	15,9 %
Hilfe bei Gartenarbeit	6	13,6 %
Hilfe bei Wohnungseinrichtung	6	13,6 %
Paketannahme	5	11,4 %
Hilfe im Haushalt	4	9,1 %
Auf die Wohnung des Nachbarn achten	3	6,8 %
Hilfe bei Computer-Angelegenheiten	3	6,8 %
Hund ausführen	2	4,5 %
Fahrten zur Schule	1	2,3 %
Sonstiges	17	38,6 %
Gesamt	44	

*Frage III-19 lautete: »Wobei haben Sie den Nachbarn geholfen?«

Tabelle III-20

Empfang von Nachbarschaftshilfe*		
	Häufigkeit	Prozent
Ja	43	72,9 %
Nein	16	27,1 %
Gesamt	59	100,0 %

*Die Frage III-20 lautete: »Waren Ihnen im letzten Jahr Nachbarn hier aus dem Haus bei einer Angelegenheit behilflich?«

Tabelle III-21

Beispiele empfangener Nachbarschaftshilfe*		
Beispiele	Häufigkeit	Prozent
Kind/er betreuen	13	31,0 %
Lebensmittel leihen	7	16,3 %
Werkzeug leihen	7	16,3 %
Hilfe im Haushalt	6	14,0 %
Einkauf übernehmen	5	11,6 %
Hilfe bei Gartenarbeit	4	9,3 %
Hilfe bei Reparaturen	4	9,3 %
Hilfe bei Ein- oder Umzug	3	7,0 %
Bei Abwesenheit auf die Wohnung achten	3	7,0 %
Paketannahme	2	4,7 %
Hilfe bei Computer-Angelegenheiten	2	4,7 %
Sonstiges	17	39,5 %
Gesamt	43	
*Frage III-21 lautete: »Wobei waren Ihnen Nachbarn behilflich?«		

Tabelle III-22

Nachbarschaftsaktivitäten*		
	Häufigkeit	Prozent
Ja	34	57,6 %
Nein	24	40,7 %
Keine Angabe	1	1,7 %
Gesamt	59	100,0 %
*Die Frage III-22 lautete: »Haben Sie im letzten Jahr mit Ihren Nachbarn hier aus dem Haus etwas unternommen?«		

Tabelle III-23

Beispiele für Nachbarschaftsaktivitäten*		
Aktivitäten	Häufigkeit	Prozent
Wiederkehrende Feiertage feiern	11	32,4 %
Feier	6	17,6 %
Essen (gehen)	6	17,6 %
Treffen in der Halle (»mit Kaffee und Kuchen«)	5	14,7 %
Geburtstagsfeier	5	14,7 %
Besuch kultureller Veranstaltung	5	14,7 %
Grillabend	4	11,8 %
Sport treiben	4	11,8 %
Ausflüge	4	11,8 %
Treffen mit Nachbarn am Spielplatz	4	11,8 %
Teilnahme an Werbe- und Verkaufsveranstaltung	3	8,8 %
Treffen im Garten	3	8,8 %
Kinderfest	2	5,9 %
Fußball (TV) schauen	1	2,9 %
Krabbelgruppentreffen	1	2,9 %
Spaziergänge	1	2,9 %
Sonnenstudio	1	2,9 %
Schwimmen	1	2,9 %
Basteln	1	2,9 %
Sonstiges	4	11,8 %
Gesamt	34	100,0 %
*Frage III-23 lautete: »Was haben sie unternommen?«		

Tabelle III-24

Ausgewählte Nachbarschaftsaktivitäten*	
Aktivität	Häufigkeit
Wiederkehrende Feiertage feiern	11
Feier	6
Essen (gehen)	6
Besuch kultureller Veranstaltung	5
Grillabend	4
Sport treiben	4
Treffen mit Nachbarn am Spielplatz	4
Treffen in der Halle (»mit Kaffee und Kuchen«)	3
Ausflüge	3
Geburtstagsfeier	3
Teilnahme an Werbe- und Verkaufsveranstaltung	3
Sonstiges	2
Treffen im Garten	2
Fußball (TV) schauen	1
Krabbelgruppentreffen	1
Kinderfest	1
Spaziergänge	1
Sonnenstudio	1
Basteln	1
Gesamt	34
*Die Frage III-24 lautete: »Wählen Sie bitte aus den eben [in Frage III-23] genannten Beispielen bis zu drei Aktivitäten aus, die Ihnen besonders wichtig waren. Zu diesen möchte ich gerne einige weitere Fragen stellen.«	

Tabelle III-25

Häufigkeit ausgewählter Nachbarschaftsaktivitäten im letzten Jahr*							
Aktivitäten	Anzahl im Jahr						
	1	≤ 2	≤ 3	≤ 6	≤ 12	≤ 24	> 24
Wiederkehrende Feiertage feiern	11						
Besuch kultureller Veranstaltung	5						
Feier	2	1	1	1		1	
Essen (gehen)	3	1	2				
Sport treiben		1	1		1		1
Geburtstagsfeier	1	2					
Sonnenstudio					1		
Grillabend				2	1	1	
Treffen in der Halle (»mit Kaffee und Kuchen«)				1			1
Ausflüge	1			1		1	
Kinderfest	1						
Fußball (TV) schauen			1				
Krabbelgruppentreffen							1
Spaziergänge						1	
Treffen mit Nachbarn am Spielplatz						1	3
Treffen im Garten					1	1	
Basteln							1
Teilnahme an Werbe- und Verkaufsveranstaltung	2	1					
Sonstiges	2						
Häufigkeit	28	6	5	5	4	6	7
*Die Frage III-25 lautete: »Wie oft fand (die ausgewählte Aktivität) im letzten Jahr statt?«							

Tabelle III-26

Anzahl beteiligter Haushalte an Nachbarschaftsaktivitäten*										
Aktivität	Anzahl beteiligter Haushalte									Keine Angabe
	1	2	3	4	≤ 6	≤ 9	≤ 18	≤ 27	> 27	
Feier			2	1		1			1	1
Essen (gehen)	1	3	2							
Grillabend			3			1				
Sport treiben		2	1		1					
Fußball (TV) schauen		1								
Treffen in der Halle (»mit Kaffee und Kuchen«)			1			1				
Krabbelgruppentreffen				1						
Ausflüge		1	2							
Wiederkehrende Feiertage feiern		4		1	1		1	2	1	1
Kinderfest										1
Geburtstagsfeier		1		1	1					
Treffen im Garten			2							
Sonnenstudio		1								
Basteln		1								
Spaziergänge				1						
Treffen mit Nachbarn am Spielplatz		1		1	1					1
Sonstiges	2									
Besuch kultureller Veranstaltung	1	3								1
Teilnahme an Werbe- / Verkaufsveranstaltung	1		1		1					
Häufigkeit	5	17	14	6	5	3	1	2	2	5

*Die Frage III-26 lautete: »Wie viele Familien oder Haushalte haben sich daran beteiligt, Ihre Familie beziehungsweise Ihr Haushalt mit eingerechnet?«

Tabelle III-27

Anteil bereits vor dem Einzug bekannter Haushalte an Nachbarschaftsaktivitäten*					
Aktivitäten	Anteil bekannter Haushalte				
	0	1	2	3	4
Feier	6				
Essen (gehen)	4	2			
Grillabend	1	2	1		
Sport treiben	3	1			
Fußball (TV) schauen	1				
Treffen in der Halle (»mit Kaffee und Kuchen«)	1		1		
Krabbelgruppentreffen	1				
Ausflüge	3				
Wiederkehrende Feiertage feiern	8	2			1
Kinderfest	1				
Geburtstagsfeier	3				
Sonnenstudio	1				
Spaziergänge	1				
Treffen mit Nachbarn am Spielplatz	3	1			
Besuch kultureller Veranstaltung	4	1			
Basteln	1				
Teilnahme an Werbe- und Verkaufsveranstaltung	2	1			
Sonstiges	2				
Treffen im Garten	2				
Häufigkeit	48	10	2	0	1
*Die Frage III-27 lautete: »Wie viele von diesen Nachbarn kannten Sie bereits vor dem Einzug in die Hallenhäuser?«					

Tabelle III-28

Anteil verwandter Haushalte an Nachbarschaftsaktivitäten*			
Aktivitäten	Anteil verwandter Haushalte		
	0	1	2
Feier	6		
Essen (gehen)	6		
Grillabend	2	1	1
Sport treiben	3	1	
Fußball (TV) schauen	1		
Treffen in der Halle (»mit Kaffee und Kuchen«)	1	1	
Krabbelgruppentreffen	1		
Ausflüge	3		
Wiederkehrende Feiertage feiern	9	2	
Kinderfest	1		
Geburtstagsfeier	3		
Sonnenstudio	1		
Spaziergänge	1		
Treffen mit Nachbarn am Spielplatz	3	1	
Besuch kultureller Veranstaltung	5		
Sonstiges	2		
Basteln	1		
Teilnahme an Werbe- / Verkaufsveranstaltung	2	1	
Treffen im Garten	1	1	
Häufigkeit	52	8	1
*Die Frage III-28 lautete: »Wie viele Haushalte oder Familien waren daran beteiligt, mit denen Sie verwandt sind?«			

Tabelle III-29

Vorhandensein von Gründen für Inaktivität*		
	Häufigkeit	Prozent
Ja	11	45,8 %
Nein	13	54,2 %
Gesamt	24	100,0 %
*Die Frage III-29 lautete: »Gab es dafür besondere Gründe?«		

Tabelle III-30

Gründe für Inaktivität*		
Gründe	Häufigkeit	Prozent
Enger Kontakt nicht erwünscht	6	54,6 %
Längere Zeiträume im Jahr abwesend	3	27,3 %
Keine Zeit	2	18,2 %
Sonstiges	1	9,1 %
Gesamt	11	100 %
*Die Frage III-30 lautete: »Möchten Sie mir die Gründe nennen?«		

Tabelle III-31

Beurteilung des Kontakts 2 Jahre nach dem Einzug*		
	Häufigkeit	Prozent
Kontakt genau richtig so	53	89,8 %
Mehr Kontakt erwünscht	6	10,2 %
Gesamt	59	100,0 %
*Die Frage III-31 lautete: »Wünschen Sie sich mehr Kontakt zu den Nachbarn, oder ist es gerade richtig so?«		

Tabelle III-32

Wahrnehmung von Meinungsverschiedenheiten*		
	Häufigkeit	Prozent
Ja	43	72,9 %
Nein	16	27,1 %
Gesamt	59	100,0 %
*Die Frage III-32 lautete: »Haben Sie im letzten Jahr Meinungsverschiedenheiten zwischen den Nachbarn in Ihrem Haus bemerkt?«		

Tabelle III-33

Gegenstand der wahrgenommenen Meinungsverschiedenheiten*		
Meinungsverschiedenheiten	Häufigkeit	Prozent
Konflikt zwischen Nachbarn über Verhaltensregeln für Kinder	13	30,2 %
Streitigkeit zwischen Nachbarn	13	30,2 %
Lärmbelästigung	10	23,3 %
Als problematisch empfundene Verhaltensweisen einzelner Erwachsener	10	23,3 %
Beziehungsstreit	8	18,6 %
Hunde	4	9,3 %
Vandalismus	3	7,0 %
Fahrräder vor den Wohnungstüren	3	7,0 %
Vorwurf mangelnder Ordnung auf den Podesten	2	4,7 %
Ärger mit Jugendlichen	2	4,7 %
Sonstiges	6	14,0 %
Keine Angabe	2	4,7 %
Gesamt	43	100,0 %
*Die Frage III-33 lautete: »Worum ging es dabei allgemein?«		

Tabelle III-34

Umgang mit wahrgenommenen Meinungsverschiedenheiten*		
Umgangsweisen	Häufigkeit	Prozent
Polizei wurde gerufen	11	25,6 %
BGFG wurde informiert	11	25,6 %
Gespräch (-sversuch) zwischen den Beteiligten	11	25,6 %
Streitpartei/en zog/en aus	7	16,3 %
Beteiligte gehen sich aus dem Weg	6	14,0 %
Lautstarke Auseinandersetzung	5	11,6 %
Nachbarn griffen helfend ein	3	7,0 %
Hausverbot wurde verhängt	3	7,0 %
BGFG schrieb betreffende/n Bewohner an	3	7,0 %
Weiß nicht	1	2,3 %
Sonstiges	5	11,6 %
Keine Angabe	4	9,3 %
Gesamt	43	100,0 %
*Die Frage III-34 lautete: »Wie wurde damit umgegangen?«		

Tabelle III-33+III-34

Wahrgenommene Meinungsverschiedenheiten*	Umgang mit wahrgenommenen Meinungsverschiedenheiten**											
	Weiß nicht	Polizei wurde gerufen	BGFG wurde informiert	Gespräch(sversuch) zwischen den Beteiligten	Nachbarn griffen helfend ein	Hausverbot wurde verhängt	Beteiligte gehen sich aus dem Weg	Streitpartei/en zog/en aus	BGFG schrieb betreffende/n Bewohner an	Lautstarke Auseinandersetzung	Sonstiges	Keine Angabe
Beziehungsstreit		4	2		3	3		1		1	1	
Konflikt zwischen Nachbarn über Verhaltensregeln für Kinder	1	1	2	6			3	1	2	1	2	
Lärmbelästigung		3	3	3			1	2	2	3	3	
Hunde		1	2	1				1		1	1	
Als problematisch empfundene Verhaltensweisen einzelner Bewohner		5	3				2	6	1		3	1
Vandalismus		2						2		1	2	
Vorwurf mangelnder Ordnung auf den Podesten									2	1		
Fahrräder vor den Wohnungstüren		1	1	1					1	1		
Ärger mit Jugendlichen		1			1					1		
Streitigkeit zwischen Nachbarn		2	2	4			4	2		2	1	1
Sonstiges		1	2	2	1		3		1		1	
Keine Angabe												2
*Die Frage III-33 lautete: »Worum ging es dabei allgemein?«												
**Die Frage III-34 lautete: »Wie wurde damit umgegangen?«												

Tabelle III-35

Persönliche Meinungsverschiedenheiten*		
	Häufigkeit	Prozent
Ja	24	40,7 %
Nein	35	59,3 %
Gesamt	59	100,0 %
*Die Frage III-35 lautete: »Haben Sie selbst einmal Meinungsverschiedenheiten mit Ihren Nachbarn gehabt?«		

Tabelle III-36

Gegenstand persönlicher Meinungsverschiedenheiten*		
Meinungsverschiedenheit	Häufigkeit	Prozent
Lärmbelästigung	7	29,2 %
Persönliche Unterstellungen	4	16,7 %
Vorwurf mangelnder Ordnung	4	16,7 %
Haustiere	3	12,5 %
Konflikte wegen Verhaltensregeln für Kinder	3	12,5 %
Als problematisch empfundene Verhaltensweisen Erwachsener	2	8,3 %
Persönliche Bedrohung	2	8,3 %
Streit über Hallennutzung	2	8,3 %
Fahrstuhlnutzung	1	4,2 %
Sonstiges	4	16,7 %
Keine Angabe	1	4,2 %
Gesamt	24	100,0 %
*Die Frage III-36 lautete: »Worum ging es dabei allgemein?«		

Tabelle III-37-1

Umgang mit persönlichen Meinungsverschiedenheiten*		
Umgangsweise	Häufigkeit	Prozent
Klärendes Gespräch gesucht	13	54,2 %
BGFG eingeschaltet	7	29,2 %
Kontakt zu Beteiligten abgebrochen	5	20,8 %
Vereinnahmungsversuchen entzogen	2	8,3 %
Polizei gerufen	1	4,2 %
Handgreiflichkeiten	1	4,2 %
Sonstiges	1	4,2 %
Keine Angabe	1	4,2 %
Gesamt	24	100,0 %
*Die Frage III-37 lautete: »Wie sind Sie damit umgegangen?«		

Tabelle III-37-2

Gegenstand persönlicher Meinungsverschiedenheit*	Persönlicher Umgang mit Meinungsverschiedenheiten**							
	Kontakt zu Beteiligten abgebrochen	Klärendes Gespräch gesucht	BGFG eingeschaltet	Polizei gerufen	Vereinbarungsversuchen entzogen	Sonstiges	Handgreiflichkeiten	Keine Angabe
Haustiere		2	2					
Konflikte wegen Verhaltensregeln für Kinder		2	1		1			
Als problematisch empfundene Verhaltensweisen Erwachsener		1	1					
Persönliche Unterstellungen		3	1					1
Lärmbelästigung	2	2	3		1		1	
Fahrstuhlnutzung	1	1						
Persönliche Bedrohung				1		1	1	
Streit über Hallennutzung		2						
Vorwurf mangelnder Ordnung		4	2					
Sonstiges	1	2		1		1		
Keine Angabe	1							
*Die Frage III-36 lautete: »Worum ging es dabei allgemein?«								
**Die Frage III-37 lautete: »Wie sind Sie damit umgegangen?«								

Tabelle III-38-1

Tendenz der Meinungen zur Frage ob das Hallenhaus nachbarschaftliches Wohnen fördere*		
Tendenz	Häufigkeit	Prozent
Zustimmung	39	66,1 %
Ablehnung	11	18,6 %
Unentschieden	7	11,9 %
Weiß nicht	1	1,7 %
Keine Angabe	1	1,7 %
Gesamt	59	100,0 %
*Die Frage III-38-1 lautete: »Wie stehen Sie zu der Ansicht, dieser Haustyp - auch Hallenhaus genannt - fördere nachbarschaftliches Wohnen?«		

Tabelle III-38-2

Fördert das Hallenhaus nachbarschaftliches Wohnen? Argumente der Zustimmung*		
	Häufigkeit	Prozent
Durch intensive Wahrnehmung der Nachbarn	16	41,0 %
Durch engen Kontakt zu Nachbarn	11	28,2 %
Durch die Halle als Treffpunkt und vielfältig nutzbarem Ort	10	25,6 %
Durch die Halle als geschütztem Bereich	4	10,3 %
Durch die Vielzahl von Familien mit Kindern	4	10,3 %
Durch soziale Kontrolle	4	10,3 %
Durch die Gärten und Gartenarbeit	2	5,1 %
Durch den dörflichen Charakter der Hallenhäuser	2	5,1 %
Durch gemeinsame Beseitigung von Schäden	1	2,6 %
Weiß nicht	3	7,7 %
Sonstiges	5	12,8 %
Gesamt	39	100,0 %
*Die Frage III-38-2 lautete: »Wie stehen Sie zu der Ansicht, dieser Haustyp - auch Hallenhaus genannt - fördere nachbarschaftliches Wohnen?«		

Tabelle III-38-3

Fördert das Hallenhaus nachbarschaftliches Wohnen? Argumente der Ablehnenden*		
Argumente	Häufigkeit	Prozent
Da Kontakte eher Stress und Streit provozieren	3	27,3 %
Da fehlende und unvollendete Einrichtungen im Wohnumfeld Konflikte fördern	2	18,2 %
Durch zu engen Kontakt zu Nachbarn	1	9,1 %
Durch die Vielzahl von Familien mit Kindern	1	9,1 %
Da der Zeitgeist zu Anonymität tendiert	1	9,1 %
Da Kontakte vornehmlich durch eigenen Antrieb entstehen	1	9,1 %
Da große soziale Unterschiede zwischen den Bewohnern bestehen	1	9,1 %
Da es trotz guter Konzeption immer auf die Menschen selbst ankommt	1	9,1 %
Weiß nicht	2	18,2 %
Sonstiges	1	9,1 %
Gesamt	11	100,0 %
*Die Frage III-38-3 lautete: »Wie stehen Sie zu der Ansicht, dieser Haustyp - auch Hallenhaus genannt - fördere nachbarschaftliches Wohnen?«		

Tabelle III-38-4

Fördert das Hallenhaus nachbarschaftliches Wohnen? Argumente der Unentschiedenen*		
Argumente	Häufigkeit	Prozent
Da es trotz guter Konzeption immer auf die Menschen selbst ankommt	4	57,1 %
Durch soziale Kontrolle	3	42,9 %
Durch die Halle als geschütztem Bereich	2	28,6 %
Da große soziale Unterschiede zwischen den Bewohnern bestehen	2	28,6 %
Weiß nicht	1	14,3 %
Gesamt	7	100,0 %
*Die Frage III-38-4 lautete: »Wie stehen Sie zu der Ansicht, dieser Haustyp - auch Hallenhaus genannt - fördere nachbarschaftliches Wohnen?«		

Tabelle III-39

Spontane Ideen zu Wohnungsgenossenschaften 2 Jahre nach dem Einzug*		
Meinungen	Häufigkeit	Prozent
Günstige Miete /Nutzungsgebühr	10	8,8 %
Schnelle Erledigung der Anliegen	10	8,8 %
Kündigungsschutz / Sicheres Wohnen	9	7,9 %
Gute Kommunikation zwischen Mitgliedern / Mietern und Mitarbeitern der Genossenschaft	8	7,0 %
Genossenschaftsanteile	8	7,0 %
Vorteilhaftere vertragliche Regelungen	7	6,1 %
Langsame Erledigung von Anliegen	7	6,1 %
Gute Pflege der Wohnung / Wohnanlagen	6	5,3 %
Zu bürokratisches Handeln	6	5,3 %
Genossenschaft organisiert / bietet Angebote für Mieter / Mitglieder	6	5,3 %
Nichts	5	4,4 %
Möglichkeit des Wohnungstausches	4	3,5 %
Fühlt sich von Genossenschaft nicht ernst genommen	4	3,5 %
Solidarität, Gemeinschaft	3	2,6 %
Eintritt in die Genossenschaft schwierig	3	2,6 %
Großes Wohnungsangebot	3	2,6 %
Verantwortlichkeit	2	1,8 %
Ausflüge für Senioren	2	1,8 %
(Gefühl) als Miteigentümer durch Genossenschaftsanteile	2	1,8 %
Miete / Nutzungsgebühr nicht günstig	2	1,8 %
Gemeinnützigkeit	1	0,9 %
Mitbestimmungsmöglichkeit	1	0,9 %
Sonstiges	5	4,4 %
Summe der Antworten	114	100 %
Gesamt = 59		
*Die Frage III-39 lautete: »Was fällt Ihnen spontan zu Wohnungsgenossenschaften ein?«		

Tabelle III-40

Anzahl der Kontakte zur BGFG im letzten Jahr*			
Anzahl	Häufigkeit	Prozent	Kumulierte Prozente
Kein Kontakt	9	15,3 %	15,3 %
≤ 1 Kontakt	8	13,6 %	28,9 %
≤ 2 Kontakte	11	18,6 %	47,5 %
≤ 3 Kontakte	6	10,2 %	57,7 %
≤ 4 Kontakte	10	17,0 %	74,7 %
≤ 5 Kontakte	6	10,2 %	84,9 %
≤ 7 Kontakte	2	3,4 %	88,3 %
≤ 10 Kontakte	1	1,7 %	90,0 %
≤ 12 Kontakte	2	3,4 %	93,4 %
≤ 14 Kontakte	1	1,7 %	95,1 %
≥ 15 Kontakte	2	3,2 %	98,3 %
Weiß nicht	1	1,7 %	100,0 %
Gesamt	59	100,0 %	
Durchschnitt	3,99		
*Die Frage III-40 lautete: »Wie oft haben Sie sich im letzten Jahr in einer Angelegenheit an die BGFG gewandt?«			

Tabelle III-41

Thematische Zuordnung der Kontakte zur BGFG*		
Zuordnung	Häufigkeit	Prozent
Wohnungsbezogene Angelegenheiten	43	86,0 %
Meinungsverschiedenheiten zwischen Mitgliedern	11	22,0 %
Pflege der Wohnanlage	11	22,0 %
Keine Angabe	1	2,0 %
Gesamt	50	100,0 %
*Die Frage III-41 lautete: »Worum ging es dabei beispielsweise?«		

Tabelle III-42+III-43+III-44

		Fortsetzung: Reaktionen der BGFG**																		
		Anliegen wurde schriftlich genehmigt	Anfrage wurde beantwortet	Beauftragte Firma reagierte nach mehrfachen Anrufen	Information der Mitglieder über Aushang in der Halle	Anliegen wurde abgelehnt	Beauftragte Firma behob Schaden zum vereinbarten Termin	Begutachtung des Baumangels	Behebung des Baumangels	Betreffende Bewohner wurden von BGFG angeschrieben	BGFG veranlasste Mängelbeseitigung nach mehrfachen Anrufen	Bisher geschah nichts	Einsatz mehrerer Handwerker / Firmen führte zum Erfolg	Mangel wurde auf Anhieb erfolgreich behoben	Mangel wurde erst nach langer Zeit behoben	Bewohner wurden befragt	Nichts, da der Schaden auf Verschulden des Mitglieds beruhte	Sonstiges	Durchschnittsnote***	
Gründe für die Kon- takteauf- nahme*	Wasserschaden im Keller				1		1	3		2				1	2				3,50	
	Lärm / Ver- halten von Kindern				1					2						2			3,75	
	Bauliche Mängel, allg.			1		2	2				2		3	3				1	3,83	
	Teppichleis- ten										1							1	4,00	
	Fehlende Wascheleine													1					4,00	
	Mieterhö- hung		1																4,00	
	Streitigkeiten zwischen Mitgliedern / Mietern								2		1				2			2	4,50	
	Brunnen ent- fernen																	1	5,00	
	Gefahrgut- gerung im Keller														1					5,00

Tabelle III-42+III-43+III-44

Fortsetzung: Reaktionen der BGFG**																		
Gründe für die Kontaktaufnahme*	Anliegen wurde schriftlich genehmigt	Anfrage wurde beantwortet	Beauftragte Firma reagierte nach mehrfachen Anrufen	Information der Mitglieder über Aushang in der Halle	Anliegen wurde abgelehnt	Beauftragte Firma behob Schaden zum vereinbarten Termin	Begutachtung des Baumangels	Behebung des Baumangels	Betreffende Bewohner wurden von BGFG angeschrieben	BGFG veranlasste Mängelbeseitigung nach mehrfachen Anrufen	Bisher geschah nichts	Einsatz mehrerer Handwerker / Firmen führte zum Erfolg	Mangel wurde auf Anhieb erfolgreich behoben	Mangel wurde erst nach langer Zeit behoben	Bewohner wurden befragt	Nichts, da der Schaden auf Verschulden des Mitglieds beruhte	Sonstiges	Durchschnittsnote***
Abfall-Container											1							5,00
Anbau einer Markise					1													5,00
Veränderung der Außenbeleuchtung											1							5,00
Arbeitsplatte verkleinern	1																	-
Gesamt	3	2	2	4	2	12	7	1	6	2	11	4	17	11	4	1	9	
<p>*Die Frage III-42 lautete: »Wählen Sie bitte aus den eben genannten Beispielen zwei Fälle aus, die Ihnen besonders wichtig waren. Zu diesen möchte ich gerne einige Fragen stellen.«</p> <p>**Die Frage III-43 lautete: »Was hat die BGFG bei [Fall 1, Fall 2] unternommen?«</p> <p>***Die Frage III-44 lautete: »Wie zufrieden sind sie mit dem Einsatz der BGFG in diesem Fall. Bitte vergeben Sie eine Note von 1 bis 5. 1 bedeutet dabei sehr gut, 5 bedeutet sehr schlecht.«</p>																		

Tabelle III-42+III-44

Kontaktgründe* (Technik)	Benotung des Einsatzes der BGFG**					Durchschnitt
	1	≤ 2	≤ 3	≤ 4	≤ 5	
Defekter Wasserhahn	2					1,00
Fortlauf von Reparaturen	1					1,00
Spülkasten defekt	1		1			2,00
Duschkopf		1				2,00
Zusätzlicher Fahrradkeller		1				2,00
Fenster schadhafte oder defekt	1	2	2			2,20
(Setz)Riss in der Wohnungswand		4	3			2,43
Tür schadhafte oder defekt		2	3	2		3,00
Heizkörper defekt	1				1	3,00
Defekte Fliesen oder Kacheln			1			3,00
Genehmigung privater Satelliten-Anlage			1			3,00
Feuchtigkeit / Glätte auf Treppen und Podesten		1	1		1	3,33
Wasserschaden im Keller	1			2	1	3,50
Feuchtigkeit / Schimmelbildung in der Wohnung			2	2		3,50
Bauliche Mängel, allgemein	2	2			8	3,83
Fehlende Wäscheleine				1		4,00
Teppichleisten				1		4,00
Veränderung der Außenbeleuchtung					1	5,00
Anbau einer Markise					1	5,00
Abfall-Container					1	5,00
Brunnen entfernen					1	5,00
Gefahrgutlagerung im Keller					1	5,00
Teilnote (Technik)						3,26

Tabelle III-42+III-44

Kontaktgründe* (Betreuung)	Benotung des Einsatzes der BGFG**					
	1	≤ 2	≤ 3	≤ 4	≤ 5	Durchschnitt
Garagenwechsel		2				2,00
Wohnungstausch		2				2,00
Nutzung der Podeste		1				2,00
Hundehaltung			1	1		3,50
Lärm / Verhalten von Kindern	1			1	2	3,75
Mieterhöhung				1		4,00
Streitigkeiten zwischen Mitgliedern			1		3	4,50
Mieter-/Mitgliederbetreuung, allgemein					2	5,00
Teilnote (Betreuung)						3,34
Gesamt	12	20	17	11	23	3,29

*Die Frage III-42 lautete: »Wählen Sie bitte aus den eben genannten Beispielen zwei Fälle aus, die Ihnen besonders wichtig waren. Zu diesen möchte ich gerne einige Fragen stellen.«

** Die Frage III-44 lautete: »Wie zufrieden sind sie mit dem Einsatz der BGFG in diesem Fall. Bitte vergeben Sie eine Note von 1 bis 5. 1 bedeutet dabei sehr gut, 5 bedeutet sehr schlecht.«

Tabelle III-45

Wunsch nach zusätzlichen Serviceleistungen*		
	Häufigkeit	Prozent
Ja	29	49,2 %
Nein	28	47,5 %
Weiß nicht	2	3,4 %
Gesamt	59	100,0 %

*Die Frage III-45 lautete: »Sollte die BGFG vielleicht zusätzliche Serviceleistungen, Hilfestellungen oder Beratungen für die Bewohner anbieten?«

Tabelle III-46

Vorschläge für zusätzliche Serviceleistungen*		
Serviceleistungen	Häufigkeit	Prozent
Konfliktlotse / Mediator als Ansprechpartner bei Problemen mit und zwischen Mitgliedern / Mietern	5	12,2 %
Zentrale Instanz, die Anfragen an die zuständige Person vermittelt	4	9,8 %
Freizeitangebote und -einrichtungen für Jugendliche	3	7,3 %
Schnellere Bearbeitung der Anliegen	3	7,3 %
Beratung zum Umgang mit Garten, Innenhof, Podesten	3	7,3 %
Ausweitung der Öffnungszeiten / Sprechzeiten	2	4,9 %
Bessere Erfüllung mietvertraglicher Regelungen	2	4,9 %
Angebote für Kinder organisieren	1	2,4 %
Tischtennisplatte	1	2,4 %
Übernahme von Verantwortung statt Delegation	1	2,4 %
Qualitätskontrolle für die Erledigung von Reparaturen und Konflikten	1	2,4 %
Wohnungstausch schneller ermöglichen	1	2,4 %
Großer Spielplatz am Ende der Süderstraße erneuern	1	2,4 %
Verbesserung der Einkaufsmöglichkeiten	1	2,4 %
Frühere Information über Bauarbeiten oder deren Verzögerung	1	2,4 %
Intranet-Verbindung für die Hallenhäuser	1	2,4 %
Altenbetreuung / Seelsorge	1	2,4 %
Keine Notwendigkeit für zusätzliche Service-Leistungen	2	4,9 %
Sonstiges	7	17,1 %
Summe der Antworten	41	100,0 %
Gesamt: 29		
*Die Frage III-46 lautete: »An welchen Serviceleistungen, Hilfestellungen oder Beratungsangeboten hätten Sie persönlich Interesse?«		

Tabelle III-47-1

Entgelt für zusätzlichen Service*		
	Häufigkeit	Prozent
Ja	11	37,9 %
Nein	14	48,3 %
Weiß nicht	2	6,9 %
Keine Angabe	2	6,9 %
Gesamt	29	100 %
*Die Frage III-47-1 lautete: »Wären Sie auch bereit, dafür ein Entgelt zu zahlen?«		

Tabelle III-47-2

Serviceleistungen*	Bereitschaft zur Entgeltzahlung**				
	Ja	Nein	Weiß nicht	Keine Angabe	Gesamt
Konfliktlotse / Mediator als Ansprechpartner bei Problemen mit und zwischen Mitgliedern	2	1	2		5
Zentrale Instanz die Anfragen an die zuständige Person vermittelt		3		1	4
Freizeitangebote / -einrichtungen für Jugendliche	3				3
Beratung zum Umgang mit Garten, Innenhof und Podest	1	2			3
Ausweitung der Öffnungszeiten / Sprechzeiten		1		1	2
Bessere Erfüllung Mietvertraglicher Regelungen		2			2
Schnellere Bearbeitung der Anliegen	1	1			2
Angebote für Kinder organisieren	1				1
Tischtennisplatte	1				1
Übernahme von Verantwortung statt Delegation		1			1
Qualitätskontrolle für die Erledigung von Reparaturen und Konflikten		1			1
Wohnungstausch schneller ermöglichen	1				1
Großen Spielplatz am Ende der Süderstraße erneuern	1				1
Verbesserung der Einkaufsmöglichkeiten	1				1
Frühere Information über Bauarbeiten oder deren Verzögerung				1	1
Intranet-Verbindung für die Hallenhäuser	1				1
Altenbetreuung / Seelsorge	1				1
Keine Notwendigkeit für zusätzliche Service-Leistungen		1	1		
Sonstiges	2	4		1	7
Gesamt: 29					
*Die Frage III-46 lautete: »An welchen Serviceleistungen, Hilfestellungen oder Beratungsangeboten hätten Sie persönlich Interesse?«					
**Die Frage III-47 lautete: »Wären Sie auch bereit, dafür ein Entgelt zu zahlen?«					

Tabelle III-48

Übersicht über die durchschnittliche Häufigkeit ausgewählter Freizeitaktivitäten 2 Jahre nach dem Einzug*	
I-48-...	Durchschnitt
-1 Kinobesuch	2,89
-2 Besuch einer Sportveranstaltungen	2,75
-3 Urlaubsreise	1,89
-4 Konzertbesuch	2,86
-5 Besuch eines Wildparks oder Zoos	1,61
-6 Besuch des Doms oder eines Freizeitparks	1,88
*Die Frage III-48 lautete: »Wie oft in etwa haben sie innerhalb des letzten Jahres folgendes unternommen?«	

Tabelle III-48-1

Kinobesuch*			
Anzahl	Häufigkeit	Prozent	Kumulierte Prozente
0	30	50,8 %	50,8 %
1	3	5,1 %	55,9 %
2	8	13,6 %	69,5 %
3	3	5,1 %	74,6 %
4	1	1,7 %	76,3 %
5	4	6,8 %	83,1 %
6	3	5,1 %	88,2 %
≤ 12	3	5,1 %	93,3 %
> 12	4	6,8 %	100,0 %
Gesamt	59	100,0 %	
Durchschnitt	2,89		
*Die Frage III-48-1 lautete: »Wie oft in etwa haben Sie innerhalb des letzten Jahres folgendes unternommen?«			

Tabelle III-48-2

Sportveranstaltung (passiv)*			
Anzahl	Häufigkeit	Prozent	Kumulierte Prozen-te
0	44	74,6 %	74,6 %
1	3	5,1 %	79,7 %
2	2	3,4 %	83,1 %
3	3	5,1 %	88,2 %
5	1	1,7 %	89,9 %
≤ 12	1	1,7 %	91,6 %
> 12	5	8,5 %	100,0 %
Gesamt	59	100,0 %	
Durchschnitt	2,75		
*Die Frage III-48-2 lautete: »Wie oft in etwa haben Sie innerhalb des letzten Jahres folgendes unternommen?«			

Tabelle III-48-3

Urlaubsreise*			
Anzahl	Häufigkeit	Prozent	Kumulierte Prozen-te
0	17	28,8 %	28,8 %
1	23	39,0 %	67,8 %
2	14	23,7 %	91,5 %
3	5	8,5 %	100,0 %
Gesamt	59	100,0 %	
Durchschnitt	1,89		
*Die Frage III-48-3 lautete: »Wie oft in etwa haben Sie innerhalb des letzten Jahres folgendes unternommen?«			

Tabelle III-48-4

Konzertbesuch*			
Anzahl	Häufigkeit	Prozent	Kumulierte Prozente
0	38	64,4 %	64,4 %
1	7	11,9 %	76,3 %
2	4	6,8 %	83,1 %
3	2	3,4 %	86,4 %
4	3	5,1 %	91,5 %
5	2	3,4 %	94,9 %
> 12	3	5,1 %	100,0 %
Weiß nicht			
Gesamt	59	100,0 %	
Durchschnitt	2,86		
*Die Frage III-48-4 lautete: »Wie oft in etwa haben Sie innerhalb des letzten Jahres folgendes unternommen«			

Tabelle III-48-5

Wildpark- und Zoobesuch*			
Anzahl	Häufigkeit	Prozent	Kumulierte Prozente
0	31	52,5 %	52,5 %
1	10	16,9 %	69,5 %
2	8	13,6 %	83,1 %
3	5	8,5 %	91,5 %
4	1	1,7 %	93,2 %
5	1	1,7 %	94,9 %
≤ 9	1	1,7 %	96,6 %
≤ 12	1	1,7 %	98,3 %
> 12	1	1,7 %	100,0 %
Gesamt	59	100,0 %	
Durchschnitt	1,61		
*Die Frage III-48-5 lautete: »Wie oft in etwa haben Sie innerhalb des letzten Jahres folgendes unternommen?«			

Tabelle III-48-6

Freizeitpark oder Dom*			
Anzahl	Häufigkeit	Prozent	Kumulierte Prozente
0	23	39,0 %	39,0 %
1	9	15,3 %	54,2 %
2	7	11,9 %	66,1 %
3	7	11,9 %	78,0 %
4	9	15,3 %	93,2 %
5			
6	1	1,7 %	94,9 %
≤ 9	2	3,4 %	98,3 %
≤ 12	1	1,7 %	100,0 %
Gesamt	59	100,0 %	
Durchschnitt	1,88		
*Die Frage III-48-6 lautete: »Wie oft in etwa haben Sie innerhalb des letzten Jahres folgendes unternommen?«			

Tabelle III-49

Veränderung der Freizeitgestaltung*		
	Häufigkeit	Prozent
Ja	27	45,8 %
Nein	30	50,8 %
Weiß nicht	1	1,7 %
Keine Angabe	1	1,7 %
Gesamt	59	100,0 %
*Die Frage III-49 lautete: »Hat sich an Ihren Freizeitaktivitäten etwas verändert, seit Sie hier an der Steinbeker Straße wohnen?«		

Tabelle III-50

Art der Veränderungen*		
Veränderung	Häufigkeit	Prozent
Aktivitäten haben abgenommen	8	29,6 %
Aktivitäten haben zugenommen	4	14,8 %
Mehr Fahrradfahrten	3	11,1 %
Mehr Freizeit im Garten verbracht	3	11,1 %
Kinderbetreuung dominiert die Freizeit	3	11,1 %
Mehr Zeit mit Nachbarn verbracht	3	11,1 %
Mehr Inline-Skaten	2	7,4 %
Mehr Freizeit in den Außenanlagen verbracht	2	7,4 %
Weniger Restaurantbesuche	1	3,7 %
Statt Discobesuche mehr kulturelle Veranstaltungen	1	3,7 %
Häufiger im Schrebergarten gewesen	1	3,7 %
Sonstige Veränderungen	2	7,4 %
Gesamt	27	100,0 %
*Die Frage III-50 lautete: »Was hat sich verändert?!«		

Tabelle III-51

Gründe für die Veränderung*		
Gründe	Häufigkeit	Prozent
Die Geburt des Kindes / der Kinder	6	16,2 %
Schlechte Verkehrsanbindung	6	16,2 %
Besitz eines Gartens	5	13,5 %
Außenanlagen gefallen	3	8,1 %
Fehlende Einrichtungen im Stadtteil Hamm-Süd	2	5,4 %
Veränderung der Interessen	2	5,4 %
Guter Kontakt zu Nachbarn	2	5,4 %
Viel Grün in der Nähe	2	5,4 %
Angst im Dunkeln an der Bushaltestelle zu warten	1	2,7 %
Großer Balkon wird intensiv genutzt	1	2,7 %
Sonstiges	6	16,2 %
Keine Angabe	1	2,7 %
Summe der Antworten	37	100 %
Gesamt: 26		
*Die Frage III-51-1 lautete: »Worin sehen Sie den Grund?«		

Tabelle III-50+III-51

Veränderungen in der Freizeitgestaltung*	Gründe für Veränderungen der Freizeitgestaltung**												
	Die Geburt des Kindes	Schlechte Verkehrsanbindung	Fehlende Einrichtungen im Stadtteil Hamm-Süd	Veränderung der Interessen	Außenanlagen gefallen	Angst im Dunkeln an der Bushaltestelle zu warten	Guter Kontakt zu Nachbarn	Großer Balkon wird intensiv genutzt	Besitz eines Gartens	Viel Grün in der Nähe	Sonstiges	Keine Angabe	Gesamt
Aktivitäten haben zugenommen				1			1				2	1	4
Aktivitäten haben abgenommen	1	5				1		1	1		1		8
Mehr Fahrradfahrten		1	2		1					2	2		3
Mehr Inline-Skaten		1	1		1					1	1		2
Weniger Restaurantbesuche			1							1	1		1
Mehr Freizeit im Garten verbracht	1								3				3
Mehr Freizeit in den Außenanlagen verbracht					2		1						2
Statt Discobesuche mehr kulturelle Veranstaltungen				1									1
Kinderbetreuung dominiert die Freizeit	3										1		3
Häufiger im Schrebergarten gewesen									1				1
Mehr Zeit mit Nachbarn verbracht					2		1		1				3
Sonstige Veränderungen	1												1
Gesamt	6	6	2	2	3	1	2	1	5	2	6	1	26
*Die Frage III-50 lautete: »Was hat sich verändert?«													
**Die Frage III-51 lautete: »Worin sehen Sie den Grund?«													

Tabelle III-52

Regelmäßig genutzte Infrastruktur Hamm-Süds und der näheren Umgebung*		
Einrichtung	Häufigkeit	Prozent
Spar-Markt, Süderstraße 312	29	49,2 %
Zeitungen / Lotto Wesche, Süderstraße 312	23	39,0 %
Bäcker Bandali, Süderstraße 312	18	30,5 %
Nutze Infrastruktur nicht regelmäßig	13	22,0 %
Sky-Markt, Eiffestraße 638	13	22,0 %
Schule Osterbrook, Osterbrook 17/19	7	11,9 %
Kindertagesstätte, Osterbrook 49	6	10,2 %
Bushaltestellen, Süderstraße	3	5,1 %
Feinkost Matzen, Süderstraße 269	3	5,1 %
Friseursalon Adolph, Süderstraße 312	2	3,4 %
Aral-Tankstelle, Eiffestraße 506	2	3,4 %
Penny, Hammer Landstraße 220	2	3,4 %
Shell-Tankstelle, Hammer Deich 1	2	3,4 %
EGN-Baumarkt, Grevenweg 121	1	1,7 %
Ev.-luth. Dankeskirche, Süderstraße 321	1	1,7 %
Grünanlage Aschberg, Rückersweg	1	1,7 %
Croque-Lagune, Eiffestraße 612	1	1,7 %
Hamburger Sparkasse, Hammer Landstraße 2, 124, 220	1	1,7 %
Plus, Hammer Landstraße 76	1	1,7 %
Schlecker, Hammer Landstraße 64	1	1,7 %
Spar-Markt / Intermarché, Droopweg 25	1	1,7 %
Wal-Mart, Beim Strohhouse 8	1	1,7 %
Gesamt	59	100,0 %
*Die Frage III-52 lautete: »Welche Geschäfte, Dienstleistungen und Einrichtungen in Hamm-Süd nutzen Sie und Ihr Haushalt regelmäßig?«		

Tabelle III-53

Haupt-Einkaufsstadtteil*		
Stadtteil	Häufigkeit	Prozent
Billstedt	24	40,7 %
Hamm-Mitte / -Nord	19	32,2 %
Horn	13	22,0 %
St. Georg	8	13,6 %
Borgfelde	7	11,9 %
Hamm-Süd	7	11,9 %
Oststeinbek	7	11,9 %
Wandsbek	7	11,9 %
Rothenburgsort	6	10,2 %
Innenstadt	5	8,5 %
Hamm-Nord	3	5,1 %
Harburg	2	3,4 %
Altona	1	1,7 %
Eilbek	1	1,7 %
Mümmelmannsberg	1	1,7 %
Barmbek	1	1,7 %
St. Pauli	1	1,7 %
Rotherbaum	1	1,7 %
Gesamt	59	100,0 %
*Die Frage III-53 lautete: »In welchem Stadtteil erledigen Sie Ihre alltäglichen Einkäufe am häufigsten?«		

Tabelle III-54

Reihenfolge der genutzten Verkehrsmittel von der Steinbeker Straße zum Einkaufsstadtteil*								
Verkehrsmittel	1.		2.		3.		4.	
	Häufigkeit	Prozent	Häufigkeit	Prozent	Häufigkeit	Prozent	Häufigkeit	Prozent
Zu Fuß	5	8,5 %	8	42,1 %				
Fahrrad	5	8,5 %			1	25,0 %		
Bus	6	10,2 %	3	15,8 %				
Eigenes Auto	41	69,5 %	2	10,5 %	1	25,0 %		
S-Bahn			2	10,5 %			1	100,0 %
U-Bahn			3	15,8 %	2	50,0 %		
Sonstiges	1	1,7 %	1	5,3 %				
Starte nicht von der Steinbeker Straße aus	1	1,7 %						
Gesamt	59	100,0 %	19	100,0 %	4	100,0 %	1	100,0 %

*Die Frage III-54 lautete: »Welche Verkehrsmittel nutzen Sie normalerweise um dorthin zu kommen, wenn Sie von der Steinbeker Straße aus starten?«

Tabelle III-55-1

Beurteilung der Busverbindungen bis 20:00 Uhr*		
Beurteilung	Häufigkeit	Prozent
Schlecht bis sehr schlecht	19	32,2 %
Ausreichend	6	10,2 %
o.k. / In Ordnung	14	23,7 %
Gut	18	30,5 %
Bus fährt zu selten	9	15,3 %
Bus fährt nicht in gewünschte Richtung	7	11,9 %
Busse sind unpünktlich	3	5,1 %
Weiß nicht	1	1,7 %
Nutze den Bus nicht	1	1,7 %
Keine Angabe	1	1,7 %
Gesamt	59	
*Die Frage III-55-1 lautete: »Wie beurteilen Sie die Busverbindungen in Hamm-Süd tagsüber?«		

Tabelle III-55-2

Beurteilung der Busverbindungen nach 20:00 Uhr*		
Beurteilung	Häufigkeit	Prozent
Schlecht bis sehr schlecht	36	61,0 %
Ausreichend	2	3,4 %
O.k. / In Ordnung	4	6,8 %
Gut	3	5,1 %
Bus fährt zu selten	3	5,1 %
Bus fährt nicht in gewünschte Richtung	3	5,1 %
Nutze den Bus abends nicht	5	8,5 %
Weiß nicht	7	11,9 %
Sonstiges	4	6,8 %
Keine Angabe	1	1,7 %
Gesamt	59	100,0 %
*Die Frage III-55-2 lautete: »Wie beurteilen Sie die Busverbindungen in Hamm-Süd abends?«		

Tabelle III-56

Beurteilung der Adresse Hamm-Süd nach 2 Jahren*		
	Häufigkeit	Prozent
Bessere Adresse	10	16,9 %
Gleich gute Adresse	13	22,0 %
Schlechtere Adresse	21	35,6 %
Vorheriger Stadtteil war Hamm-Süd	9	15,3 %
Keine Angabe	6	10,2 %
Gesamt	59	100,0 %
*Die Frage III-56 lautete: »Ist der Stadtteil Hamm-Süd nach Ihrer Meinung eine bessere Adresse als Ihrer vorheriger Stadtteil, eine gleich gute oder schlechtere Adresse?«		

Tabelle III-57

Persönliche Vorteile des Hallenhauswohnens*		
Vorteile	Häufigkeit	Prozent
Guter Kontakt zu Nachbarn	20	13,6 %
Helligkeit im Gebäude und der Wohnung	14	9,6 %
Kinder können Hallenbereich gut nutzen	12	8,2 %
Ruhe	8	5,5 %
Offenheit / Transparenz in der Halle	7	4,8 %
Ausblick auf und über die Bille	7	4,8 %
Halle kann vielseitig genutzt werden	7	4,8 %
Sicherheit in der Halle durch Beobachtung der Bewohner/innen	6	4,1 %
Geringer Verkehrslärm	5	3,4 %
Wohnung gefällt	5	3,4 %
Großes Treppenhaus gefällt	4	2,7 %
Gebäude verströmen freundliche Atmosphäre	4	2,7 %
Tiefgarage gefällt	4	2,7 %
Fahrstuhl	4	2,7 %
Garten	3	2,1 %
Man »kennt« seine Nachbarn zumindest vom Sehen her	3	2,1 %
Kinder haben ihr eigenes Zimmer	2	1,4 %
Konzept nachbarschaftlichen Wohnens gefällt	2	1,4 %
Kurzer Weg zur Arbeit	2	1,4 %
Angenehmes Wohnen	2	1,4 %
Verwandtschaft wohnt in der Nähe	2	1,4 %
Guter Service der BGFG	1	0,7 %
Ausflugsfahrten	1	0,7 %
Erschließung der Wohnung über eigene Tür und Podest gefällt	1	0,7 %
Moderne Architektur	1	0,7 %
Ich sehe keine Vorteile	5	3,4 %
Weiß nicht	2	1,4 %
Sonstiges	12	8,2 %
Summe der Antworten	146	100 %
Gesamt: 59		
*Die Frage III-57 lautete: »Worin sehen Sie für sich und Ihre Familie oder Ihren Haushalt die Vorteile des Wohnens in diesem Hallenhaus?«		

Tabelle III-58

Persönliche Nachteile des Hallenhauswohnens*		
Nachteile	Häufigkeit	Prozent
Kinder und Jugendliche verhalten sich zu laut	10	8,1%
Akustik in der Halle (Hall)	8	6,5%
Mangelnde Einkaufsmöglichkeiten	8	6,5%
Wetteranfälligkeit des Innenhofes	7	5,6%
Rückzug in Anonymität kaum möglich	6	4,8%
Zu wenig Parkplätze	6	4,8%
Fehlende medizinische Versorgung mit Arzt, Apotheke	5	4,0%
Schlechte / fehlende ÖPNV-Anbindung	5	4,0%
Schnee und Regen bilden Pfützen auf Podesten	4	3,2%
Fehlende Angebote / Einrichtungen im Stadtteil	3	2,4%
Kriminalität im Stadtteil	3	2,4%
Schlechter Ruf des Stadtteils durch Straßenprostitution	3	2,4%
Stauräume und -möglichkeiten unzureichend	3	2,4%
Baumängel	2	1,6%
Gleicher Schlüssel passt zu Türen mehrerer Neubauten	2	1,6%
Kinder und Jugendliche verschmutzen und beschädigen Halleneinrichtung	2	1,6%
Bewohner/innen verhalten sich teilweise verantwortungslos	2	1,6%
Seelsorge für ältere Bewohner/innen fehlt	2	1,6%
Verzögerung bei der Fertigstellung der Grünanlagen / Uferböschung	2	1,6%
Zu viele rasende Autofahrer/innen im Wohngebiet	2	1,6%
Besuchern fehlen Anhaltspunkte, die Wohnung zu finden	1	0,8%
Essensgerüche in der Halle stören	1	0,8%
Fehlende Regenrinne an Balkonen / Terrassen	1	0,8%
Hallenbeleuchtung zieht im Sommer lästige Insekten an	1	0,8%
Hunde verschmutzen Halle	1	0,8%
Müll auf den Podesten	1	0,8%

Tabelle III-58

Fortsetzung	Häufigkeit	Prozent
Abfall-Container teilweise überfüllt	1	0,8 %
Unfreiwillige Wahrnehmung des Alltags der Nachbarn manchmal unangenehm	1	0,8 %
Zu wenig Küchenschränke	1	0,8 %
Zuviel »Tratsch« unter den Bewohner/innen	1	0,8 %
Ich sehe keine Nachteile	12	9,7 %
Sonstiges	13	10,5 %
Keine Angabe	4	3,2 %
Summe der Antworten	124	100,0 %
Gesamt: 59		
*Die Frage III-58 lautete: »Worin sehen Sie für sich und Ihre Familie oder Ihren Haushalt die Nachteile des Wohnens in diesem Hallenhaus?«		

Tabelle III-61

Datum des Interviews der dritten Phase, 2 Jahre nach dem Einzug*			
Monat	Häufigkeit	Prozent	Kumulierte Prozente
März 2002	19	32,2 %	32,2 %
April 2002	27	45,8 %	78,0 %
Mai 2002	11	18,6 %	96,6 %
Juni 2002	2	3,4 %	100,0 %
Gesamt	59	100,0 %	
*Die Frage III-61 lautete: »Datum des Interviews.«			

Tabelle III-62

Beginn des Interviews der dritten Phase*			
Zeit	Häufigkeit	Prozent	Kumulierte Prozente
< 10:00	0	0,0 %	0,0 %
< 12:00	7	11,9 %	11,9 %
< 14:00	7	11,9 %	23,8 %
< 16:00	3	5,1 %	28,9 %
< 18:00	18	30,4 %	59,3 %
< 20:00	22	37,3 %	96,6 %
< 22:00	2	3,4 %	100,0 %
Gesamt	59	100,0 %	
*Die Frage III-62: »Beginn des Interviews.«			

Tabelle III-63

Dauer des dritten Interviews*			
Dauer	Häufigkeit	Prozent	Kumulierte Prozente
< 30 Minuten	0	0,0 %	0,0 %
< 45 Minuten	11	18,6 %	18,6 %
< 60 Minuten	13	22,0 %	40,6 %
< 75 Minuten	15	25,5 %	66,1 %
< 90 Minuten	10	16,9 %	83,0 %
< 105 Minuten	4	6,8 %	89,8 %
≥ 105 Minuten	6	10,2 %	100,0 %
Gesamt	59	100,0 %	
Durchschnitt	62 Minuten		
*Die Dauer des dritten Interviews ergibt sich aus der Differenz zwischen Frage III-63 »Ende des Interviews« und der Frage III-61 »Beginn des Interviews.«			

Tabelle III-64

Ort des dritten Interviews*		
Ort	Häufigkeit	Prozent
In der derzeitigen Wohnung der befragten Person	58	98,3 %
Sonstiger Ort	1	1,7 %
Gesamt	59	100,0 %
*Die Frage III-64 lautete: »Ort des Interviews.«		

Phasenübergreifende Tabellen

Tabelle I-34+II-15

Wohngeldbezug*				
	... vor dem Einzug		... nach dem Einzug	
	Häufigkeit	Prozent	Häufigkeit	Prozent
Ja	7	8,6 %	13	17,3 %
Nein	72	88,9 %	61	81,4 %
Keine Angabe	2	2,5 %	1	1,3 %
Gesamt	81	100,0 %	75	100,0 %
*Die Frage I-34, II-15 lautete: »Erhalten Sie Wohngeld?«				

Tabelle I-41+II-18+III-1

Hauptaufenthaltsorte des Mitglieds in der Wohnung*						
	... vor dem Einzug		½ Jahr nach dem Einzug		2 Jahre nach dem Einzug	
	Häufigkeit	Prozent	Häufigkeit	Prozent	Häufigkeit	Prozent
Wohnzimmer / Wohnbereich	61	75,3 %	57	76,0 %	53	89,8 %
Esszimmer / Essbereich	3	3,7 %	27	36,0 %	13	22,0 %
Küche	13	16,0 %	9	12,0 %	6	10,2 %
Kinderzimmer	4	4,9 %	5	6,7 %	2	3,4 %
Schlafzimmer	6	7,4 %	3	4,0 %	2	3,4 %
Schlaf- und Arbeitszimmer	5	6,2 %				
Wohn- und Arbeitszimmer	1	1,2 %	2	2,7 %	1	1,7 %
Garten			2	2,7 %	1	1,7 %
Balkon	4	4,9 %	1	1,3 %	1	1,7 %
Terrasse			1	1,3 %	3	5,1 %
Badezimmer			1	1,3 %		
Arbeitszimmer			1	1,3 %	2	3,4 %
Eigenes Zimmer (der in Rede stehenden Person)	2	2,5 %	1	1,3 %		
Büro			1	1,3 %		
Überall (Ein-Zimmer- oder Single-Wohnung)	5	6,2 %	4	5,3 %	2	3,4 %
Sonstiges			6	8,0 %		
Gesamt						

*Die Frage I-41, II-18 und III-1 lautete: »Wo in der Wohnung halten Sie sich überwiegend auf?«

Tabelle I-42+II-19+III-2

Haupttätigkeit des Mitglieds in der Wohnung*						
Haupttätigkeiten	... vor dem Einzug		½ Jahr nach dem Einzug		2 Jahre nach dem Einzug	
	Häufigkeit	Prozent	Häufigkeit	Prozent	Häufigkeit	Prozent
Alles	2	2,5 %	2	2,7 %		
Arbeiten	6	7,4 %	4	5,3 %	5	8,5 %
Basteln	4	4,9 %			2	3,4 %
Briefe schreiben	3	3,7 %	1	1,3 %	1	1,7 %
Bügeln	2	2,5 %				
Computertätigkeit	8	9,9 %	7	9,3 %	5	8,5 %
Entspannen	6	7,4 %	7	9,3 %	1	1,7 %
Essen	16	19,8 %	19	25,3 %	15	25,4 %
Familie leben	2	2,5 %			5	8,5 %
Fernsehen oder Videos schauen	48	59,3 %	43	57,3 %	44	74,6 %
Freunde und Besuch empfangen	8	9,9 %	2	2,7 %	14	23,7 %
Gartenarbeit					1	1,7 %
Grillen			1	1,3 %		
Handarbeiten	3	3,7 %	3	4,0 %	3	5,1 %
Handwerkliche Tätigkeiten	1	1,2 %	7	9,3 %		
Häusliche Arbeiten erledigen	6	7,4 %	2	2,7 %	1	1,7 %
Hobby ausüben	2	2,5 %	3	4,0 %	8	13,6 %
Internet			1	1,3 %	1	1,7 %
Kind betreuen	3	3,7 %	10	13,3 %	11	18,6 %
Kochen	8	9,9 %	3	4,0 %	3	5,1 %
Lernen			4	5,3 %	2	3,4 %
Lesen	38	46,9 %	29	38,7 %	27	45,8 %
Liegen	1	1,2 %			1	1,7 %
Mit Haustier beschäftigen			3	4,0 %		

Tabelle I-42+II-19+III-2

Fortsetzung vor dem Einzug		½ Jahr nach dem Einzug		2 Jahre nach dem Einzug	
	Häufigkeit	Prozent	Häufigkeit	Prozent	Häufigkeit	Prozent
Musik hören	15	18,5 %	8	10,7 %	4	6,8 %
Radio hören			8	10,7 %	1	1,7 %
Schlafen	15	18,5 %	5	6,7 %	4	6,8 %
Schulaufgaben erledigen	1	1,2 %	1	1,3 %	1	1,7 %
Sitzen	2	2,5 %	2	2,7 %	4	6,8 %
Spielen	16	19,8 %	11	14,7 %	3	5,1 %
Sport und Fitness	1	1,2 %	1	1,3 %		
Telefonieren	3	3,7 %	3	4,0 %	5	8,5 %
Unterhalten	9	11,1 %	21	28,0 %	18	30,5 %
Sonstiges	19	23,5 %	19	25,3 %	3	5,1 %
Keine Angabe			1	1,3 %		
Gesamt	81		75		59	100,0 %

*Die Frage I-42, II-19 und III-2 lautete: »Was machen Sie dort hauptsächlich?«

Tabelle I-43+II-20+III-3

Hauptaufenthaltsorte der Partnerin / des Partners in der Wohnung*						
Orte	... vor dem Einzug		½ Jahr nach dem Einzug		2 Jahre nach dem Einzug	
	Häufigkeit	Prozent	Häufigkeit	Prozent	Häufigkeit	Prozent
Arbeitszimmer	1	1,9 %	1	2,0 %	3	7,1 %
Badezimmer	3	5,8 %	1	2,0 %		
Balkon	2	3,8 %	1	2,0 %		
Eigenes Zimmer (der in Rede stehenden Person)					1	2,4 %
Esszimmer / Essbereich	1	1,9 %	16	32,7 %	9	21,4 %
Garten			1	2,0 %	1	2,4 %
Halle			1	2,0 %		
Kinderzimmer	2	3,8 %	3	6,1 %	2	4,8 %
Küche	11	21,2 %	10	20,4 %	5	11,9 %
Schlaf- und Arbeitszimmer			1	2,0 %		
Schlafzimmer	6	11,5 %	2	4,1 %	4	9,5 %
Sonstiges	1	1,9 %	1	2,0 %	2	4,8 %
Terrasse			1	2,0 %	1	2,4 %
Überall (Ein-Zimmer- oder Single-Wohnung)	4	7,7 %	1	2,0 %		
Wohn- und Arbeitszimmer	1	1,9 %	1	2,0 %		
Wohnzimmer Wohnbereich	34	65,4 %	39	79,6 %	34	81,0 %
Keine Angabe	6	11,5 %				
Gesamt	52		49		42	

*Die Frage I-43, II-20 und III-3 lautete: »Wo in der Wohnung hält sich Ihre Partnerin / Ihr Partner überwiegend auf?«

Tabelle I-44+II-21+III-4

Haupttätigkeiten der Partnerin / des Partners in der Wohnung*						
Haupttätigkeiten	... vor dem Einzug		½ Jahr nach dem Einzug		2 Jahre nach dem Einzug	
	Häufigkeit	Prozent	Häufigkeit	Prozent	Häufigkeit	Prozent
Alles mögliche			2	4,1 %		
Arbeiten			3	6,1 %	3	7,1 %
Basteln	2	3,8 %	4	8,2 %	3	7,1 %
Briefe schreiben					1	2,4 %
Bügeln	1	1,9 %				
Computertätigkeit	3	5,8 %	5	10,2 %	8	19,0 %
Entspannen	3	5,8 %	3	6,1 %	2	4,8 %
Essen	5	9,6 %	10	20,4 %	5	11,9 %
Familie leben	1	1,9 %			3	7,1 %
Fernsehen und Videos schauen	26	50,0 %	28	57,1 %	28	66,7 %
Freunde und Besuch empfangen	1	1,9 %	1	2,0 %	6	14,3 %
Grillen			1	2,0 %		
Handarbeiten	1	1,9 %	1	2,0 %	1	2,4 %
Handwerkliche Tätigkeiten			2	4,1 %		
Häusliche Arbeiten erledigen	13	25,0 %	8	16,3 %	5	11,9 %
Herausschauen			2	4,1 %		
Hobby ausüben	5	9,6 %	2	4,1 %	4	9,5 %
Internet			2	4,1 %		
Keine Angabe	5	9,6 %				
Kind betreuen	4	7,7 %	7	14,3 %	7	16,7 %
Kochen	6	11,5 %	5	10,2 %	4	9,5 %
Lernen	2	3,8 %	2	4,1 %		
Lesen	19	36,5 %	17	34,7 %	14	33,3 %
Musik hören	7	13,5 %	4	8,2 %	3	7,1 %

Tabelle I-44+II-21+III-4

Fortsetzung vor dem Einzug		½ Jahr nach dem Einzug		2 Jahre nach dem Einzug	
	Häufigkeit	Prozent	Häufigkeit	Prozent	Häufigkeit	Prozent
Radio hören			1	2,0 %	1	2,4 %
Schlafen	4	7,7 %	1	2,0 %	3	7,1 %
Schulaufgaben erledigen					1	2,4 %
Sitzen	1	1,9 %			1	2,4 %
Sonstiges	12	23,1 %	8	16,3 %		
Spielen	7	13,5 %	7	14,3 %	1	2,4 %
Sport und Fitness	1	1,9 %				
Telefonieren			1	2,0 %		
Unterhalten	3	5,8 %	14	28,6 %	12	28,6 %
Gesamt	52	100,0 %	49	100,0 %	42	100,0 %

*Die Frage I-44, II-21 und III-4 lautete: »Was macht sie / er dort hauptsächlich?«

Tabelle I-45+II-22+III-5

Hauptaufenthaltsorte des Kindes / der Kinder in der Wohnung*						
Orte	... vor dem Einzug		½ Jahr nach dem Einzug		2 Jahre nach dem Einzug	
	Häufigkeit	Prozent	Häufigkeit	Prozent	Häufigkeit	Prozent
Badezimmer	1	2,7 %			1	2,9 %
Balkon	1	2,7 %				
Büro			1	2,4 %		
Esszimmer und Essbereich					8	22,9 %
Garten					1	2,9 %
Kinderzimmer	24	64,9 %	30	71,4 %	30	85,7 %
Küche	2	5,4 %	1	2,4 %	1	2,9 %
Schlafzimmer	2	5,4 %	1	2,4 %		
Sonstiges	5	13,5 %	4	9,5 %	1	2,9 %
Überall (Ein-Zimmer oder Single-Wohnung)			4	9,5 %		
Wohnzimmer und Wohnbereich	13	35,1 %	18	42,9 %	21	60,0 %
Gesamt	37		42		35	

*Die Frage I-45, II-22 und III-5 lautete: »Wo in der Wohnung halten sich die Kinder überwiegend auf?«

Tabelle I-46+II-23+III-6

Haupttätigkeiten des Kindes / der Kinder in der Wohnung*						
Haupttätigkeiten	... vor dem Einzug		½ Jahr nach dem Einzug		2 Jahre nach dem Einzug	
	Häufigkeit	Prozent	Häufigkeit	Prozent	Häufigkeit	Prozent
Spielen	29	78,4 %	34	81,0	30	85,7 %
Schlafen	9	24,3 %	6	14,3	4	11,4 %
Fernsehen und oder Videos schauen	8	21,6 %	9	21,4	12	34,3 %
Schulaufgaben erledigen	7	18,9 %	5	11,9	9	25,7 %
Musik hören	4	10,8 %	4	9,5	3	8,6 %
Computertätigkeit	3	8,1 %	2	4,8	5	14,3 %
Lernen	3	8,1 %	3	7,1	1	2,9 %
Essen	2	5,4 %	3	7,1	3	8,6 %
Freunde und Besuch empfangen	2	5,4 %	4	9,5	5	14,3 %
Lesen	2	5,4 %	1	2,4	2	5,7 %
Telefonieren	1	2,7 %				
Basteln			4	9,5	3	8,6 %
Hobby ausüben					6	17,1 %
Mit Haustier beschäftigen			1	2,4		
Unterhalten			2	4,8	1	2,9 %
Sonstiges	5	13,5 %	1	2,4	3	8,6 %
Keine Angabe	1	2,7 %				
Gesamt	37		42		35	

*Die Frage I-46, II-23 und III-6 lautete: »Was machen sie [die Kinder] dort hauptsächlich?«

Tabelle I-54+II-33+III-16

Rege Nachbarschaftskontakte*						
	... vor dem Einzug		½ Jahr nach dem Einzug		2 Jahre nach dem Einzug	
	Häufigkeit	Prozent	Häufigkeit	Prozent	Häufigkeit	Prozent
Ja	35	43,2 %	62	82,7 %	46	78,0 %
Nein	43	53,1 %	10	13,3 %	10	16,9 %
Weiß nicht	3	3,7 %	3	4,0 %	3	5,1 %
Gesamt	81	100,0 %	75	100,0 %	59	100,0 %

*Die Frage I-54, II-33 und III-16 lautete: »Bestehen unter den Bewohnern in Ihrem Haus rege Nachbarschaftskontakte?«

Tabelle I-55+II-37

Hilfsbereite Nachbarn*				
	... vor dem Einzug		½ Jahr nach dem Einzug	
	Häufigkeit	Prozent	Häufigkeit	Prozent
Ja	58	71,6 %	64	85,3 %
Nein	23	28,4 %	2	2,7 %
Weiß nicht			9	12,0 %
Gesamt	81	100,0 %	75	100,0 %

*Die Frage I-55 und II-37 lautete: »Gibt es Nachbarn in Ihrem derzeitigen Haus, die Ihnen behilflich sind, wenn Sie es wünschen?«

Tabelle I-56+II-38

Nachbarschaftsbesuche*				
	... vor dem Einzug		½ Jahr nach dem Einzug	
	Häufigkeit	Prozent	Häufigkeit	Prozent
Ja	36	44,4 %	42	56,0 %
Nein	45	55,6 %	33	44,0 %
Gesamt	81	100,0 %	75	100,0 %

*Die Frage I-56 und II-38 lautete: »Besuchen Sie manchmal Ihre Nachbarn im Haus oder in der Wohnanlage?«

Tabelle I-60+II-54

Wohnzufriedenheit im Vergleich*								
Wohnzufriedenheit	Schulnoten					Keine Angabe	Gesamt	Durchschnitt
	1	2	3	4	5			
Vor dem Einzug	4	18	25	18	16	0	81	3,30
½ Jahr nach dem Einzug	37	28	8	0	1	1	75	1,63

*Die Frage I-60 und II-54 lautete: »Wie zufrieden sind Sie mit Ihrer derzeitigen Wohnsituation insgesamt? Bitte vergeben Sie eine Note zwischen 1 und 5. 1 bedeutet sehr gut, 5 bedeutet sehr schlecht.«

Tabelle I-70+II-46+III-56

Beurteilung der Adresse Hamm-Süd						
	... vor dem Einzug*		½ Jahr nach dem Einzug**		2 Jahre nach dem Einzug**	
	Häufigkeit	Prozent	Häufigkeit	Prozent	Häufigkeit	Prozent
Bessere Adresse	16	19,8 %	18	24,0 %	10	16,9 %
Gleich gute Adresse	25	30,9 %	18	24,0 %	13	22,0 %
Schlechtere Adresse	21	25,9 %	26	34,7 %	21	35,6 %
Derzeitiger Stadtteil ist Hamm-Süd	11	13,6 %				
Vorheriger Stadtteil war Hamm-Süd			8	10,7 %	9	15,3 %
Keine Angabe	8	9,9 %	5	6,6 %	6	10,2 %
Gesamt	81	100,0 %	75	100,0 %	59	100,0 %

*Die Frage I-70 lautete: »Ist der Stadtteil Hamm-Süd nach Ihrer Meinung eine bessere Adresse als Ihr derzeitiger Stadtteil, eine gleich gute oder eine schlechtere Adresse?«

**Die Frage II-46 und III-56 lautete: »Ist der Stadtteil Hamm-Süd nach Ihrer Meinung eine bessere Adresse als Ihr vorheriger Stadtteil, eine gleich gute oder eine schlechtere Adresse?«

Tabelle I-79+III-39

Wandel der spontanen Meinung zu Wohnungsgenossenschaften				
Meinungen	... vor dem Einzug*		... 2 Jahre nach dem Einzug**	
	Häufigkeit	Prozent	Häufigkeit	Prozent
Nichts	16	18,0 %	5	4,4 %
Günstige Miete oder Nutzungsgebühr	11	12,4 %	10	8,8 %
Zu bürokratisches Handeln	11	12,4 %	6	5,3 %
Guter Informationsfluss zwischen Genossenschaft und Mitglied	7	8,0 %	8	7,0 %
Vorteilhaftere vertragliche Regelungen	7	8,0 %	7	6,1 %
Genossenschaftsanteile	5	5,6 %	8	7,0 %
Gute Pflege der Wohnanlage	5	5,6 %	6	5,3 %
Gemeinnützigkeit	5	5,6 %	1	0,9 %
Solidarität, Gemeinschaft	2	2,2 %	3	2,6 %
Kündigungsschutz / Sicheres Wohnen	1	1,1 %	9	7,9 %
Mitbestimmungsmöglichkeiten	1	1,1 %	1	0,9 %
Schnelle Behebung der Anliegen und Mängel	1	1,1 %	10	8,8 %
Sonstiges	2	2,2 %	5	4,4 %
Ansprechpartner gut erreichbar	6	6,7 %		
Gute Betreuung durch Hausverwalter	6	6,7 %		
Dividende	2	2,2 %		
Schlechte Sprechzeiten	1	1,1 %		
Langsame Erledigung von Anliegen			7	6,1 %
Genossenschaft organisiert / bietet Angebote für Mieter / Mitglieder			6	5,3 %
Großes Wohnungsangebot			3	2,6 %
Eintritt in die Genossenschaft schwierig			3	2,6 %
Verantwortlichkeit			2	1,8 %

Fortsetzung			2	1,8 %
Ausflüge für Senioren				
(Gefühl) als Miteigentümer durch Genossenschaftsanteile			2	1,8 %
Miete / Nutzungsgebühr nicht günstig			2	1,8 %
Summe der Antworten	89	100 %	114 %	100 %
<p>*Die Frage I-79 lautete: »Was fällt Ihnen spontan zu Wohnungsgenossenschaften ein?« Gesamt: 59 von 81.</p> <p>**Die Frage III-39 lautete: »Was fällt Ihnen spontan zu Wohnungsgenossenschaften ein?« Gesamt: 59.</p>				

Tabelle I-82+III-48

Übersicht über die durchschnittliche jährliche Häufigkeit ausgewählter Freizeitaktivitäten		
Aktivität	1 Jahr vor dem Einzug*	2 Jahre nach dem Einzug*
	Durchschnitt	Durchschnitt
-1 Kinobesuch	4,94	2,89
-2 Besuch einer Sportveranstaltungen	5,98	2,75
-3 Urlaubsreise	1,51	1,89
-4 Konzertbesuch	1,44	2,86
-5 Besuch eines Wildparks oder Zoos	2,04	1,61
-6 Besuch des Doms oder eines Freizeitparks	1,75	1,88

*Die Frage I-82-... und III-48-... lautete: »Wie oft in etwa haben sie innerhalb des letzten Jahres folgendes [1-6] unternommen?«

Tabelle I-82-1+III-48-1

Kinobesuche*...						
Anzahl	vor dem Einzug			2 Jahre nach dem Einzug		
	Häufigkeit	Prozent	Kumulierte Pro-zente	Häufigkeit	Prozent	Kumu-lierte Pro-zente
0	27	33,3 %	33,8 %	30	50,8 %	50,8 %
1	9	11,1 %	45,0 %	3	5,1 %	55,9 %
2	10	12,3 %	57,5 %	8	13,6 %	69,5 %
3	6	7,4 %	65,0 %	3	5,1 %	74,6 %
4	8	9,9 %	75,0 %	1	1,7 %	76,3 %
5	1	1,2 %	76,3 %	4	6,8 %	83,1 %
6	2	2,5 %	78,8 %	3	5,1 %	88,2 %
≤9	4	5,0 %	83,8 %	0	0,0 %	88,2 %
≤12	3	3,7 %	87,5 %	3	5,1 %	93,3 %
> 12	10	12,3 %	100,0 %	4	6,8 %	100,0 %
Weiß nicht	1	1,2 %				
Gesamt	81	100,0 %		59	100,0 %	
Durchschnitt	4,94			2,89		

*Die Frage I-82-1 und III-48-1 lautete: »Wie oft in etwa haben sie innerhalb des letzten Jahres folgendes unternommen?«

Tabelle I-82-2+III-48-2

Besuch von Sportveranstaltungen*...						
Anzahl	vor dem Einzug			2 Jahre nach dem Einzug		
	Häufigkeit	Prozent	Kumulierte Pro-zente	Häufigkeit	Prozent	Kumu-lierte Pro-zente
0	45	55,6 %	60,0 %	44	74,6 %	74,6 %
1	2	2,5 %	62,7 %	3	5,1 %	79,7 %
2	6	7,4 %	70,7 %	2	3,4 %	83,1 %
3	4	4,9 %	76,0 %	3	5,1 %	88,2 %
4	1	1,2 %	77,3 %			
5	2	2,5 %	80,0 %	1	1,7 %	89,9 %
6	1	1,2 %	81,3 %			
≤ 9	1	1,2 %	82,7 %			
≤ 12	4	4,9 %	88,0 %	1	1,7 %	91,6 %
> 12	9	11,0 %	100,0 %	5	8,5 %	100,0 %
Weiß nicht	6	7,4 %				
Gesamt	81	100,0 %		59	100,0 %	
Durchschnitt	5,98			2,75		
*Die Frage I-82-2 und III-48-2 lautete: »Wie oft in etwa haben sie innerhalb des letzten Jahres folgendes unternommen?«						

Tabelle I-82-3+III-48-3

Urlaubsreise*...						
Anzahl	... vor dem Einzug			2 Jahre nach dem Einzug		
	Häufigkeit	Prozent	Kumulierte Pro-zente	Häufigkeit	Prozent	Kumu-lierte Pro-zente
0	29	35,8 %	37,2 %	17	28,8 %	28,8 %
1	21	25,9 %	64,1 %	23	39,0 %	67,8 %
2	16	19,8 %	84,6 %	14	23,7 %	91,5 %
3	5	6,2 %	91,0 %	5	8,5 %	100,0 %
4	4	4,9 %	96,2 %			
5	1	1,2 %	97,4 %			
≤ 9	1	1,2 %	98,7 %			
> 12	1	1,2 %	100,0 %			
Weiß nicht	3	3,7 %				
Gesamt	81	99,9 %		59	100,0 %	
Durchschnitt	1,51			1,89		

*Die Frage I-82-3 und III-48-3 lautete: »Wie oft in etwa haben sie innerhalb des letzten Jahres folgendes unternommen?«

Tabelle I-82-4+III-48-4

Konzertbesuche*						
Anzahl	... vor dem Einzug			2 Jahre nach dem Einzug		
	Häufigkeit	Prozent	Kumulierte Pro-zente	Häufigkeit	Prozent	Kumu-lierte Pro-zente
0	43	53,1 %	54,4 %	38	64,4 %	64,4 %
1	10	12,3 %	67,1 %	7	11,9 %	76,3 %
2	15	18,5 %	86,1 %	4	6,8 %	83,1 %
3	2	2,5 %	88,6 %	2	3,4 %	86,4 %
4	2	2,5 %	91,1 %	3	5,1 %	91,5 %
5	2	2,5 %	93,7 %	2	3,4 %	94,9 %
≤ 9	1	1,2 %	94,9 %			
≤ 12	4	4,9 %	100,0 %			
> 12				3	5,1 %	100,0 %
Weiß nicht	2	2,5 %				
Gesamt	81	100,0 %		59	100,0 %	
Durchschnitt	1,44			2,86		
*Die Frage I-82-4 und III-48-4 lautete: »Wie oft in etwa haben sie innerhalb des letzten Jahres folgendes unternommen?«						

Tabelle I-82-5+III-48-5

Besuch eines Wildparks oder Zoos*						
Anzahl	... vor dem Einzug			2 Jahre nach dem Einzug		
	Häufigkeit	Prozent	Kumulierte Pro-zente	Häufigkeit	Prozent	Kumu-lierte Pro-zente
0	35	43,2 %	46,7 %	31	52,5 %	52,5 %
1	15	18,5 %	66,7 %	10	16,9 %	69,5 %
2	11	13,6 %	81,3 %	8	13,6 %	83,1 %
3	2	2,5 %	84,0 %	5	8,5 %	91,5 %
4	6	7,4 %	92,0 %	1	1,7 %	93,2 %
5	2	2,5 %	94,7 %	1	1,7 %	94,9 %
≤ 9	2	2,5 %	97,3 %	1	1,7 %	96,6 %
≤ 12	1	1,2 %	98,7 %	1	1,7 %	98,3 %
> 12	1	1,2 %	100,0 %	1	1,7 %	100,0 %
Weiß nicht	6	7,4 %				
Gesamt	81	100,0 %		59	100,0 %	
Durchschnitt	2,04			1,61		
*Die Frage I-82-5 und III-48-5 lautete. »Wie oft in etwa haben sie innerhalb des letzten Jahres folgendes unternommen?«						

Tabelle I-82-6+III-48-6

Besuch des Doms oder eines Freizeitparks*						
Anzahl	vor dem Einzug			2 Jahre nach dem Einzug		
	Häufigkeit	Prozent	Kumulierte Pro-zente	Häufigkeit	Prozent	Kumu-lierte Pro-zente
0	24	29,6 %	31,6 %	23	39,0 %	39,0 %
1	19	23,5 %	56,6 %	9	15,3 %	54,2 %
2	11	13,6 %	71,1 %	7	11,9 %	66,1 %
3	12	14,8 %	86,8 %	7	11,9 %	78,0 %
4	5	6,2 %	93,4 %	9	15,3 %	93,2 %
5	2	2,5 %	96,1 %			
6	1	1,2 %	97,4 %	1	1,7 %	94,9 %
≤ 9				2	3,4 %	98,3 %
≤ 12	2	2,5 %	100,0 %	1	1,7 %	100,0 %
Weiß nicht	5	6,2 %				
Gesamt	81	100,0 %		59	100,0 %	
Durchschnitt	1,75			1,88		

*Die Frage I-82-6 und III-48-6 lauteten: »Wie oft in etwa haben sie innerhalb des letzten Jahres folgendes unternommen?«

Tabelle II-6+II-7

Pauschale Beurteilung des Wohnungsschnitts und der Raumgröße				
Beurteilungen***	Wohnungsschnitt*		Raumgröße**	
	Häufigkeit	Prozent	Häufigkeit	Prozent
Sehr gut (optimal, wunderbar)	13	17,3 %	12	16,2 %
Gut (schön, gefällt)	27	36,0 %	10	13,5 %
O.k., zufrieden stellend	18	24,0 %	21	28,4 %
Ausreichend	0	0,0 %	3	4,1 %
Nicht gut	3	4,0 %	3	4,1 %

*Die Frage II-7 lautete: »Was meinen Sie zu dem Schnitt der Wohnung?«
**Die Frage II-6 lautete: »Was halten Sie von der Größe der einzelnen Räume?«
***Berücksichtigt werden hier jeweils nur pauschale Beurteilungen.

Tabelle II-12+III-10

Auszug wohnungsbezogener Änderungsvorschläge				
Vorschläge***	nach ½ Jahren*		nach 2 Jahren**	
	Häufigkeit	Prozent	Häufigkeit	Prozent
Wohnungseingang vor Regen bzw. Schnee schützen	6	11,1 %	-	-
Heizkörper stellplatzfreundlicher montieren	6	11,1 %	-	-
Flur kürzen und / oder verbreitern	5	9,3 %	3	7,3 %
Zusätzlicher oder größerer Balkon	5	9,3 %	-	-
Küche vergrößern	4	7,4 %	11	26,8 %
Regenrinne bzw. Vordach für Balkon, Terrasse etc.	4	7,4 %		
Schlafzimmer »quadratischer« ausführen oder vergrößern	4	7,4 %	7	17,1 %
»Tote Ecken« in Stellflächen oder -möglichkeiten verwandeln	4	7,4 %		
Räume allgemein »quadratischer« ausführen	4	7,4 %	5	12,2 %
Zusätzliche Trennung von Wohnungseingang und Wohnbereich			4	9,8 %
Glasschiebetür entfernen beziehungsweise durch blickdichte Türen ersetzen			4	9,8 %
Bad vergrößern			3	7,3 %
Fenster gegenüber Fahrstuhlür bzw. neben Treppenaufgang vor unfreiwilligen Blicken schützen	3	5,6 %		
Kinderzimmer »quadratischer« ausführen oder vergrößern	3	5,6 %	3	7,3 %
Raumteiler ermöglichen	3	5,6 %	1	2,4 %
Zusätzliche Steckdosen	3	5,6 %		
Summe der Antworten	54	100 %	41	100 %
	Gesamt: 57		Gesamt: 47	
*Die Frage II-12 lautete: »Was hätte die Architektin an der Wohnung eventuell anders planen sollen?«				
**Die Frage III-10 lautete: »Was wäre das [was Sie gerne an Ihrer Wohnung ändern würden]?«				
***Berücksichtigt werden hier nur Vorschläge mit mindestens 3 Nennungen (5 %).				

Tabelle II-24-1+III-8-1

Entfaltung des Mitglieds in der neuen Wohnung ...				
	... ½ Jahr nach dem Einzug*		... 2 Jahre nach dem Einzug**	
	Häufigkeit	Prozent	Häufigkeit	Prozent
Besser	51	68,0 %	42	71,2 %
Genauso	18	24,0 %	10	16,9 %
Schlechter	3	4,0 %	7	11,9 %
Keine Angabe	3	4,0 %	0	0,0 %
Gesamt	75	100,0 %	59	100,0 %

*Die Frage II-24-1 lautete: »Wer aus Ihrem Haushalt kann sich insgesamt schlechter, genauso oder besser entfalten als in der alten Wohnung?«

**Die Frage III-8-1 lautete: »Wer aus Ihrem Haushalt kann sich in der neuen Wohnung insgesamt schlechter, genauso oder besser Entfalten als in der alten Wohnung?«

Tabelle II-35+III-31

Intensität der Nachbarschaftskontakte*				
	½ Jahr nach dem Einzug		2 Jahre nach dem Einzug	
	Häufigkeit	Prozent	Häufigkeit	Prozent
Kontakt genau richtig so	64	85,3 %	53	89,8 %
Mehr Kontakt erwünscht	10	13,3 %	6	10,2 %
Weniger Kontakt erwünscht	1	1,3 %	0	0,0 %
Gesamt	75	100,0 %	59	100,0 %

*Die Frage II-35 und III-31 lautete: »Wünschen Sie sich mehr oder weniger Kontakt zu den Nachbarn, oder ist es gerade richtig?«

Tabelle II-36+III-17

Unterscheidungsvermögen zwischen Nachbarn und Fremden*				
	½ Jahr nach dem Einzug		2 Jahre nach dem Einzug	
	Häufigkeit	Prozent	Häufigkeit	Prozent
Ja	50	66,7 %	44	74,6 %
Nein	23	30,7 %	11	18,6 %
Weiß nicht	2	2,7 %	4	6,8 %
Gesamt	75	100,0 %	59	100,0 %

*Die Frage II-36 und III-17 lautete: »Können Sie in Ihrer Halle die Mehrheit Ihrer Nachbarn von Fremden unterscheiden?«

Tabelle II-55 und III-11

Umzugsüberlegungen*				
	½ Jahr nach dem Einzug		2 Jahre nach dem Einzug	
	Häufigkeit	Prozent	Häufigkeit	Prozent
Ja	13	17,3 %	14	24,1 %
Nein	62	82,7 %	42	72,4 %
Keine Angabe			2	3,4 %
Gesamt	75	100,0 %	58	100,0 %

*Die Frage II-55 und III-11 lautete: »Überlegen Sie zur Zeit wieder umzuziehen?«

Tabelle I-26 + Grundrissangaben

Wohnflächengewinne und -verluste*			
Wohnung in der Steinbeker Straße		Vorherige Wohnung	
Raumzahl	Durchschnittliche Quadratmeterzahl	Durchschnittliche Quadratmeterzahl	Durchschnittliche Raumzahl
1-Raum	43,4 qm	42,9 qm	1,8
1 2/2-, 2- und 2 1/2-Räume	60,0 qm	64,3 qm	2,3
3 Räume	73,5 qm	59,5 qm	2,4
3 2/2- und 4-Räume	89,4 qm	70,9 qm	2,8
Gesamtdurchschnitt	66,6 qm	59,4 qm	
*Die Berechnungen basieren auf der Frage I-26 Quadratmeterzahl der alten Wohnung und den Wohnungsgrößen laut Grundriss.			



Hallenhausfotos

Nord-Treppe Steinbeker Straße 4-6

August 2000



Nord-Treppe Steinbeker Straße 4-6

September 2001



Nord-Treppe Steinbeker Straße 4-6

August 2002

Nord-Treppe Steinbeker Straße 8-10
August 2000



Nord-Treppe Steinbeker Straße 8-10
September 2001



Nord-Treppe Steinbeker Straße 8-10
August 2002





Nord-Treppe Steinbeker Straße 12-14
August 2000



Nord-Treppe Steinbeker Straße 12-14
September 2001



Nord-Treppe Steinbeker Straße 12-14
August 2002

Nord-Treppe Steinbeker Straße 16-18
August 2000



Nord-Treppe Steinbeker Straße 16-18
September 2001

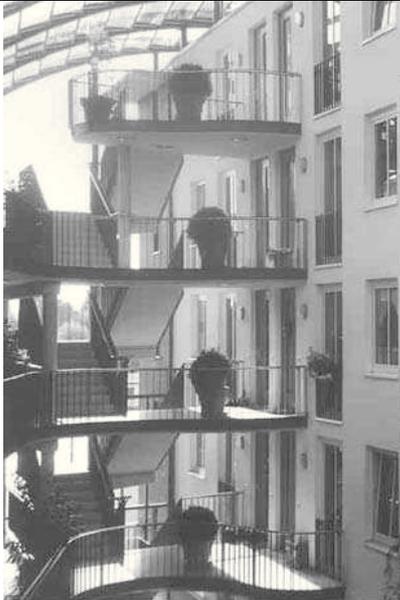


Nord-Treppe Steinbeker Straße 16-18
August 2002





Süd-Treppe Steinbeker Straße 4-6
August 2000



Süd-Treppe Steinbeker Straße 4-6
September 2001



Süd-Treppe Steinbeker Straße 4-6
Außenansicht
August 2002

Süd-Treppe Steinbeker Straße 8-10
August 2000



Süd-Treppe Steinbeker Straße 8-10
September 2001



Süd-Treppe Steinbeker Straße 8-10
August 2002





Süd-Treppe Steinbeker Straße 12-14
August 2000



Süd-Treppe Steinbeker Straße 12-14
September 2001



Süd-Treppe Steinbeker Straße 12-14
August 2002

Süd-Treppe Steinbeker Straße 16-18
August 2000



Süd-Treppe Steinbeker Straße 16-18
September 2001

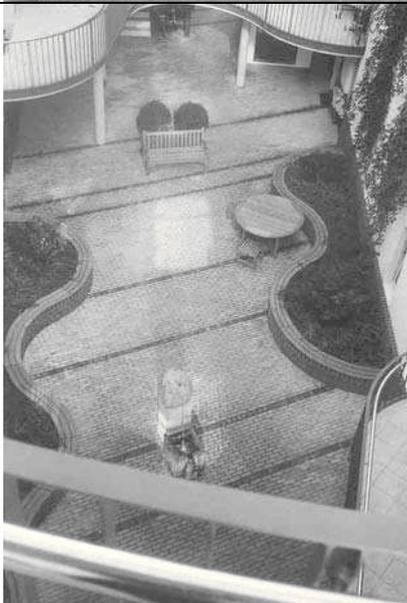


Süd-Treppe Steinbeker Straße 16-18
August 2002





Bodenansicht Steinbeker Straße 4-6
August 2000



Bodenansicht Steinbeker Straße 4-6
September 2001



Bodenansicht Steinbeker Straße 4-6
August 2002

Bodenansicht Steinbeker Straße 8-10
August 2000



Bodenansicht Steinbeker Straße 8-10
September 2001



Bodenansicht Steinbeker Straße 8-10
August 2002





Bodenansicht Steinbeker Straße 12-14
August 2000



Bodenansicht Steinbeker Straße 12-14
September 2001



Bodenansicht Steinbeker Straße 12-14
August 2002

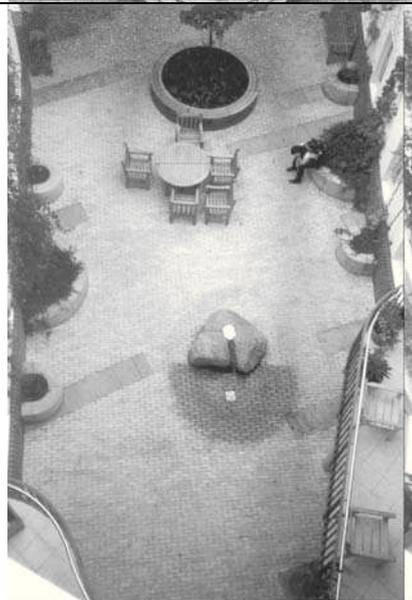
Bodenansicht Steinbeker Straße 16-18
August 2000



Bodenansicht Steinbeker Straße 16-18
September 2001



Bodenansicht Steinbeker Straße 16-18
August 2002





Kinderwagen
Steinbeker Straße 8-10
August 2000



Kinderwagen Steinbeker Straße 4-6
April 2001



»Kinderwagen«
Steinbeker Straße 8-10
September 2001

Sitzgelegenheit Steinbeker Straße

4-6

August 2000



Sitzgelegenheit Steinbeker Straße

4-6

Dezember 2000



Sitzgelegenheit Steinbeker Stra-

ße 4-6

Dezember 2000





**Sitzgelegenheit Steinbeker Straße 8-10
November 2000**



**Sitzgelegenheit Steinbeker Straße 8-10
Juni 2001**



**Sitzgelegenheit Steinbeker
Straße 8-10
August 2002**

**Sitzgelegenheit Steinbeker Straße 12-14
August 2000**



**Sitzgelegenheit Steinbeker Straße 12-14
Juli 2001**



**Sitzgelegenheit Steinbeker Straße 12-14
August 2002**





Sitzgelegenheit Steinbeker Straße 16-18
August 2000



Sitzgelegenheit Steinbeker Straße 16-18
September 2001



Sitzgelegenheit Steinbeker Straße 16-18
August 2002

Hallengestaltung
Steinbeker Straße 8-10
September 2000



Hallengestaltung
Steinbeker Straße 12-14
März 2001



Hallengestaltung
Steinbeker Straße 12-14
August 2002



Hallengestaltung
Steinbeker Straße 16-18
August 2002





**Außenbereich
Spielplatz
September 2000
Foto: A. Voß**



**Außenbereich
Straßenseitiger Vorplatz
Steinbeker Straße 4-6
März 2000**



**Außenbereich
Park, westlich der Steinbeker
Straße 4-6
August 2002**



**Außenbereich
Öffentlicher Weg gesäumt von
Bänken, Spielplätzen, Hallenhäu-
sern zur Linken und der Bille zur
Rechten
August 2002**

Gärten

Steinbeker Straße

Juni 2001



Gärten

Steinbeker Straße

September 2001



Gärten

Steinbeker Straße

September 2001



Gärten

Steinbeker Straße

September 2001





Loggien
Steinbeker Straße 10
Mai 2000



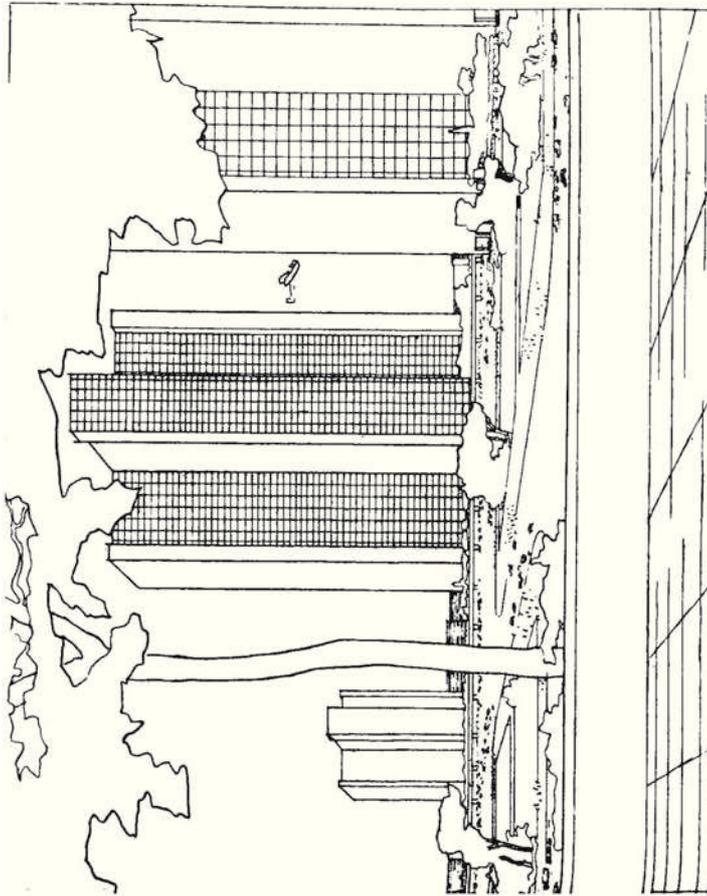
Loggien
Steinbeker Straße 16-18
Juni 2001



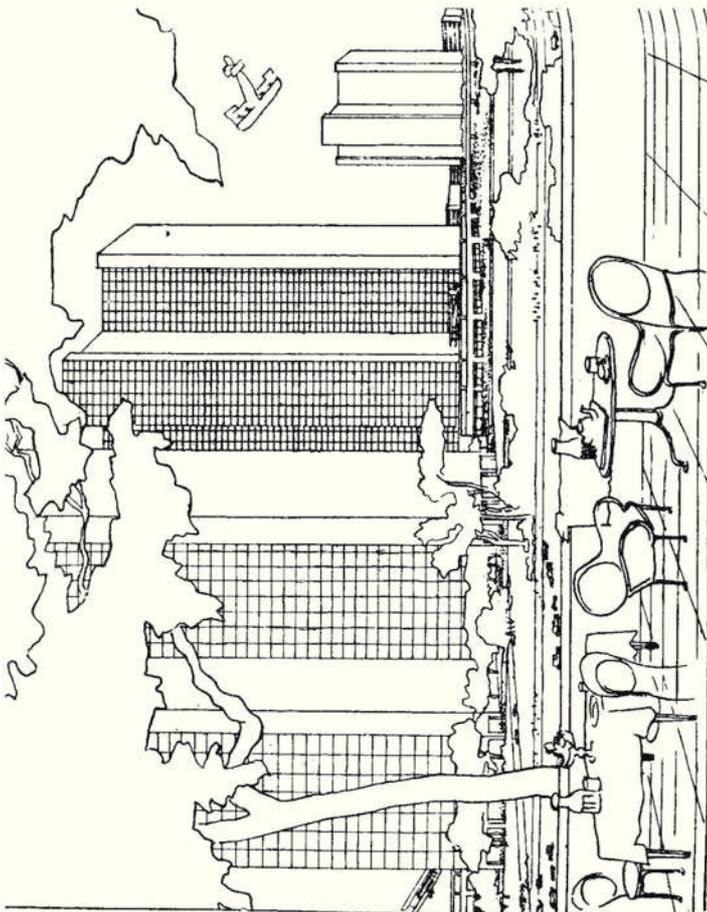
Loggien
Steinbeker Straße
September 2001

**Abbildung M
1: Stadt der
Gegenwart
für 3 Millionen
Menschen**

Le Corbusier
1979,
S. 206 f.



lischen Garten. Wir sind im Stadtzentrum selbst, da, wo Bevölkerung und Verkehr am stärksten sind; ein ungeheurer Raum ist zu ihrer Aufnahme vorhanden. Die Terrassen der sich aufstufenden Cafés bilden besuchte Boulevards. Die Theater, öffentlichen Säle usw. befinden sich zwischen den Wolkenkratzern inmitten der Bäume



Eine Stadt der Gegenwart: Das Zentrum der City, von der Terrasse eines der Terrassencafés gesehen, die den Bahnhofplatz umgeben. Man sieht den Bahnhof zwischen den beiden Wolkenkratzern links, nur wenig über den Erdboden erhöht. Aus dem Bahnhof hervor kommt die Autobahn und führt nach rechts zu dem Eng-

Abbildung M 2: Bebauungsplan Hamm-Süd 5, westliche Hälfte

Quelle: BGFG 1996a, S. 32

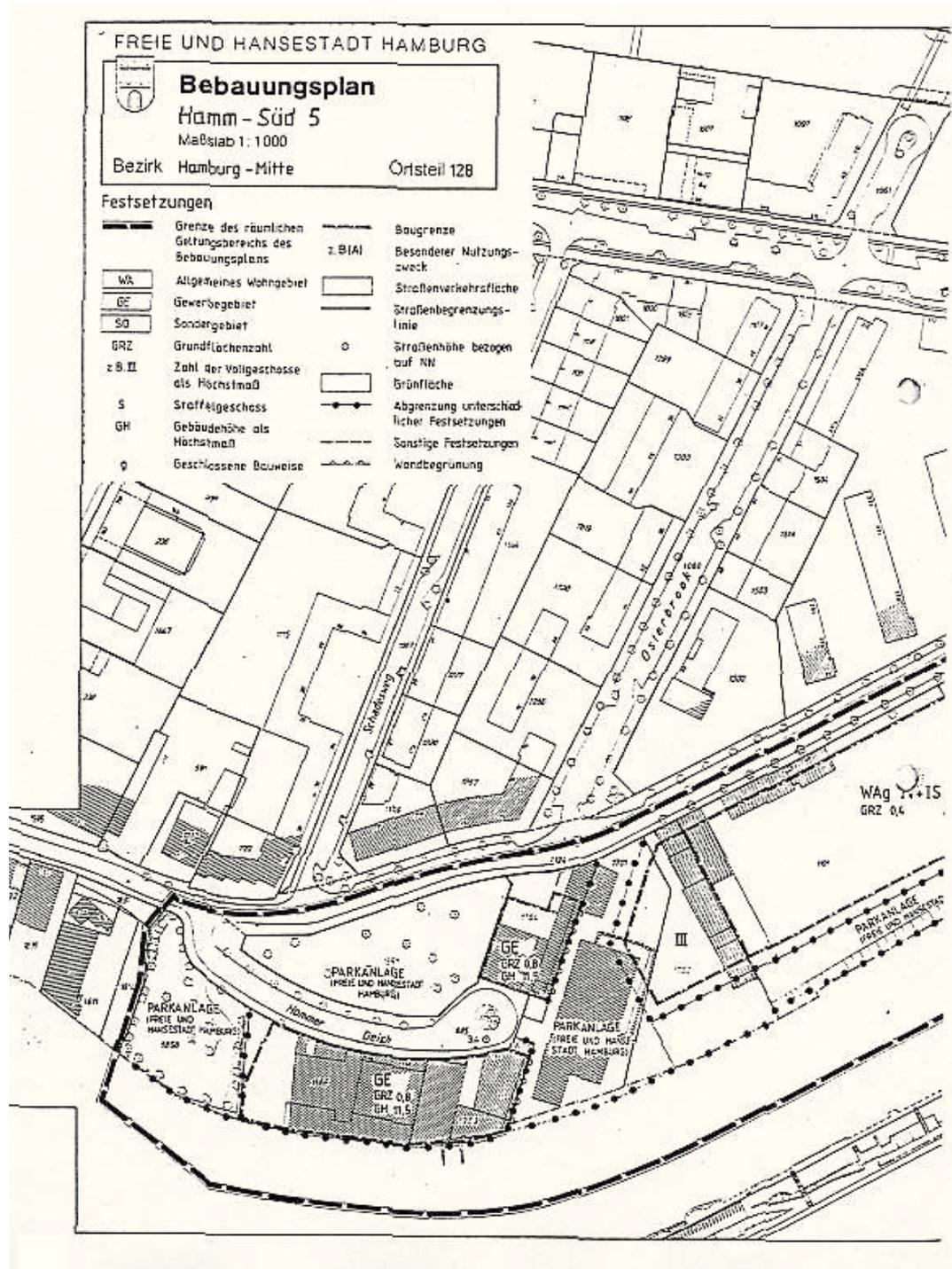


Abbildung M 3: Bebauungsplan Hamm-Süd 5, östliche Hälfte

Quelle: BGFG 1996a, S. 33

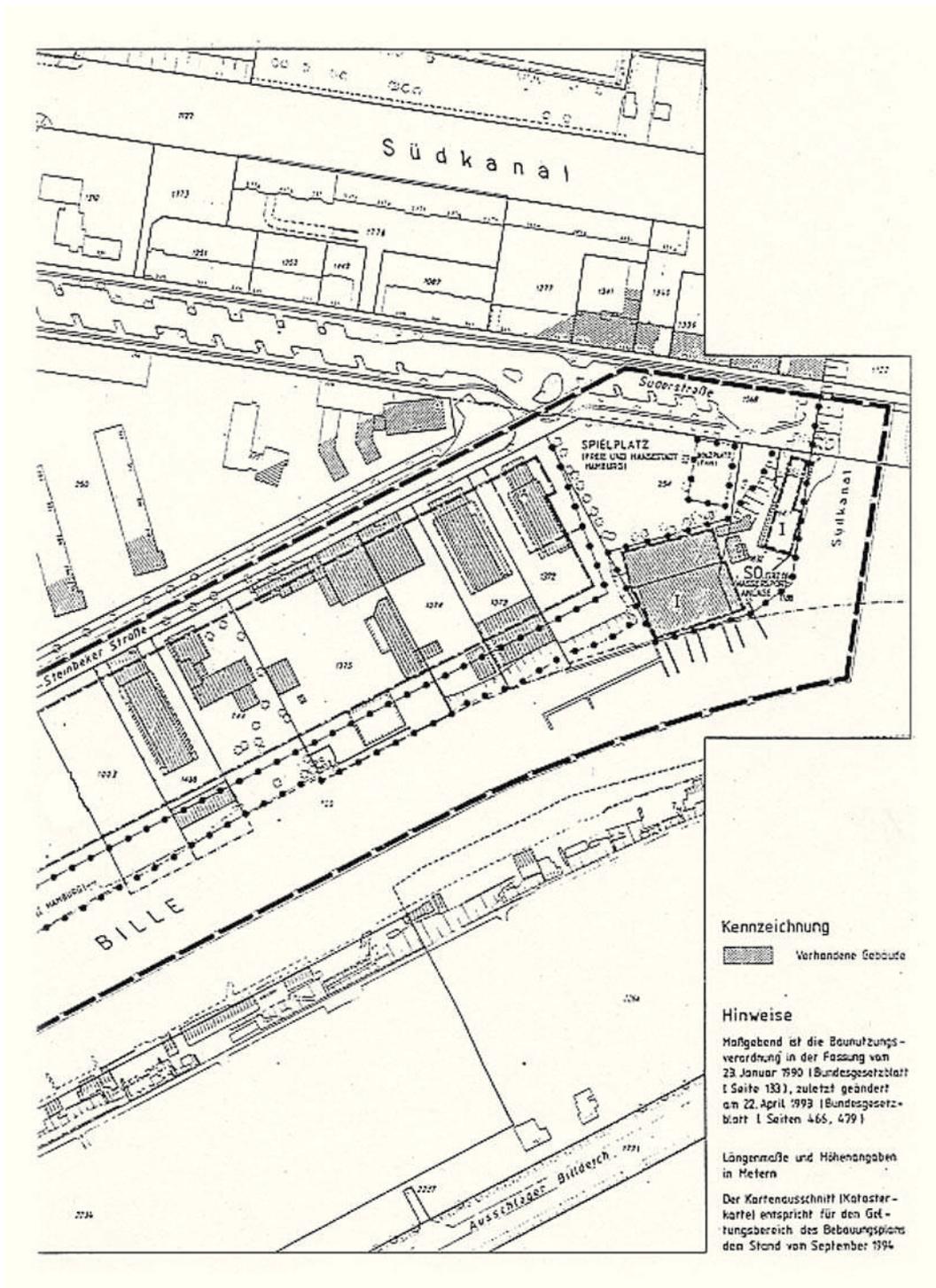


Abbildung M 4: Wettbewerbsbeitrag Rüdiger Franke, Architekt BDA

Quelle: BGFG 1996b, S. 82 (eigene Zählung)

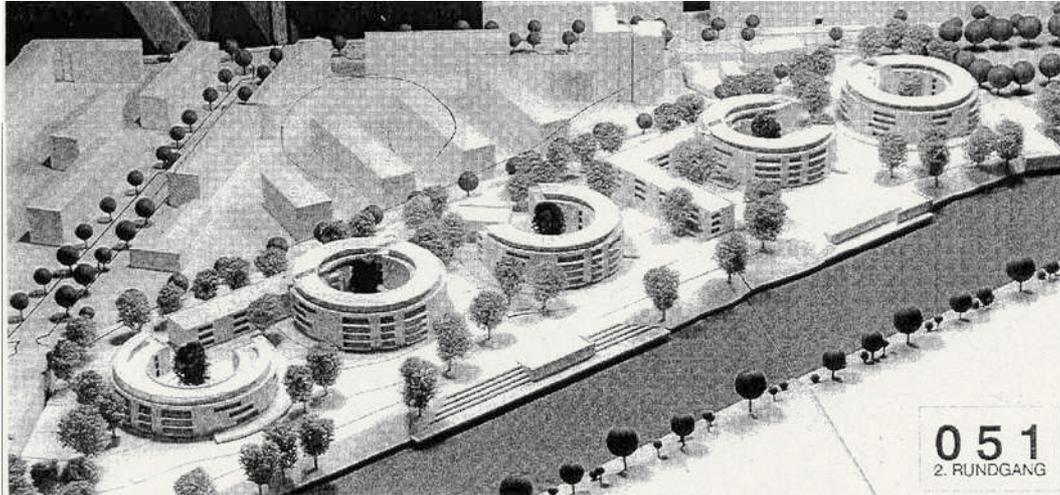


Abbildung M 5: Modell des Rundbaus, Architekten Klophaus, Schoch, zu Putlitz

Quelle: Bojahr 1997, S. 78

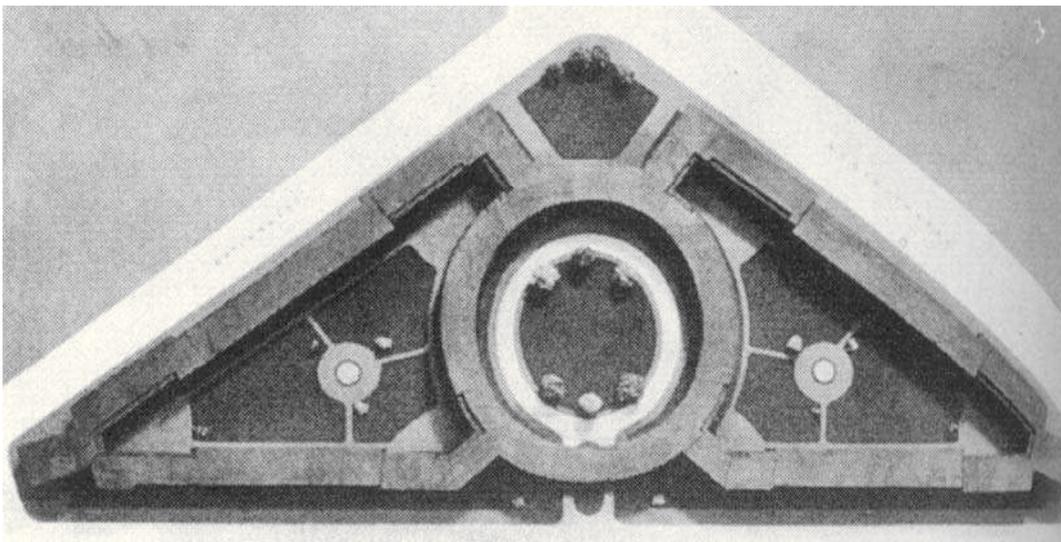


Abbildung M 6: Wohnungsangebote und -gesuche im Juli 2000

Quelle: Wochenblatt 6.07.2000

MIETGESUCHE

Rahlstedt, Barsbüttel/Stellau/Stapel
feld, jg. Paar m. 2 Katzen su. Whg m. Terr., RH/DHH, ab Juli 00, bis exkl. 1.500,-. Tel. 4903409

Lehrerin/Musikerz. (32 J./NR) su. nette Land-WG m. Gart. 65991777
1 1/2 b. 2 Zi.-Whg v. 2 Azubis z. 1.8. in Wandsbek/Eilbek/Dulsberg od. Barmbek, bis inkl. DM 700,- gesucht. Tel. 038751/20682

Möbl. Zimmer von Azubi, möglichst in Jenfeld, zum 1.8. dringend gesucht. Tel. 038462/20239

3-Zi.-Whg in der Nähe Steinfurter Allee, ab sof. ges., §-5-Schein vorhanden, bis DM 1.000,-. 2 Kinder. Tel. 73679435

Wohnung in Oststeinbek gesucht! Angest. im öffentl. Dienst sucht ab 1.10. Whg bis DM 1.000,- inkl. Tel. 0174-6114082

Oldenfelde/Rahlstedt: Leitender Angestellter su. für sich und seine Lebenspartnerin v. Priv. eine repräsentative Wohnung ab 70 m² in ruh. Einzelhauslage. Tel. 6470654

VERMIETUNGEN

HH-Hamm/Quellenweg 23d, 1 Zi., ca. 39 m², Bk., DM 490,- exkl. NK/KT/Court., FB-Immobilien, Tel. 83936530

HH-Hamm/Siebekingsallee 93, 2 1/2 Zi., ca. 56 m², Bk., Küche/Bad neu, EG, modern, DM 638,- exkl. NK/KT/Court., FB-Immobilien, Tel. 83936530

HH-Hamm/Caspar-Voght-Str. 76, 2 Zi., ca. 52 m², 4 OG, DM 598,- exkl. NK/KT/Court., FB-Immobilien, Tel. 83936530

Rahlstedter Str., 2-Zi.-Whg, 1 OG, 80 m², Bj. 95, gute Ausst., V-Bad, EBK, DM 1.200,- + NK/KT, frei ab 1.8.-v. Priv. Tel. 6779901

Rahlstedter Str., 2-Zi.-Whg, 2 OG, 69 m², Bj. 95, gute Ausst., V-Bad, EBK, DM 1.085,- + NK/KT, frei ab 1.8.-v. Priv. Tel. 6779901

2-Zi.-Whg, Horn, Bömelburgweg, ca. 50 m², Kü., V-Bad, renoviert, DM 850,- inkl. + 3 MM KT, von Privat. Tel. 6550996

Altbauvilla, Marienthal, renov., DG, 2 Zi., D-Bad, ca. 45 m², f. Singles ideal, v. Priv. K1194

HH-Schiffbek, 1-Zi.-Whg, 39 m², Bk., EBK, V-Bad, Keller, Mte 590,- exkl., v. Priv. Tel. 0170/8075762

Schöne 2 2/2-Zi.-Whg über 2 Ebe-nen, Nähe U-Bahn Berne, ruh. Lage, V-Bad, Parkett, o. Bk., Court.-frei, z. 1.9.00, evtl. auch früher, DM 1.205,-/warm. Tel. 6473685

Malzweg/Ecke Bürgerweide, 2-Zi.-DG-Nb-Whg, 64 m², EBK m. Waschm. u. Geschirrsp., V-Bad, ab 1.8.- KM DM 990,- + NK + KT. T. 2506325

Wandsbek, von priv. zu verm., 2-Zi.-DG-Whg, 70 m², EBK, V-Bad, Tepp., Miete DM 800,- + NK. T. 04183/2162

Billstedt, 3-Zi.-Whg, 63 m², 2 OG V-Bad, gr. sonnig. Bk., Kell., ruh. Lg., Gart. m. Teich, Nh. EKZ, 5 Min. U-Bahn, Garage, kahl 858,-, v. Priv. T. 73671097, ab 20h

Öjendorf, 2 b. 3-Zi.-Kfz-Whgen, ca. 70 b. 90 m², Terr. bzw. Loggia, Erstbezug, DM 1.450,- exkl., ab 1.10.00 im repräsentativen 4-FH im EFH-Gebiet, Studio-HH-Nähe, v. Priv. Tel. 73672372

Voll möbl. Whg, 40 m², an Sozial-rentner mit § 5-Schein, ab 1.10. zu verm., DM 270,-. Tel. 8511631

Tribünenweg, schöne 2-Zi.-Whg in guter Lage, von Priv. zu vermieten. Tel. 2503494

Oststeinbek, Nachm. ges., 2 1/2-Zi. Whg, 83 m², zentr. Lage, TG-Stellpl., Fahrstuhl, DM 1.207,34 ex. + NK/KT. Tel. 7123422 ab 19 h

*** DM 550,- exkl. ***

Horn: ruhig, 2 Zi., ca. 50 m², 1. OG, EBK, gr. Wo.Kü., D-Bad, DM 170,- NK, ab 1.9., courtagefrei. Tel. 7279192

HH-Veddel, 1 1/2 Zi.-Whg, ca. 36 m², Küche, V-Bad, DM 445,- exkl. + NK, o. Courtage, 3 MM Kaut., von Privat. Tel. 53893035

HH-Veddel, 2-Zi.-Whg, ca. 56 m², Küche, Bad, NSP, DM 635,- exkl. + NK, o. Courtage, 3 MM Kaut., von Privat. Tel. 040/53893035

3 1/2-Zi., Hamm-Nord, Nähe Ham-mer Park, 82 m², EG, Westbalk. z. Garten, ruhige Lage, z. 15.8.00, 1.020,- exkl., 1340,- inkl., v. Priv. Tel. 040/7205109

Billstedt, 2-Zi.-Whg, 45 m², EBK, D-Bad, MM DM 600,- + 3 MM/KT, von Priv. Tel. 7124803

Billstedt, 1-Zi.-Whg, 30 m², EBK, D-Bad, MM DM 500,- + 3MM/KT, von Priv. Tel. 7124803

Werkstatt: 60 m², Büro: 52 m², La-gerhalle: 72 m², Garage: 30 m², Hoffläche: 500 m², v. Priv. zu verm., DM 2.700,-, Dehnhaide. Tel. 613446

U-Bahn Ritterstr., 1-Zi.-Whg, teil-möbl., 35 m², sep. Kü., V-Bad, DM 540,- exkl., per sofort, v. Priv. zu verm. Tel. 87970500

Billstedt, 4 Zi., EBK, V-Bad, 90 m², 1 OG, DM 1.290,- + NK/KT 2 MM, v. Priv. Tel. 6776737 o. 6753441

Wandsbek, 1-Zi.-Whg, 42 m², Bk., DM 616,- + NK/KT o. Court., ab 1.9. v. Priv. Tel. 04101/33678

Horn, 2 1/2-Zi.-Whg, 59 m², DM 899,- inkl. + KT/CT. AB Immobilien. Tel. 65901151

Horn, 2-Zi.-Whg, ca. 50 m², DM 765,- inkl. + KT/CT. AB Immobilien. Tel. 65901151

Rahlstedt, Parchimerstr., 2 2/2-Zi.-Whg im 5 Fam.Hs, 5 Min. zum EKZ, 95 m², EBK, Einb.-Schr., V-Bad, WC, gr. Bk., DM 1.429,- exkl. + NK/KT, v. Priv. T. 6446002

Ladengeschäft/Imbiss/Feinkost, 120 m², Mte 2.000,-, ab sofort, Wald-dörfer Str., Höhe Friedhof, v. Priv. Tel. 8996840

Nachmieter ges. f. 1-Zi.-App., 1. OG, S-Bk., 45 m², V-Bad, Kü., Flur, ruh. Lg., Miete inkl. DM 870,-, teil-möbl. Tel. 64653410

Hamm, 1-Zi.-Whg, Altb., 37 m², hohe Räume, weißes V-Bad, Kü., Zeile, DM 624,- exkl., ab sof. od. später, v. Priv. Tel. 0177/2586133

Nachmieter gesu., 4-Zi., 14100 m², Wandsbek, §-6-Schein, erf. Bj. 94, DM 1.885,- inkl. Tel. 65720391

3-Zi.-Whg, Walddörfer Str., 76 m², Balkon, DM 1184,- + NK/KT, ohne Court., v. Pr. Tel. 04101/33678

Hamm, Welkes Garten 7

2-Zi.-Whg, ca. 50 m², Bk., EBK, Kabel-TV, Waschkü., renov., sof. o. später, v. Priv., DM 895,- inkl. + KT, Garage mögl. T. 6014401

2 1/2-Zi.-Whg, Horn, 62 m², ruh. Hs, V-Bad, S-Bk., Kabel-TV, Miete DM 765,- + NK/KT, ab sofort od. 1.8. v. Priv. Tel. 7324254

2 1/2-Zi.-ETW, Billstedt

69 m², sehr gepflegt, hochwertig modernisiert, Böden gefliest, EBK, D-Bad, SW-Terrasse, frei, von privat, KP 200.000,- DM
Tel. (0 40) 7 32 16 68



National • Umzüge • International

Beiladungen • Kleintransporte
Umzugsbedarf
schnell • preiswert • zuverlässig

Unverbindliche, kostenlose Beratung.
Hilfsbereites, freundliches Personal.
Abrechnung über Behörden und Arbeitgeber möglich

Anruf genügt! Tel. (0 40) 7 13 00 82 20
Internet: <http://www.minitrans-hh.de>

Angebote:



Neubauprojekt am Bille-Ufer
„10 Minuten von HH-City errichtet die BGFG moderne Wohnungen mit 2 1/2 - 3 Zimmern. Besichtigen Sie unsere Musterwohnungen.“

Hamm-Osterbrookviertel (Schadesweg),
3 Zi., ca. 77 m², 3. OG, DM 753,-, § 5-Schein
2 Zi., ca. 60 m², 3. OG, DM 581,-, § 5-Schein

Süderstraße 324
20537 Hamburg
Tel. (040) 21 11 00-0
Fax (040) 21 11 00 11
www.bgfg.de
info@bgfg.de

Alle Angebote zzgl.
Nebenkosten und
Genossenschaftsanteile.

Brockhausweg 11 a, 3-Zi.-Wohnung, ca. 77,81 m², Küche, Vollbad, Balkon, ZH, Miete 1.089,34 DM exkl., frei ab sofort, Genossenschaftsanteile.
Gen. Baugen. Hamburg-Nordost eG
Telefon 69 70 94-12

Billstedt, Steinb. Marktstr. 82, 1 1/2-Zi.-Whg., ca. 41 m², Hochpart., Balkon, nur f. Single, freiz. 1.10.2000, Miete: 530,- DM exkl. + NK + Kl., ohne Court.
Dagmar Heckl Immo. GmbH
Ziegeleistraße 59 • 22119 Oststeinbek
Telefon 7 31 40 61 • Fax 7 32 52 35

Nähe EKZ Billstedt
125 m² Büro-, Lager-, Gewerbell., frei ab 1.8.2000, netto 1.375,- DM
Jacobi Immobilien
Tel. (0 40) 3 25 66 50

HH-Farmsen, 2-Zi.-Whg, 77 m², 75 m², 15,- DM je m² netto, sofort frei, keine Courtage
Telefon 6 45 10 38

IMMOBILIENGESUCHE

Häuser, Grundstücke, Mietobjekte, für vorgemerkte Kunden gesucht. Keine Kosten für den Auftraggeber. Warmholz Immobilien GmbH. Tel. 6475124 o. Fax 6470168

DHH/RH, Volksdorf und Umgebung, ca. 4 Zimmer bis DM 480.000,-, von privat. Tel. 6311875

IMMOBILIENANGEBOTE

Mass. Blockhs., Dahlenburg, gepfl., ganzj. bewohnb., Grdst. 567 m², 50/68,5 m² Wfl./nfl., 3 Zi., EBK, VB, Terr., sep. Wirtschgeb., Carp. DM 225.000,-, Tel. 0172/4353718

Wandsbek-Gartenstadt, 3 1/2-Zi.-Whg., 82 m², in grüner ruh. Sackg., gepfl. Anlage, VB, EBK, Loggia, neue Fenster v. Priv., frei ab sofort, DM 295.000,-, T. 2996377, tagsü. 6962248 abends 0172/7019484

Hamm: 3-Zi-Dachgeschoß-ETW, mit Galerie, gegenüber vom Hammer Park, ca. 105 m² Wohnfl., helle Wohnküche, Holzdielen, Voll-u. Duschbad, Westbalkon mit Fernblick, DM 395.000,- Engel & Völkers, RDM-Makler Tel. 65720350

Horn: ETW der Superlative, 2 Zi., ca. 45 m² Wohnfl., Fußbodenh., Parkett, Marmorduschbad, Gegensprachanlage mit Video, offene EBK mit allen technischen Finissen, DM 145.000,- Engel & Völkers, RDM-Makler, Tel.: 65720350

Marienthal: kleines EFH mit Charme, ca. 105 m² Wohnfl., verteilt auf 4 2/2 Zi., Vollkeller, eingewachsenes ca. 1.040 m² Grdst., DM 595.000,- Engel & Völkers, RDM-Makler, Tel. 65720350

Hamm, 3 Zi., ca. 70 m², 2 Bk., VB 199.000,- prov.-frei, Bramfelder Immo., 6416091

Alt-Rahlstedt, 3-Zi.-ETW, 88 m², Hochpart., EBK, Parkett, VB, 2 Balkone, TG-Stellpl., kl. Anlage, v.a. Priv., DM 330.000,-, Tel. 6733282

2-Zi.-ETW, Kirchsteinbek, 58 m², frei, DM 138.000,-, Tel. 6787371

Wandsbek, ETW, 2 Zi., 63 m², EBK und V-Bad weiß, Parkett, Marmorbod., Loggia, frei, DM 239.000,- von Privat. Tel. 6932537

HH-Billstedt, 1-Zi.-Kfz-Whg, 38 m², V-Bad, Kü., Bk., frei ab sofort, 124.000,- DM, v. Priv. Tel. 0170/8075752

Melendorf, ERH, idyll. Lage, Bj. 89, 2 Vollgesch., 4-Zi., 105 m² + ausgeb. DG-Studio, 3 Bäder, Regenwasser f. WC, 14 Roll., VK, EBK, 930 m² naturn. Garten, KP 620.000,- DM v/an Priv., 0171/9447055

Oldenfelde, 2-Zi.-EG-ETW, 46 m², EBK, V-Bad, Terrasse, TG-Stellpl., von Priv., Bj. 83, DM 192.000,-, Tel. 6560362

Abbildung M 7: Halle des Familistère in Guise

Quelle: Stumberger 2004, S. 9; Foto: Familistère de Guise

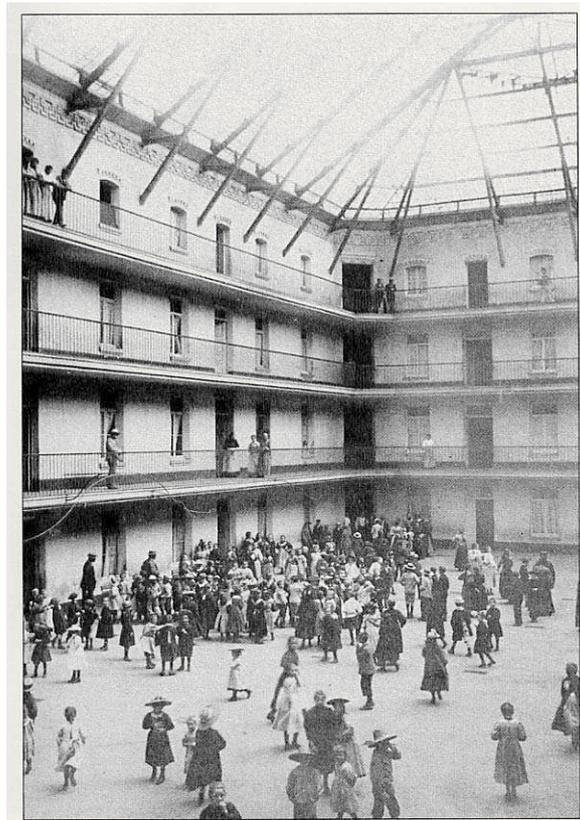


Abbildung M 8: Halle des Galerieshauses in der Messestadt München-Riem

Quelle: Stumberger, 2004, S. 113





Abbildung M 9: Halle der Wohnanlage Holzstraße, Linz

Quelle: Linz 2000, o. S.

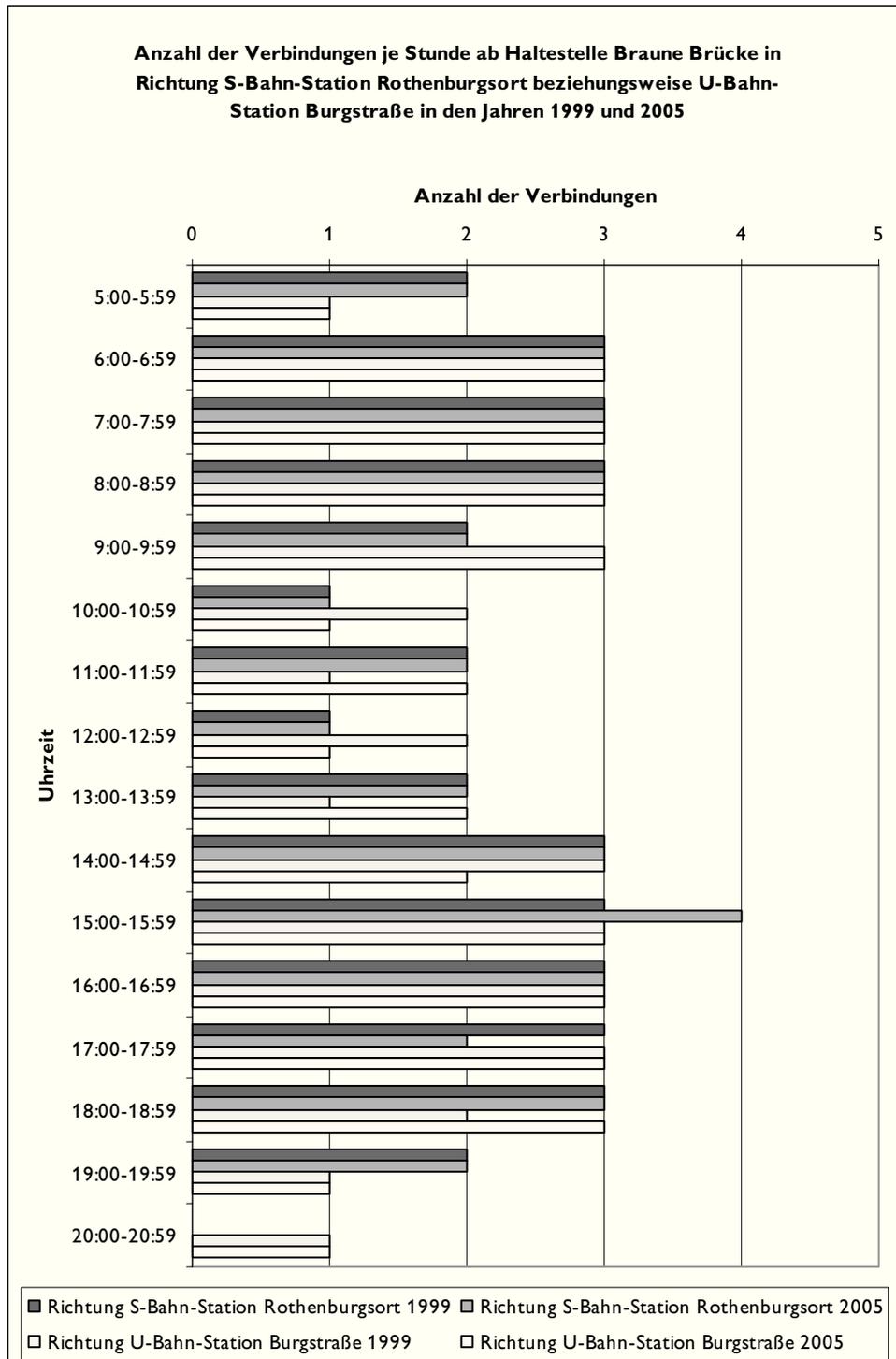
Abbildung M 10: Fassadenansicht der Wohnanlage Holzstraße, Linz

Quelle: Linz 2000, o. S.



Ergänzende statistische Daten

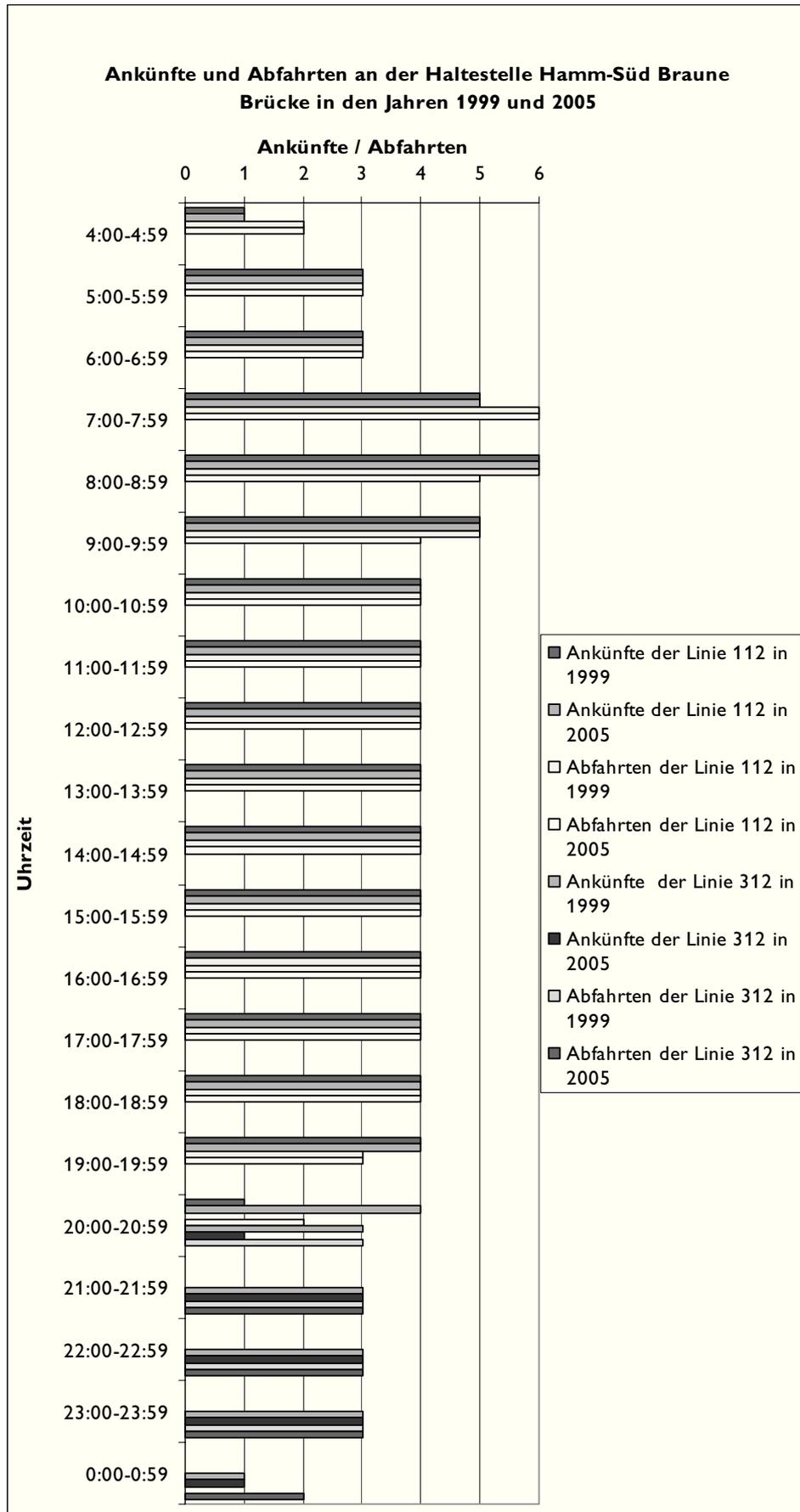
Diagramm M 1



Anzahl der Verbindungen der Linie 130				
von der Haltestelle »Braune Brücke« zur S-Bahn-Station Rothenburgsort beziehungsweise zur U-Bahn-Station Burgstraße*				
Tageszeit	Richtung S-Bahn-Station Rothenburgsort		Richtung U-Bahn-Station Burgstraße	
	2005	1999	2005	1999
5:00-5:59	2	2	1	1
6:00-6:59	3	3	3	3
7:00-7:59	3	3	3	3
8:00-8:59	3	3	3	3
9:00-9:59	2	2	3	3
10:00-10:59	1	1	1	2
11:00-11:59	2	2	2	1
12:00-12:59	1	1	1	2
13:00-13:59	2	2	2	1
14:00-14:59	3	3	2	3
15:00-15:59	4	3	3	3
16:00-16:59	3	3	3	3
17:00-17:59	2	3	3	3
18:00-18:59	3	3	3	2
19:00-19:59	2	2	1	1
20:00-20:59			1	1
Summe	36	36	35	35
Erste Fahrt	5:32	5:32	5:46	5:43
Letzte Fahrt	19:32	19:32	20:27	20:04
* Berücksichtigt werden die Verbindungen von montags bis freitags. Quellen: HHAG 1999 und HHAG 2004, eigene Zusammenstellung.				

Diagramm M 2

e



Anzahl der Ankünfte und Abfahrten der Linien 112 und 312

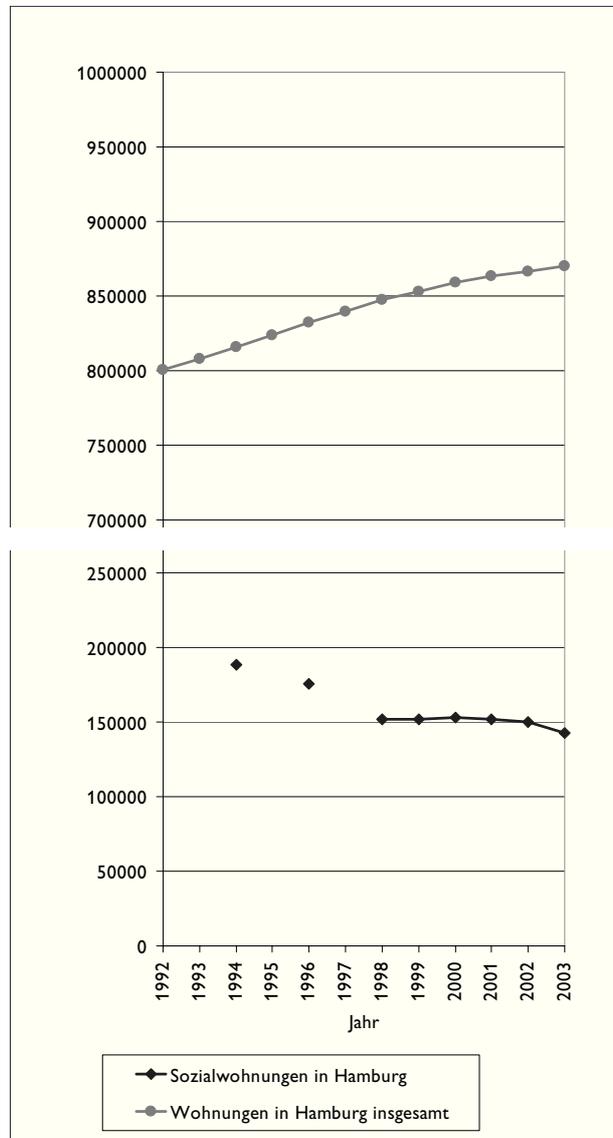
am Endhaltepunkt »Hamm-Süd Braune Brücke«*

Tageszeit	Ankünfte der Linie 112		Abfahrten der Linie 112		Ankünfte der Linie 312		Abfahrten der Linie 312	
	2005	1999	2005	1999	2005	1999	2005	1999
4:00-4:59	1	1	2	2				
5:00-5:59	3	3	3	3				
6:00-6:59	3	3	3	3				
7:00-7:59	5	5	6	6				
8:00-8:59	6	6	5	6				
9:00-9:59	5	5	4	5				
10:00-10:59	4	4	4	4				
11:00-11:59	4	4	4	4				
12:00-12:59	4	4	4	4				
13:00-13:59	4	4	4	4				
14:00-14:59	4	4	4	4				
15:00-15:59	4	4	4	4				
16:00-16:59	4	4	4	4				
17:00-17:59	4	4	4	4				
18:00-18:59	4	4	4	4				
19:00-19:59	4	4	3	3				
20:00-20:59	4	1	2	0	1	3	0	3
21:00-21:59					3	3	3	3
22:00-22:59					3	3	3	3
23:00-23:59					3	3	3	3
0:00-0:59					1	1	2	0
Summe	67	64	64	64	11	13	11	12
Erste An- kunft	4:44	4:45			20:59	20:11		
Letzte An- kunft	20:48	20:03			0:39	0:11		
Erste Ab- fahrt			4:39	4:37			21:01	20:14
Letzte Ab- fahrt			20:23	19:42			0:21	23:54

* Berücksichtigt werden die Ankünfte und Abfahrten von montags und freitags. Quellen: HHAG 1999 und HHAG 2004, eigene Zusammenstellung.

Diagramm M 3

Entwicklung des Sozialwohnungs- und Wohnungsbestands in Hamburg



Quelle: Statistisches Landesamt:
<http://www.statistik-hh.de/regional.php>, 2004, eigene
Zusammenstellung. Sozialwohnungsbestände für
1992, 1993, 1995 und 1997 wurden nicht ermittelt.

**Ergebnisse der Wahlen zur Bezirksversammlung Hamburg-Mitte von
1987-2004**

Jahr	Gebiet	Wahlbeteiligung	Gültige Stimmen (absolut)	SPD	CDU	GRÜNE / GAL	F.D.P.	STATT Partei	DVU	REP	SCHILL Partei
1987	Hamburg-Mitte	73,4	115602	48,6	35,7	9,5	4,7				
	Hamm-Süd	74,5	1728	55,4	33	6,5	4,3				
1991	Hamburg-Mitte	58,7	92962	50,7	29,5	9,5	3,3				
	Hamm-Süd	62,7	1418	59,2	24,1	7,8	2,4				
1993	Hamburg-Mitte	63,4	95777	43,7	19,6	16	2,7	4,3	4,3	6,4	
	Hamm-Süd	64,2	1351	45,6	16,6	12,6	2	5,3	5,3	7,4	
1997	Hamburg-Mitte	59,3	89896	38,9	24,6	16,6	2,3	3,3	8,5	2,9	
	Hamm-Süd	62,6	1196	41	23,5	11,9	2,2	3,4	12,5	3	
2001	Hamburg-Mitte	61,4	90361	36,8	20,8	10,2	2,9				21,7
	Hamm-Süd	61,1	1380	42	18,3	6,5	2,6				23,7
2004	Hamburg-Mitte	58,8	86743	34	38,8	15,2	2,9				
	Hamm-Süd	58,1	1323	37,9	38,9	9,7	3,3				

Quelle: Statistisches Landesamt <http://www.statistik-hh.de/regional.php>, 2004, eigene Zusammenstellung. Alle Angaben in % mit Ausnahme der gültigen Stimmen. Ergebnisse ohne Briefwahl.

Ergebnisse der Bürgerschaftswahlen von 1987-2004

Jahr	Gebiet	Wahlbeteiligung	Gültige Stimmen (absolut)	SPD	CDU	GRÜNE / GAL	F.D.P.	STATT Partei	SCHILL Partei	Pro DM / Schill
1987	Hamburg	79,5	984573	45	40,5	7	6,5			
	Hamburg-Mitte	73,4	115981	50,3	36,6	7,7	4,3			
	Hamm-Süd	74,5	1726	56,8	33,5	5,3	3,5			
1991	Hamburg	66,1	819773	48	35,1	7,2	5,4			
	Hamburg-Mitte	58,7	93329	53,4	30	7,3	3,2			
	Hamm-Süd	62,7	1416	61,9	24,7	4,9	3			
1993	Hamburg	69,6	844902	40,4	25,1	13,5	4,2	5,6		
	Hamburg-Mitte	63,4	97329	45,5	19,5	13,1	2,7	4		
	Hamm-Süd	64,2	1400	46,9	17,1	10,4	2,4	4,3		
1997	Hamburg	68,7	822931	36,2	30,7	13,9	3,5	3,8		
	Hamburg-Mitte	61,9	89938	40,2	24,6	13,5	2,2	2,8		
	Hamm-Süd	65	1232	41,5	22,7	9,3	2,1	2,8		
2001	Hamburg	71	850668	36,5	26,2	8,6	5,1		19,4	
	Hamburg-Mitte	63,8	89595	39,2	21,1	8,8	3		22	
	Hamm-Süd	63	1372	43,2	19,2	4,9	3,4		22,7	
2004	Hamburg	68,7	824128	30,5	47,2	12,3	2,8			3,1
	Hamburg-Mitte	60,9	85948	34	40,2	13,2	2,2			4,5
	Hamm-Süd	59,7	1314	36,1	40,3	7,4	2,9			6,5

Quelle: Statistisches Landesamt: <http://www.statistik-hh.de/regional.php>, 2004, eigene Zusammenstellung. Alle Angaben in % mit Ausnahme der gültigen Stimmen.

Verteilung der Sozialmietwohnungen in Hamburg auf Eigentümergruppen	
SAGA	49335
Genossenschaften	42428
GWG	16688
Kapitalgesellschaften	10118
Privatpersonen / Personengesellschaften	19171
Sonstige	5260
Summe	143000
Quelle: WK 2003, S. 24. Stichtag: 1.01.2004	

Wohnungsbestand in Hamburg*			
Jahr	... insgesamt	... davon Sozialwohnungen	
		absolut	in Prozent
1992	800784		
1993	807784		
1994	815539	188390	23,1 %
1995	823926		
1996	831984	175549	21,1 %
1997	839293		
1998	847324	151671	17,9 %
1999	852919	151820	17,8 %
2000	858993	152901	17,8 %
2001	863574	151989	17,6 %
2002	866646	149930	17,3 %
2003	870183	142710	16,4 %
Quelle: Statistisches Landesamt http://www.statistik-hh.de/regional.php , 2004, eigene Zusammenstellung.			

Diagramm M 4

Quelle: BGFG 1999j, S. 6

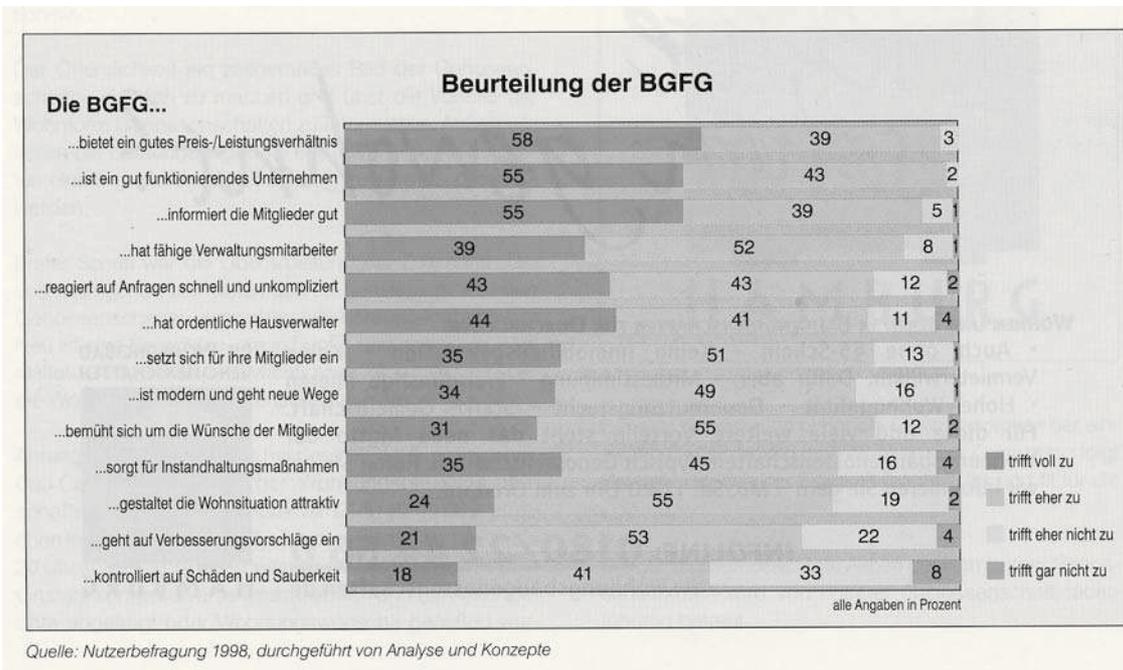


Diagramm M 5

Quelle: FuHH, Statistisches Landesamt: Stadtteil-Datenbank

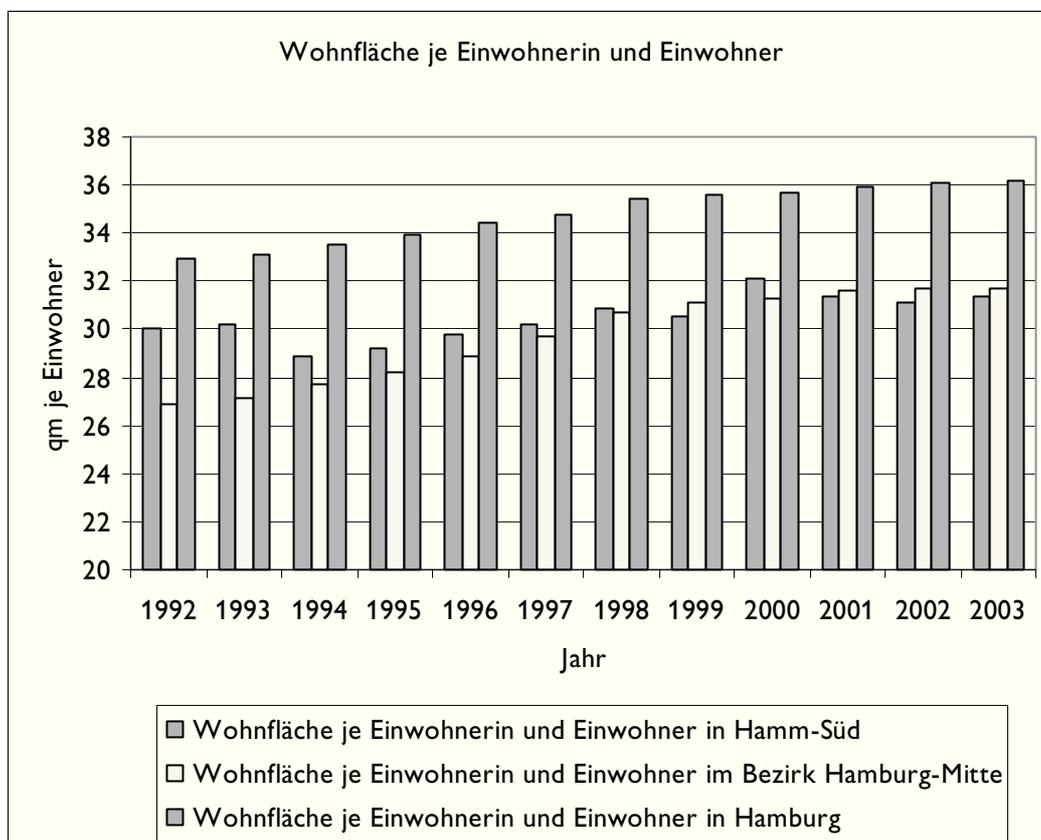
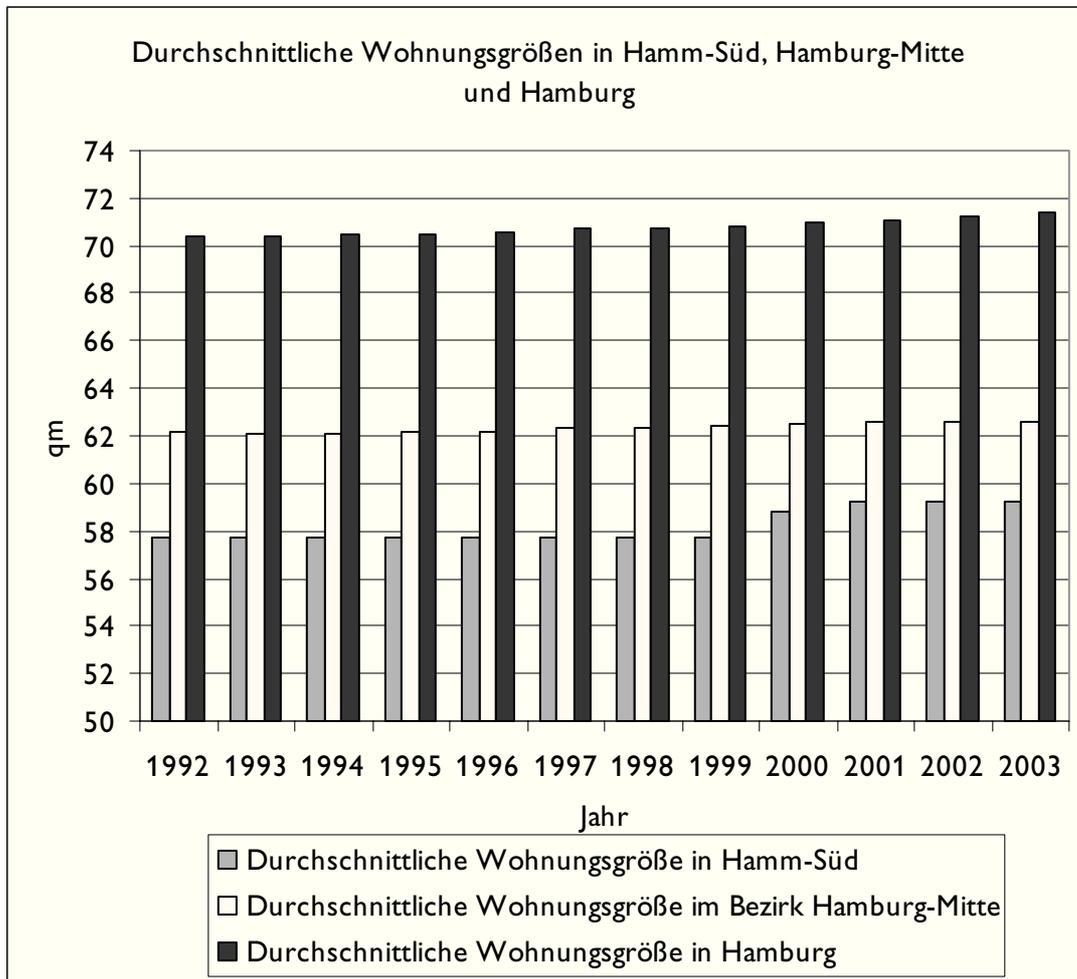


Diagramm M 6

Quelle: FuHH, Statistisches Landesamt: Stadtteil-Datenbank



Nachweis zu den Abbildungen, Diagrammen und Tabellen

Alle Abbildungen, Diagramme und Tabellen dieses Materialienbandes, soweit nicht anders gekennzeichnet: Erich Schmidt.

Erich Schmidt: Soziale Architektur und Nachbarschaft in der Stadt

Kurzfassung

1999 errichtete die Baugenossenschaft freier Gewerkschafter eG in Hamburg Hamm-Süd einen mit öffentlichen Mitteln gefördertes Wohnungsbauprojekt. Das prämierte architektonische Grundkonzept beruht auf jeweils zwei V-förmig zueinander stehenden Zeilen, die ein Glasdach miteinander verbindet. Darunter befindet sich ein zentraler halbprivater Bereich, der sich zur Kommunikation innerhalb der Bewohnerschaft anbietet. Mit der Kennzeichnung dieses Konzeptes als »soziale Architektur« verknüpfte ich analytisch die Rezeptionsgeschichte dieses innovativen Neubauprojektes mit den Erfahrungen der Bewohnerschaft im Umgang mit ihrer neuen Wohnsituation. Auf die von den Hallenhäusern in Hamm-Süd eröffnete Möglichkeit zum kommunikativen Wohnen richteten sich von Beginn an vielfältige Ambitionen der Wohnungsgenossenschaft, der Architektin, der Stadtentwicklung, der Architekturkritik und der Politik, die alle von der drängenden Forderung des Tages nach sozialer Integration in der Großstadt genährt wurden. Die Bewohnerschaft nahm die Anregung zum nachbarschaftlichen Wohnen auf und probierte verschiedene Varianten aus - wie etwa der gemeinsame Innenhof, die Beziehungen zwischen den Nachbarn und zur BGFG gestaltet werden könnten. Die vorliegende Dissertation führt die Erfahrungen solchen Wohnens im Kontext sozialer Architektur zusammen. Fünf Teilergebnisse verdienen dabei besondere Beachtung.

1. Zwei Drittel der Befragten war überzeugt, dass Hallenhäuser nachbarschaftliche Beziehungen förderten. Die Untersuchung des Wohnalltags der Befragten erlaubte, dieses Resultat nachzuvollziehen.
2. Die Baugenossenschaft verwirklichte ein innovatives Wohnkonzept für ihre neuen Mitglieder. Zwei Jahre später erhielt sie von diesen Vorschläge zum explizit genossenschaftlichen Umgang mit Meinungsverschiedenheiten.
3. Nach drei Jahrzehnten folgenloser Stadtteilentwicklung für Hamm-Süd galt die Wohnungsbauplanung als Aufbruchsignal. Tatsächlich bleibt sie auf absehbare Zeit hinaus ein singuläres Ereignis.
4. Das Bund-Länder-Programm »soziale Stadt« versuchte, der Desintegration verfallender Quartiere auch durch Stärkung bürgerschaftlichen Engagements in Nachbarschaften zu begegnen. Die nachbarschaftlichen Verhältnisse in den Hallenhäusern im problembehafteten Hamm-Süd stützten solchen Optimismus nicht. Trotzdem setzte sich die Idee fort, von Sozialpolitik verlassene Handlungsfelder nunmehr durch bürgerschaftliches Engagement bestellen lassen zu wollen.
5. In den 1960-er Jahren empörte Mitscherlich die Unwirtlichkeit der Städte. Er wurde auch in der Großstadt Hamburg vernommen. Für diese lotete Bahrdt die Bedeutung öffentlicher und privater Bereiche aus, die im Wohnalltag im Hallenhaus erst bestimmt werden musste. »Neighbourhood« mit Jacobs zu ergründen, ging der Analyse sozialer Kontakte unter einem überdachten Innenhof voraus. Und Newmans »defensible space« schickte sich an dem Unsicherheitsempfinden mit kriminalpräventivem Städtebau zu begegnen. Die Konzeptionen der genannten Expertinnen und Experten markieren die theoretischen und methodischen Einstiegspunkte in die vorliegende Studie. Mit ihnen werden die Bedeutungen, die Formen und die Funktionen nachbarschaftlichen Wohnens in sozialer Architektur analysiert.